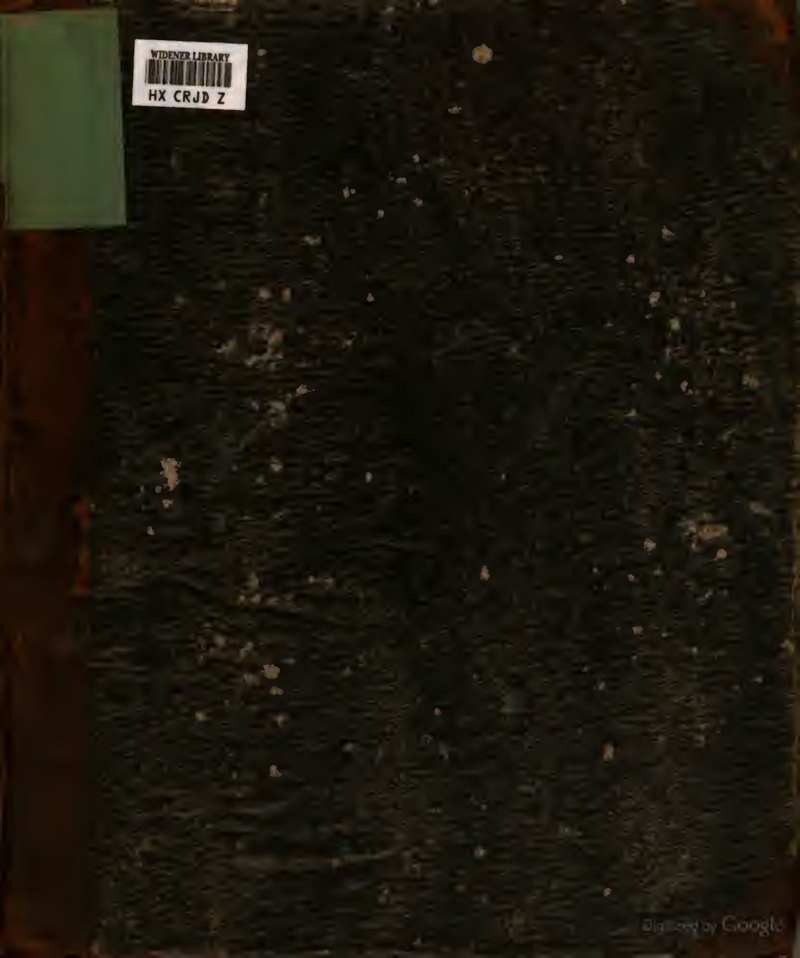

WIDENER LIBRARY
HX CRJD Z

No 4850.

Damen's Leihbibliothek.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Fünfunddreißigster Jahrgang.

Julius 1835.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

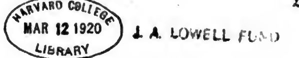
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichte.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

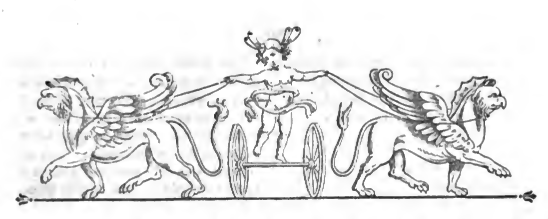
Leopold Voß
in Leipzig.



Inhalt.

Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags —— 127. —— den 2. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wieland's Briefe an eine Hofdame*).

1.

Weimar, den 9. September 1803.

Gnädiges Fräulein!

Meinem Versprechen zu Folge und mit ausdrücklicher Erlaubniß der durchlauchtigen Herzogin Amalia, habe ich die Ehre, Ihnen hierbei die **Mémoires historiques de Steph. Louise de Bourbon-Conti** zu überschicken.

*) Diese Briefe sind an Fräulein Henriette von Knebel, eine Schwester des verstorbenen Restors der deutschen Literatur, gerichtet. Als Hofdame und Gouvernante der geistvollen Prinzessin Karoline von Weimar, welche sich später mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählte, lebte sie in großer Achtung, und im Umgange mit ausgezeichneten Männern der damaligen Zeit. Die deutsche Briefliteratur hat, als Memoirensammlung und als lebendigste Ueberlieferung zur Culturgeschichte, so viel Reiz, Wichtigkeit und Ausdehnung in unsern Tagen gewonnen, daß auch einzeln stehendere Beiträge dazu willkommen geheißen werden dürfen. Aus diesen erst ganz kürzlich unter Familienpapieren in Jena wieder aufgefundenen Briefen des alten, saubern, weisheitsvoll lächelnden weimarischen Epikurs wird es interessant seyn, in vertrauten Mittheilungen zu belauschen, wie große deutsche Geister jener Periode sich in Hofkleidern ausnahmen, wie ihnen diese Falten zu Gesichte standen, und wie wohlgefällig und aus eigener Wahl sie sich in Gala und Staatsrobe bewegten. In Rücksicht solchen Schauspiels, das man der heutigen Generation unverkümmert hat lassen wollen, sind in die kleine Sammlung auch solche Briefe mit aufgenommen, deren Inhalt das Interesse bietet, wie der alte deutsche Weise auch über minutiöse Dinge wie eine gerngeschnupfte Prise spanischen Tabaks mit graziöser Wichtigkeit zu referiren liebte, und wie er, selbst den Achtzigen nahe, auf die Beobachtung der Formen der Hofetiquette nur mit Bedauern verzichtete.

Wenn Sie dieses Buch gelesen haben werden, so werden Sie mir vielleicht beistimmen, wenn ich sage, daß es einzig in seiner Art ist; daß man sich eben so wenig begreiflich machen kann, wie die darin enthaltene Geschichte wahr, als wie sie erdichtet seyn könnte; daß sie, im erstern Falle, eines der fürchterlichsten Zeugnisse gegen die menschliche Natur ist; daß, wofern diese Stephanie Louise wirklich die Verfasserin dieser Memoiren ist, sie, wenn sie auch keine Bourbon seyn sollte, gewiß in Ansehung ihrer Naturgaben, ihres Geistes und Muthes, ihrer Talente, ihrer Tugend und der unbegreiflichen Ausdaurungskraft, womit sie eine lange Reihe beispielloser Leiden ausgehalten und überlebt hat, die außerordentlichste Person ist, die jemals ihrem Geschlecht Ehre gemacht hat —

Doch wozu sage ich das, da meine Absicht keineswegs ist, Sie zum voraus weder für, noch wider dieses lesenswürdige Buch einzunehmen? Ich freue mich vielmehr darauf, die Eindrücke, die es auf Sie, gnädiges Fräulein, und auf unsere liebenswürdige Prinzessin machen, und die Reflexionen, die es in Ihnen veranlassen wird, aus Ihrem eigenen Munde zu hören, und hoffe, daß es mir zu diesem Ende vergönnt seyn werde, Ihnen nach Verfluß einiger Tage aufzuwarten. Wollten Sie die Gnade haben, mich wissen zu lassen, wenn und zu welcher Stunde ich am gelegensten kommen würde, so würden Sie mich zwiefach verbinden.

Inzwischen bitte ich Sie, gnädiges Fräulein, mich der

durchlauchtigsten Prinzessin zu Füßen zu legen, und die aufrichtige Verehrung, die ich Ihnen längst gewidmet habe, noch ferner mit Ihrem mir höchst schätzbaren Wohlwollen zu erwiedern. Wieland.

2.

Weimar, den 13. Mai 1805.

Gnädiges Fräulein,

Wie gütig sind Sie, so theilnehmend für die Unterhaltung der wenigen organischen Lebenswärme zu sorgen, welche mir die vier ersten Monate dieses wenig Gutes versprechenden Jahres übrig gelassen haben!

Aber wie unendlich wird der Werth Ihres lieben Geschenks in meinen Augen durch die Quelle, woraus es geflossen ist, erhöht! Die Dauer unsers Daseyns hängt doch hauptsächlich von der Erhaltung der geistigen Flamme ab, die unser Herz erwärmt, und deren reinste Nahrung die Freundschaft schöner Seelen ist. Möchte ich Ihnen, verehrteste Freundin, zeigen können, wie wohlthätig mir in dieser Betrachtung die Ihrige ist, und welche angenehme Sonnenblicke sie auf meine noch übrigen Tage wirft!

Haben Sie die Güte, unserer liebenswürdigsten Prinzessin meinen Dank für Ihr gnädiges Andenken zu Füßen zu legen, und mir die Erlaubniß zu erbitten, dies nächstens zu einer Ihrer Durchlaucht und Ihnen gefälligen Stunde in Person zu thun. Mich verlangt sehr, aus Ihrem eigenen Munde zu hören, wie das bunte Gewimmel und lärmende Getümmel und überhaupt das ganze magische Panorama einer leipziger Messe auf Ihre unbefangene Seele gewirkt hat.

Leben Sie wohl, meine gütige Freundin; und erhalten Ihr unschätzbares Wohlwollen Ihrem dankbaren Verehrer und Freund Wieland.

3.

Weimar, den 30. Mai 1808.

Gnädiges Fräulein,

Welch ein köstlicher, mehr als goldener Brief ist der, den Sie mir diesen Morgen von Ihrem Herrn Bruder zugeschickt haben! Wenn man das Beste und Preiswürdigste geleistet hätte, würde man sich durch einen solchen Brief, durch eine so zart und schön aus einem für Wahres und Gutes so höchst empfänglichen Gemüth hervorgequollene Billigung überreichlich belohnt fühlen. Unser eigenes Bewußtseyn, wenn es gerade (was, leider! nicht immer der Fall ist, noch seyn kann) von allem Anhauche selbstgefälliger Eitelkeit und jeder andern geheimern Täuschung rein ist, ist freilich der treueste Spiegel, worin wir unsere wahre Gestalt erblicken können: und wenn ich in diesen Spiegel schaue, wie könnt' ich mir selbst verbergen, daß der Charakter meines Geistes sowohl als dessen, was ich an meinem Cicero geleistet, in dem eigenthümlichen Lichte des Geistes und Gemüthes Ihres edlen Bruders einen Glanz erhalten hat, der nicht mein eigen ist? Gleichwohl würde es falsche und undankbare Bescheidenheit seyn, wenn ich Ihnen, meine theure und verehrte Freundin, verbergen wollte, daß ich in dem verschönerten Bilde, das Er wie unmittelbar aus Seiner Seele in die meinige zurückstrahlen läßt, meine wesentlichsten Züge nicht verkennen kann, und eine Freude daran habe, die ich Ihnen nicht zu beschreiben vermag. Und wenn auch in allem diesem, auf beiden Seiten und wider unsern Willen, etwas Täuschung wäre, warum sollten wir in einem Leben, worin beinahe Alles Täuschung ist, Bedenken tragen, uns ihrem süßen Genuß mit kindlichem Frohsinn zu überlassen?

Ich kann Ihrem Herrn Bruder diesen schwachen Ausdruck meines innig gefühlten Dankes durch keine werthere Hand zugehen lassen als die, aus welcher ich seinen herrlichen Brief erhalten habe. Haben Sie also die Güte, Ihm zu sagen, daß Er mir durch seine Zufriedenheit mit mir und meiner Arbeit, und durch die Ihm eigene bestimmte Art, wie Er sie meinem innern Sinne mitgetheilt, einen der schönsten und seligsten Augenblicke meines ganzen Lebens geschenkt habe. Sagen Sie Ihm, daß Sein so schmeichelhafter und so schön ausgedrückter Beifall, weit entfernt, mich lässig oder übermüthig zu machen, mir vielmehr, wenn ich bei der Fortsetzung dieser langwierigen Arbeit wider Willen ermatten sollte, zur Aufmunterung und Anfrischung dienen werde, mich dessen immer würdig zu erhalten, und, so viel in meinen noch übrigen Kräften ist, immer würdiger zu machen.

Da ich mir schmeicheln darf, von Ihnen, Theuerste, gekannt zu seyn, so darf ich es auch ohne Bedenken wagen, oder wage vielmehr nichts, indem ich Ihnen den Brief Ihres mit so großem Rechte geliebten Bruders mittheile, und es in Ihre Willkür stelle, auch unsere im höchsten Sinne dieses so oft mißbrauchten Beiworts liebenswürdigste Prinzessin an dieser Correspondenz Theil nehmen zu lassen. Leben Sie wohl, meine gütige Freundin. Ohne Zweifel habe ich diesen Abend um 5 Uhr das Vergnügen, Sie bei der durchl. Herzogin zu sehen.

Wieland.

4.

Mit vielem Vergnügen, gnädiges Fräulein, werde ich Sie und Ihre Begleiterinnen, edel- und nichtedelbürtige, morgen um 8 Uhr erwarten; jedoch unter Einer unnachläßlichen Bedingung: und diese ist, daß mir ohne alle Contestationen, Complimentirungen ꝛc. ꝛc. zugestanden werde, meinen Platz im Wagen nicht gegenüber, sondern neben der Kammerjungfer zu nehmen. Dies ist mein voller Ernst, gnädiges Fräulein, und ich sehe also diese Bedingung voraus als bewilligt an; und so freue ich mich auch zum voraus auf den morgenden Tag und alles Vergnügen, so er mir vorbehält.

Al suo servizio. W.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung.)

Rosalinde brach endlich das peinigende Schweigen. Stillstehend, und ihm ihren Arm entziehend, sagte sie rauh: Es ist spät, wir müssen uns trennen! Geh', geh', ich wünschte, wir brauchten uns niemals wiederzusehen! — O! — fügte sie sanfter, leidender hinzu, wie froh und ungetrübt war ich noch vor wenigen Monden! Mein harmloses Mädchenglück hüpfte wie ein muthiges Reh im Walde durch schöne Tage dahin. Es war eine brausende, wilde Jugend in mir, die mit kecker Lust mein junges Leben trug und bewegte! Lachend stand ich auf, lachend ging ich zu Bette. Jetzt ist des lustigen Mädchens froher Muth schmerzzerdrückt. Schöne Tage und Nächte brechen für mich vergebens an, jede Stunde verdrießt mich in meiner wunden Laune. Mein Glück ist dahin. Ich möchte zum morgenden Tage nicht mehr die Augen aufschlagen!

Rosalinde! — unterbrach sie Emil jetzt, indem sein ganzes Gefühl zu ihr aufwallte; — verzage nicht, klage nicht, hoffe ein junges erneutes Glück, wie Du, Herrliche, es verdienst, und wie es ein freundliches Schicksal Dir und mir im Bunde unserer Herzen spenden wird. Geliebte, es ist wahr, eine schreckliche Verwirrung hat unsere Lebenslinien wie zu einem gespenstischen Räthsel in einander gezerrt, aber die Liebe, die wahre, tiefe, innige, glorreiche Liebe muß und kann Rettung und Sieg über finstere Verhältnisse bringen! Liebe um Liebe, Herz um Herz, theure Freundin, Vertrauen und Hoffnung, dann wird Alles, was Du beklagst, wieder zu einem beseligenden Lichtgebilde sich gestalten. In der Liebe, im Bunde mit Dir fängt mein ganzes inneres und äußeres Leben an sich zu einer kräftigeren, schöneren Richtung zu erheben. Ich fühle mich etwas zu seyn, da ich Dein bin und Du mein. Ach, sey nicht so kalt, so hart, so finster gegen mich armes gutes Herz! Sieh, ich liebe Dich unaussprechlich! Gib, gib mir in diesem wunderbaren Augenblicke einen Kuß von trauten Lippen zum Pfande unserer Versöhnung und Verbindung!

Sich von ihm abkehrend, sagte sie schneidend und heftig: Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe! Ich hasse Dich. Alles an Dir ist mir zuwider. So hasse ich Dich, daß der Athem Deines Mundes mich ärgert und jeder Zug in Deinem Gesichte mir wie mein Todfeind erscheint. Ich hasse Dich so sehr, daß ich einen Herzkrampf bekomme, wenn ich Dich sprechen höre, und beim sentimentalen Tone Deiner Stimme regt sich eine Empörung in meinem Blute! Geh, geh, meine nicht, durch empfindsame Phrasen das Eisen meines Hasses zu schmelzen! Ich bin fest, ich bin eine Heldin im Hasse. Ich war ein sprödes Mädchen, ich war stolz auf meine Sprödigkeit, in deren scharfe Dornen ich die Rose meiner Jugend hüllte. Nie habe ich auch den Herrlichsten unter den Jünglingen nur die kleinste Gunstbezeugung gewährt. Und Du, mondsüchtiger Narr, mußtest im unfreien Zustande mich besiegen, mußtest Ehre, Glück und Frieden an mir verwüsten! O, o, das ist hart! Aber die größte Härte meines Schicksals ist noch die, daß die Umstände mich zwingen, mit Dir, meinem Feind, mich zu verbinden! —

Du sprichst mit Schwertern, statt mit Worten! — entgegnete Emil nach einer Pause. — Aber ich glaube Dir nicht. Es war von jeher Deine Art, Deine schöneren weicheren Gefühle in einen kriegerischen Harnisch zu stecken. Schmäle, aber ich liebe Dich doch. Ich werfe mich vertrauend in Deine Arme, ich glaube an Dich, und solltest Du mich mit Dolchen von der Stelle Deines Herzens zurücktreiben!

Er wagte es, sie besänftigend zu umfassen, und drückte den verweigerten Kuß kühn auf ihren Mund. Sie schien ihm anfangs nicht zu widerstreben, ließ duldend einen Augenblick seine Lippen auf den ihrigen ruhen. Dann aber, als sie sich zornig losriß, fühlte er plötzlich einen Schmerz, daß er laut aufschrie. Die Lippe blutete ihm, und indem er den Kuß von ihr erwiedert glaubte, hatte der Haß die Berührung ihres Mundes zu einer verwundenden gemacht.

Jetzt sprang sie athemlos, wie von Gespenstern getrieben, durch den Garten hin. — — (D. F. f.)

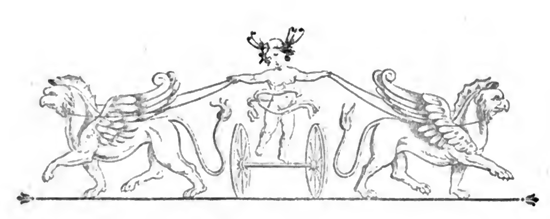
Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Seydelmann als Shylock, Mohr im Fiesco, u. a.]

Dieses scheint mir den Streit, ob Devrient oder Seydelmann, oder Tieck (der von Beiden abweicht) den Shylock richtiger aufgefaßt habe, in seinen Principien aufzuheben, da alle drei Auffassungen wahr und doch verschieden seyn können. Devrient gab ihn mehr mit Haß im allgemeinen erfüllt, als eine überhaupt feindselige Creatur. Er behandelte die Tochter Jessika, den Diener Lanzelot gleich streng und rauh; dadurch erklärte sich die Flucht beider, und die Jessika's fühlte man nicht so streng als unkindlich. Der Charakter wird dadurch schroffer, aber auch zugleich kräftiger; er beharrt leichter in seiner eisernen Willensfestigkeit; er ist daher auch in der Scene vor Gericht, als ihn die Nemesis ereilt, nur innerlich zerschmettert, und behauptet wenigstens seine äußere Ausdauer gegen die Feinde, die ihn vernichtet haben. Seydelmann's Shylock ist mehr von Christenhaß erfüllt als allgemein feindselig. Er geht mit der Tochter zwar streng, aber doch väterlich vorsichtig um; sein ganzer Grimm richtet sich gegen Antonio, den Feind seines Glaubens. Er ist leidenschaftlicher nach einer Seite, dafür nach andern zugänglicher und deshalb regt sich bei seinem Schicksal unser Mitleid stärker. Eben deshalb kann er auch vor Gericht ungeduldiger, begieriger erscheinen, und nachher gänzlich kraftlos zusammenbrechen, als ihm das Härteste angerathen wird, indem man ihn zwingt, Christ zu werden. Diese verschiedenen Grundansichten sind hinlänglich zu rechtfertigen und müssen natürlich verschiedene Folgen haben. Es kommt jetzt nur darauf an, welcher Künstler seine Aufgabe meisterhafter auszuführen vermochte. Hier möchten wir für diese Rolle Devrient den Vorzug geben, weil sie eine der oben erwähnten, seiner Individualität vorzugweise günstigen war; indessen hat auch Seydelmann nach manchen Seiten Vorzüge, indem er namentlich eine mannichfaltigere Schattirung des Charakters gab, eine Eigenschaft, worin ihm sonst Devrient überlegen zu seyn schien. Den jüdischen Dialekt hielt Devrient fester; sein Mienenspiel war bezeichnender in den ersten Acten, Seydelmann reicher in den letzten. — Dies sind einige Andeutungen über Aehnlichkeit und Verschiedenheit beider großen Künstler auf demselben Felde; sie möchten uns bestimmen, den Ausspruch eines hiesigen geistvollen Kritikers, welcher über diese Rolle gesagt hat: „Devrient gab einen Juden, Seydelmann den Juden," gerade umzukehren. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß diese Rolle nicht das richtige Verhältniß zwischen beiden Künstlern darstellt, sondern als eine Abweichung von der Regel erscheint, die fast zu umgekehrten Schlüssen über ihre allgemeinen Eigenschaften führen könnte. Hätte ich beide nicht als Shylock gesehen, so würde ich die Auffassung Devrient's Seydelmann eher zugetraut haben, und umgekehrt. Ganz anders war es im Mohren des Fiesco. Hier gab Devrient ungleich mehr Kraft der Bosheit und des Humors; er war ein lebendiger Teufel, über den wir zwar lachen mußten, aber doch stets mit innerem Schauder: die geistige Bedeutung der Figur war ungleich größer als bei Seydelmann, und es ließ sich sehr gut begreifen, daß Muley Hassan sich häufig auf eine Linie mit Fiesco stellt, ja es wurde uns bisweilen besorglich zu Muthe um den Grafen v. Lavagna, wenn der Mohr so gegen, wie für ihn spielen wollte. Alle Bewegungen Devrient's waren schnell, kurz, kräftig, entschlossen; sein Sprachton rauh, der Ausdruck seiner Züge wild, sein Lachen und sein Witz fast immer hämisch, wenigstens übermüthig. Dennoch war die ganze Gestalt keine eben phantastische Schöpfung, sondern Devrient's Individualität goß sich nur aufs glücklichste gerade in diese Formen. Nun Seydelmann. Wenn man ihn in andern Charakteren gesehen, z. B., als Nathan, als Ludwig XI., als Wellenberger und Cromwell, so gehörte eine förmliche Selbstüberwindungskraft dazu, zu glauben, daß wir im Muley Hassan denselben Menschen vor uns hätten. Bis in jede Muskel hinein war er ein anderer; alle Glieder leicht beweglich, fast krankhaft lebendig; ein aufgeworfenes Mohrenmaul, eine Stumpfnase, katzenartig blitzende Augen, blendend weiße Zähne, eine Beweglichkeit aller Gesichtsmuskeln, welche noch die des Körpers übertraf. Doch in der ganzen Erscheinung nicht das Gefühl trotziger Kraft, nicht jener kolossale Humor der Bosheit, sondern nur gewöhnliche, aber schlaue und freche Teufelei. Wenn sich dieser Mohr auf eine Linie mit Fiesco stellte, war es mehr humoristische Dummdreistigkeit, mehr Hofnarrenrecht, als Gefühl verwandter Kräfte. Lewald hat in dieser Figur den thierisch wilden Afrikaner zu sehen geglaubt; uns deucht, er irrt sich, denn wir erblicken eine menschliche abgefeimte Gewandtheit, jedoch in niedrigsten Sphären. Devrient scheint uns dem, was Schiller wollte, näher zu kommen; Seydelmann ist eigenthümlicher und hat mit unglaublicher Consequenz bis in die kleinsten Details hinein jenen Charakter ausgebildet. Hier ist er Meister in der Ausführung, zumal wenn man dabei, wie oben erwähnt, die unglaubliche Geschichlichkeit beachtet, mit der er nicht nur ganz aus sich selbst herausgeht, sondern auch von den vielen Proteusgestalten abweicht, die er uns in andern Rollen schon gezeigt hat. — —

Wir gehen zu einigen derselben über. Carlos im Clavigo; das feinste Aeußere eines Welt, und Hofmannes; ohne theatralische Hülfsmittel, in gewöhnlicher Bügerkleidung eine unerschöpfliche Reichhaltigkeit des Mienenspiels. Als er dem Clavigo schildert, wie die Residenz über seine Heirath urtheilen werde, giebt er uns durch die bloße, ganz natürlich ungezwungene Behandlung der Gesichtszüge, und mit einigen leichten Handbewegungen, eine ganze Galerie von Charakteren, die binnen zehn Minuten aufs lebendigste anschaulich an uns vorübergehen. — Ludwig XI.; ein Charakterbild durch und durch; jeder Zug bedeutend, in das Ganze passend. Sprachton, Haltung, Mienen, alles abgeschlossen, eigenthümlich für diese Rolle, und keine Spur von dem Seydelmann, den wir aus andern Charakteren und außerhalb der Bühne kennen. Doch stellt sich der Charakter gleich ganz so vor uns hin und bleibt das Stück über stehen, ohne zu wachsen. Kaum einige heftige Momente verändern etwas daran. — Cromwell; wiederum vollkommene Umgestaltung. Wir glauben die Figur aus dem Rahmen eines historischen Bildes schreiten zu sehen. Dabei völlige Umänderung des Sprachtons; tiefe, männliche Töne. Ein meisterhaftes Mienenspiel, und gegen den Schluß eine Scene der tiefsten Rührung und Erschütterung. — Graf Klingsberg; der feinste, eleganteste Weltmann. Vortrefflich dadurch, daß gar keine Carikatur, kein Uebermaß, nicht ein geckenhafter Zug, wie unsere gewöhnlichen Schauspieler dergleichen Uebertreibungen so sehr lieben, darin zu sehen ist. Eine ungemeine Grazie des Humors und der Persiflage der Närrinnen, die in ihn, oder vielmehr in sein Geld verliebt sind. — Nathan; groß durch die Entfernung alles Pathos; Weisheit in That übergegangen; der Künstler zeigt uns den Menschen auf eine Weise, die oft aufs rührendste ergreift. — Endlich Advocat Wellenberger; dies ist die eigenthümlichste Gestalt, die wir an Seydelmann gesehen, und zugleich die, worin er seine Persönlichkeit am meisten verläugnet. Hier blieben wir, trotz seines Namens auf dem Zettel, trotz des schärfsten Perspectives und des aufmerksamsten Hörens, wirklich eine Zeit lang in jenem Zustande, der das Wissen nicht zum Glauben machen kann, wo man seinen Augen nicht traut, weil sie das Unglaubliche, wenn auch noch so unläugbar, sehen. — — (D. F. f.)



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 128. — den 3. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung.)

In der innern und äußern Verwirrung, in die sich unser Emil so unwillkürlich durch diese schmerzlichen Vorgänge hineingerissen sah, begann er sich endlich auf einen Trost zu besinnen. Er faßte den Entschluß, seinem Vater getreulich und unumwunden, wie ein offenes Kind, Alles mitzutheilen, wie es sich begeben und wie es ihn peinlich hin und her drängte. Dieser Gedanke richtete ihn auf, und er glaubte die herzliche Milde des wackern Greises genug zu kennen, um von ihm für die aus den Fugen getretenen Verhältnisse Rath, Hülfe und Wiederherstellung der friedlichen Lebensgewohnheit zu erwarten.

Sein Vertrauen auf den väterlichen Beistand betrog ihn nicht. Sogleich in der Frühe des andern Morgens begab er sich auf des Alten Zimmer, der noch in der Schlafmütze bei seinem Pfeifchen die Zeitung las, und den Ankommenden erst verwundert und mürrisch empfing. Emil leitete schüchtern ein Gespräch ein, während der Vater sich kaum mit ihm einzulassen Lust bezeigte. Aber ohne irre zu werden, ging der Jüngling mit klarer und besonnener Haltung allmälig auf sein Ziel los und entwickelte in eindringlichen Worten das seltsame Zerwürfniß, in das er so ganz ohne seine Schuld gerathen sey. Der Alte glaubte zu träumen und machte allerlei possierliche Bewegungen, um sich zuerst davon zu überzeugen, daß er auch in einem wachen Zustande dies Alles mit angehört habe. Dann lachte er aus vollem Halse und betrachtete seinen in dunkler Erröthung vor ihm dastehenden Sohn mit immer mehr sich wieder regender väterlicher Theilnahme. Hm! hm! — debattirte er bei sich über die wunderliche Sache. — Was wird die Welt dazu sagen, wenn ich meinen Sohn schon als Bruder Studiosus zum Ehemann mache? Es wäre eben so, wie wenn ich als Fähndrich schon eine Frau Fähndrichin hätte heimführen wollen. Aber Du hast Recht, Schnippelhähnchen! Es gibt einmal, so wahr ich ein alter Husar bin, kein anderes Mittel, um Unglück zu verhüten. Wir müssen schon diesen Geniestreich begehen, obwohl wir Beide, Vater wie Sohn, eben zu keinen Genies geboren zu seyn scheinen. Die Noth macht uns zu Genies, nöthigt uns zu excentrischen Kraftäußerungen. Es ist ein wunderbares Leben. Aber was hilft's, wir müssen einhauen, wir müssen dem Feinde durch ein falsches Manöver die Augen verblenden! Nun, gib Dich nur zufrieden, gib Dich zufrieden, ich werde schon Alles einrichten. Ich will auf meine alten Tage noch diese Schanze stürmen, die man Convenienz und was weiß ich wie nennt! Geh' zu Rosalinden und tröste sie! Ihr sollt nach dreimaligem Aufgebot in drei Wochen Mann und Frau werden! Adieu, junger Ehemann, Bruder Studiosus! — —

Während die Umstände den Alten zu dieser Nachgiebigkeit zu überreden schienen, war es zugleich auch sein alter

Lieblingswunsch, seine Kinder zu einem Paar vereinigt zu sehen, der lebhaft dabei mit ins Spiel zu treten anfing, und ihn wenigstens, da einmal nichts mehr zu ändern stand, jetzt zur Beseitigung der hier obwaltenden Schwierigkeiten geneigter und unternehmender machte. —

So geschah es wirklich, daß die Anstalten zu dieser Verbindung betrieben wurden, was auch das altkluge Stadtgespräch zu diesem plötzlichen Wunder sagen mochte. Oeffentliche Anzeigen der Verlobung waren gemacht worden, man unterhielt sich in allen Gesellschaften davon. —

Emil ging eines Tages sinnend und in sich verloren über die Straßen, nachdem er eben einen Geschäftsgang vollzogen hatte. Sein Weg führte ihn über den Markt, wo mehrere Studenten in lustigen Gruppen umherstanden und sich lachend unterhielten. Er wollte eben versuchen, durch einen Umweg auszuweichen, da er einige Bekannte darunter entdeckte, deren Begegnung er so oft als möglich vermied, aber er sah sich bereits von denselben bemerkt, und Iltis und Marder — denn dies waren jene Freunde, deren abenteuerliche Gestalten uns aus ihrem ersten Zusammentreffen mit Emil noch wohl erinnerlich sind — stürzten mit lautem Zuruf wie auf eine längst ersehnte Beute auf ihn los.

Gratulire, Hähnchen! — sagte der dicke Iltis, indem er ihn mit erzwungener Freundlichkeit die Hand reichte. — Erst durch den Löschpapiercourier des Wochenblattes haben wir erfahren müssen, daß Du verlobt bist und heirathen wirst. So schlecht und kalt gehst Du mit Deinen alten Freunden um.

Er hat nicht einmal um Entschuldigung gebeten, daß er uns unsere Geliebte vor der Nase wegheirathet! — lachte Marder bitter, indem er sich so nahe an Emil herandrängte, daß diesem angst wurde. — Kerl, weißt Du denn nicht, daß wir die schöne Rosalinde auch lieben, und Liebe hat immer ein gewisses Recht erworben, wenn sie auch unerwiedert und ungekannt dahingegangen ist, wie ein stummer Bettler. Mit uns abfinden mußt Du Dich, Ritter Hahnesporn, ehe Du in Ruhe die Braut heimführen darfst! Was gibst Du uns dafür, daß wir Dir unsere Rechte friedlich abtreten? He?

Unsere Liebe hat ihre Rechte wohl erworben, lieber Hahn! — setzte Iltis begütigend hinzu. — Sie hat sie durch Herzenssehnsucht und Fensterpromenaden sich erworben, wie ihr tägliches Brot. Aber Du hast unfreundschaftlich an uns gehandelt. Du wolltest uns gleich nach Deiner Ankunft in das Haus Deines Vaters einführen, und hast Dich immer versteckt, wenn wir Dich aufzusuchen kamen. Höre, das kann Dir nicht so abgehen, so wahr ich ein Iltis, und Du nur ein Hahn bist. (D. F. f.)

Wieland's Briefe an eine Hofdame.

(Fortsetzung.)

5.

Belvedere, den 14. September 1808.

Aus welchem andern, wenn nicht aus den Gärten der Hesperiden, konnten die lieblich duftenden köstlichen Früchte kommen, womit ich diesen Morgen so angenehm überrascht und in so reichem Maße begabt wurde, als aus dem stillen, von einer mildern Sonne begünstigten Feengärtchen unserer theuren allgeliebten Prinzessin Karoline? Aus welcher Götterhand könnten sie kostbarer, meinem Herzen werther und unschätzbarer seyn, als aus der Ihrigen? Und durch welche andere hätten sie, um noch einen Zuwachs an Werth in meinen Augen zu erhalten, an mich gelangen können, als durch die Hand einer so verehrten Freundin?

Haben Sie die Güte, gnädiges Fräulein, unserer liebenswürdigen Fürstin meinen wärmsten innigsten Dank darzubringen, daß Sie Sich meines 76sten Geburtstages mit so huldreicher Theilnahme hat erinnern wollen: sagen Sie Ihr, daß der freundlichste Sonnenblick einer verspäteten Rose in diesen herbstlichen Tagen nicht so wohlthätig ist, als meinem alten Herzen die mir über alles theuren Gesinnungen, deren Sie mich würdigt.

Die immer kürzer und immer kälter werdenden Tage erinnern mich, daß es Zeit sey, mich von den Reizen des Landlebens in dem anmuthigen Belvedere loszureißen und in die Stadt zurückzukehren; und ich werde es gegen Ende dieser Woche mit mehr Verlangen als regret verlassen, da mich der Gedanke, meinen Freunden und allen den Bewohnerinnen des Fürstenhauses um so viel näher zu seyn, für Alles, was ich hier verlasse, reichlich entschädigt. Leben Sie indessen wohl, theure Freundin, und beglücken ferner, so lange ihm die Moira noch bei denen, die er liebt, zu weilen vergönnen wird, mit Ihrem Wohlwollen Ihren treuergebenen, verbundensten Wieland.

6.

Weimar, den 7. December 1809.

Gnädiges Fräulein,

Beinahe muß ich selbst glauben, meine selige Freundin Sophie la Roche habe mir bei ihrem Auswandern in die andere Welt eine ihrer Lieblingstugenden als ein Erbstück angeherrt, — eine Tugend, die, wenn man ihr das gleißende

Lärvchen abzieht und sie etwas scharf beim Sonnenlichte besieht, leicht für ein kleines Lasterchen erkannt werden dürfte. Es ist (mit Einem Worte) die bequeme, aber Andern desto beschwerlichere, Art von Gutherzigkeit, die den Besitzer dieser vermeintlichen Tugend immer geneigt macht, für Andere zu betteln und aus fremdem Beutel wohlthätig zu seyn. Ist es in der That nicht unartig (um nichts Härteres zu sagen), daß das erste Briefchen, so Sie, seitdem ich wieder die Feder führen und zur Noth leserlich schreiben kann, von mir erhalten, von einer Beilage begleitet wird, die im Grunde wenig besser als ein Bettelbrief ist; ja, daß dieses Briefchen sogar die Miene hat, nur darum geschrieben zu seyn, um Ihnen die Beilage mit guter Art in die Hände zu spielen? Aber so schlimm ist es denn doch nicht gemeint, meine theure, verehrte Freundin! Haben Sie vor der Hand nur die Güte, den gedruckten Brief zu lesen, worin sich ein Vater hinter einen achtjährigen Knaben versteckt, um weichgeschaffene Seelen zum Umtausche eines Speciesthalers gegen ein sehr entbehrliches Kunstproduct zu verführen. Indiscreterweise schickt mir dieser Mann (der ein mittelmäßiger, aber armer und mit Kindern beladener Kupferstecher zu seyn scheint) statt Eines Exemplars seines Handwerks deren Zwei auf den Hals. Nun finden sich aber das ganze Jahr durch so viel Gelegenheiten, mehr Speciesthaler, als man in unsern Tagen selbst wohl entbehren kann, auf diese und ähnliche Weise auszugeben, daß ich nicht gesonnen bin, beide Exemplare für mich zu behalten. Gleichwohl gehe ich auch schwer daran, dem (mir übrigens ganz unbekannten) Manne ein Exemplar wieder zurückzuschicken. In dieser Verlegenheit fiel mir ein: es könnte doch wohl unter den vielen hiesigen Damen Eine seyn, die mit Lady Robinson einerlei Liebhaberei hätte, und sich ohne Mühe entschließen könnte, derselben einen Speciesthaler aufzuopfern. Da nun Sie, meine verehrteste Freundin, mit den meisten dieser Damen besser bekannt sind als ich — so bin ich nun so frei, Ihnen diese ganze Geschichte vor Augen zu legen und Sie zu bitten, wenn Sie sich anders dazu entschließen können, den von mir beabsichtigten Versuch zu machen und, falls er nicht gelingt, mir das Reineck'sche Machwerk sammt dem gedruckten Bettelbriefe ohne weiteres zurückzuschicken. Denn (mit Vossens Homer zu reden), meine Gnädige,

Eines vertraut' ich Ihnen, und Sie, Sie nehmen's zu Herzen!

Ich habe einen Spiritus familiaris, der mir Alles offenbart, was ich wissen will, und mir schon Dinge von ganz anderer Wichtigkeit ins Ohr geraunt hat. Erfahre ich, daß der Speciesthaler, den Reineck gern hätte, aus der Casse unserer gnädigsten Prinzessin oder der Ihrigen kommt: so schwöre ich den heiligsten aller Schwüre, daß ich im ganzen Ueberreste meines Lebens für keinen Dürftigen, wäre auch seine Noth noch so groß, mich wieder an Sie wenden will. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß unsere liebenswürdigste Prinzessin, Sie, welche die Güte selbst ist, deren Finanzen aber Ihrer edlen Wohlthätigkeit nicht proportionirt sind — Sie, die in diesem Jahre, auf meine Fürsprache, bereits so viel für Nothleidende gethan hat, von mir veranlaßt werden soll, einem fremden Unbekannten, der uns nicht mehr angeht als alle übrige Menschen, auch nur einen Gulden in den Hut zu werfen, da der Hülfsbedürftigen, die ein näheres Recht haben, leider! rings um uns her so viele sind. — Da kommt mir indessen auf einmal ein Gedanke, der nicht zu verachten ist. Wie wär' es, wenn wir aus der ganzen Sache ein Spiel machten, eine kleine Lotterie von einem Dutzend und Halbdutzend Loosen, wo das Gewinnende der Lady Robinson Spielwerke davon trüge? Doch kein Wort mehr über dieses im Grunde so vieles Gerede kaum verdienende Object!

Ich verspare es, theure Freundin, auf die glückliche Stunde, wo ich mich unserer geliebtesten Prinzessin und Ihnen wieder persönlich werde darstellen können, Beiden meinen wärmsten Dank für den gütigen Antheil darzubringen, den Sie in den vergangenen 2 Monaten an meiner Krankheit und Wiedergenesung genommen haben, und Ihnen zu sagen, wie viel diese so liebevolle Theilnahme zu der letztern beigetragen hat. Wer wollte nicht länger zu leben wünschen, um sich so spät als möglich von solchen Freunden zu trennen?

Empfangen Sie, gnädiges Fräulein, inzwischen meinen besten Dank für den köstlichen Seville. Für den Rapé bleibe ich noch Schuldner. Ich wünsche, weil mir dieser Tabak angenehm ist, mich durch Ihre gefällige Vermittelung immer damit versehen zu können.

Ich muß die Feder niederlegen, indem ich Sie bitte, mich unserer gnädigsten Prinzessin angelegenst zu empfehlen, und diese ganze Schreiberei mit allen ihren Incongruitäten zu gut zu halten Ihrem

ewig treuergebenen und verbundensten alten Freunde

Wieland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

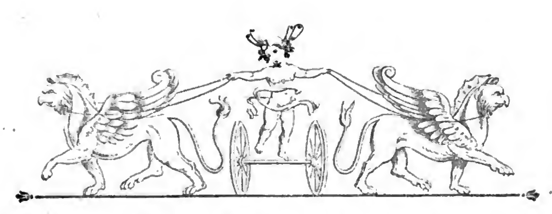
[Seydelmann's kleine Fehler.]

Ich schließe, obwohl ich höchst wichtige Charaktere, ganze Kunstrichtungen, z. B. die gutmüthigen Rollen, ferner die so reichhaltige komische Seite seines Spiels, völlig unberührt gelassen, mit diesen Bemerkungen über einzelne Darstellungen ab, um noch einiges Allgemeine zu sagen, was ich nicht *gegen* den großen Künstler sagen will, sondern was ich als einige Unvollkommenheiten desselben zu erkennen glaubte, welchen nachzuhelfen ihm ein Leichtes seyn wird. Zuvörderst ist es die Aussprache einzelner Buchstaben und Laute. Es läßt sich voraussetzen, daß Seydelmann sich große Mühe gegeben habe, z. B. das Lispeln zu vermeiden, und einige Vocale und Diphthong-Verbindungen reiner zu sprechen; dennoch ist es ihm nicht gelungen. Daß es ihm aber *unmöglich* sey, wie ein geistreicher Kritiker gemeint hat, folgt daraus noch nicht; man verliert nämlich durch Gewöhnung an eigne Fehler sehr leicht das Urtheil über sich selbst und glaubt sie ganz beseitigt, wenn sie es nur halb sind. Daß Seydelmann sich das Lispeln abgewöhnen konnte, daß er nicht *Harz* und *Gatt*, statt *Herz* und *Gott* sprechen muß, geht daraus hervor, daß er es nicht überall thut, sondern nur häufig. Wenn er sich daher einen aufmerksamen Hörer verschaffte, der ihm jeden Fehler dieser Art auf der Stelle anzeigte, so sind wir überzeugt, daß dieser Mangel verschwinden würde. Noch mehr würde dies mit einigen falschen Tönen seines Organs der Fall seyn, wenn man sie dem Künstler bezeichnete. Sie entstehen durch ein zu starkes Anstrengen der Stimme und sind oft vollkommen das, was man beim Sänger *umschlagen* nennt. (Sehr häufig kam dies im Mohren des Fiesko vor.) Endlich bemerken wir noch gewisse, bisweilen wiederkehrende *Melodien* der Accentuation, die uns nicht rein rhetorisch erscheinen, die folglich solch ein lehrender Freund, der gewissermaßen die Correctur des Seydelmann'schen Dichterwerkes läse, ebenfalls einzeln bezeichnen müßte. Wir sind überzeugt, daß dies alles nur kleine Gewohnheitsfehler sind, die, wenn man einen *reinen Hörspiegel* haben könnte, sofort abgelegt werden würden. Hier aber entsteht der Fall, wo man sich nicht selbst helfen kann, sondern seine Zuflucht zu einem Dritten nehmen muß. Einen andern Fehler, den wir bisweilen bemerkten, kann der Künstler, so wie er sich dessen bewußt wird, selbst verbessern. Er besteht darin, mitunter zusammenhängende Phrasen durch eine unmotivirte Pause oder Interpunction zu trennen; ich führe nur *ein* Beispiel von den vielen, die mir aufgefallen sind, an, welches ich mir im Fiesco sogleich anmerkte. Er sagt: „Was befehlt Ihr? Die Nase des Spürhunds oder den Stachel — — des Scorpionen." Hinter dem Wort Stachel entstand eine Pause, die um so auffallender war, als er die Phrase rasch herausstieß. Dies konnte *einmal* ein Versehen seyn; allein es kehrt nicht selten wieder und ist somit zur Gewohnheit des Künstlers geworden. Wir hoffen, er werde es uns Dank wissen, daß wir ihn darauf aufmerksam machen. Nun endlich die *letzte* Bemerkung über sein Spiel; die letzte und wichtigste, wie wir denn überhaupt in unsern Zweifeln vom Kleineren zum Größern fortgeschritten sind. Wir haben es schon oben angedeutet, daß einige Charaktere des Künstlers gewissermaßen *fertig* auf die Bühne kommen. An einem andern Orte äußerten wir, wir seyen unschlüssig, ob wir dies unter Umständen für einen Mangel oder eine Vollkommenheit halten sollten, und diese Unschlüssigkeit dauert noch jetzt hie und da fort. So z. B. waren sein *Essighändler*, sein *Bettler*, zum Theil auch sein *gutherziger Polterer*, Rollen, die er in wenigen Scenen erschöpfte. Nachher kehrte mit andern Worten bei andern Vorfällen immer dieselbe Gestalt wieder. Dies hat unter gewissen Umständen eine große Lebenswahrheit, und ich glaube auch, daß manche Charaktere sich, selbst in der Kunst, auf diese Art stereotypiren sollen. Im Ganzen aber scheint es mir, als müsse, wie man vom Dichter ein allmäliges Steigern, ein Wachsen der Charaktere fordert, auch der Darsteller eine ähnliche Bahn gehen und uns nicht zu schnell das Bild von allen Seiten zeigen. So dürfte auch Seydelmann vielleicht wohlthun, wenn er die vielen feinen Nüancen und zarten Striche, mit denen er ein Charakterbild aufs sauberste vollendet, nach und nach sichtbar werden ließe und so hervorragendere *Gipfel* darreichte, statt auf einer reichen, aber allübersichtlichen *Ebene* zu bleiben. Vielleicht hängt dies jedoch zu streng mit dem Ganzen seiner künstlerischen Auffassungsweise zusammen, wie wir es, gleich im Beginn unseres Aufsatzes, gegen Devrient's Spiel charakterisirten, als daß es hier mit dem guten Rath einer Aenderung abgemacht wäre.

Jedenfalls aber wird der Künstler, wenn er auch alle seine Mängel behält, ein wahrhaft großer bleiben, zumal wenn man ihn in dem Ganzen seines Wirkens betrachtet und die Entwickelungsgrade und Stufen gesteigerter Kraft, die man in einzelnen Rollen vermißt, in der ungemein reichen und mannichfaltigen Reihe seiner Kunstschöpfungen zu erkennen versteht. Mit jedem neuen Charakter gab er uns Neues, Erstaunenswürdiges; leider hat die kleinliche Beschränkung unsers Repertoirs uns gehindert, diejenigen Schöpfungen seines Genius, welche er selbst für die höchsten hält, z. B. *Mephistopheles* und *Franz Moor* (wobei noch die Vergleichung mit Devrient vom höchsten Interesse wäre) kennen zu lernen. (D. F. f.)

Notiz.

Die berliner Kochkunst hat einer Sauce den Namen Heinrich verliehen, man spricht in Berlin von einer „stolzen Heinrich's-Sauce." Auch von einer „wüthenden Ludwig's-Brühe" glaube ich gehört zu haben. Die holländischen Matrosen wissen aus Mehl und Rum einen Pudding zu bereiten, den sie „den steifen Gottlieb" nennen. In der pariser Küche wird nun auch bald der schönere Name Clementine eine Rolle spielen; man wird von „Wachteln **à la Clementine**" hören. In einem schläfrigen Nachmittagsstündchen blätterte ich neulich in einem ganz neu erschienenen französischen Roman von **Emile Cabanon**. Der Titel versprach Geschmackvolles, der Autor hat das Buch „**Un Roman pour les cuisinières**" genannt ohne weitere specielle Benennung. Ich las es an und gähnte es an; das Buch war haarsträubend langweilig. Jede Köchin macht bessere Gerichte und erlebt nicht so abschmeckende Abenteuer. Das Einzige, was mich anzog, war das Recept zu einer Art Fricassee von Wachteln, das der Autor proponirt. „**Cailles à la Clémentine**" nennt er das Gericht, vielleicht um seine Geliebte zu verherrlichen. Von Kindheit an knüpfe ich an jeden Namen wider Willen einen Charakter und habe mich dadurch oft genug in Personen getäuscht, wenn ich sie nach ihren Taufnahmen schon vorweg classificirt hatte. Aber ich kann von der vorgefaßten Meinung nicht ablassen, ich kämpfe vergeblich gegen dies Construiren **a priori**. So denke ich mir bei dem Namen Clementine ein höchst zartes, häuslich sanftes Wesen mit Taubenblut und veilchenstiller Gesinnung. Und nun eine Wachtel! Eine Wachtel ist ein wildscheuer Vogel, der mit lärmendem Geräusch aufflattert, wenn man sich ihm naht. „Wachteln **à la Clémentine**" ist eine eben so unglückliche Zusammenstellung als sie sich die berliner Küche zu Schulden kommen läßt.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 129. — den 4. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Journalschau.

Außerordentlich reich an Interessen der mannichfachsten Art ist das Juliheft des literarischen Zodiacus. Wir nennen zuvörderst die Abhandlung von Prof. Jacob in Schulpforta: „Die Napoleoniden. Vergangenheit und Gegenwart.“ Unser Correspondent in Zürich, der sich als Jovianus Victor dem Publicum zu produciren pflegt, meldete uns (s. die Journalschau in Nr. 126.) das Neueste von dem jüngsten Napoleoniden, dem Sohne des weiland Königs von Holland. Dieser republicanische Louis Napoleon studirte in der Militairschule zu Thun im Canton Bern das Artillerie- und Geniewesen, bis er mit seiner Mutter Hortensia, die jetzt unter dem Namen einer Herzogin von St. Leu das Schloß Arenenberg am Bodensee bewohnt, die von ihr selbst beschriebene Reise durch Italien, Frankreich und England antrat. Prof. Jacob entwirft ein umfassendes Bild von der großen Familienverzweigung der Napoleoniden. Er schildert die achtzigjährige Mutter des ganzen Geschlechts in Rom auf der Via San Romualdo. Dort liegt Madame Lätitia, unter den Trümmern der ewigen Stadt selbst zur Ruine geworden, langsam hinsiechend, auf dem Krankenlager, von dem ihr der Bruch ihres Fußes aufzustehen verbietet, während Onkel Fesch, der verschlagene Priester mit dem rothen Hute, sie mit den Plänen amüsirt, wie der große Kaiser Alles hätte besser machen müssen, wenn er ihn um Rath gefragt. Sehr interessant sind die Portraits, die der Verf. von ihren acht Kindern entwirft; besonders speciell zeichnet er die drei Schwestern Napoleon's, Elise Bacciochi, die Großherzogin von Toscana, von der noch eine an den Grafen Camerata verheirathete Tochter in der Mark Ancona lebt, dann die kinderlos verstorbene Pauline Borghese (die verführerische Bacchantin Paulette) und die jetzt unter dem Namen einer Gräfin Lipona in Triest lebende Karoline Mürat, diese kluge zur Königin geborene Dame, von der Talleyrand sagte, auf ihren schönen Schultern säße ein Cromwells-Kopf. Ihre beiden Söhne sind americanische Freibürger. Der eine von ihnen, Achille Mürat, predigt als Schriftsteller sogar den Contrat social und preist die Verfassung Nordamericas. — Außerdem lesen wir eine gleich sehr in die Interessen der Zeit eingreifende Abhandlung von Karl Rosenkranz: „Ueber die poetische Behandlung des Ehebruchs.“ Der Verf. sitzt in Königsberg auf Kant's Stuhl. Denken wir uns, der alte Kant hätte dies Thema zu erörtern, so würden wir ihn mit dem kategorischen Imperativ vorfahren sehen, um die Heiligkeit der Ehe wie sein unsagbares „Ding an sich“ über alle Kreise endlicher und menschlicher Beziehungen hinauszurücken. Seit dem großen königsberger Weisen haben sich die Kreislinien unserer Gedanken und Gefühle bedeutend anders gestaltet. Die Zeit des bloßen Sollens und Nichtsollens, worauf die kantische Moral hinausläuft, ist vorüber. Die Kinder der nachfolgenden Periode haben sich mit allen „Dingern an sich“ näher und mit kecker Dreistigkeit confrontirt, und zu diesen Dingern an sich gehört auch die Ehe. Die

Philosophie derjenigen Schule, deren Principien Rosenkranz in Königsberg mit Eifer und Glück verbreitet, gibt zu, daß es mit dem bloßen Gesetze nicht abgethan sey, sie räumt ein, daß mit dem Gebote erst die Verletzung desselben recht eintritt, und diese Verletzungen das eigentliche concrete, wirkliche Leben bilden und füllen. Erst nachdem die Heiligkeit der Monogamie festgestellt, konnte die Verletzung der Ehe ein Stoff des Lebens, und weil des Lebens auch der Poesie werden. Und so dreht sich denn in der That um diesen Punct die ganze Romantik unserer christlich modernen socialen Zustände. Die Poesien aller neuern Völker sind überfüllt von tausendfachen Variationen desselben Themas, indem die Dissonanzen des ehelichen Lebens in so vielen Dichtungen sich tragisch oder komisch lösen. Die Heiligkeit der Ehe ist der Centralpunct, gegen den unser gesammtes Wollen stößt, sie ist der geheime Accord, zu dem sich die dissonirenden Orchesterstimmen auf dem modernen gesellschaftlichen Theatrum mundi lösen. Unsere ganze moderne Poesie wäre nicht denkbar, nicht möglich gewesen ohne das Gebot der Monogamie. Aus der Romantik der Sünde besteht alles, was der Dichter zu tragischen oder komischen Conflicten an einander treibt. Nicht das abstracte Gebot, sondern die Ueberschreitung desselben, füllt das Menschenleben und macht es möglich. Dabei schlingt sich aber durch die Wirren des Daseyns das Gebot wie ein Gottesfrieden hindurch, und ein Geschlecht, welches das eheliche Band zu den abgenutzten Vorurtheilen früherer Jahrhunderte der Barbarei zu rechnen im Stande wäre, würde sich die tausend Intriguen, die den Stoff des modernen Lebens ausmachen, die Romantik seiner Geselligkeit und alle seine Poesie vernichten. Jene schmerzbeklommenen Stimmen, die in neuester Zeit nach Aufhebung der ehelichen Formen wie nach einem Heil eines seligen Lebens schreien, sind von der Angst im Gewirre verschlungener Verhältnisse betäubt, sie sind umdunkelt, sie können nicht als gesetzgebend gelten. Auch Rahel, deren Aussprüche hier gewichtig scheinen, gibt uns das merkwürdige Bild verschlungener Gedankenzustände, wie sie sich nur in ihr so und nicht anders gestalten konnten, ihre Bedürfnisse sind nur ihre eigenen, der Weltzustand ist immer noch ein anderer. Es gehört zu den Schwächen dieser Zeit, die Ansprüche einer in sich ganz fertigen, völlig durch die eigene Natur und Weise bedingten Persönlichkeit für Ansprüche der Gesammtheit zu halten. Für den Weltzustand bedürfen wir des Gesetzes, damit wir die Uebertretungen haben, und in ihnen die Fülle des concreten Lebens, den Gehalt unserer Dichtungen. Wer die Ehe aufheben will, vernichte erst die Liebe. Denn wo zwei Seelen in einander sinken, da ist die Ehe schon da, ehe der Priester kommt mit seiner Copulation. Wo Liebe ist, ist Ehe. Im Sacramente fassen wir nur das, was im Leben selbst sich gestaltet, zum Bewußtseyn zusammen. — Es ist schade, daß Rosenkranz in seiner Abhandlung, in der er die Darstellung des Ehebruchs in den verschiedenen Poesien der modernen Zeit nachweist, das Wesen der Liebe und der Ehe nicht zum Gegenstande seiner Untersuchung gewählt hat; er setzt den Begriff der Heiligkeit der Ehe voraus, aber es thut der Zeit noth, hierüber die dunkle Angst der theilweise laut gewordenen Glaubensansichten abzuschütteln. Die mit gelehrter, chemisch zersetzender Besonnenheit geschriebene Abhandlung bietet für das Thema treffliche Materialien. Ich für meinen Theil habe in einer nächstens hier folgenden Bücherschau die weitere Gelegenheit, diesen Punct wieder aufzunehmen, da sich die Romanliteratur der Gegenwart bereits als Organ der Zeitstimmung über den Begriff der Ehe bethätigt.

Das vorliegende Heft des Zodiacus enthält außer einer Ode von Mickiewicz, einem längern Gedichte von Eduard Duller, einer vortrefflichen Kritik des Romans von W. Alexis: „Hans Düsterweg", noch Schätze seltener Art, auf die wir den Leser um so mehr nur in aller Kürze verweisen, als der Herausgeber, Th. Mundt, der diese Seltenheiten mit einleitenden Worten zur Mittheilung bringt, sie dem Publicum nicht auf hohler Hand, sondern in Fruchtschalen offerirt, die dem edlen Gehalte durchaus angemessen zu nennen sind. Diese Schätze sind einige Briefe der Herzogin Amalie an Knebel, aus dem nunmehr in einigen Wochen (Leipzig, Gebr. Reichenbach) erscheinenden ersten Bande des Knebel'schen Nachlasses, ein unvergleichbar schöner Brief Herder's an die gedachte Fürstin, und außerdem noch einige Gedankenkörner aus dem Tagebuche der edlen Charlotte Stieglitz. Es sind nur wenige kleine Körner aus einem vollen reichen Aehrenbüschel, das uns in dem der Verstorbenen zu setzenden schriftlichen „Denkmal" von der Hand der Freundschaft zusammengewunden verheißen wird; — nur wenige Körner, und doch tritt für die Kritik hier der Moment ein, wo sie den Griffel bei Seite legt, um — was sie selten ist — ganz Andacht zu seyn. Wer wie ich ein Mensch ist, der sich seine Freuden und Leiden, seine Liebe und seinen Haß mit der Feder zusammenkritzelt und so und nicht anders die Thaten seines Lebens, die Geschichte seiner Gefühle erlebt, der weiß den seltenen Moment hochzuschätzen, wo all das schäumende Gewühl der aufgeregten

Wünsche sich zur Friedensstille der Andacht glättet und verklärt. Es sind mir früher in vertrauten Abendstunden einige Blätter aus Charlottens Tagebuche mitgetheilt, woraus hier nur Vereinzeltes gegeben ist. Ich wüßte nicht, was mir das Leben noch bieten könnte, um das ich weinte. Da aber habe ich geweint wie ein Kind vor Andacht, vor Schmerz, vor Staunen, vor Schreck, daß die stille mädchenscheue Blume, die man Charlotte Stieglitz nannte, in ihren Bekenntnissen so jäh zu einem hohen Baume sich erheben konnte, der stark und schön genug war, daß die tausend Vögel des Himmels hätten kommen und unter seinen Zweigen Schutz finden mögen. Wie aber die veilchenstille Blume zu solchem Gewächs hat aufschießen können, daß das Erdreich unter ihren Füßen borst und das eigene Daseyn vor der riesigen Gewalt des wollenden Geistes in Stücke brach: das werden wir wohl in Charlottens „Denkmal" lesen. Das „Denkmal" erscheint in Berlin bei Veit u. C. Man darf es in einigen Wochen erwarten. Es enthält außer einer Darstellung ihres Lebens eine kostbare Auswahl aus ihren Papieren. Diese zerstreuten Blätter hat die Verewigte unbewußt und willenlos wie eine Arbeitsbiene zusammengetragen. Es finden sich darunter die kostbarsten Perlen, bald zart und mit dem Schmelze der lieblichsten Anmuth begabt, bald groß und riesenhaft kühn, daß die Kraft des Ausspruchs an sich selbst zerbrechen möchte, wie ihr Wollen an ihrer That. Und die Perlen sind so keusch und rein, wie sie jemals eine verschwiegene Muschel in ihrer Kapsel barg. Und diese Muschel warf ein dämonisches Geschick, das die Verhältnisse der Dinge tobend umgekehrt, an ein nacktes, kahles Ufer. Wer will es verhüten, daß die scheue Andacht sich herannaht und die Schale löst, damit ihr Inhalt sich dem Auge der Welt erschließe? Es hieße den Gott der Wahrheit, der oft seine Lust daran hat, sich im Stillen dem Geräusche der Welt verborgen zu offenbaren, den guten Geist des Menschengeschlechts hieße es verläugnen, wenn man die an den Felsen geschleuderte, zusammengepreßte, verschwiegene Muschel nicht öffnen wollte.

K.

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung.)

Emil wollte die Beiden, ohne sie einer Antwort zu würdigen, verlassen, aber Marder vertrat ihm den Weg. — Nicht von der Stelle sollst Du uns, Hahn! — rief der seltsame Gesell zornig — bis Du mit uns gefeilscht und abgerechnet hast! Du willst Hochzeit machen, und das ist eine große Fete in diesem sonst so festarmen Leben. Ich bin gern auf einer Hochzeit. Ich sehe gern Bräute, weil das ein rührender, andächtiger Anblick ist für mein erkältetes Herz, so wie zur Hinrichtung gehende Verbrecher noch am liebsten Kinder um sich haben. Lade uns wenigstens zu Deiner Hochzeit ein, und das Unrecht, das Du an uns begangen, soll dadurch gut gemacht seyn!

Ja, wir wollen Dir lustige Hochzeitsgäste seyn! — fuhr Iltis fort. — Ich lasse meinem Freunde Marder auch einen neuen schwarzen Frack dazu machen, denn mein alter Ohm hat mich in diesen Tagen wieder mit einem Wechsel begnadigt. Siehst Du, Hahn, Du mußt uns nun schon zur Hochzeit bitten, damit Marder doch einen neuen Rock bekommt, denn mit seinem alten, der sich bereits ächt philosophisch in lauter Atome aufzulösen anfängt, kann dieser Mann der Weisheit ja unmöglich mehr gehen. Du wirst ihn nun aber doch nicht um den neuen Rock bringen? Denn, bei Rosalindens schönblickenden Augen! bittest Du uns nicht zur Hochzeit, so bekommt er auch von mir keinen neuen Rock geschenkt. Ergo stiehlst Du ihm einen Rock, wenn Du uns nicht zu Deiner Hochzeit bittest!

Gut demonstrirt, geliebter Bauchredner! — fiel ihm sein Freund Marder ins Wort. — Aber das Alles läßt sich wieder am besten in dem bewußten Weinkeller dort besprechen. Kommt, gute Söhne, die Feuergeister des Weins sind meine Freunde, und ich habe sie leider seit länger vernachlässigen müssen, als bei alten Freunden billig und recht ist.

Damit faßte er ohne Weiteres unsern Emil beim Arm und wollte ihn mit sich fortziehen. Dieser aber entriß sich jetzt mit Gewalt dem Zwange, den man ihm anthun wollte, und sagte entschieden: Ich kann und will nicht mit Euch gehen. Auch müßt Ihr verzeihen, wenn ich Euch nicht zu meiner Hochzeit einladen werde. Nur im stillen geräuschlosen Kreise werde ich mein Fest begehen!

Im Grunde that es ihm leid, daß er wenigstens dem gutmüthigeren Iltis, den er wohl eher hätte dulden können, diese abweisende Antwort ertheilen mußte, aber die Rücksicht auf Marder, den er alsdann nicht allein ausschließen durfte, nöthigte ihn dazu, und mit diesem, der ihm heute in seinem verwilderten und durch unregelmäßiges Leben entstellten Aussehen abschreckender und unheimlicher als je dünkte, hatte er einmal jede Gemeinschaft auf immer fernzuhalten sich gelobt. — (D. F. f.)

Correspondenz.

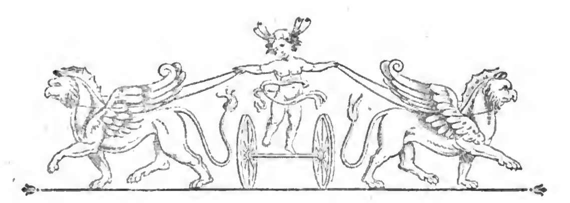
Aus Wien, Anfang Junius*).

[Die italienische Oper.]

Sie wissen wohl, daß ich gern jeden Gegenstand ganz erschöpfe, daher gestatten Sie, daß ich fortfahre, Ihnen von den wälschen Opern, rücksichtlich der erwähnten interessanten Nebenumstände Bericht zu erstatten. Der **Anna Bolena** folgte Nr. 2. **L'elisir d'amore**, von Donizetti. Diese **opera buffa** sprach den ersten Abend so wenig an, daß am Ende derselben ein Zwiespalt von Klatschen und Zischen erfolgte, und diese, zwischen zwei streitende Parteien gefallene Oper erhob sich zum Liebling des Publicums. Wie das gekommen ist? Das sollen Sie sogleich vernehmen. Bei der ersten Vorstellung ging man in die Oper, um diese als Hauptsache zu betrachten; man fand einige sehr angenehme, dem Ohr schmeichelnde Gesangsstücke, drei allerliebste Duette, ein paar liebliche Arien, **voilà tout**; dagegen ein mittelmäßiges **libretto**, und fast kein einziges Ensemble-Stück von Bedeutung, eine **prima donna**, die ihren Platz auf eine so eminente Weise ausfüllte, mit solcher Anmuth und Reinheit sang, daß sie nichts zu wünschen übrig ließ, und einen sehr wackern **buffo**, mehr **parlante** als **cantante**, der ohne alle Uebertreibung das Publicum unterhielt; — **ma, per il resto**, kaum so viel als das **libretto**, welches ich mit mittelmäßig bezeichnete. Daraus folgte, daß die Partei, welche blos die Oper berücksichtigte, nicht ganz zufrieden gestellt wurde. Dieser Theil trug daher kein Verlangen, sich bei der Wiederholung einzufinden; dagegen stellten sich Jene ein, welche von den angenehmen Duetten (zwischen der lieblichen Signora Tadolini und dem unterhaltenden Signor Frezzolini), die man bei jeder Vorstellung mit immer steigendem Beifalle aufnahm, schon das erste Mal entzückt wurden. Die **Barcarnola**: „**Io son ricco, e tu sei bella**" — mußte bei der dritten Vorstellung und seitdem stets wiederholt werden. Die vielen Verehrer der Tadolini behaupten, daß die schalkhafte Art, mit welcher sie die dabei vorkommende Stelle: „**Eccellenza! troppo onor, io non merto un Senator**" — vorträgt, das doppelte Eintritsgeld werth sey. Der Eintrittspreis ward also durch diese Wiederholung gleichsam um die Hälfte niedriger, und die Gunst des Publicums stieg um so viel höher. — Nr. 3.: **Norma**: von der man sich am meisten versprach, ohne das zu finden, was man erwartete. Das war aber nicht das Interessanteste; denn ich bin überzeugt, daß es die **assoluta** Schütz gewiß interessanter fand, die erste Vorstellung zu ihrer Einnahme zu haben, welche sich über **3000** Fl. C. M. belief. Rücksichtlich der getäuschten Erwartungen glaube ich, daß sie von dem Umstand herrührten, daß das Publicum die Norma, als eine ihrer Lieblings-Opern, sehr oft gehört hat, sie ganz genau im Ohr behielt, daher einerseits Alles ganz so hören wollte, wie man es bis jetzt gewohnt war, und es andererseits doch wieder nicht so hören wollte, denn man freute sich ja schon voraus auf den Unterschied! Das zu vereinen, war etwas schwer! Als der Glanzpunct der ganzen Oper wurde das Duo der Norma (Schütz) mit Adalgisa (Strepponi) im 2ten Acte anerkannt; es wurde von beiden Künstlerinnen meisterhaft gesungen; vielleicht hören wir es nie wieder so vortrefflich; höchst lobenswerth war dabei auch die Gefälligkeit, dem enthusiastisch ausgesprochenen Wunsche nach der Wiederholung zu willfahren. Weniger gelang das herrliche Schlußterzett des ersten Actes, wobei das Tempo gar zu schnell gehalten wurde. Wo ich nicht irre, war das Tempo in der Scala gerade der Mittelpunct zwischen diesem **presto** und jenem relativen **adagio**, in welchem es unsere deutschen Sänger gewöhlich vortragen. Verdienten Beifall erhielt Poggi (Pollione) durch seinen ächt declamatorischen Vortrag des „**Meco al' altar di Venere, era Adalgisa in Roma**" — die **Cabalett**a dürfte, mit mehr Energie gesungen, wirksamer seyn. — Ich habe Ihnen in einem früheren Briefe ausführlich über das Spiel der Malibran-Norma berichtet und eine Parallele mit jenem der Pasta gezogen. Mad. Schütz ging ihren eigenen Weg, der aber, vorzüglich in Beziehung auf ihr erstes Erscheinen, und den mit Schnörkeleien verbrämten Vortrag der „**Casta Diva**," nicht allgemein gebilligt wurde. Man vermißte die Ruhe und Würde der Priesterin. Große Künstlerinnen können dieselbe Rolle von verschiedenen Seiten auffassen, aber es ist doch nöthig, daß die Aufführung eine bestimmte Farbe erhält, und diese vermißte man; denn obwohl Signora Schütz in mehreren Momenten des ersten Actes beinahe zu heftig wurde, so ließ sie im zweiten Acte Vieles gar zu gleichgültig vorüberziehen; wie z. B. das berühmte: „**Son io**" und die ganze Schlußscene, welche bei der Malibran von der außerordentlichsten Wirkung ist. Diese letzte Bemerkung erlaube ich mir nur Ihnen unter vier Augen anzuvertrauen, denn wer die Norma der Malibran nicht sah, kann sie nicht machen; dagegen lag in einem wiener Scherz, der so lautete: „Hätte die Schütz bei ihrer Einnahme die Preise, aber nicht die Stimme herabgesetzt, so wäre die Oper besser ausgefallen" — die Hauptausstellung; denn dieses Transponiren ihrer Partie, so wie auch der unbedeutende Gesang des Druiden-Vorstehers, waren die Anklagepuncte der Verehrer und Vertheidiger der so oft gehörten deutschen Norma, gegen die italienische Namensschwester. Ein ganz umgekehrter Fall, folglich deshalb interessant, ergab sich bei der Oper Nr. 4. „**Il Furioso**," der man kein günstiges Loos vorhersagte, weil der deutsche Wahnsinnige ein Langweiliger auf St. Domingo hieß; und — Nr. 4. wurde mit lärmendem Beifall aufgenommen. Jede Wirkung hat eine Ursache. — Cartagenova's überaus wirksamer Gesang wurde durch die Lieblichkeit der Töne der Tadolini mächtig unterstützt, und der Buffo Frezzolini erheiterte die Monotonie des Jammers; denn das **libretto** blieb in dieser Sprache eben so wie im Deutschen ein „Menschenhaß und Reue unter den Matrosen," wie Saphir es sehr richtig bezeichnete; allein in der Art, wie diese Gefühle ausgedrückt wurden, lag ein großer Unterschied. Donizetti's Musik wurde daher weit mehr gewürdigt. Das Sextett im ersten Act, so wie die Schluß-Cavatine der Oper, erregten jedes Mal den größten Enthusiasmus. Ich führe diese beiden Musikstücke vor allen an, weil Cartagenova's Vorgänger, Wild, ebenfalls vielen verdienten Beifall erntete, obwohl er kein eigentlicher **Furioso** war. (Er könnte bei Durchführung dieser Rolle seinen Namen mehr berücksichtigen, das heißt, weniger zahm seyn.) Dagegen hatte der deutsche Sänger sich keiner so glänzenden Unterstützung zu erfreuen wie sein italienischer Nachfolger, welcher sich durch diese Rolle in der Gunst des Publicums festsetzte, was ihm als König Heinrich **VIII.**, in **Anna Bolena**, nicht gelang. Er gab ein Bruchstück des **Furioso** zu seiner Einnahme; die Oper fing mit dem Finale des ersten Actes an. Hierauf folgten ein paar Arien von Pacini, von der Schütz und Strepponi gesungen, dann das obligate zweimalige Vorrufen der beiden Damen, welche der **primo tenore Santi** stets an der Hand geleitete. Nach dem 2ten Act der Oper hörten wir das Duo aus Bellini's **Puritani**! —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bericht von F. A. von Kurländer.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags ——— 130. ——— den 6. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wieland's Briefe an eine Hofdame.

(Fortsetzung.)

7.

Weimar, den 15. Januar 1810.

Gnädiges Fräulein,

Sie werden mir gern glauben, daß nach einer so langwierigen unfreiwilligen Abgeschiedenheit mein Verlangen, mich unserer liebenswürdigen Prinzessin wieder zu Füßen zu legen, sehr groß seyn muß, und nun, nachdem die Verlobung Ihrer Durchlaucht mit des Herrn Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin Herzogl. Durchl. (wie ich höre) dem Hofe förmlich bekannt gemacht worden, durch die Pflicht vermehrt wird, der durchlauchtigsten Braut meine eben so aufrichtigherzlichen als treudevoten Glückwünsche darzubringen. Denn ich habe Ursache, mich gänzlich überzeugt zu halten, daß unsere so allgemein geliebte und denen, die das Glück eines näheren Zutritts bei Ihr hatten, so unbeschreiblich theure Prinzessin nicht (wie bei Personen Ihres hohen Standes nur zu oft der Fall ist und immer war) das Opfer politischer Verhältnisse ꝛc. ist, sondern das schöne und Ihrer würdige Loos; die Gemahlin eines deutschen Fürsten, der durch persönliche Eigenschaften und Vorzüge den Glanz seiner Geburt und Bestimmung erhöht und einem der erhabensten deutschen Fürstenstämme Ehre macht, und die stellvertretende Mutter der Kinder der verewigten Großfürstin Helena Pawlona zu werden, mit freier Beistimmung Ihres immer ruhig heitern Verstandes und Ihres an Güte und Reinheit engelgleichen Herzens erwählt hat. Bei dieser Ueberzeugung muß billig und pflichtmäßig jedes selbstische Gefühl der reinsten und gerechtesten Freude weichen: ohne diese Ueberzeugung — ich gesteh' es Ihnen aufrichtig, meine sehr verehrte Freundin — würde mir, der in diesem ersten Zehend des neuen Jahrhunderts von so vielen, die meinem Geiste und Herzen unendlich theuer waren, nach und nach auf ewig getrennt wurde, dieser neue unersetzbare Verlust kaum erträglich seyn.

Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, diese kleine Herzensergießung, wenn sie anders, da sie durch unsere vieljährige Freundschaft gerechtfertigt wird, einer Entschuldigung bedarf, und erlauben Sie mir die Bitte, die der nächste Zweck dieses schriftlichen Besuchs ist, daß Sie mich der durchlauchtigsten Prinzessin Braut zu Füßen legen, und mir die Erlaubniß auswirken möchten, mich an einem der nächsten Tage dieser Woche dieser süßen Pflicht in Person erledigen zu dürfen — vorausgesetzt, daß die dermalige strenge Kälte, die mir nicht erlaubt, mein Zimmer zu verlassen, sich hoffentlich um einige Grade mildern werde. Die nähere und genaue Bestimmung des Tages und der Stunde, wo Ihre Durchlaucht mir dieses über drei Monate, leider! entbehrte Glück vergönnen wollen, erwarte ich von Ew. Gnaden gütiger Gefälligkeit, und bin inzwischen, was ich nur mit dem Athmen zu seyn aufhören kann, mit innigster Verehrung Dero ganz gehorsamster und verbundenster Diener

Wieland.

8.

Weimar, den 19. Januar 1810.

Gnädiges Fräulein,

Es scheint mir schicklich und geziemend, Ew. Gnaden zu benachrichtigen, daß mehrere Jungfrauen aus den sogenannten Honoratioren von Weimar sich vereinigt haben, der durchl. Prinzessin Braut durch meine Tochter Luise einen Kranz und einige Verse, als schwache Zeichen ihrer Ehrfurcht und liebevollen Theilnahme ꝛc., überreichen zu lassen. Die gute Luise, welcher es gar sehr an einer gewissen, bei solchen Gelegenheiten nöthigen Dreistigkeit gebricht, wünscht, daß es unserer gnädigsten Prinzessin gefallen möchte, bei ihrer Annäherung an die Estrade, wo die fürstlichen Personen und ihre Umgebungen — stehen oder sitzen werden, eine solche Position zu nehmen, wodurch ihr die Ausrichtung ihres kleinen Geschäfts insofern erleichtert werden möchte, daß sie sich gleich a drittura an die Prinzessin wenden könne und Sie nicht etwa unter den übrigen Durchlauchten erst heraussuchen müßte; — und die Bitte, um die gütige Erhörung dieses Wunsches, ist die eigentliche Absicht der gegenwärtigen Adresse an Ew. Gnaden.

Was die Verse betrifft, so würde ihr Verfasser, wenn es um Witz oder schimmernde Bilder und hochfliegende Gedanken zu thun gewesen wäre, das Geschäft einem besser dazu taugenden jüngern Musengünstling überlassen haben. Aber, da hier nicht die hohe Göttersprache der Musen, sondern ganz allein die kunst- und anspruchlose Sprache des Gefühls geredet werden sollte, wie hätte er sich — selbst auf Gefahr des Mißlingens — weigern können, der Bitte und dem Zutrauen der guten Kinder nachzugeben, und den Versuch zu machen, ob es ihm möglich seyn werde, seine und ihre Empfindungen in eine kleine Anzahl gereimter Zeilen einzukleiden? Sein Herz allein war seine Muse, und eben darum darf er es wagen, diesem schwachen Versuche eine freundliche Aufnahme zu versprechen, dessen ganzer Werth darin besteht, daß er nur sehr unvollkommen ausspricht, oder vielmehr blos andeutet, was der Verfasser lebendigst und innigst fühlte, und bis zum letzten Pulsschlage seines alten, aber Gottlob! nicht erkalteten Herzens fühlen wird.

Schließlich, meine verehrteste Freundin, bitte ich Sie noch, unserer allgeliebten Prinzessin meinen wärmsten Dank für die huldvolle Aufnahme des Inhalts meines letzten Billets zu bezeigen, und erlauben Sie mir, noch hinzuzusetzen, daß Sie mich höchlich verbinden würden, wenn Sie es, bei meiner gehofften baldigen Erscheinung im Fürstenhause, so einrichten wollten, daß ich, bevor ich mich der Prinzessin zu Füßen lege, ein halbes — oder ganzes Stündchen mit Ihnen allein sprechen könnte.

G. d. J. Wieland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung.)

Laß ihn gehen! — sagte Iltis zu Marder. — Er ist einmal ein solcher Schnapphahn, mit dem man immer auf der Hühnerleiter der Prosa kleben bleibt. Zu einem genialern Lebensverkehr kommt man mit diesen soliden Erdenbürgern nie. Sie denken immer gleich an ihre Bürgerpflicht, die sie abhält, einen höhern Schwung mit uns zu unternehmen, und ich glaube, wenn ihre Seelen künftig einmal in den Himmel wallen, werden sie nicht eher sich unter die heiligen Heerschaaren zu mischen wagen, als bis sie gewiß sind, daß dort eine völlige Polizeisicherheit obwaltet. So sieh einmal diesen unsern jungen Hahn an! Fromm und sanft, wie er ist, begünstigte ihn das Leben mit einem seiner herrlichsten Wunder, mit der Liebe. Kaum angekommen, verliebt er sich, wird geliebt, und man sollte denken, nun einen Verzauberten an ihm zu finden, mit dem sich's gut um die Wette auf Paradiesvogelschwingen phantasiren läßt. Statt dessen bricht bei ihm gleich hinter dem Wunder wieder ein philisterhaftes Zeitalter an, und seine Bürgerpflicht treibt ihn aus dem Zaubergarten der Armide heraus, damit Pfarrer und Küster doch ja nicht länger auf die Copulationsgebühren zu warten brauchen. Seine Liebe steuert mit einem solchen Eifer auf die Ehe los, mit welchem eine Köchin aus Furcht, daß der Sonntagsbraten kalt werden möchte, ihren Brotherrn aus der Kirche zurückerwartet. Da ist es denn auch natürlich, daß er den Humor und die gute Laune, die der Studiosus der Magie, Marder, und der Bauchredner Iltis durch ihre freien Künste ohne Zweifel verbreiten würden, auf seiner Hochzeit nicht leiden mag! —

Emil hatte sich jetzt, nach einem kurzen Gruße gegen Iltis, entfernt, und eilte mit schlennigen Schritten fort, um aus der Nähe dieser beiden ihm Aufsässigen zu entkommen. Marder sah ihm mit finstern Blicken nach, Unmuth sprühte aus seinen großen dunklen Augen, die eine wildbewegte Gedankenwelt in ihm verriethen.

Ich muß dem Philister doch noch etwas zu Leide thun! — sagte er heftig zu seinem Genossen. — Ein Philister ist

mir doppelt zuwider, wenn er Hochzeit macht. Erfinde etwas, Iltis, Du Sohn der Weisheit, wie wir diese Hochzeit durch einen tollen Streich lächerlich machen können. Strenge Dich an, etwas Gutes auszugrübeln. Ich bin ordentlich blutdürstig gesinnt, wie ein wahrer Marder, gegen diesen Hahn, dem ich den weichmüthigen Kopf abbeißen und wie Schöpsenbraten auf Butterbrot verspeisen könnte. Zieht sich mein Gesicht nicht schon in die Länge, Bruder? Bekomme ich nicht eine Mardernase und Marderklauen? Sehe ich nicht schon aus wie ein wirklicher Marder? Bei der Göttin Philosophie! Bruder, wenn ich mitunter auf meine menschenfeindlichen Gedanken komme, ist mir oft so zu Muthe, als hieße ich nur darum Marder, weil mir mein Schicksal bestimmt hätte, mich einmal in der That in einen solchen zu verwandeln. Aber im Ernst, Iltis, denke auf einen Plan, wie wir uns doch auf die Hochzeit Hahn's begeben können! Ich selbst kann heute nicht denken!

Du bist ja ein Herenmeister, here etwas! — lachte Iltis. — Hast Du Dich darum so lange mit Magie beschäftigt, um jetzt in Verlegenheit zu seyn, wie Du auf einer Hochzeit recht erklecklichen Unfug stiften sollst? Mein bischen Bauchrednergabe bietet Dir auch ihre Dienste an.

Mir ist heute schlecht zu Muthe, lieber Bruder! — sagte Marder düster. — Die Zeiten werden immer schlimmer, der Student wird älter, und meine Mutter zu Hause jammert, daß kein vernünftiger Mann aus mir werden will. Ihretwegen wär' es mir lieb, ein vernünftiger Mann zu seyn, aber ich selbst für meine Person spüre auch nicht die geringste Lust dazu. Das Unvernünftige ist noch das Einzige, was mich im Leben amüsirt, und der große Ueberfluß an Vernunft und Langerweile, der in der Welt vorhanden, hat mich schon desperat genug gemacht. Unvernünftig war es z. B., daß ich mich in diese Rosalinde, obwohl ich sie nie anders als am Fenster sitzen gesehen, verliebte, aber es war eine reizende herrliche Unvernunft von mir; ich hatte mir dadurch ein schönes Lebensbild in meine Phantasie geschoben, das ich in öden Stunden, oder wenn ich des Nachts nicht schlafen konnte, dazu brauchte, es leuchtend in mir auftauchen zu lassen und mir den welkenden Sinn erfrischend, wie mit heimlicher Götternähe, anzuwehen. Jetzt, da ich weiß, daß sie einem Andern angehört, ist mir die Illusion vorüber; meine Phantasie ist zur Vernunft gekommen, und fühlt sich unlustig, sich die Züge des schönen Lebensbildes noch wieder zum Behagen zusammenzusetzen und auszuspinnen. Ich leide seitdem so sehr am kalten Schweiße der Vernunft, daß ich wirklich bei mir überlege, ob ich nicht diese kläglich vernünftige Stimmung benutzen soll, um endlich einmal ein Examen zu machen und so meine alte Mutter, die um mich ungerathenen Sohn sich bekümmert, zufriedenzustellen. Siehst Du, Iltis, so weit ist es mit mir gekommen!

Iltis wurde ungeduldig. Die ernsthaft verdrießliche Miene seines Freundes schien ihm nicht zuzusagen. Was radotirst Du nur heute so viel von Vernunft, Langerweile, Examen und ungerathenen Söhnen! — sprach er. — Du weißt ja, ich habe heute einen frischen Wechsel bekommen. Gott segne unsere Studien! Ich für meinen Theil bin zu bescheiden, als daß ich mich jemals einem Examen unterwerfen sollte! Vivat academia! Komm, Marder, ich habe Geld, und kann es nicht länger bei mir leiden! Wir müssen auf die Gesundheit aller ungerathenen Söhne trinken! Beim schäumenden Glase, wenn sich der Geist bunt färbt mit dem Feuer des Weines, sage ich Dir einen Plan, wie wir uns auf Hahn's Hochzeit stehlen und ihm einen Streich spielen wollen. Auch ich habe ja Rosalinden geliebt, auch sie war ein Lebensbild meiner Phantasie, wie Du es nennst. Du sollst Dich rächen, daß sie Dich um ein Lebensbild ärmer gemacht haben. Das wird Dich erheitern. Komm, Seelenmarder!

Arm in Arm schlenderten sie darauf dem Weinhause zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Fortsetz.)

[Die italienische Oper.]

Letzteres sollte die Sache besonders anziehend machen, weil es zu Paris, von Tamburini und Lablache gesungen, Furore erregte; aber mit dem Furore war es hier nichts. Konnte es wohl anders möglich seyn! Ein Duett aus einer hier noch gänzlich unbekannten Oper, welches auf den Charakter der handelnden Personen und auf die Situation berechnet ist, auf eine inhaltsreiche Situation: „Lord Georges (Lablache) fleht nämlich Richard (Tamburini) um Gnade an für den zum Tode verurtheilten Arthur, und erhält sie von seines Nebenbuhlers Großmuth." — Noch ein besonderer Umstand tritt hier ein, daß dieses Musikstück zu Paris für eine Gattung musikalischen Kunststückes gilt, indem Bellini für die Baßstimmen vor Lablache und Tamburini eine Stretta mit einem Unisono componirte, das diesen zwei Gesangsheroen Gelegenheit verschafft, sich in einen Wettkampf ihres meisterhaft declamatorischen Gesanges einzulassen. Dieses, durch so viele Nebenumstände zu einer Art Celebrität gelangte Duett ward uns von einem wälschen und einem deutschen Bassisten, im schwarzen Rock, die Noten in der Hand, die Brille auf der Nase, vorgesungen! Sie sehen daraus, daß die Ankündigung: „Man werde diesen Abend das berühmte Duett aus den Puritani hören" — das einzige Interessante an der Sache war. Nur zur Zahl Nr. 5. „La Sonnambula." Da gibt es des Interessan-

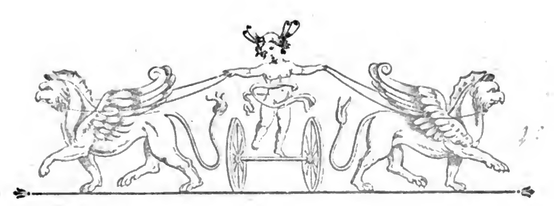
ten eine Menge; ihr erstes deutsches Erscheinen in der Josephstadt, completter fiasco; sie erhebt sich einige Zeit darauf von ihrem tiefen Falle, geht alle stelle, wenigstens an die Vorstadt-Gestirne, wird ein Dutzend Mal mit unzähligen Vorrufen gegeben, und erscheint nun zum Beneß der Signora Strepponi, welche aber dabei die Nebenpartie der Wirthin singt und so bescheiden ist, selbst von ihren wenigen Gesangstücken noch das Duett des 2ten Actes wegzulassen. Dem Auslassungssysteme folgend, oder eigentlich mit dem Beispiele vorgehend, sang die Sonnambula-Schütz das Duo im ersten Acte mit Elvino: „Son geloso del Zefiro errante" — gleichfalls nicht. Das Publicum, welches (und zwar mit vollem Rechte) für die erhöhten Preise eher ein plus als ein minus fordern kann, war mit dem Auslassen dieses Duo nicht zufrieden, und entließ, wegen der erlittenen Einbuße, die Abgehenden mit Zischen. Als Entschuldigung des ausgelassenen Duetts wurde angeführt: „Dieses Duo werde in Italien auch weggelassen" — als sey dies ein Grund, es nicht in Wien zu singen. Das Merkwürdigste, ich kann sagen ein Unsinn ist es aber, wenn auch die dem Duo vorangehende Scene (wie es nur hier geschieht) weg bleibt. Amina fragt nämlich den Geliebten: „Saresti tu geloso?" — Der Gedanke beschäftigt sie so sehr, daß sie in der unmittelbar darauf folgenden Scene des Nachtwandelns zu Rodolfo sagt: „Geloso! Sei tu geloso ancor?" — folglich hängen die zwei Scenen so eng zusammen, daß die zweite eine Wiederholung der ersten ist. — Wenn man annimmt, daß das Opern-Publicum durchaus nichts von dem Inhalte wissen und verstehen darf, so mag es hingehen, dann kann die Sonnambula auch durch die Thür herein treten, und braucht sich nicht zu bemühen, auf das Dach zu steigen. Da ich nicht dieser Meinung bin, so bleibt mir es unbegreiflich, daß eine Künstlerin wie Mad. Schütz, eine Deutsche, dem deutschen Publicum eine solche Theilnahmslosigkeit an dem Sujet zumuthet. Die Oper erhielt, diesen bedeutenden Uebelstand abgerechnet, vielen Beifall, und das Duo des ersten Actes: „Prendi, l'anel ti dono" — dessen Wiederholung stürmisch verlangt wurde, gehört zu dem Ausgezeichnetsten von dem, was wir bis jetzt von dieser Gesellschaft hörten. (D. F. f.)

Leipziger Chronik.

[Theater. Zum ersten Male: Capricciosa.]

Es war der beste Einfall, den Karl Blum je in seinem Leben gehabt, Federici's Capricciosa nach Maßgabe seiner gewandten Bühnenkunde zu bearbeiten. Die Intriguenscenerie, wie sie das feinere Lustspiel gibt, ist den deutschen Dichtern niemals ein ergiebiger Gegenstand gelungener Darstellung gewesen. Shakspeare's und Calderon's Stücke liegen außerhalb der Sphäre der modernen Intrigue, nur die Romantik an ihnen behagt dem literarischen Feinschmecker. Die Menge verlangt mit Recht für das Lustspiel näher liegende Interessen. So machen wir uns denn mit den Milliarden der jetzigen pariser Irwischlichter einen oft genug dürftigen Nothbehelf, davon abgesehen, daß das französische Lustspiel doch nur selten so in Deutschland gespielt wird, wie es gedacht und erfunden ist. Der deutsche Schauspieler ist für das französische Vaudeville selten flatterhaft graciös genug, er strebt seiner bessern Natur zufolge nach Charakteristik. Federici's Lustspiele bieten aber gerade einen Verein von werthvoller Charakteristik und der leichtbeweglichsten Fülle verschmitzter und leichtfertiger Intriguenspiele der modernsten Zustände. Die Sittenverhältnisse Italiens zu Federici's Zeiten sind für uns keineswegs so entlegen als unsere eigenen zu gleicher Zeit am Ende des vorigen Jahrhunderts. Die freiern Situationen des italienischen Lebens sind reich an komischen Conflicten, das heiße Blut der südlichen Natur hüpft auf die possierlichste Weise. Wo ein cavaliere servente eine stehende Figur ist, kann es an seltsamen Situationen nie fehlen. Und Federici ist durch und durch der Mann der Intrigue; die Verwirrung der socialen Zustände und deren komische Contrastirung ist seine Poesie. Wollte man dem Lustspieldichter einen bürgerlichen Stand, den er nebenbei hätte, vindiciren, so müßte es entweder der Diplomaten- oder der Advocatenstand seyn. Federici war Advocat, man sieht der Maske seines Komus die schlau lächelnde, proceßvergnügte Advocatenmiene an. In der Capricciosa haben wir die tobende Leidenschaft eifersüchtiger Eitelkeit in der ergetzlichsten Verwirrung. Das kleine rappelköpfige Capricciös-chen bringt eine ganze Welt von abgelebten Gestalten des müßigen Schlenderlebens in Aufruhr, so daß sie in der Defension gegen eine Uebermacht steht, an der ihr Uebermuth bricht. Das Stück bietet bei seiner scheinbar kunstlosen Scenerie eine Fülle rasch hinter einander folgender Gruppirungen. Der Eifer der Spielenden war auf die erfreulichste Weise sichtlich und bestätigte mich in meiner Ansicht, daß die leipziger Bühne ein ungewöhnliches Ensemble trefflicher Kräfte für das Lustspiel besitzt, von deren fleißiger und umsichtiger Verwendung und Einübung auch die rasche Folge neuer Darstellungen zeugt. Da sich hier nach und nach die Gelegenheit bietet, die einzelnen Forcen des Ensembles näher zu bezeichnen, so trifft nach bereits früher geschehener Erwähnung der zwei Hauptfiguren des Schauspiels jetzt füglich die Reihe auf Baudius, obwohl er in dem in Rede stehenden Drama wenig hervortritt. Als bewährter, routinirter, effectkundiger Darsteller ist er eine bedeutende Stütze des hiesigen Lustspiels. Ueberall gewandt und befähigt, ist er in den verschiedensten Masken an seiner Stelle. Was aber seinen eigensten Kreis, in dem er sich am liebsten und zu eigener Befriedigung am glücklichsten bewegt, anbetrifft, so dürften dahin alte gutmüthige Narren, verliebte Gourmands, lachende wohlbehäbige „Spazierbrüder und Privatgeschäftler", wie es der Wiener nennt, und sogenannte „alte Schäfer" mit allen möglichen Variationen zu rechnen seyn. Auch was der Wiener sich unter einem „Fisolen-Seppel" denkt, gehört in Baudius' Fach, nicht minder weiß er die lüsternen und leckeren „Jagor-Figuren", die man unter den Linden in Berlin wandeln sieht, in trefflicher Maske zu geben. Sein Dialect (ei für eu, u. dgl.) hat manche Schwächen.

In Betreff des Stückes von Federici muß ich noch des Fräulein Wagner in der Hauptrolle Erwähnung thun. Ihr Spiel war fast stürmisch, das Strudelköpfchen brauste, daß man fast beängstigt werden und behaupten konnte, sie habe das Tempo von Anfang an um einige Noten zu hitzig genommen. Das mildert sich vielleicht um einige Temperaturgrade bei wiederholter Darstellung. Ihr Verdienst aber war es, durch ihr pointenreiches, lebendiges Spiel das ganze Personal zu gleicher Munterkeit und einem Gleichtakt im Ensemble fortgerissen zu haben, der die Darstellung der raschbewegten Katastrophen so vollständig gelingen ließ. Ich kann den Wunsch nicht unangedeutet lassen, daß ein so eingeübtes Ensemble, wie es die hiesige Bühne für das feinere Lustspiel bietet, Gelegenheit seyn möchte, auch andere Stücke von Federici nach und nach zur Aufführung gebracht zu sehen. Vor allen erinnere ich an Federici's „La bugia vive poco", das, meines Wissens, von Vogel als „Gleiches mit Gleichem" für die deutsche Scene bearbeitet ist. Für Leistungen und Anstrengungen solcher Art kann der dankbare Beifall des Publicums nie ausbleiben.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 131. — den 7. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung)

Die Sonne ging nicht auf wie über einem Hochzeitstage. Sie rang sich vergeblich mit abgematteten Strahlen durch dunkle Wolkenschleier hindurch und blieb endlich, da sie die Trübe nicht besiegen konnte, wie eine verhüllte schwermüthige Braut mit trauerndem Antlitz hinter dem unbeweglichen Flor stehen. Einige herabperlende Regentropfen, die dem sie umfließenden Gewölk entstürzten, erschienen wie Thränen der schönen verhüllten Braut.

Auch die Braut, deren Fest heute begangen werden sollte, glich diesem Bilde. Nach wenigen schmerzlich durchlebten Wochen war Rosalindens Hochzeitstag heute herangekommen. Im feierlichen Schmucke strahlend, wie eine junge Frühlingsgöttin, reichte sie wie eine der Welt entsagende Nonne erblassend, dem zitternden Emil ihre Hand.

Das Fest, das sie einst unter glücklicheren Umständen als eine beneidenswerthe herrliche Gestalt geschmückt haben würde, wurde unfern der Stadt auf einem stillgelegenen Landgute des Majors begangen. Die ländliche Abgeschiedenheit der Umgebung erhöhte bei Gästen wie bei Brautleuten die beklommene Empfindung, die Jeder unwillkürlich mit sich gebracht hatte. Nur der alte Major schien guter Dinge zu seyn, und, wenn erst Alles wieder in das Geleis gewohnter Ereignisse zurückgetreten, das Beste von der Zukunft zu hoffen. —

Die Gesellschaft saß an der glänzend erleuchteten Abendtafel. Festlicher Kerzenschimmer durchfloß den Gartensalon, draußen aufgestellte Musikchöre ließen fröhliche und ernste Melodieen hereinschallen. Die Unterhaltung stockte oft. Einige aufgeräumte Köpfe, die Witz und Scherz auszustreuen geneigt waren, fanden sich durch eine oft unwillkürlich eintretende Geisterstille unter den Anwesenden wie gelähmt. Emil sah schmachtend und gefühlvoll aus und bemühte sich, alles Andere um ihn her vergessend, mit Zärtlichkeit für seine neben ihm sitzende Rosalinde, die keine seiner Anreden freundlich oder ganz beantwortete. Sie warf nur zuweilen einen zornig aufflammenden Blick auf manche der Umsitzenden umher, unter denen sie die langen und spöttischen Gesichter der Muhmen, Basen und Vettern fast nicht mehr ausstehen zu können schien. —

Wenn so die Zeit im gefesselten Stundenlaufe wie ein verstimmtes Instrument nur durch eine Reihe schneidender Mißempfindungen sich hinschleppt, hat sie doch oft, während man dem Unbehagen noch bange nachsinnt, plötzlich schon einen Sprung gemacht, der zu einer veränderten und deshalb lindernden Tonart des Unmuths hinüberspielt. So war jetzt unvermerkt die späte Mitternachtsstunde herangekommen, und Rosalinde erhoffte seufzend den Aufbruch der Gesellschaft, die seit kurzem, den Reizmitteln der verschieden dargebotenen Genüsse endlich nachgebend, zuerst in eine

geräuschige und lustig lärmende Stimmung gerathen war. Da pochte es plötzlich laut an die Thür des Saales, und wiederholte sich, während noch Alle in einer seltsamen Ueberraschung verstummt da saßen, mit einer gewissen geheimnißvollen Feierlichkeit. Endlich wurden die Flügel aufgerissen, und zwei abenteuerlich gekleidete Männer in langen Mänteln, wie man wohl orientalische Zauberer darzustellen pflegt, traten langsam und schweigend ein. Nachdem sie in pathetischer Haltung den Saal bis zu einer gewissen Entfernung durchschritten und der Gesellschaft Zeit gelassen hatten, ihre phantastischen Gestalten zu bewundern, brach endlich der Eine der Magier das bisher beobachtete Stillschweigen und redete, hervortretend und seinen mit seltsamen Charakteren bemalten Stab über die Häupter der Anwesenden schwingend, dieselben in einem absichtlich fremdartig verstellten Tone folgendermaßen an:

„Ueber ferne Länder und Meere, auf Schwingen des Windes herbeigekommen, treten wir, wie alles Außerordentliche und Ungewöhnliche, als ungebetene Gäste unter Euch Sterblichen auf. Am Nil saßen wir in unserer ägyptischen Heimath, fromm damit beschäftigt, die Thränen eines über das Verderben der Menschheit desperat gewordenen Krokodils in einer Flasche einzusammeln, um daraus Lebensbalsam für die Hofapotheke des Mehmed Ali zu destilliren. Da erzählte uns das wegen dieser Erleichterung seiner Thränen redselig gewordene Krokodil von einer merkwürdigen Hochzeit, die so eben im Occident gefeiert würde, und der an Solidität des dort herrschenden Vergnügens noch nichts Gleichkommendes gesehen worden sey. So setzten wir uns auf einen Sturmwind und sind hergeritten, um doch auch das edle Brautpaar — lange lebe es! — zu sehen, zu begrüßen, und wo möglich mit unsern von den Göttern uns verliehenen Gaben nach Belieben zu amüsiren. Eine Hochzeit ist etwas so Wunderbares, daß auch eigentlich billigerweise auf derselben Wunder geschehen müssen, und so stellen wir denn alle Wunder, die uns die hohe heilige Zauberkunst verliehen, hiermit zur Verfügung und Unterhaltung einer hochansehnlichen Gesellschaft. Es soll donnern und blitzen, wenn die schöne Braut es befiehlt, denn mit Donner und Blitz der Gefühle kündigt sich, wie ein wahrer Jupiter, die wahre Liebe an; es sollen Gespenster und Geister erscheinen, wenn der sehr junge Herr Bräutigam es ohne Besorgniß geschehen lassen will, denn Geister müssen auf der Himmelsleiter der Liebe fröhlich sich tummelnd auf- und niedersteigen! Was ist eine Hochzeit, ein Bräutigam ohne Geist? In Summa, es soll die ganze tolle schwärmende Bilderwelt der Magie sich aufthun!“

Diese Rede, unwillkürliche Heiterkeit verbreitend, schien Beifall zu finden. Einige junge Herren, die sich längst nach etwas bunterem Zeitvertreib gesehnt, als die Gesellschaft bisher dargeboten, zeigten sich gleich gestimmt, darauf einzugehen, und riefen den beiden Magiern zu, ohne weiteres eine Vorstellung ihrer Kunst zum Besten zu geben. Auch Rosalinde war froh, eine Zerstreuung eintreten zu sehen; nur Emil, der die Stimme des Redenden erkannt zu haben glaubte, erwartete nicht ohne ängstliche Empfindung, was sich begeben sollte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Wieland's Briefe an eine Hofdame.

(Fortsetzung.)

9.

Weimar, den 21. Januar 1810.

Gnädiges Fräulein,

So klein das inliegende Billet ist, worin ich unserer liebenswürdigsten Prinzessin für ein mir gestern Vormittag zugeschicktes Handbriefchen, worin mir jedes Wort unschätzbar ist, meinen wortarmen aber gefühlvollen Dank sage: so bin ich doch zwei Mal, Vor- und Nachmittag, durch Besuche verhindert worden, es gestern noch zu rechter Zeit zu Stande zu bringen; und ich bitte Sie daher, mich wegen dieses Verzugs bei Ihrer Durchlaucht bestens zu entschuldigen.

Mir ist, ich hätte Ihnen, verehrteste Freundin, unendlich viel zu sagen, zu antworten und zu danken; aber ich verspare alles auf die erwünschte Stunde, wo wir uns nach so langer Trennung wiedersehen werden: denn das Briefchenschreiben, womit ich Sie zeither belästigt habe, muß doch endlich ein Ende nehmen. Von Montag an wird mir jeder Tag dieser Woche gelegen seyn, insofern der Réaumur'sche Thermometer nicht über 20 Grade unter den Gefrierpunct (was schwerlich zu befürchten ist) fallen wird: und ich erbitte mir also nur einen Wink, wann mein Besuch — in der Intention eines traulichen Gesprächs unter vier oder sechs Augen, der Prinzessin und Ihnen gelegen seyn wird.

Doch eins muß ich Ihnen noch sub rosa ins Ohr sagen. Ich wünschte, bevor ich die Braut spreche, den Bräutigam persönlich zu kennen — was weder vor zwei Jahren, da die Kaiser hier waren, noch zeither geschehen konnte. Meine Luise, welcher der Prinz vorgestern die Ehre erwies,

mit ihr zu tanzen, und meine Enkelin Minchen können mir zwar nicht genug rühmen, wie liebenswürdig Er sey, und überhaupt ist Jedermann, der sich ihm nahen konnte, Seines Lobes voll: aber was die Augen sehen, glaubt das Herz, und — kurz ich muß Ihn selbst sprechen, um mich mit desto vollerem Herzen über Seine Verbindung mit unserer unschätzbaren Prinzessin freuen zu können. Ich ersuche Sie, gnädiges Fräulein, mir mit Ihrem guten Rathe, wie ich es am Schicklichsten anzustellen habe, an die Hand zu gehen. Das Kürzeste ist freilich, mich in Seinem Vorzimmer einzufinden: aber da müßte ich doch zuvor wissen, ob es Ihm gelegen ist, mich vorzulassen, und es wäre auf jeden Fall gut, wenn ich einen Introducteur hätte, zumal ich nicht weiß, in welchem Theile des Schlosses Er wohnt. Verzeihen Sie, meine gütige Freundin, daß ich Ihnen schon wieder mit einer Bitte dieser Art beschwerlich falle, und werden Sie nicht müde, in allen zweifelhaften Fällen die Nothhelferin zu seyn, Ihres

ewig zugeeigneten und verbundensten alten Freundes und Dieners Wieland.

N. S. Da ich schon längst von den Gesetzen der strengen Etiquette dispensirt bin, und auch der Herr Erbprinz von M. mir die Beobachtung derselben vermuthlich gern erlassen wird: wäre nicht allen Schwierigkeiten am besten abgeholfen, wenn die Prinzessin erlaubte und unter der Hand selbst veranstaltete, daß meine erste entrevue mit Sr. Durchlaucht in Gegenwart der Prinzessin selbst und auf Ihrem Zimmer Statt fände? — Was sagen E. G. zu diesem expediens?

10.

Weimar, den 9. Februar 1810.

Gnädiges Fräulein,

Fürs Erste, meinen verbindlichsten Dank für den überschickten Tabak, der mir sehr zu gelegener Zeit kommt. Dürfte ich Sie, ohne Furcht, gar zu zudringlich zu seyn, noch um eine Gefälligkeit bitten, so wäre es, die schöne und liebenswürdige Frau von Spiegel gelegenheitlich in meinem Namen zu ersuchen, sich zu erinnern, daß Sie (an dem Tage, wo die dramatischen Darstellungen im Saale des sogenannten Palais gegeben wurden) die unverhoffte Güte hatte, mir zu etwas spanischem Tabak Hoffnung zu machen — wären es auch nur ein halb Dutzend herzhafte Prisen, so würden sie aus einer so liebenswürdigen Hand von unschätzbarem Werthe für mich seyn. Aber diese Bitte, meine verehrteste Freundin, wird noch von einer begleitet, die mir ungleich näher am Herzen liegt: und diese ist, mich — nach Ihrer Convenienz — nur mit zwei Worten zu benachrichtigen, an welchem von den drei nächsten Vormittagen ich zuerst Ihnen allein, und dann unserer durchl. Prinzessin aufwarten dürfte. Ich gestehe ihnen sub rosa, daß es mir diesmal hauptsächlich darum zu thun ist, den Herrn Erbprinzen von M. zu sehen, der mir gestern die Ehre erwies, mich nebst dem Prinzen Gustav mit Seinem gnädigen Besuche so unverhofft zu überraschen, daß ich mich genöthigt sah, in einem nicht sehr anständigen Déshabillé vor Ihren Durchlauchten zu erscheinen. Je mehr ich diesen jungen Fürsten kennen lerne, je mehr gewinnt Er mir durch Seine persönlichen Eigenschaften mein Herz und einen Beifall ab, der von Seinem hohen Stande ganz unabhängig ist, und desto mehr überzeuge ich mich, daß Er unserer geliebtesten Prinzessin, würdig ist — und Sie wissen, gnädiges Fräulein, wie viel ich damit sagen will. Um so natürlicher ist daher mein Verlangen, einen mir so höchst interessanten Prinzen so oft als immer möglich und schicklich ist, zu sehen und zu sprechen. Ich bat Se. Durchlaucht sehr inständig, mir zu erlauben, Ihm in Seinem Appartement meine Aufwartung zu machen: Er wollte mir's aber (unter dem gütigen Vorwande, daß mir das Besteigen so vieler Treppen allzu beschwerlich seyn würde) schlechterdings nicht erlauben. Ich denke aber, wenn ich Ew. Gnaden mündlich sprechen kann, wir wollen dessenungeachtet Mittel und Wege ausfindig machen, wie ich mich dieser, wie mich dünkt, indispensablen Schuldigkeit gegen beide fürstliche Gebrüder je bälder je lieber entledigen könne.

Vor der Hand ist indessen mein erster Wunsch, Sie, gnädiges Fräulein, und, wenn es seyn kann, auch die Prinzessin zu sehen: und hierüber also erbitte ich mir heut oder morgen nur ein paar Zeilen. W.

N. S. Auf den Thermometer ist jetzt, in Rücksicht meiner, nicht zu sehen. Ich habe mich in den vergangenen 14 Tagen so sehr geschont und gepflegt, daß ich mir Stärke genug zutrauen darf, jedem Grade von Kälte, wenn er nur nicht sibirisch oder kamtschadalisch ist, Trotz zu bieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tulpe und Rose.

Sieh', wenn die Tulpe verwelkt, so stirbt sie dahin mit der Farbe,
Aber die Rose bewahrt welk noch die Seele, den Duft.

G. Zimmermann.

Correspondenz.

Aus Wien. (Fortsetz.)

[Italienische Oper mit deutschen Chören.]

Ich gehe weiter. Nr. 6. gilt für eine Zahl, die nicht gezählt wird; denn Hr. Duport hat uns oft bewiesen, daß er seine eigene Art zu rechnen hat. Damit Sie das verstehen können, muß ich voraussagen, daß man uns für das Abonnement von 32 Vorstellungen 6 neue Opern zusicherte; 6 in 32 geht 5 Mal, nebst einem Bruchtheile, folglich sollten wir von sechs Opern wenigstens jede fünf Mal hören; — allein, als die 27ste Vorstellung Statt hatte, waren uns nur vier Opern bekannt; Sonnambula kam blos drei Mal, und Un' avventura di Scaramuccia ging ganz ein — die Straniera zeigte sich als Benefiz der Tadolini, und blieb una Straniera per gli abonnati! Im Ganzen ließ diese Oper viel kälter als ihre Vorgängerin, und die Heldin des Abends stand nicht so ganz an dem ihr gehörigen Platze, sie ermattete gegen Ende. Uebrigens wurde diese Oper durch einen wirklich ganz neuen Fall höchst merkwürdig. Alle in diesem italienischen Singspiele vorkommenden Chöre wurden in deutscher Sprache gesungen. Man konnte sich des Lachens nicht enthalten, wenn man diese babylonische Sprachverwirrung hörte, und auch sah; denn die assoluti italiani sahen bisweilen die coristi tedeschi mit fragenden Blicken an, wenn auf ihr „Perfidi“ — oder — „Udite“ — ein: „Welch frevelhaft Beginnen!“ — folgte. Diese barocke Zusammenstellung erinnerte mich an den ersten Mai im Augarten, wo man mehrmals zwischen Rossini's und Bellini's schwermüthiger Musik, die an Desdemona, Romeo, oder Norma erinnerte, plötzlich einen Kellner schreien hörte: „Schauen's!“ — „Eine Portion Lungenbratl“ — „Bitt gehorsamst“ — „Caffee mit Obers“ — „Erlauben's“ u. s. w.

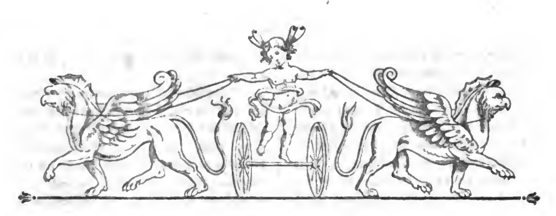
Doch von diesem Zwischenspiele in meinem nächsten Briefe, der Sie aus dem geschlossenen Raume des Opernhauses in die freie Luft führen soll, zu den Lustbarkeiten des Mais, dessen Ende die italienische Glückseligkeit beschließen soll; soll, wenn es dabei bleibt, und es nicht wie bei Taschenspielern und englischen Reitern nach der letzten Vorstellung wieder heißt: „Zum gänzlichen Beschluß, zum allerletzten Male, und zwar mit herabgesetzten Preisen.“ Dies Letzte hat wirklich schon Statt gefunden, man hört heute für 3 Zwanziger, was gestern noch 6 Zwanziger kostete, und die Einnahme ist bedeutend größer. Diese Erfahrung sollte man für das nächste Jahr nicht aus dem Auge lassen; denn, wie es heißt, werden wir nun jährlich eine italienische Oper haben. Ich glaube um so mehr an die Ausführung dieses Projects, da Herr Duport, der kein Freund von kostspieligen Unternehmungen ist, nächstens abtreten will. Daß sein Abgang derzeit wenigstens nicht schmerzlich bedauert würde, ist gewiß; eben so, daß es schrecklich wäre, wenn der Fall des Bedauerns oder Zurückwünschens seiner Leitung in der Folge einträte, denn es wäre ein Zeichen, daß es doch noch schlechter werden könnte. Ein neues Regiment bringt neue Leute; brächte dieses die Malibran, so wären alle Wünsche erfüllt. Wenn es übrigens wahr ist, daß diese merkwürdige Frau zu Venedig sich weigerte, eine ihr von dem Theater-Director angebotene Börse mit Geld anzunehmen, weil sie sich durch den erhaltenen Beifall belohnt fühlte, so ist es möglich, daß man sie schon derzeit auffordert, unter ähnlichen großmüthigen Bedingungen hier zu singen. Meine eben gemachte Bemerkung der neuen Leute veranlaßt mich, Sie auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß wir von dem so beliebten Tonsetzer (ohne den vor ein paar Jahren kein Heil denkbar war), von dem melodienreichen Rossini, diesmal keine Oper hörten, sondern daß Donizetti und Bellini sich in das Reich unserer Ohrenlust brüderlich theilten. Von beiden hörten wir drei Opern: Ilolena, Furioso, Elisir — und Norma, Sonnambula, Straniera. — In einem meiner frühern Briefe sprach ich von dem Componisten der drei letztgenannten Werke, von dem anspruchslosen, liebenswürdigen Bellini, von seinem ländlichen Tusculum zu Paris, in welchem er seine Puritani componirte, die bekanntlich einen ungeheuren Erfolg hatten, und von deren Partitur Rossini erklärte: „Sie sey die vollständigste, die bis auf diesen Tag gesetzt worden sey.“ — Ein solches Wort gilt, denn wahrlich, der es aussprach, kann sagen: Anch' io son compositore!

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Der nächste Jahrgang des Raumer'schen „historischen Taschenbuchs“ wird einen Beitrag von Varnhagen von Ense: „Die Schlacht bei Wagram“ enthalten. Möchte der hochverehrte Mann die kostbaren Schätze, die in seinen Papieren nur noch Wenigen und diesen nur stückweise zum Genuß gestellt wurden, auszubeuten fortfahren. Es ist in diesem Manne ein bewundernswürdiger Verein von seltenen Gaben des Geistes und den reichsten Welterlebnissen. In Düsseldorf geboren, sieht das stürmisch bewegte Straßburg zur Zeit der französischen Umwälzung den sinnenden Knaben in seinen Mauern. In Hamburg vollendet sich die Bildung des Jünglings, der in Berlin und auf süddeutschen Universitäten die akademische Bildung verfolgt, die der Aufstand der Welt gegen Napoleon unterbricht. Der Krieg sieht ihn unter Oesterreichs Fahnen. Bald darauf führt ihn das Geschick in Tettenborn's Nähe, bis nach beendigten Feldzügen der Fürst Hardenberg ihn auszuerlesen und an sich zu ziehen weiß, so daß der Geschichtschreiber des Tettenborn'schen Feldzuges und der Darsteller Blücher's durch die Begünstigung des Geschicks auch zum Biographen des preußischen Staatskanzlers berufen zu seyn nicht ableugnen dürfte. Zur Zeit des Congresses in Wien war Varnhagen von Ense schon vorher an mehreren Höfen Minister-Resident, und so seit den Begebenheiten der Neunziger des vorigen Jahrhunderts fast wie ein moderner Odysseus auf den mannichfach sich kreuzenden Strömungen der Zeitereignisse hin- und hergetragen, müssen die Memoiren dieses Mannes ein unvergleichliches Schauspiel bieten. Ueberall regsam und mitergriffen ohne Rausch, zu allen Zeiten mit dem feinen Spürblicke des klügsten Auges und einem zarten Gehörtalent des Geistes ausgestattet, das dem Strome der Begebenheiten seine geheimeren Quellen ablauscht, muß Varnhagen von Ense die seltensten Documente der Zeitgeschichte wie Acten ansehen können, in denen der Beleg zu seinen eigenen Lebensschicksalen zu finden ist. Auch die Schlacht von Wagram, deren Darstellung er, wie ich höre, jetzt mitgetheilt hat, gehört zu seinen Erlebnissen. Es ist, zumal unter den Deutschen, eine ungewöhnliche Gabe, mit gleicher Befähigung auf die Herzschläge einer einzeln klopfenden Menschenbrust wie auf die gewaltigen Schläge des allgemeinern Weltgeschicks hinzuhorchen. Diese Doppelgabe, deren Seltenheit eben die Seltenheit eines echt deutschen Historiographen verschuldet, sehen wir in Varnhagen mit einem Feintakte und einer Grazie verbunden, die man an seiner Darstellung oft genug bewundert.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 7.)



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 132. — den 9. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Höhe und Tiefe.

Auf des Lebens Sonnenhöhe
Trug mich meiner Liebe Glück,
Und in Deiner holden Nähe
Preis' ich freudig mein Geschick.
Wenn mich Sorg' und Leid bewegen,
Bist Du liebevoll und wahr,
An Dein Herz will ich mich legen,
Dir vertrauen immerdar.

In des Lebens schönste Tiefen
Führt mich meiner Liebe Glück,
Da, wo tausend Wunder schliefen,
Weilt entzückt der inn're Blick.
Ward ich draußen trüb' und müde,
Weil die Erde reich an Qual: —
In der Tiefe ist der Friede
Und Dein Herz mein Heimaththal.

Drückt nun Schmerz die Seele nieder,
Trägst Du mich zu sel'ger Höh',
All' mein Leid verschwindet wieder,
Wenn ich Dich, Du Hoher, seh'.
Find' ich nichtig alles Streben,
Oed' und steil des Lebens Lauf,
Blüht ein zaubervolles Leben
Mir aus Deiner Tiefe auf.

Karoline Leonhardt.

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung.)

Die Beiden hatten unterdessen schnell die ihnen nöthigen Vorkehrungen zu treffen gewußt. Auf ihren Wink war noch ein zu ihnen gehörender, ebenfalls wunderlich angekleideter Diener erschienen, um ihnen behülflich zu seyn. Nachdem er einen schwarzen Gazeschleier ausgebreitet und an der freistehenden Wand des Saales befestigt hatte, erloschen plötzlich im Nu, wie durch einen magischen Luftzug, alle Kerzen, die den Salon erhellt hatten. Dagegen begannen sich auf der mit Gaze ausgeschlagenen Wand optische Gestalten in einer zauberhaften Beleuchtung zu regen.

Die Magier leiteten ihre Darstellungen zuerst mit einigen gewöhnlicheren Passetems ein. Seltsame Gruppen bildeten sich und verschwanden, räthselhafte Stimmen ließen sich vernehmen, Schatten flogen auf, gestalteten sich zu schönen Figuren, und verzerrten sich eben so schnell wieder unter lautem Gelächter zu abstoßenden Schreckbildern. Das Chaos der Formen, nach Harmonie ringend, tobte in wahnsinnigen wilden Versuchen, die schönste Gestalt zu erringen. Eine abgebrochene, ebenfalls erst zum Erhaschen der Melodie ausziehende Musik lispelte begleitend und seufzend dazwischen. Endlich schien das Zeitalter der Schönheit, sanft und lächelnd wie der ewige Friede, angebrochen zu seyn. Erst klärten sich die dunkel wogenden Schatten-

massen, ordneten sich mild wie in Eintracht der Liebe, und in der Mitte ihrer Kreise zeigte sich heilverkündend ein heller Punct, der sich bald zu zwei blauen Mädchenaugen ausbildete. Nun flossen alle unbestimmten Schatten auseinander, und der Triumph der Schöpfung, ein Menschengesicht, strahlte klar, bedeutsam und heiter in vollendeten Zügen heraus. Diesem siegreichen Gesichte schmiegte sich bald im zierlichen Ebenmaße der Theile die ergänzende Gestalt eines feinen Körpers an. Die Musik jubelte verherrlichend auf in ihren entzückendsten Tönen. Das Bild war nicht zu verkennen; es war sprechend Rosalinde, sie selbst, die Braut, die trauernde Königin ihres Festes.

Ein überraschtes Ach! flüsterte unwillkürlich durch den Saal.

Das schöne Bild bewegte sich mit süßem Zauber der Geberde. Da lösten sich nah und fern bald unzählige kleine Gestalten und Figuren los und umschwirrten, umtanzten sehnsüchtig und gunstflehend die Schöne. Sie achtete auf keinen und hob endlich, wie aus Unmuth über all den Tand der Bestrebungen, liebkosend einen Vogel auf ihre Hand; es schien ein Hahn zu seyn. Der Hahn krähte laut vor Lust und verwandelte sich mitten im Kikerikih unversehens in einen schlanken, schmächtigen Jüngling. Eine Aehnlichkeit mit Emil war in die Augen fallend. Der Jüngling schlang seine Arme um ihren Nacken, und in demselben Augenblicke dehnte sich sein Haupt in einen großen kolossalen Schafskopf aus, der die Geliebte lächerlich überragte.

Dies veranlaßte einen Tumult in der Gesellschaft. Einige Schadenfrohe hatten das Gelächter über diese unziemliche Ueberraschung zwar nicht unterdrückt, aber der größte Theil der Anwesenden zeigte sich doch beleidigt über einen solchen Frevel. Man stand auf, drängte sich erzürnt zu den Schattenspielern heran. Der alte Major schlug mit geballter Faust gegen die magische Wand, die diesen spottenden Unfug hervorgebracht hatte. Die beiden Magier waren indeß schon, nachdem sie die erste Wirkung ihrer Phantasmagorie wahrgenommen, wie im Nu verschwunden. Eine dichte Finsterniß herrschte im Saale, und die Gesellschaft bewegte sich, umhertappend und nach Licht rufend, in der seltsamsten Lage durch einander.

Nach diesem störenden Vorgange entschied man sich bald zum Aufbruche. Die Wagen fuhren vor, die Hochzeitsgäste beurlaubten sich und stiegen ein. Emil führte, mit Thränen der gekränkten Ehre im Auge, seine Rosalinde zum Wagen. Sie lächelte ironisch zu seinen Thränen. — —

Beide saßen im Wagen stumm neben einander. Draußen dunkelte eine sternenlose Nacht über ihren Häuptern, kalte Winde spielten sausend mit dem Brautschmucke der jungen Frau. Kein seliger Ahnungschauer, wie sonst in der ersten liebegeheiligten Nacht, bewegte sich durch ihre banggedrückten Herzen, während sie jetzt nach der Stadt zurückfuhren, um dort die neue Lebenslaufbahn im häuslichen Nebeneinanderwohnen zu beginnen. Rosalinde hüllte sich fröstelnd und gähnend in ihren Mantel; sie sprach nur, um in ihrer heftigen Weise auf die stockfinstere, menschenfeindliche Nacht zu schelten.

Da glaubte sie auf einmal zu bemerken, daß der Wagen sie nicht auf dem rechten oder gewöhnlichen Wege nach der Stadt zu fahre. Sie machte Emil darauf aufmerksam, beide blickten sich sorgfältig um und schienen nur zu deutlich wahrzunehmen, wie sie, statt auf der bekannten Straße, vielmehr quer über das Feld weggefahren würden. Emil rief dem Kutscher zu, der aber nicht antwortete und nicht antworten zu wollen schien, sondern die Pferde nur stärker und mit unverkennbarer Absicht in die Wildniß hinein antrieb. Rosalindens Angst steigerte sich, als ihr Emil bedeutete, daß nicht ihr Kutscher, sondern ein fremder Mensch draußen auf dem Bocke sitze, der sich, unbegreiflich wie, des Wagens bemächtigt haben müsse, um ein böses Vorhaben gegen sie auszuführen. Indem Emil selbst darüber fast die Fassung verlor, wandte er sich nach dem hinten aufstehenden Bedienten um, aber wie erschrak er, als er, ihn näher ansehend, an dessen Stelle ebenfalls eine fremde Gestalt sich gegenüber erblickte. Es war nur zu offenbar, daß man es hier darauf angelegt und sich dazu der Mittel zu bemächtigen gewußt hatte, um den beiden Neuvermählten einen feindlichen heimtückischen Streich zu spielen. Die mit einem schärferen Auge begabte Rosalinde glaubte jetzt diese räthselhaften Unbekannten zu erkennen, und flüsterte dem gleich ihr rathlosen Emil zu, daß es die beiden Magier wären, die sich schon im Hochzeitssaale so verwegen aufgedrängt hatten. Nun mußten sich Emil's Befürchtungen verdoppeln, er sah sich in der Gewalt seiner wohlbekannten feindlichen Freunde. Unterdeß ging es in immer stärkerem Galopp vorwärts, sie fanden sich bald in eine völlig öde und unbekannte Gegend versetzt, die gepeitschten Rosse schnoben wild wie vor unheimlichem Entsetzen, und das Grauen der häßlichen Nacht erhöhte die Angstempfindung des widersinnigen Zauberspuks.

Rosalindens Ungeduld erreichte ihren höchsten Grad, sie wollte aus dem Wagen springen. Da vernahm sie zu ihrem größten Erstaunen, daß der in gleicher Unruhe neben ihr sitzende Emil folgende Worte zu ihr sagte: „Laß sie uns nur immer ins Irre hineinfahren! Es ist und bleibt ja doch einmal eine Irrung, daß wir uns Beide geheirathet haben. So mögen wir denn unsere Brautnacht im zwecklosen Fahren hinbringen. Du würdest so auf die eine oder die andere Art schlecht mit mir gefahren seyn, Liebchen! Gib Dich zufrieden, es ist ja doch nicht zu ändern. Die Nacht ist kalt und es thut mir leid, daß Du frieren mußt, aber es würde Dir in meinen Armen noch kälter und frostiger geworden seyn! Am Himmel brennt kein Stern, und in meiner Liebe brennt kein rechtes Feuer. Man muß es abwarten, bis erst ein ausgewachsener Mann aus mir geworden ist!“

Sie sah ihn starr vor Verwunderung an. Was war das? was sprachst Du? — fragte sie entrüstet.

Beim heiligen Gott, ich war es nicht, der gesprochen! — bedeutete sie Emil, welcher jetzt nur zu deutlich die ränkevollen Umtriebe des hinten auf dem Wagen stehenden Iltis erkannte.

Du willst es abläugnen, daß Du gesprochen? — rief Rosalinde mit weinender wutherstickter Stimme. — Grausamer Mensch, Du verhöhnst mich, Du spottest meiner noch! Jetzt erst fängst Du an, diese heimtückische Seite Deines versteckten Charakters gegen mich Aermste herauszukehren!

Laß Dich nicht irren, Geliebte! — betheuerte Emil mit Ernst und innerster Bewegung. Böse Menschen, mit einem zauberhaften Talente begabt, die Stimme Anderer nachzuahmen, treiben ihr frevelhaftes Spiel mit uns, um Zwist und Zwietracht zwischen uns auszusäen. Ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir heilig ist! was Du auch in dieser Stunde hören und sehen magst, verliere nur nicht den Glauben an mich und meine redliche Treue!

Unterdeß ließ sich der verschlagene Iltis, der die Sprechart Emil's auf das Täuschendste in seiner Gewalt hatte, nicht abhalten, die Intrigue seiner ihm eigenthümlichen Kunst schonungslos zu wiederholen, während der vorn auf dem Bock kutschirende Marder immer wilder die einsame Heidegegend durchraste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wieland's Briefe an eine Hofdame.

(Fortsetzung.)

11.

Weimar, den 29. August 1810.

Theuerste Freundin,

Ich hoffte immer, daß ich Sie vor Ihrer Abreise noch würde besuchen können, aber das übelberüchtigte Schicksal, das in unserer prosaischen Alltagswelt beinahe eben so viel Ungebühren und Unheil anstellt als in der dramatischen und romantischen, scheint seinen Kopf darauf gesetzt zu haben, daß wir uns im Jahre 1810 nicht mehr sehen sollen. Es gibt nun einmal Fälle, wo eine Distanz von ¾ Stunden die nämliche Wirkung thut, wie 50 oder 60 Meilen. Indessen tröste ich mich hauptsächlich mit zwei Vorstellungen: die eine ist, daß unsere, auf gleiche Stimmung der Gemüther festgegründete, alte und bewährte Freundschaft der körperlichen Gegenwart zum unverrückten Beisammenseyn der Seelen nicht bedarf. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich unserer geliebten Prinzessin, da von unserer bevorstehenden Trennung die Rede war, den heil. Augustinus citirte, um die alte Wahrheit zu bestätigen, daß die Seele da ist, wo sie liebt. Hierzu kommt denn noch der zweite Gedanke, der, für den Moment wenigstens, alles Gefühl des eigenen Verlustes überwiegt und verstummen heißt: Sie werden durch die Entfernung von W. glücklicher: Sie reisen zu einer über Alles geliebten jungen Fürstin, von welcher Sie hinwieder wie eine zweite Mutter und mütterliche Freundin geliebt werden, und mit deren innerem Leben das Ihrige innig verwebt ist. Sie werden nun in wenigen Tagen Augenzeugin Ihrer Zufriedenheit, Ihres stillen Glücks, Ihrer unvermerkt immer leichtern und vergnüglichern Eingewöhnung in Ihre schöne Bestimmung seyn, und gewiß nicht wenig zur Befestignng des zarten Bandes beitragen, welches den Liebling Ihres Herzens, zur glücklichen Stunde! mit einem Gemahl vereinigte, der des Glanzes seiner hohen Geburt und Bestimmung nicht bedarf, um von allen Edlen und Guten geliebt und hochgeschätzt zu werden. Kurz, meine verehrteste Freundin, Sie reisen einer frohen Existenz entgegen, die Ihnen, was Sie verlieren, reichlich ersetzt: Sie werden glücklich seyn und Glückseligkeit um sich her verbreiten, und (was ich mir von Ihrer Güte und Freundschaft sicher verspreche) Sie werden auch mich, so viel möglich, Antheil daran nehmen lassen, und Ihres entfernten, treuergebenen alten Freundes nie vergessen, auch (warum ich Sie noch besonders aufs angelegenste bitte) eine treue, warme

Auslegerin der Ehrfurcht und liebevollen Gefühle, Gesinnungen und Wünsche seyn, mit welchen ich mich dem durchlauchtigsten Herrn Erbprinzen und Höchstdero liebenswürdigsten Frau Gemahlin, durch Ihre Vermittlung, zu Füßen lege.

Also ohne Abschied, theure Freundin! Denn mein immer die Wahrheit ahnendes Dämonion sagt mir, daß wir uns wiedersehen werden. — Leben Sie wohl! und reisen Sie glücklich, begleitet von den besten Wünschen

Ihres Freundes Wieland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschluß.)

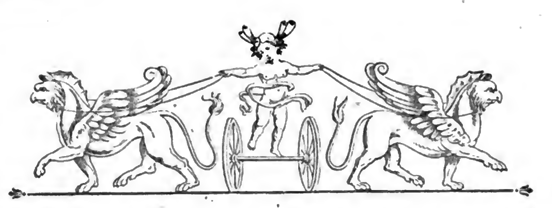
[Donizetti.]

Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, auch etwas von dem andern musikalischen Bruder, Donizetti, zu vernehmen. Obwohl noch sehr jung (er wurde im Jahre 1800 zu Bergamo geboren), hat er doch den vorigen Winter bereits seine 48ste Oper componirt. Sein erster Lehrer war sein Landsmann, der auch in Deutschland wohlbekannte Simon Mayer (Tonsetzer der Ginevra, Medea u. s. w.), diesem folgte der Abbate Mattei von Bologna; doch das Meiste, die eigene Entwickelung seines schönen Talentes, verdankte der junge Donizetti dem großen Meister Rossini! Dieser drei mächtigen Stützen ungeachtet fehlte wenig, und der Componist der Fausta, Parisina, des Tasso und der übrigen in Deutschland nur theilweise bekannten Werke hätte statt Cavatinen, Duetten und Terzetten nur den Schlag der Trommel berücksichtigen müssen. Die Muskete im Arme, den Tornister auf dem Rücken, sollte er als österreichischer Conscribirter sechs Jahre lang sich nicht auf der theatralischen, sondern der militairischen Laufbahn herumtummeln. Er hätte dann wohl wie Johanna sagen können: „Eine andere Heerde muß ich weiden.“ Mayer weinte beinahe über das Loos dieses Jünglings, den er wie einen Sohn liebte; dieses Gefühl gab ihm den glücklichen Gedanken ein, sich an das mailänder Gubernium zu wenden und diesem vorzustellen, welch ein Verlust für die Kunst daraus entstünde. Auf diese Verwendung erhielt Donizetti, der sich zu Rom befand, die Erlaubniß, noch eine Oper zu verfassen, welche entscheiden würde, ob er ein großer Compositor, oder ein Kriegsheld — (vor der Hand nur ein gemeiner Soldat) werden sollte. Er schrieb seine Zoraide di Granada, als das Werk, von dem die Bestimmung seiner Zukunft abhing. Man kann sich leicht die Gefühle des armen jungen Menschen denken, als der Abend der ersten Vorstellung nahte, auf dessen Erfolg Alles beruhte, denn hier war kein Erheben von dem Falle möglich; der allfällig ungünstige Ausspruch des Parterres konnte durch nichts wieder gut gemacht werden; allein — dieser Ausspruch fiel entscheidend günstig aus, der Beifall stieg von Scene zu Scene; es war ein solcher Enthusiasmus, daß man behauptete, ganz Italien würde Donizetti's Zoraide hören wollen, und — er wurde von der Conscription frei gesprochen. So wie er dieses erste Glück zum Theil seinem väterlichen Beschützer Mayer verdankte, so dankte er ihm auch ein zweites, nämlich die Bekanntschaft des Königs der neuen italienischen Musik, des Meisters Rossini; denn als Mayer nach Neapel kam, um eine Oper für das neue Theater San Carlo zu schreiben, empfahl er Rossini seinen lieben Sohn, für welchen sich dieser dann auch bis zu diesem Augenblicke auf alle mögliche Weise interessirte. Unter seinen Auspicien schrieb Donizetti seine jüngsten Werke: Marino Falieri für das Théâtre italien zu Paris. Bei den Proben seiner Anna Bolena sah man Rossini fleißig zwischen den Coulissen jenes Theaters erscheinen, und eine so lebhafte Theilnahme äußern, als wäre es sein eigenes Werk. Daß Donizetti einer jener Componisten ist, der sowohl im ernsten als komischen Fache Glück macht, davon hatten wir hier durch seine Bolena und Elisir d'amore die neuesten Beweise.

Ich dachte nicht, daß ich nach dem Berichte über das halbe Dutzend wälscher Opern Ihnen noch etwas in dem Genre würde mittheilen können, allein für den 31. Mai, den Schlußtag des Wonnemonats, ist auch eine Schlußvorstellung des Wonnegesangs angekündigt, ein wahres: „Was Euch beliebt“, bestehend aus dem 1sten Acte der Bolena — 2ten Act des Elisir, beginnend mit der Ouvertüre von Fausta, der Scenen von Scaramuccia folgen. Da nun dieses Ragout das halbe Dutzend italienischer Opern in die Siebenzahl umgestaltet, so konnte ich, dem berühmten Orientalisten Hofrath von Hammer zu Ehren, diese im Oriente so heilige Zahl nicht mit Stillschweigen übergehen, obgleich sich nichts dabei ereignet, das zu dem früheren Interessanten als Seitenstück paßte. Die Einnahme (die sechste in sechs Wochen) gehört den Choristen, die an diesem ihren Ehren- und Festtage sich wieder in welscher Sprache werden hören lassen!

Notiz.

Lamarque's „Mémoires et Souvenirs“ enthalten die empörendsten Lügen, die naivsten, aber auch oft die absichtlichsten Entstellungen. Er spricht unter anderem Wellington alles Feldherrntalent ab. „Bricht Krieg aus, bin ich gewiß, ihn zu schlagen!“ waren Lamarque's Worte nach der Julius-revolution. Die Nothwendigkeit und Leichtigkeit der Wiedergewinnung des Rheins und der Alpen gehörten zu seinen herkulischen Tändeleien. Wie Rappo oder sonstige Taschenkünstler mit Kanonenkugeln spielten, pflegte der General Lamarque mit diesen Worten zu spielen. Sehr gehässig sind auch seine kleinlichen Ausfälle gegen die preußischen Truppen und deren Verhalten in Paris. Was er über Napoleon sagt, verräth den consequenten Republicaner. Der Kaiser ist, nach seiner Ansicht, untergegangen, weil er nach seiner Rückkehr von Elba aufgehört habe, Mann des Volkes zu seyn. Als die 12,000 pariser Freiwilligen anrückten, habe er sich ängstlich und vor einem Volksaufstande zitternd, in die Arme seines Heeres geworfen. Die Fürsten Europas hätten nur gesiegt, weil sie vom Throne stiegen, dem Volke die Hand schüttelten und sagten: Kinder, wir sind in Noth, steht auf und helft uns! — In der Schlacht von Fleurus und Waterloo sind nach Lamarque's Angabe nur 46,000 Franzosen im Gefecht, überhaupt sey die französische Armee mit der Reserve der Garde bloß gegen 60,000 Mann stark gewesen. Den Verlust der Verbündeten gibt er zehn Mal größer als den auf französischer Seite an. Napoleon wirft er vor, am 17. zu lässig gehandelt und gegen sonstige gewohnte Raschthätigkeit erst um 10 Uhr Morgens den Angriff begonnen zu haben. Außerdem sey es der größte Fehler gewesen, daß er seine Kräfte vereinzelt auf Preußen und Engländer anrücken ließ. Das Aufgeben seines alten Princips, die Concentrirung der Kräfte, habe die Feinde siegen lassen. — Lamarque's Familienbriefe, die er in der Verbannung in Holland schrieb, sind auffallend genug ohne die Bitterkeit, die sich in sonstigen Aeußerungen verräth. Diese Briefe enthält der zweite Theil des Werkes.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 133. — den 10. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wieland's Briefe an eine Hofdame.

(Fortsetzung.)

12.

Weimar, den 30. December 1810.

Theure verehrte Freundin,

Billig sollte nach einem so langen Stillschweigen dieses Blatt mit einer Aufzählung aller der nothwendigen und zufälligen Umstände, welche diese Verzögerung veranlaßt haben, beginnen: Aber besorgen Sie nichts! Was am wenigsten Entschuldigung verdienen würde, wäre sicherlich, wenn ich Sie noch durch Entschuldigungen belangweiligen wollte; zumal, da ich mir schmeicheln darf, daß Sie das lange Ausbleiben meines schriftlichen Dankes für Ihre erste Zuschrift aus Ludwigslust eher jeder andern erdenklichen Ursache beimessen, als einer kalten Gleichgültigkeit bei diesem neuen Beweise Ihrer mir so theuren Freundschaft, und bei den hocherfreulichen Nachrichten, die sie mir darin mittheilen. Wahr ist's, an täglichen Aufforderungen zur Erstattung einer so süßen Pflicht hat es mir in den drei letzten Monaten nicht gefehlt; wär' es auch nur die Andacht, die ich täglich, und oft mehr als ein Mal, vor und zu dem Bildnisse unserer geliebtesten Prinzessin zu verrichten pflege, welches der Kupferstecher Schwerdgeburt dem durchl. Herrn Erbprinzen von Mecklenburg zugeeignet, und womit mich mein Schwiegersohn Stichling (wohlwissend, daß er mir durch nichts anderes eine so große Freude machen konnte) am letzten 5. September beschenkt hat. Was diesem Bilde zur Vollkommenheit auch fehlen mag, gewiß ist, daß — für mich wenigstens — etwas darüber verbreitet ist, was ich einen Wiederschein der schönen Seele des Urbildes nennen möchte, und daß es, so oft ich es betrachte, mein Innerstes so warm und lieblich anspricht, daß es mir auf einmal alle die Tage und Stunden jener glücklichen Zeiten vergegenwärtigt, welche nicht wiederkommen können, aber meinem Gemüthe mit unvergänglichen Zügen und Farben eingedrückt bleiben werden. Es mangelte mir also freilich nicht an täglicher Erinnerung; allein Sie wissen, theure Freundin, wie leicht und gern man sich in solchen Fällen durch täuschende Vorstellungen über die tausendfachen zufäligen Abhaltungen hintergehen läßt, die es uns nur zu oft gerade in den wärmsten Augenblicken unmöglich machen, uns schriftlich mit geliebten Abwesenden zu unterhalten: auch ist es Ihnen selbst vielleicht schon begegnet, daß wir uns in solchen Augenblicken am wenigsten geneigt fühlen, das, was in unserer Seele so wahr, rein und lebendig ist, durch den todten Buchstaben — wie uns die Kunst, unsere Gedanken und Gefühle durch conventionelle Zeichen zu verkörpern, in einer solchen Gemüthsstimmung erscheint — zu einem bloßen Schein- und Schattenleben herabzuwürdigen. Dafür gibt es dann auch wieder andere Momente, worin wir die Erfinder der Schreibkunst als die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts segnen und dem Himmel für dieses unschäz-

bare Surrogat der unmittelbaren geistigen Mittheilung nicht genug danken können: und gewiß ein solcher Moment war der, in welchem ich Ihren ersehnten Brief vom 25. September erhielt! Denn, wiewohl ich in die Erfüllung meiner Weissagungen (deren Sie, gnädiges Fräulein, sich noch so freundlich erinnern), da sie sich hauptsächlich auf die wesentlichsten Züge des Charakters unserer Prinzessin gründeten, keinen Zweifel setzen, und also nichts anderes als die vollständigste Bestätigung derselben erwarten konnte: so war es doch natürlich, dieser Bestätigung mit einiger Ungeduld entgegenzusehen, da ich sie von einer Augenzeugin erwartete, die von der ersten Entfaltung dieser paradiesischen Blume an sie immer wie ein liebender Genius umschwebt, gepflegt und aus der reichen Fülle ihres eigenen Geistes und Herzens mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt genährt hatte. Andere konnten sich allenfalls durch einen Schein täuschen lassen, der in den Verhältnissen der großen Welt nur zu gewöhnlich die Stelle der Wahrheit vertritt, und woran sich auch die meisten Bewohner der besagten Welt, entweder wirklich oder ebenfalls zum Schein, genügen zu lassen pflegen: aber wenn Sie, die Bildnerin, die Freundin, die Vertraute der geliebten Fürstin, Sie, die seit so manchen Jahren gelernt haben, in ihrer Seele zu lesen und die leisesten Regungen zu bemerken und zu verstehen, wenn Sie mir sagen, „daß ich unsere theure Fürstin ganz so finden würde, wie ich mir's vorgestellt;" daß sie sich die neue Form mit der ihr eigenen Grazie anzupassen wisse, und liebenswürdiger darin aussehe als vormals: so ist es eben so viel, als ob ich selbst unmittelbarer Zeuge von diesen allen wäre; und wenn Sie hinzusetzen: daß Ihr diese schöne Einfügung in Ihre neuen Verhältnisse durch die Liebe und Anhänglichkeit, der Sie überall begegne, nicht wenig erleichtert werde, und mir hierdurch die Gewißheit geben, daß unsere theure Prinzessin auch von dieser Seite durch ihre Verpflanzung in den mecklenburgischen Boden — mehr gewonnen als verloren habe; wenn Sie mir endlich über dies Alles eine so anmuthende Schilderung von Ihren äußern Umgebungen, von Ihrer Wohnung, von der (mit Recht, wie ich sehe, berühmten) Schönheit des Parks von Ludwigslust, kurz, von der ganzen Art zu leben, zu weben und zu seyn der allgeliebten Frau Erbprinzessin geben, so machen Sie meine Freude vollkommen; ich vergesse Alles, was ich selbst durch die Entfernung derselben verloren, und mir bleibt nichts übrig, als der heißeste Wunsch, daß dieses, ihrem innern Sinn und Wesen so angemessene Glück so lange und so viel es unter dem Monde nur immer möglich ist, dauern, und durch keinerlei widrige Zufälle von außen gestört werden möge!

Leider geben uns die Zeichen und Wunder des zu Ende laufenden Jahres wenig Hoffnung, daß das neuangehende unsern Wünschen günstiger seyn werde. Wer kann sagen, wo Willkür und Gewalt, denen nichts widerstehen kann, sich selbst Gränzen setzen werden? Mein Herz ist zum Ueberfließen voll, wenn ich an die Schicksale unsers armen, hülflosen, deutschen Vaterlandes denke: aber was hälf' es, zu reden, wo sogar handeln nur den allgemeinen Untergang beschleunigen würde? Auch wär' es ganz überflüssig, von Dingen zu reden, worüber in allen Deutschen ohne Ausnahme nur Ein Gefühl, Ein Gedanke, Eine Gesinnung ist! Wollte Gott, daß der Einzige, in dessen Willkür unser Schicksal gegeben ist, in einem ruhigen Augenblicke bedächte, wohin endlich die Verzweiflung einen solchen National-Unisono führen könnte?

(Der Beschluß folgt.)

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung.)

Rosalinde wollte ihren Ohren nicht trauen, als sie plötzlich wieder folgende Worte hörte, die so deutlich aus dem Munde Emil's herausschallten, daß sie nicht daran zweifeln konnte: „Verliere ja nicht den Glauben an mich," — so hörte sie Emil fortfahren, zu ihr zu sprechen — „denn wir sind ja jetzt Mann und Frau. Du bist nun Madame Hahn, und der hohe Flug Deiner sonst so göttlich übermüthigen Laune steht Dir als zum Hahnengeschlechte gehörig nicht mehr zu. Mit niedrigen Flügeln wollen wir Beide traut an der Erde forthüpfen unser Leben hindurch! Das wird eine musterhafte Ehe werden. Ja, ja, Madame Hahn, die Prosa ist bei weitem sicherer als die Poesie! Du warst als Mädchen eine zur Dichtung geflügelte, wie ein ausgelassener Frühlingssturmwind hinflatternde Person. Ich habe es gut mit Dir gemeint und Dich zur Madame Hahn gemacht, zur prosagepanzerten Madame Hahn! Es lebe hoch Madame Hahn!"

Ich Unglückliche! — rief Rosalinde, ihrer nicht mehr mächtig. — Man hat mich verrathen, verkauft, ich bin von Räubern und Schändlichen umgeben! Ich muß mich zu retten suchen! — Dann, ohne in ihrer Angstaufregung Rücksicht auf die Gefahr zu nehmen, der sie sich aussetzte, riß sie hastig den Schlag auf und sprang mit einem Hülferuf aus dem Wagen. Sie langte glücklich und unversehrt

unten an, und rannte nun, wie eine Verfolgte, aus allen Kräften querfeldein, in die nächtliche Flur hinaus.

Emil wandte sich jezt auf das dringendste zu seinen beiden, in schonungsloser Tollheit mit ihm verfahrenden Wagenlenkern. Er beschwor sie, still zu halten, und war selbst eben im Begriffe, aus dem Schlage zu springen, um, in Besorgniß für Rosalinde, ihr nachzueilen, als er in demselben Augenblicke bemerkte, daß der Wagen, der unterdeß plötzlich eine andere Richtung genommen, in eine hohe Pforte einlenkte, die krachend hinter ihm wieder zuschlug. Es war die Kirchhofspforte. Hier stand der Wagen still, die Pferde blieben, von der Geisterstille des Orts wie gebannt, bewegungslos stehen. Iltis und Marder waren verschwunden. Emil sah mit Schauder, daß er sich auf dem öden, einsamen, vom Grauen der Nacht bewohnten Friedhofe befand.

Er stieg aus dem Wagen, suchte nach dem Ausgange, konnte sich in der rings herrschenden dichten Finsterniß nicht zurecht finden, rief und tappte umher, und verirrte sich immer weiter. Die Gräber mit ihren Steinen, Kreuzen und sich schüttelnden Bäumchen lagen wie feierliche Gespenstergruppen in der Runde um ihn her, und jede seufzende Bewegung des laubdurchraschelnden Windes irrte gleich verlorenen Wehmuthsstimmen der Todten an den Hügeln auf und ab. Die schwarzen Nebel der Nacht verzerrten sich zu langen Schatten mit grinsenden Gesichtern, in dem Wesenlosen wurde ein unheimliches Leben wach, die Oede gebar Bilder, Gestalten, Laute, Gedanken, und ließ grollend den im Fluge der Mitternacht hinstürmenden Wahnsinn los. Oben am verfinsterten Himmel, in den riesenhaft ausgedehnten Wolkenmassen, die sich empört hin- und herstießen, zeigten sich die Vorboten eines nahen Unwetters. Das drohende Element murmelte fern, durch die ganze Natur ging ein banges Erbeben, und rieselnd riß der Sturm aus der schweren Wolke den Regen herab.

Emil schwankte mit dämmerndem Bewußtseyn über die Gräber fort. Er fühlte eine Ermattung durch seine innerste Seele schleichen, Alles, was er heute und jezt gesehen, erlebt, empfunden, hatte ihn fast bis zur Ohnmacht bewältigt und aufgelöst. Ein erstarrungsähnliches Verzagen an sich selbst und seinem Schicksale trieb seine Gedanken zwecklos und ohne Entschluß in der Irre umher. Die stillen, regelmäßig abgetheilten Gräber wehten ihn wie verstohlene Tröstungen an, denen er sich aber aus geheimem Schauder noch nicht hinzugeben wagte.

Da glaubte er, während er so wie ein verirrter Kirchhofswanderer sich fortschlich, zwei weiße Gestalten hinter sich zu bemerken, die ihm auf allen seinen Schritten nachfolgten. Sie begleiteten wie sein Schatten jede seiner Bewegungen, traten ihm immer näher und schienen neckend, wie zwei böse Nachtgespenster, sich ihm an die Ferse zu heften. Dies steigerte seine verwirrte Vorstellung bald bis zum verzweiflungsvollen Entsetzen. Er bot seine ermatteten Kräfte gewaltsam auf, um seinen ihn ängstigenden Verfolgern zu entfliehen. In keuchender Hast von Grab zu Grab springend, bald von ihn umwickelnden Gesträuchen wie von Geisterhänden festgehalten, bald über einen Leichenstein hinstürzend und sich wieder aufraffend, eilte er athemlos, mit kaltem Angstschweiß auf der Stirn, dahin. Die beiden gespensterähnlichen Gestalten unaufhörlich hinter ihm. Jetzt schien auch, während der stürmische Nachtwind sich stärker erhob und zischender durch die Kirchhofsbäume strich, die ganze Gegend rings umher sich mit Tönen und Worten der seltsamsten Art wunderbar anzufüllen. Hier und dort hörte er sich kreischend bei Namen rufen. Eulen, Fledermäuse und Nachtgeflügel aller Art umflatterten sein Haupt und sagten mit widrigem Hohngelächter zu ihm: „Guten Abend, Emil Hahn!“ Immer mehr rufende, lachende, spottende Stimmen wirbelten durch die Luft, Blumen und Gräser auf den Grabhügeln schienen ihn geheimnißvoll anzureden, und ein alter Weidenbaum stellte sich ihm drohend in den Weg, und von seinen Zweigen raschelten die Worte herab: „Das sind der Mitternacht wahnsinnige Wunder!“ (D. F. f.)

Sylbenräthsel.

Einst kehrt' einmal die 1. 2. 3.
In meinem Herzen ein;
Da kündete ich Liebchen frei
Die tiefe Herzenspein.

Doch dieses, ach! in 1. 2. nahm
Die Sache schrecklich schief;
Und kaum entschwand ein Tag, da kam
Ein bitterböser Brief.

Die 3., mir weh zu thun, sie schien
In jedem Worte mir
Aufs neu beseelt zu haben ihn;
Da that's so weh mir hier;

Es quälte mich die tiefste Reu';
Ich gramt' mich Tag und Nacht.
Ach, flieht die böse 1. 2. 3.,
Weil sie unglücklich macht.

F. G.

Correspondenz.

Aus Berlin.

(Fortsetzung des Berichts von L. Rellstab in Nr. 128.)

[Thalia am Kupfergraben, Königsgraben u. Bullenwinkel.]

Ich komme zum zweiten Theil meines Berichts. Diesen konnte ich freilich, wenn ich die Lücke ausfüllen wollte, die ich seit meinen frühern Relationen gelassen, fast bei der Urwelt anfangen; indessen ich thue wohl am besten, da anzuknüpfen, wo ich nicht neulich, sondern jetzt eben aufhörte, nämlich bei Seydelmann. Ich beginne also mit dem 26sten Mai, als dem Tage, wo Seydelmann's Benefiz Statt fand, in welchem er nach der Rolle des Arztes in dem kleinen Stück: „Ein Mann hilft dem andern," als Abbé de l'Epée auftrat. Er erlebte einen für einen Mann unerhörten Triumph, indem man ihn nicht nur mit Beifall, sondern auch mit Blumen und Kränzen überschüttete. Das Schönste dabei war, daß fast alle unsere hiesigen Künstler aufs herzlichste in den Beifall mit einstimmten, und zwei Tage darauf dem Scheidenden ein Abschiedsmahl gaben, wobei die freudigste Anerkennung gegen das künstlerische wie gegen das persönliche Verdienst des Gastes sich offen und heiter aussprach, und von Seydelmann mit eben der Herzlichkeit entgegengenommen wurde, wie man ihm diesen Beweis der Liebe und Achtung darbrachte. Nur Einer schloß sich aus davon, wie von jeder Aeußerung des Beifalls, welche dem Gaste wurde. Dieser Eine in der Hyper-Eitelkeit seiner karikirten Schauspieler-Manier befangen, hat den Triumph eines wahrhaft großen Künstlers nicht ertragen können. Vielleicht hat Mancher ähnlich gedacht wie er, aber er besaß wenigstens den Takt und die Geschicklichkeit, mit seiner neidischen Wuth nicht so plump auszubrechen. Unser Einer aber ging vom ersten Tage, wo Seydelmann hier auftrat, umher wie der böse Feind; er knurrte Jedem zu, der ihn anhören wollte, was Seydelmann für ein unbedeutender Schauspieler sey; kurz, er schlich zwar nicht, wie in der Schrift steht, sondern tobte umher wie ein brüllender Löwe. Wenn er es dabei gelassen hätte, könnte man es hingehen lassen und meinen, er sey durch das allgemeine Gelächter und die kleine Schadenfreude, die seine vernünftigen Kunstgenossen bei dieser Geberdung hatten, hinlänglich bestraft: allein er that mehr, er intriguirte, kabalirte, steckte mit der feilsten und nichtswürdigsten Presse Berlins zusammen, und deshalb verdient er die öffentliche Rüge. Damit mag er nun laufen! Wir aber haben uns nach andern lustigeren Dingen umzusehen. Damit ich gleich alles Theater absolvire, erzähle ich nur, daß auf demselben äußerst wenig vorgeht, und man weder am Königsgraben, noch am Kupfergraben, noch dem Bullenwinkel gegenüber (dies ist die Localität unserer drei Theater) den Dienst der Thalia auf sonderlich merkwürdige Weise betreibt. Am Bullenwinkel lassen die beiden Hofpoeten, Raupach und Angely, ihre Stücke aufführen; offenbar sind sie die Göthe und Schiller des Bullenwinkels, ich denke nur noch darüber nach, ob Angely mehr Schiller oder mehr Göthe ist. Die Nachwelt mag entscheiden. Ich bemerke blos, daß unser kleiner Aristophanes aus der Spandauerstraße wieder mehrere neue Stücke aus Frankreich hat kommen lassen, die ich aber wahrlich bis auf den Namen vergessen. — Raupach hat ein Schauspiel geheckt, „die Schule des Lebens," welches niemals eine Schule der Poesie werden wird; es hat jedoch das Verdienst einer gebildeten Diction, und zweier Rollen (nicht Charaktere), die von Hrn. Devrient und Frl. v. Hagn vortrefflich dargestellt werden. Auch ein Trauerspiel legte unser Dichter in dieser Frühjahrsbrut, „Kaiser Friedrich I.," zweiter Theil, allein das Theater hat eine harte Geburt an diesem Kinde. Denn schon drei Tage hintereinander liegt es in den Wehen und enthält auf dem Zettel die Entbindungsanzeige, indessen hat der Actus selbst immer noch nicht Statt gefunden *). Ob dies an dem Kinde, oder an dem Vorsteher des Gebär-Instituts oder endlich an den Regisseur-Hebammen liegt, vermögen wir nicht zu untersuchen.

Am Kupfergraben steht Alles eben so still wie das Wasser im Graben selber. Dieser riecht etwas übel; leicht möglich, daß das Theater davon auch einen üblen Geruch annimmt! Es wäre wenigstens, da manche Mitglieder allmälig zu vermoosen anfangen, kein großes Wunder. Jetzt eben singt Dem. Maschinka Schneider Gastrollen auf dieser Bühne; eine kleine ganz artige Sängerin, nur muß man an Schönheit der Kunst keine sonderlichen Ansprüche bei ihr machen und hätte aus Dresden freilich etwas Besseres kommen lassen können. —

Am Königsgraben ist man fortwährend fleißig, allein leider ist die Richtung des Fleißes nicht die, wobei die Kunst etwas gewinnen könnte, sondern nur die Kasse wächst. Verschiedene Rettungsstücke, z. B. „der alte Antoine," Lustspiele, z. B. „Gastwirthsproben" und dergl. mehr, haben ihren Besuch dort gemacht, in der Hoffnung öfters eingeladen zu werden, allein da sie keine Hausfreunde gemacht haben, so sind sie auch selbst keine geworden. Das Neueste, was man dort gehört war eine Oper von Mercadante, „die Normannen vor Paris," welche jedoch nur einen mittelmäßigen Beifall gewonnen hat, obwohl sie meines Erachtens einen größern verdiente, als Bellini's und Donizetti's Zuckerbäckereien. (D. B. f.)

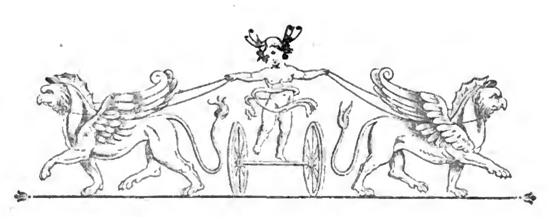
Notiz.

[Theater in Griechenland.]

Es ist aus den politischen Zeitungen bereits bekannt geworden, daß man, bald nach dem Umzuge der griechischen Regentschaft nach Athen im December 1834, von Seiten einiger Privatspeculanten, die Absicht hatte, ein Theater in Athen für italienische Oper und französische Komödie zu errichten, daß es jedoch der König Otto verhinderte, unter dem Anführen, daß gegenwärtig in Griechenland nöthigere Gebäude zu bauen seyen als Theater. Ein Correspondent aus Athen, in den „Blättern für literarische Unterhaltung," 1835. 135, theilt den Ausspruch des Königs Otto bei dieser Gelegenheit mit: „Sobald ich werde zur Regierung gelangt seyn, errichte ich ein griechisches Nationaltheater, wozu ich die Talente in den griechischen Schulen suche; aber ich genehmige es nicht, daß man auf diesem classischen Boden, wo noch die Bühne des Aeschylos und Euripides steht, eine Oper von Rossini und Vaudevilles von Scribe aufführe, ehe der Versuch zu etwas Besserem gemacht worden." — Der erwähnte Correspondent fügt hinzu, daß griechische Dilettanten bereits in Navplion, Smyrna und Korfu Versuche mit scenischen Darstellungen gemacht hätten, und er selbst habe eine Uebersetzung von Alfieri's Orest von ihnen spielen sehen. (Schon im Jahre 1818 ist z. B. auf dem griechischen Theater in Odessa eine, von dem Neugriechen Pikkolos verfaßte, neugriechische Uebersetzung des Philoktet von Sophokles, und ein Trauerspiel des genannten Neugriechen: der Tod des Demosthenes, aufgeführt worden. Aehnliches ist nach dem Jahre 1821 in dem freien Griechenland selbst, z. B. auf der Insel Syra, geschehen.)

— d.

*) Nunmehr ist es geschehen, und wir müssen dem Kinde viele höchst vortreffliche Eigenschaften alles Ernstes zugestehen.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 134. — den 11. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung.)

Emil wußte wohl, wer ihn verfolge, er wußte wohl, wie alles das zusammenhing, was er gehört und erfahren. Aber die in den fernen Hintergrund seiner Seele zurückgetretene Kraft des Verstandes bemühte sich vergeblich, ihm alles klar zuzurufen, wie es sey, um ihn zu retten. Die Erschöpfung der Sinne verschleierte immer wieder die Klugheit des Verstandes und die einmal aus den Schranken gerissene Phantasie warf dann neue Schrecken in das ermattete Bewußtseyn hinein.

Er vermochte jetzt nicht weiter zu gehen und ließ sich, abgestumpft gegen Alles, was vorgehen mochte, auf einen Grabstein nieder. Es währte nicht lange, so sah er jene beiden Gestalten, die hinter ihm her gefolgt waren, zu jeder Seite neben sich sitzen. Sie gaben sich ihm zu erkennen. Es waren Iltis und Marder. Er starrte sie unbeweglich an und antwortete auf keine ihrer Fragen.

Da sind wir drei, Hahn, Iltis und Marder, ja wieder beisammen! — sagte Iltis, vor dem heftiger werdenden Nachtsturm sich schüttelnd. — Läuft der Narr nicht vor uns, als wenn wirklich ein Hahn von einem Iltis und Marder verfolgt würde! Wir hatten es nicht halb so schrecklich gemeint! Aber was meinst Du, ist jetzt nicht gerade die Stunde, um unser neuliches Gespräch über die Nachtseite und das Wunderbare des Lebens hier recht behaglich fortzusetzen und weiterzuspinnen? Doch denke ich auch, Marder, wir hätten jetzt genug gethan und sorgten nun, daß der arme Kerl, der ganz verklammt dasitzt, wieder auf gute Weise nach Hause kommt und ins warme Bett. Die Nacht wird ja zu fürchterlich. Es wird ein Gewitter geben.

Die Nacht ist schön. Solche Nächte lieb' ich, und auch der rauschende Kirchhof mit seinen schnarchenden Todten ist schön schauerlich! — rief dagegen Marder, und blickte mit einem keckeren Ausdruck seiner blitzenden Augen begeistert zu dem drohenden Nachthimmel auf. — Laß diesen jungen Erdensohn Hahn hier mit uns die Nacht verbringen. Das wird ihm wohlthun für sein ganzes Leben, das wird ihn einmal zu einer außerordentlichen Auffassung des Daseyns aufregen. Sieh, Iltis, es blitzt! Da kommt mir wieder mein alter herrlicher Lieblingsgedanke ein, daß es mir doch einmal vergönnt seyn möchte, auf dem sausenden Blitzstrahle zu reiten durch alle Fernen des Firmaments! Bei Gott, ich wollte Muth haben, alle Schauder und großen Geheimnisse einer den andern Sterblichen verhüllten unsichtbaren Welt zu sehen und zu ertragen! Horch, ein Donnerschlag rollt in der Weite wie ein dröhnender Gedanke an die Ewigkeit! O, das ist eine herrlich göttliche Nacht! O, Bruder, lieber Bruder, jetzt lösen sich alle Schleusen meines inwendigen Menschen, diese Schrecken der Natur werden mir tief in der Seele zu Süßigkeit, ich bekomme Lust, mich

mitzutheilen und auszusprechen, zu jauchzen, zu lachen, zu weinen, zu klagen! Ja, recht zu klagen! Ach, theurer Bruder, wie unaussprechlich fade und armselig gotteslästerlich wäre doch eigentlich unser ganzes Menschenleben, gäbe es nicht solche Sturmesnächte, gewaltige Schreckensfeste der Natur, großes Unglück, große Bosheit, wilde Zauberei der Verhältnisse in ihm! Da treiben wir uns umher den bleichen seichten Tag hindurch, rennen, hetzen uns ab, studiren, denken, trachten, essen, hungern, sind vernünftig, dumm, klug, werden alt, entsetzen uns vor uns selbst und Andern, und sehen es dann doch noch ungern, wenn am Ende die Sanduhr unserer langweiligen Tage ausgeronnen ist. O, farbloses Tagesleben! Nur die wahre, schreckliche Sturmnacht des Daseyns ist schön!

Unterdeß hatte der Regen in den stärksten Strömen herabzuschießen begonnen. Der schwarze Himmel spie tosendes Unheil aus, in grellen Schwefelfarben sprang der tausendfach gespaltene Blitz durch die Nacht dahin, und mit fürchterlicher Eil fuhr die Stimme des Donners wie eine schmetternde Racheposaune hinter ihm her. Die Erde ächzte im Aufstande der Elemente, es war ein erhabener Gährungsmoment aller losgelassenen Kräfte der Natur.

Jetzt beginnen meine Gedanken auch wild und lustig schwärmend zu werden! — sagte Iltis, mit übereinander geschlagenen Armen in das Unwetter hinausschauend. — So wie heute habe ich noch nie auf einem Kirchhofe gesessen, und wenn ich einst sechs Schuh tief unter ihm sitzen werde in meinem lockern Grabe, kann mir nicht origineller zu Muthe seyn, als in dieser schönen entsetzlichen Mitternachtsstunde, in der meine Phantasie wie eine Herenkönigin sich glänzend aufschwingt als Beherrscherin des Grauens und aller nächtlichen Schrecknisse. Willkommen, willkommen ihr Schauder der tollen Elemente! Ich habe mich lange genug an der regelmäßigen Gewöhnlichkeit unseres civilisirten Daseyns müde gelangweilt, um nicht euch, ihr Stürme, und dich, schäumender Nachtgewitterregen, über Leichen mich ausruhend, als eine herzerquickende Poesie zu empfinden! Durchsaust mein Haar, saugt euch ein in meine bebenden Glieder! Das ist ein Bad der Wonne für mich!

(Die Fortsetzung folgt.)

Wieland's Briefe an eine Hofdame.

12.

(Beschluß.)

So weit, verehrteste Freundin, hatte ich am 30. d. geschrieben, als ein kleines Fieber, das mich in der Nacht vom 30sten zum 31sten anfiel, mich nöthigte, die Feder auf etliche Tage ruhen zu lassen. Glücklicherweise war die Veranlassung blos zufällig, und unser Dr. Huschke hatte daher auch wenig Mühe, das kleine Ungewitter durch ein paar gelinde therapeutische Zauberformeln zu beschwören und gänzlich zu vertreiben. Wir sind inzwischen in das Jahr 1811 getreten: gebe der allwaltende Selbstherrscher des Universums (ohne welchen und gegen welchen doch alle Selbstherrscher auf Erden — wie groß sie auch nach unserm lilliputtischen Maßstab seyn mögen — nichts zu unternehmen noch zu vollenden im Stande sind), daß dieses neue Jahr die düstern Ahnungen vereiteln möge, womit ich das alte beschlossen habe! Möge es Ihnen, meine Freundin, und dem theuren Fürstenpaare, an welchem wir beide so innigen Antheil nehmen, in allen Stücken und von allen Seiten hold und erfreulich seyn. Möchte insonderheit das in dem abgeflossenen Jahre zwischen den erhabenen Fürstenhäusern Mecklenburg und Weimar geknüpfte schöne Band, im Laufe des gegenwärtigen, noch enger durch das einzige Ereigniß zusammengeschlungen werden, was die beiderseitige Zufriedenheit vollkommen machen und unsere theuerste Fürstin für Ihre echt mütterliche Zuneigung zu den liebenswürdigen Kindern der höchstsel. Großfürstin Helena auf die schönste Art belohnen könnte, wiewohl jede edle und reinmenschliche Gesinnung schon in sich selbst und ihrem glücklichen Erfolge die süßeste Belohnung findet.

Daß sich hier nicht viel Neues zuträgt, sind Sie gewohnt, m. Fr., — und in Zeiten wie die gegenwärtige preist man sich glücklich, wenn es nur in Allem, was unsere Existenz am nächsten betrifft, beim Alten bleibt. Indessen haben wir doch in den letzten Wochen des verwichenen Jahres eine in Weimar nie erhörte merkwürdige und interessante Neuigkeit erlebt, bei welcher ich hätte wünschen mögen, daß Sie Augen- und Ohrenzeugin davon hätten seyn können. Eine große italienische Oper (Achille, von Paer componirt) in italienischer Sprache, den einzigen Sänger Brizzi ausgenommen, von lauter deutschen — Micheln und Michelinnen gesungen, auf unserm kleinen Hoftheater gegeben, und zu allgemeiner Bewunderung und Freude in allen Stücken sowohl der theatralischen Darstellung als des musikalischen Vortrags, und sogar in der Decoration und den Comparsen mit einer alle Erwartung übertreffenden Art von Vollkommenheit aufgeführt, — sagen Sie selbst, war dies nicht eine Art von Wunderwerk, das unter den gegebenen Umständen und mit so mäßigen Mitteln als die unsri-

gen, schwerlich anderswo als in Weimar möglich war? Wahr ist's, Signor Brizzi ist ein ganz vortrefflicher Sänger, und, insofern er dieses Talent mit einer Darstellungsgabe und einem Feuer, einer Wahrheit und einer Vollkommenheit der Action, worin er mir mit Talma und St. Prix auf einer Linie zu stehen scheint, durchaus auf die befriedigendste Weise vereinigt, wahrscheinlich der Erste unter den italienischen Virtuosen dieser Classe; und beinahe das Nämliche läßt sich auch ohne Uebertreibung von Madame Jagemann sagen: aber auch die Uebrigen haben sich beeifert, der Mühe, die sich Herr Brizzi mit der größten Gefälligkeit und guten Art mit ihnen gegeben hatte, Ehre zu machen, und alle, selbst die Choristen und Statisten nicht ausgenommen, haben ihr Möglichstes beigetragen, das Imposante und Magische dieses uns ganz neuen Genuß gewährenden Schauspiels zu befördern. Ob wir jemals wieder etwas Aehnliches sehen und hören werden, steht bei den Göttern: aber für unser, Gottlob! kleines Weimar ist dies ein Mal schon mehr als wir erwarten und verlangen konnten, und wir können an der angenehmen Erinnerung, die uns davon bleibt, uns, wenn wir nicht gar zu ungenügsam sind, lange genügen lassen.

Unter mancherlei Unterbrechungen schreibe ich, mit Einschluß des heutigen, bereits acht Tage an diesem Briefe, woran freilich auch viel Schuld hat, daß ich, meiner Augen wegen, bei Nacht gar nicht mehr schreiben kann noch darf — zumal da es mir nicht mehr möglich ist, mir eine mehr als 70jährige Gewohnheit, klein zu schreiben, noch abzugewöhnen. Es ist also hohe Zeit, dieser langen Epistel ein Ende zu machen.

Ich schließe solche damit, womit sie eigentlich hätte anfangen sollen: mit der angelegensten Bitte, mich Ihro Durchlauchten, dem Herrn Erbprinzen und der Frau Erbprinzessin, zu Füßen zu legen, und die Auslegerin der dank- und ehrfurchtsvollen Empfindungen zu seyn, wovon ich mich bei den huldreichen Versicherungen von höchst Ihro gnädigem Andenken und Theilnehmen an meinem unbedeutenden Daseyn durchdrungen fühle. Ihnen, verehrteste Freundin, sind die Gesinnungen, die ich Ihnen von so vielen Jahren her auf immer gewidmet habe, zu gut bekannt, als daß nöthig wäre, viele Worte darüber zu machen. Die innige Hochachtung, die Sie mir durch den liebenswürdigen, sich selbst immer gleichen Charakter Ihres Geistes, Herzens und Lebens eingeflößt haben, ist von meiner Seite nichts verdienstliches, da sie nicht mehr ist, als was gute und edle Menschen überall, wo Sie erscheinen und erkannt werden, für Sie empfinden müssen. Ihre Freundschaft ist eines der kostbarsten Besitzthümer meines Herzens, Ihr Wohl, Ihre Zufriedenheit eine nothwendige Bedingung der meinigen: Erhalten Sie mir jene, und geben Sie mir, indem Sie mich zuweilen mit einem schriftlichen Zeichen Ihres innern und äußern Wohlbefindens begünstigen, den mir angenehmsten Beweis, daß Ihnen meine Theilnahme nicht gleichgültig ist. Beinahe hätte ich (vergeßlicher Mensch!) vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich Ihren Herrn Bruder seit Ihrer Entfernung von uns mehrmals und immer so gesehen habe, wie er am liebenswürdigsten ist. Seinen Hymnus an die Erde besitzen Sie ohne Zweifel. Es ist ein herrliches Werk des durch wahre Begeisterung erhöhten Verstandes und Gemüths in ihrer schönsten Harmonie, und ist allein schon hinlänglich, ihm einen ehrenvollen Platz unter den Unsterblichen zu verschaffen ꝛc.

Meine Kinder sind von der gütigen Erwähnung, so Sie von Ihnen gethan, sehr gerührt, und empfehlen sich Ihnen ehrerbietigst.

Weimar, am 7. Januar 1811.

Wieland.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

(Elysium und die Kinder des Staubes.)

Ich bin mit dem Theater am Ende. Jetzt beschäftigen uns aber hier in Berlin auch weit wichtigere Dinge. Mit dem Sommer hat sich ein neues Etablissement eröffnet, nämlich ein neues Elysium. Von dem alten weiß man nicht genau, ob es Schulden halber eingesteckt worden ist, oder sich, wie der Rhein, im Sande verloren hat, oder endlich im Sonnenbrande umgekommen ist. Das Letztere wäre, so auffallend es ist, daß im Elysium, dem Reich der Schatten, durchaus kein Schatten zu finden war, doch sehr möglich; denn wirklich aus Mangel an Schatten (im Singularis) blieben die Schatten (im Pluralis) aus, und so blieb daher das Elysium entvölkert und schmachtete in der Einöde hin. Wer weiß aber nicht, daß bei Genf die Rhone sich plötzlich verliert (la perte du Rhône nennen es die Einwohner), jedoch eine Strecke weiter wieder zum Vorschein kommt! So macht es auch das Elysium; es hat sich aus der Mitte des Thiergartens verloren, um am Ende desselben wieder aufzutauchen. Allein wir vermuthen, es taucht bald wieder unter, denn der Besitzer hat damit angefangen, die Berliner in den Pfingstfeiertagen ein wenig zu foppen, was sie aber übel vermerkten, und ihm dafür mit dem berlinischen Reim auf Foppen (Klopfen nennt es der Hochdeutsche) aufzuwarten gedachten. In ihrem Hasse stürmten sie die Kasse, in ihrer Wuth wollten sie sein Blut, in seinem Schreck lief er weg, unterm Arm hielt er die Kasse warm, aus Furcht vor der Qual flüchtete er in den Saal, doch die Gerüche aus der Küche lockten den Pöbel, er zerschlug die Möbel, drang ein in Massen, zerschmettert Teller und Tassen, der Wirth im Graus springt zum Fenster hinaus, mit dem Geld flieht er ins Feld, — — Wenn ich noch so lange fortfahren wollte in meiner Reimchronik, wie er im Laufen, so wären Sophiens Reisen eine gedrängt kurze lacedämo-

nische Anekdote gegen meinen Bericht an die Zeitung für die eleg. Welt. Ich erzähle dieser aber lieber, wo sich die berliner elegante Welt amüsirte, als wo sie bataillirte, und sage ganz kurz, daß sie wie zum Lauberhüttenfest hinaus ins Grüne zog, und alle Felder und Wälder vor den Stadtthoren durchschwärmte. Sie lagerte sich im Grunewald und in der Heide am Tegelschen See; sie spazierte im charlottenburger und schönhauser Garten; sie genoß Bier und Tabak auf den Windmühlenbergen, und Rheinwein, Champagner und junge Hühner im türkischen Zelt zu Charlottenburg. Potsdam hatte sie vollends zur berlinischen Colonie gemacht und trieb sich völlig ohne Sorgen in Sanssouci umher, kurz sie spazierte, wanderte, schweifte, reiste, ritt, fuhr, schwärmte, jubilirte, sponsirte, charmirte, und alles im Grünen, im Grünen, im Grünen! Es war aber auch ein Pfingstwetter, wie es die Berliner nicht besser bestellen konnten, denn nichts fehlte, sogar nicht der Staub, ohne den sie einmal nicht glücklich sind. Dies bringt mich auf die neuen Anlagen im Thiergarten, welchen ich bisher, ich gestehe es gern, aus grobem Unverstand innerlichst unrecht gethan. Ich glaubte nämlich, es sey ein Fehler, daß es in diesem neuen Theile des Parks, der wirklich eine sumpfige verdumpfte Gegend desselben in den schönsten englischen Garten verwandelt hat, keinen einzigen Fußsteig giebt, der nicht, wie alle Wege, in den Hades führte, d. h. in die Wirbel des Chaussee-Staubes hinein, so daß man zwischen Pferden, Wagen, Reitern, in die mystischen Wolken des pulverisirten Granits gehüllt, dahin wandelt. Ich Esel hielt dies wirklich für unausstehlich, zumal da die Chaussee so schmal ist, daß kaum zwei Wagen einander ausweichen können, und man jeden Augenblick übergefahren oder übergeritten zu werden vermuthen muß: allein jetzt sehe ich, daß alles tief berechnete, auf den Charakter der Berliner gegründete Anlage war. Darum hat Herr G. D. ***** im zweiten Theile seiner Anlagen, nämlich denen, welche er in diesem Jahre ausgeführt, diesen Scheinfehler auch nicht etwa gut gemacht oder nur wiederholt, sondern im größern wahrhaft kolossalen Maßstabe dargestellt, so daß es allen Berlinern (die sich noch mit ungleich größerem Rechte als andere Erdenkinder Söhne des Staubes nennen können) wahrhaft entzückend seyn muß. Die Fußpfade sind nämlich so angelegt, daß sie nur Communicationen zwischen der großen Chaussee nach Charlottenburg und dieser neuen, kleinern bilden, die sich zu jener etwa wie der Bogen zur Senne verhält, jedoch nur zweihundert Schritte davon entfernt bleibt. Wie selig muß es daher für die Berliner seyn, daß sie auf dem kürzesten Wege von dem Staube einer Chaussee in den der andern stürzen können, ohne einmal die Möglichkeit zu haben, durch irgend eine Thorheit von besonderer Leidenschaft verführt zu werden, einen nicht bestäubten Pfad zu wandeln. Denn es gibt keinen in diesen Anlagen. Ja, Herr ***** hat, Karl dem Großen ähnlich, der die Sachsen durch Feuer und Schwert zum Christenthume brachte, sogar jeden frühern Fußsteig, der einsam, beschattet, fern vom Geräusch und Staube der Chaussee, nach Charlottenburg führte, zerstört, damit ja kein Sonderling mehr auf solchem Pfade wandele. Deshalb gönne ich auch dem *****, welcher durch in der That wunderschöne Gartenanlagen in Potsdam schon Ruf bekommen, jetzt auch den vollen Lorbeerkranz des Ruhmes, den er mit unserm Landsmann Schneider theilt. Denn dieser gilt als Erfinder der berühmten Wasserstaubbäder, die mich jeden Morgen erquicken; ***** aber ist der Gründer der gigantischen Landstaubbäder, welche nicht nur einen Einzelnen, sondern viele Tausende zugleich erquicken können. Und welch ein tiefer Kenner der menschlichen Natur ist er zugleich! Wie weiß er, daß jeder Genuß durch die Opfer wächst, mit denen man ihn erkauft, daß wahre Stunden des Glücks nur durch Mühe, Arbeit und Gefahr errungen werden! Gewiß hat ihm, als er den Plan dieser Anlagen entwarf, etwa Schiller's Vers:

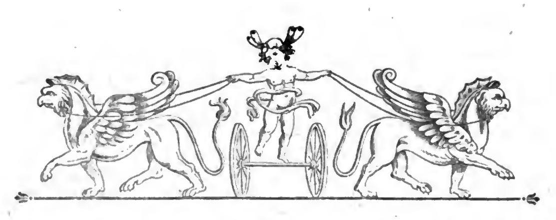
„Und die süße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr"

vorgeschwebt, und er fühlte lebendig, wie viel größer das Glück für Leander seyn mußte, in Hero's Armen zu ruhen, da er es immer erst mit dem kühnen Durchschwimmen der kalten See erkaufen mußte. So bereitete er denn den Berlinern etwas Aehnliches, indem er ihnen den Spaziergang nicht nur durch die süßen Zuckerwolken des Staubes, sondern auch durch die Gefahr, übergefahren und übergeritten zu werden, würzte, so daß wirklich nichts mehr über die Seligkeit geht, in den neuen Anlagen zu lustwandeln. Angelegentlichst empfehle ich sie daher der ganzen eleganten Welt Deutschlands zur Besichtigung und Berücksichtigung. — Ich bin aber doch fast ein wenig zu lange darin spazieren gegangen, zumal da ich noch von wichtigen andern Dingen zu berichten habe. Gleich nach Pfingsten fiel das dritte Fest des märkischen Gesangvereins zu Potsdam, indem sich nämlich dort gegen dreihundert Schullehrer und Cantoren versammelten, um am ersten Tage in der Kirche geistliche Gesänge für Männerstimmen, am zweiten im Freien heitere Lieder anderer Art, aber, wohl zu merken, nicht etwa Trink- und Tischlieder, auszuführen. Dieses unschuldige rein der Kunst gewidmete Fest, welches den einzigen erhöhten und erhellten Lebenspunct in dem gedrückten mühseligen Berufsjahre des Landschulmannes bildet, hatte dennoch pietistische Finsterlinge von Widersachern gefunden, welche dasselbe zu verbieten getrachtet haben.

Gleich auf das Gesangsfest folgte in Berlin das Wettrennen, welches als die olympischen Spiele Berlins zur Einleitung des Wollmarktes betrachtet werden kann. Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob die Stifter des Wettrennens, die Herren v. Eckartstein und Willisen, je so berühmt werden wie die Stifter der olympischen, isthmischen und andern Spiele. So viel aber ist gewiß, daß sie sich ein großes Anrecht auf die Dankbarkeit der Berliner erworben haben; denn die Wettrennen auf Bahnen mit und ohne Hindernisse, bei reitenden Jockeys und Herren, bei fremden und inländischen Pferden, finden alljährlich mehr Interesse im Publicum. Von allen Orten her strömen Fremde und, was mehr sagen will, reiche Fremde zusammen, die den Verkehr sehr beleben; an den Tagen der Rennen selbst kommt eine Menschenmasse von zehn bis zwanzig tausend Personen auf einem Flecke zusammen, die ebenfalls einen großen Umschwung in vielen Gewerbsbetrieben (z. B. dem der Fuhrleute) veranlassen. So werden denn diese Tage, der Verdienste, welche der Verein um die Pferdezucht hat, gar nicht zu gedenken, nach gerade so wichtig für die Hauptstadt werden, wie eine Art von Messe.

Notiz.

Die „Originalbibliothek des deutschen Männergesanges," herausgeg. von Häser, Grund, Zöllner, Elster u. A. (Schleusingen bei Glaser. Erstes Heft. 5 gGr.), ist allen Singvereinen zu empfehlen. Das erste Heft enthält 6 Lieder verschiedenen Inhalts. Papier und Druck sind, trotz der außerordentlichen Wohlfeilheit, sehr gut. Die Partitur erscheint später.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 135. — den 13. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen und Bilder aus München.

I.

Die heilige Woche.

Wie das reitet und fährt in stolzen Carossen, auf schmucken Gäulen, dort simpel zu Fuß durch das alte Sendlingerthor wandert, das so dunkel und unwirthlich aussieht, wie München vor 50 Jahren, oder durch die freundliche Sonnenstraße, der man durch die protestantische Kirche, leider kein architektonisches Meisterstück, die schönste Aussicht auf den Carls- und Maxplatz versperrt hat. Von dieser Seite, von der Vorstadt, der mit schönen Gebäuden prangenden, her, erscheinen zumeist die hiesigen Dandies und modernen Damen, als aus dem Wohnsitze der feinen und vornehmen Welt. Dort ist Münchens St. Germain. Während aus der dumpfigen Altstadt von Brauhaus und Werkstätte der ehrsame Bürger mit der theuren Ehehälfte und den Sprößlingen seiner hausbackenen treuen Liebe schreitet, in der Tasche die gewichtigen Kronenthaler, sauer verdient durch eigenen oder der Väter Schweiß. Ueber den Kirchhof geht der Zug zwischen der bunten Menge geschmackvoller und geschmackloser Denksteine und Sarkophage, die daliegen, als wenn sie sagen wollten: auf dem Acker Gottes schlummert zwischen dem Unkraute manch edler Pflanzenkeim. — Vorbei geht es dem schwergranitenen Monumente, das jene Vespermann deckt, die so oft mit ihrer zauberischen Stimme das Publicum zum rauschenden Beifalle hinriß, vorbei dem Andenken Utzschneider's an Frauenhofer, der nun die Himmel durcheilt, für die er baute; unbeachtet bleibt der gelehrte Seckendorf, dem Lope's und Calderon's Geister jetzt gebührenden Dank zollen. Flüchtigen Schrittes durcheilen Alle der Vergessenheit Wohnstätte, um den Weg nach der schmerzhaften Capelle fortzusetzen, der Erinnerung geweiht an jene Qualen, welche eine liebende Mutter einst bei dem leidensvollen Tode ihres einzigen Kindes zu dulden hatte. Im Hintergrunde des heiligen Hauses schimmert im ewigen Schnee die lange Kette der baierschen und tyroler Alpen und blickt mitleidig auf die Menschlein, die sich stoßen und drängen, Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, vielleicht kurz vorher noch begangen. Denn wie der Mensch zum Aufschwung nach dem Hohen des Irdischen benöthigt, so wird auch hier, während die Kirche von Gläubigen, die um Schonung flehen, überfüllt ist, manch bedeutungsvoller Blick gewechselt, dem sich wohl ein leiser Druck der Hand anfügt, oder man benutzt die freie Umgebung für eine heißersehnte, ungestörte Zusammenkunft. Ich langte bei dem heiligen Orte erst an, als es schon ziemlich Abend geworden war und das Gewühl sich verloren. Das Erste, was bei dem Eintritte in die Capelle meine Blicke trafen, war eine in tiefe Trauer gehüllte Frau; knieend vor der Mutter Gottes, waren ihre Sinne nur auf das Bild der Gebenedeiten gerichtet, unbekümmert um das Geräusch der Kommenden und Gehenden. Auf dem edlen Gesichte des jungen Weibes lagerte die Sorge, um die betenden Lippen zuckte der

Schmerz erlittenen Verlustes. Dir wurde der Gatte, der Versorger geraubt, und aus fröhlichen Kreisen stößt Dich nun eine kümmerliche Pension in mehr als klösterliche Einsamkeit, denn das bleiche Kind an Deiner Seite ist der immerwährende Mahner, Mangel und Noth zu ertragen. Die Freuden der Welt genossen zu haben und ihnen plötzlich entsagen zu müssen, ist schwerer, als hinter kirchlichen Mauern, unbekannt mit Tugend und Laster, gegen alle Anfechtung gesichert zu seyn. Hier die Entsagung, und nur wenig entfernt blüht das frische Leben in der aufgeknospeten Jungfrau, aus deren unschuldvollen Augen eine gewiß tiefgefühlte Thräne quillt. Schönes Mädchen, gilt sie vielleicht dem Jammer neben Dir? — — O, könntest Du Dein Schicksal ahnen, heißer und bitterer würden sie über Deine Wangen perlen! Die, welche Dir am nächsten steht durch der Natur heiligste Bande, die mit Dir jetzt anscheinend zu der Himmlischen betet, sie ist es, die Dein Verderbniß will. O, sähest Du, Unglückselige, wie Deine Mutter die stechenden Blicke auf jenes blassen Wüstlings Antlitz haften läßt, schon berechnet sie den Gewinn, den der Fang dieses goldenen Fisches eintragen wird, und mit dem Lächeln der Verworfenheit beobachtet sie den von Deinen Reizen Hingerissenen. — Doch für die Arme ist keine Warnungsstimme, ihre Unerfahrenheit läßt sie in die schlau gelegte Schlinge fallen. Der Dich begehrt, ist teuflisch klug, wo ihm nicht Stand, nicht Reichthum hilft, da muß die Kunst, die fromm und gottbegeistert Correggio und da Vinci übten, ihm zum Werkzeuge seiner schändlichen Plane dienen. Schmeichelnd und gleißend wird er Dich gewinnen, Dein freundlich unschuldiges Gesicht als dauerndes Spiegelbild zu sehen, Du wirst ihm sitzen — und Deine Stunde hat geschlagen. Statt des sanften Hymen löscht Asmodi höhnisch die Fackel. Und voll Zorn trieb es mich fort aus dem Tempel des Herrn, wo man ihm so für sein großes Opfer dankt, hinaus in die freie Natur, und ich hörte das große Halleluja in dem schmetternden Tönen der geflügelten Verkünder des Frühlings, in dem Säuseln und Flüstern der Lüfte. Der große Tempel des Herrn war prächtig geschmückt mit tausend und abermal tausend Demanten, Saphiren und Rubinen, sie funkelten und blitzten zwischen den hervorkeimenden Kräutern und Gräsern, und die Sonne bereitete sich auf Alpenschnee ein Rosenbett. Als sie verschwand, als im Nebel Thal und Berge verschwammen, und es rings todtenstill ward, da wich der Unmuth aus meiner Brust und ein leises Gebet für die Verblendeten stieg zu dem Lenker der Welten. (D. B. f.)

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mundt.

(Beschluß.)

Ja, Donner und Blitz, und dich, plätscherender Regentropfen, ich könnte euch alle anbeten! — rief Marder, indem er jetzt sein Haupt vor dem immer stärker herabgießenden Regen entblößte. — Mir wird andächtig zu Sinne, und wenn mir die Gottheit Rede stünde, wäre ich jetzt aufgelegt, einige Fragen an sie zu richten, wie ein vertrauliches Kind an seinen Vater! Iltis, laß uns einen Kirchhofsgottesdienst hier halten, hier, von den Hügeln der Todten an die Gränze des Lebens gemahnt, und von dieser großen aufrührerischen Nacht in erhabene Stimmung hinübergeführt! Wir gehen nie in die Kirche, laß die Nacht und das Ungewitter einmal unsere Kirche seyn! Iltis, Du kannst die Stimme nachmachen jedes Wesens, als wenn es selber es wäre, diese Gabe hat Dir das Schicksal verliehen. So höre, ich will jetzt, mitten in diesem Tosen der Natur, Fragen hinaufsenden in die Wolken zur Gottheit, und so wie ein Donnerschlag von oben herabzuckt, sollst Du mir aus dem Donner antworten, wie die Stimme Gottes! Ich will Deine Antwort für eine wirkliche Antwort halten. Der Mensch täuscht sich ja gar zu gern selbst, und erbaut sich an selbstbereiteter Täuschung!

Verwegener, mir schwindelt vor Deinem Gedanken! — erwiederte Iltis. — Aber ich bin selbst in dieser Stunde hinaufgetrieben bis über die Gränze meiner Natur, daß ich nicht mehr weiß, was ich thue, wenn ich Dir folge!

Wohlan denn! — sagte Marder, feierlich aufstehend, und streckte die Hand gegen die feuerspeiende Wolke aus; Herr der Welten, im ewigen, selbstgeschaffenen Gesetze Deiner Weisheit unüberwindlich und unerforschlich, allherrschend in den Gewalten der Natur und den Kräften des Geistes, Dich offenbarend im Sturme, erkennbar im kleinsten Frühlingsblümchen, wehend im süßen Westhauche, sausend im erdezerstörenden Orkan, belehre mich über eines der größten Räthsel Deiner unerklärlichen Schöpfung! Warum, warum, ich frage es, ist Alles so einzig schön hervorgebracht und begabt, warum ist jeder Frühling ein Gedicht, jeder Mondschein eine Musik, warum blüht jede Sumpfpflanze wie ein sinnig lächelndes Wunder, und warum ist nur der Mensch ein so langweiliges, nüchternes, durch den Wirrwarr seiner Verhältnisse erst zum trüben Wunder werdendes Geschöpf? O, beantworte, Du Alter in der Donnerwolke, die Lebensseufzer der Creatur!

Warum, lieber Gott, sind wir armen Teufel nicht interessanter?

In diesem Augenblicke fuhr ein schreiender, langtönender Donner, gleich einem zürnenden Adler, in sausenden Luftschwingungen herab, und zu gleicher Zeit schienen, während er sich langsam rollend verlor, dumpfe feierliche Geisterworte mit ihm herniederzuklingen. — Was fragst Du, was klagst Du, Mensch, mißrathener Sohn des schönsten Gottesgedankens! — so tönte es wie im fernen Nachhall des verbrausenden Donnerschlags. — Ich, Dein Gott, sage Dir — —

Aber in diesem Momente zischte ein dunkelrother Blitzstrahl, wie eine giftige Schlange aus dem ganz Flamme gewordenen Gewölk sich herniederwindend, über den Häuptern der beiden Jünglinge mit sengender Gluth zusammen. Sie stürzten Beide dahin, der Blitz hatte sie tödtlich getroffen. Ihre Gestalten sanken und verloschen mit dem Blitze.

Emil hatte sich bereits früher, ehe sich die Beiden in ihre wildesten Phantasieen verirrt, in einem dunklen bewußtlosen Angstgefühl geflüchtet.

Jetzt schwiegen die erschöpften Wetter. Die Nacht lag, wie ein Weltmeer nach dem Sturme, wieder ruhig da, und eine schreckliche Stille verbreitetete sich über die Umgegend. — —

Rosalinde war indeß glücklich zu Hause angelangt. Auf ihre Erzählung hatte man bald Anstalten getroffen, den armen Emil Hahn aufsuchen zu lassen. Man fand ihn am andern Morgen auf dem Kirchhofe in einem frisch geöffneten Grabe sitzen, in dem er vor der Uebermacht des Unwetters Schutz gesucht. Er ließ sich in still lächelndem Irrsinn fortführen. Zugleich mit ihm wurden auch die Körper der beiden vom Blitz Erschlagenen aufgefunden. —

Emil's Geisteszustand war gefährlicher, als man anfangs anzunehmen geneigt schien. Die Erlebnisse jener Nacht hatten in seine schwachen Nerven nicht nur betäubend, sondern, wie sich bald immer deutlicher ergab, völlig zerrüttend eingegriffen. Die Harmonie seines Wesens war gebrochen und verdunkelt. Rosalinden und seinen Vater kannte er nicht mehr, als er zu ihnen zurückgebracht wurde. Er phantasirte nur immer von der fürchterlichen Gewitternacht, von der er bewältigt worden war. Er erzählte wimmernd von den Geheimnissen des Donners und der Rache der Blitze, oft mit einer hinreißenden Kraft der Beschreibung. Aber zugleich zehrte ein heftiges Fieber an seinem Leben, und ein unheilbarer Zustand von Wahnsinn schien sein Loos zu seyn. —

So vergingen Monate ohne Hoffnung, und es war unterdeß die Zeit herangekommen, wo Rasalinde einer Niederkunft entgegenging. Sie gebar ein schönes Knäblein, das seinem Vater wunderbar ähnlich sah.

Der Anblick dieses Kindes, das dem unglücklichen hinkrankenden Emil gebracht wurde, versetzte ihn zum ersten Male wieder in eine an lichtes Bewußtseyn gränzende Erregung. Er schloß es lebhaft in seine Arme, küßte es, und schaute es lächelnd wieder und wieder an, indem er sein eigenes Bild in dem Kinde sah und erkannte. Er wollte sich nicht mehr davon trennen und schien ganz heiter geworden zu seyn. Er glaubte, sich selbst zu sehen, wie er Kind gewesen, und spielte so in seinem Irrsinne in dem Kinde gewissermaßen mit sich selbst. Wähnend, er sey es selbst, aber wieder zum Kinde geworden, rief er oft aus: So hätte ich immer bleiben sollen, wie ich war und wieder bin! — Indem er sich wieder als Kind, als harmlos spielende Erscheinung zu sehen glaubte, wurde sein Wahnsinn sich in dem ihm so sehr gleichenden Kinde gewissermaßen selbst gegegenständlich, und erhellte sich allmälig. Lächelnd über dies letzte Wunder des Lebens, daß, als alles Daseyns Resultat, der Mensch wieder zum gotthingegebenen Kinde wird, schlummerte er endlich, seiner an ihm zehrenden Krankheit unterliegend, ruhig zum Todesschlafe ein.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 133:

Eifersucht.

Räthsel.

Lies mich rückwärts, lies mich vorwärts:
Ewig bleibe treu ich mir;
Wohl Dir, wenn ich in Gefahren
Ewig wär' zur Seite Dir!

Fanny Gumpel.

Correspondenz.

Aus Zürich, den 28. Junius.

(Eßlair, Wendenberg, Viehconsumtion der Journale.)

Eßlair's Anwesenheit in Zürich hat einen außerordentlichen Theater-Enthusiasmus erweckt, unsere Notizenschreiber in Exstase versetzt und kleine Dichter zu großen, große Dichter zu kleinen Versen begeistert. Der „Republicaner" nannte

die Ankunft des großen Künstlers im schweizerischen Athen, wie Zürich von einigen hiesigen Professoren u. Journalisten ganz bescheiden genannt wird, ein Ereigniß, dessen Andenken die Jahrbücher dieser Stadt bewahren werden. Nur der Stadtrath scheint in dem Bewunderten lediglich einen gewöhnlichen Komödianten erblickt zu haben, auf dessen Thun und Treiben, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und vorzüglich der Theaterdirectionen, die Polizei aufmerksam seyn müsse, denn als Herr Eßlair am Tage der Abreise seinen Paß visiren lassen wollte, wurde ihm geradezu erklärt, daß ohne Zeugniß der Direction über seine Aufführung in Zürich diesem Begehren nicht entsprochen werden könne. Natürlich ward der münchner Hofschauspieler gewaltig dadurch beleidigt und er veranlaßte, sagt man, die Direction, ein Attest auszustellen, worin bezeugt wird, daß Herr Eßlair sich ganz gut aufgeführt, täglich den Stadtrath in sein Abendgebet eingeschlossen und vor dem Schlafengehen immer den schweizer Ochsen und Kühen, wovon er im Canton Zürich besonders schöne Arten gesehen, ein herzliches Lebehoch gebracht habe. Nach Empfang der seltsamen Depesche lenkten sich, behaupten böse Mäuler, unwillkürlich die Hände mancher Stadträthe nach ihren hochlöblichen Ohren, fanden solche jedoch in einem unveränderten, vollkommen befriedigenden Zustande.

Im großen Rathe St. Gallens bemerkte ein Mitglied, während der Berathung einer Instruction über den Bettel, daß die Bettler ein radicales Völklein seyen, welches sich nicht an Ordnung bände. Die St. Galler Zeitung hält die Bettler vielmehr für ein aristokratisches Völklein, das sich des Ordnunghaltens von Geburts = und Standeswegen enthoben glaubt. Wer hat hier das Recht auf seiner Seite?

Wie das Mittelalter mit Allem, was aristokratisch und romantisch heißt, auch in den letzten Spuren vernichtet wird, sieht man recht an der Verwendung der alten Schweizerburgen. Schloß Wendenberg wird in diesen Tagen verauctionirt. Ritter Heinrich von Montfort erbaute es im neunten Jahrhunderte seiner Gattin Richenza zu Liebe. Richenza wurde die Stammmutter vieler Montfort'schen Häuser der Wendenberg'schen schwarzen und weißen Fahne, von denen das letzte endlich nach einer Reihe von 600 Jahren im Hause Fürstenberg erlosch, das noch jetzt zum Andenken daran die weiße Fahne im Schilde seines Wappens führt. Die Burg hat das untergegangene Geschlecht seines Erbauers und viele Herren, die sie seitdem gehabt, worunter die glarner Vögte nicht die mildesten waren, überlebt, und steht bis zum heutigen Tage wohlerhalten da. Ihr Thurm ist ein meisterhaftes Bauwerk. Nun droht ihr jedoch Gefahr. Sie soll, wie gesagt, öffentlich versteigert werden, Zerstörungsfreunde lassen bereits das: „Weg mit den Zwingherrnschlössern!" vernehmen, und sehr zweifelhaft ist es noch, ob der Vorschlag, sie von einer Actiengesellschaft zu kaufen und zu einem Armenhause und ähnlichen Anstalten einrichten zu lassen, Beifall genug findet, um in Ausführung gebracht zu werden. Auf alle Fälle dürften die Glanztage für Schloß Wendenberg nicht mehr zurückkehren. Wird die Burg ein Armenhaus, so kann das für dieselbe eine Art christlicher Abbüßung ihrer Jugendsünden seyn; es wäre indessen theilweise der Burg Heinrich's und Richenza's gar nicht zu verübeln, wenn es ihr in ihren alten Tagen einfiele, der Armenhausbestimmung stolz die Zerstörung vorzuziehen. Alten Burgen fehlt es nicht an Einfällen, selbst an seltsamen und merkwürdigen.

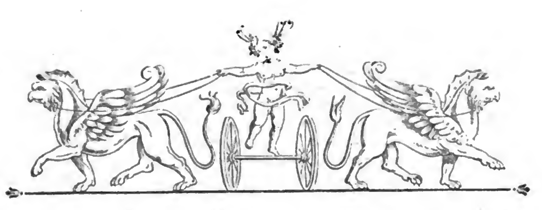
In Basel hat der Improvisator Langenschwarz kein Glück gemacht und ist auf eine ziemlich verächtliche Weise behandelt worden. In Zürich ging's besser. Er fand viele Zuhörer und nicht wenig Beifall. Seine lyrischen Improvisationen wurden den dramatischen vorgezogen.

Während in St. Gallen unaufhörlich der Ruf: *Freiheit für alle Meinungen!* ertönt, findet die aargauer Regierung es bequemer, beim Alten zu bleiben und nur für *ihre* Meinung Freiheit zu wollen. Katholische Geistliche, die sich in Opposition mit *dieser* Meinung setzten, werden nun gerichtlich verfolgt. Das ist nicht lobenswerth, doch kann man mitunter auch jenen Herren vorwerfen, daß sie die Menschheit rückwärts zu gehen zwingen wollen, was schon aus diesem einfachen Grunde unmöglich ist, weil jede von derselben auf ihrer Bahn zurückgelegte Strecke nur noch Staub, Erinnerung, mit einem Worte: *Vergangenheit* ist.

Die Neigung der schweizer Zeitungsredacteure, Schmäh- und Schimpfworte zu gebrauchen, ist bekannt. Diese treffen *Jeden*, weil jede Partei, jede Parteiabstufung sie ihren wirklichen oder vermeintlichen Gegnern an den Kopf wirft. Thiernamen sind bisher am meisten im Gebrauche gewesen, jetzt nimmt aber, wie der deutsche Courrier richtig bemerkt, die Vieh-Consumtion in der schweizer Journalistik sehr ab. Der halb-officielle „Berner Volksfreund" ist der Hauptconsument dieses Artikels; er liebt vorzüglich die größeren Gattungen: Büffelochsen u. dgl. Der „Republicaner" zieht diesen die Esel und das kleinere Vieh vor, ist übrigens im Verbrauche derselben mäßig, nur wer nicht seiner Meinung ist, wird von ihm für einen Esel erklärt. Der „Eidgenosse" und einige andere Blätter ähnlicher Tendenz ahmen ihm hierin nach. Der „Berner Beobachter" schätzt die Kameele, und der erzkatholische „Waldstätter Bote" verschmäht keine Thierart; er weiß sie alle gehörig zu verwenden. J. V.

Notiz.

Langbein's Witwe in Berlin beabsichtigt dem Entschlafenen auf dem Kirchhofe, wo seine irdische Hülle ruht, ein Denkmal setzen zu lassen. Herr Karl Müchler wirft im „Berliner Modenspiegel" die Frage auf, ob die Zeitgenossen ihr nicht zuvorkommen sollten? Wenn die vielen Tausende, die Langbein's „Grafen Eulenfels" und „Pastor Schmolke" mit Grauen und Ergetzen vor den Schulbänken vorgetragen, die Tausende, die sich an seinen Schwänken erlabt, die abermal Tausende, die bei der Lectüre seiner vielen schlüpfrigen Romane mit innerm Vergnügen sich roth geschämt, wenn von all diesen Jeder nur eine lächerliche Kleinigkeit beisteuerte, so könnte auf diese Weise ein Pfennig-Denkmal zu Stande kommen, das ganz zeitgemäß zu nennen wäre. Die Redaction dieser Blätter wird sammeln zu diesem Zwecke. Sie ruft Deutschland auf im Namen des Komus und des Jocus. Auch der Jocus will sein Denkmal: wehe! wenn wir nur dem Ernste Leichensteine setzten! Ich fordere das Publicum im Namen der Menschheit auf, dem Dichter Langbein einige Silberblicke nachzuwerfen. Euch aber, die Ihr selbst Schriftsteller seyd, Euch fordere ich im Namen der blinden Gerechtigkeit auf, dem *Censor* Langbein Eure Beiträge zuzuwenden. „Ach! sie haben — einen Dichter dort begraben — und mir war er mehr!" Mir war er ein milder, guter, lieber Censor. Aus einem ganzen Bande Novellen von 25 Bogen strich er mir einst nur einen einzigen Satz. Und dabei zitterte ihm noch die Hand vor gutmüthiger Freundlichkeit und milder Scheu. Er fühlte die Schmerzen der Autoren, wenn er strich. Auf! Ihr Männer, lieben Brüder! sammelt, sammelt zu einem Denkmale für den *Censor* Langbein, könnt Ihr nichts für den Dichter thun. Ich nehme meinen Sparcassenpfennig, sobald ich einen habe.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 136. — den 14 Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Warnung und Trost.

Wähnst du draußen, glühend Herz,
Deine Welt zu finden?
Ach, ich muß zu deinem Schmerz,
And'res dir verkünden.

Draußen, wo sie, spröd' und kalt,
Nimmer dich verstehen,
Deine schönsten Wünsche bald
Unerfüllt verwehen;

Wo der Neid, gesellt zum Wahn,
Schielt nach fremdem Glücke,
An der reinen Tugend Bahn
Lagern Haß und Tücke;

Wo die Weisen, oft gedrückt,
Dulden und entbehren,
Narren blinde Gunst beglückt,
Frevler bringt zu Ehren;

Wo die Heuchler, schlau verhüllt,
Frömmelnd knie'n und rufen:
Herr! Herr! vor des Heil'gen Bild
Und an Thrones Stufen!

Doch auch so verzage nicht,
Deinem Gott vertrauend,
Diese Welt voll Nacht und Licht
Und ihr Ziel beschauend!

Und ob mit der Engel Schein
Teufel dich belügen:
Eine Tugend muß ja seyn,
Und das Rechte siegen!

Frei und fest und schlangenklug,
Sonder falsch, wie Tauben,
Sollst du bei der Menschen Trug
Doch an Menschheit glauben!

Prof. Gottlieb Zimmermann.

Bücherschau.

1. Chevalier Reynaud, Roman von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer. 1835. 2 Bände. 237 u. 293 S. 8.

Der talentvolle Verfasser der „Memoiren eines Schornsteinfegers" hat während der letzten Jahre so viel übersetzt, daß nun auch das, was er von sich und als Product der eigenen Muse gibt, wie Uebersetzung aussieht. Der in manchen Partien so interessante Roman, der mir hier vorliegt, hat bei der sichtbaren Flüchtigkeit seines hingeworfenen Planes in der That diesen Anstrich. Es ist Jules Janin's behende Dreistigkeit, womit Louis Lax hier einige Fingergriffe in das Chaos der französischen Revolution macht. Ich möchte fast sagen, der Roman „Chevalier Reynaud" reihe sich an Janin's „Barnave", indem der deutsche Autor von einer andern gerade entgegengesetzten Seite her dem centralen Feuerschlunde der Umwälzung sich nähert, ohne sich ganz

in ihn zu wagen und ihn selbst zum Gegenstande der Darstellung zu machen. Die Romandichter springen an diesem ungeheuren Stoffe, man verzeihe das cynische Gleichniß, wie die Affen um einen Feuerbrand herum, sie zerren die Gluth auseinander, sie reißen die Brände hin und her, keiner möchte sich gern die Finger verbrennen, keiner stürzte sich mit seiner ganzen Gesinnung, seinem ganzen innern Menschen in diesen Lavaschlund, um das Entsetzlichste und Größte, was der Dämon des Menschengeistes erzeugt, in seiner eigensten Natur selbst zu erleben. Hier aber gilt es recht, dem Stoffe sich hinzugeben, unbekümmert darum, ob aus dieser verzehrenden Flamme ein geretteter Phönix mit heiler Haut aufsteigen werde oder nicht. Die französischen Romandichter behindert ihre toilettenhafte Gefallsucht, die sich, auch wenn sie in die Hölle hinabsteigen, nicht verläugnet; die deutschen Poeten ihre Zaghaftigkeit, indem sie sich wie Orpheus ängstlich umschauen, ob sie denn auch des Gesuchten und Ersehnten theilhaftig werden. Es gehört eine maßlose Leidenschaftlichkeit dazu, um die französische Revolution zu begreifen und es anschaulich zu machen, daß es doch immer Menschen waren, die hier zu Thieren geworden und in der Wuth mit den Bestien rivalisirten. Ein Psycholog, der uns zeigen will, wie der Mensch zum Tiger wird, schildere uns einen Jakobiner von der Secte der Cordeliers in seinem Werden, so aber, daß jeder seiner Leser die Möglichkeit und die Wahrscheinlichkeit dieses Phänomens an sich selber mit erlebt. Wenn ich mir eine Anzahl Teufel als fertige Figuren zusammenreihe und sie auf bestimmt gezeichnetem Terrain und vor einer Theaterdecoration hin und her manövriren lasse, so arrangire ich mir wohl eine Balletscene, aber kein Schauspiel, das Menschen spielen und so spielen wie ich selbst, wie jeder unter gleich gegebenen Bedingungen. Jules Janin's Mirabeau und Barnave, in dem Romane letzter Benennung, sind aber in der That bloße Balletfiguranten, davon abgesehen, daß dem Pinsel dieses Autors auch noch die Walterscott'sche Decorationsmalerei gänzlich abgeht. Und in Deutschland möchte man die Hände trostlos zusammenschlagen, wenn man bedenkt, wie furchtbar groß die Geschichte und wie stoffarm unsere Romandichtung ist. Die Poesie wird noch ein Jahrhundert lang zu thun haben, um die französische Revolution so zu dichten wie sie war. — Louis Lax hat ziemlich planlos seine Geschichte vom Chevalier Reynaud zusammengewürfelt. Der erste Band gibt Bilder aus dem Jahre 1775, Gruppen aus dem Aristokratenleben der pariser Welt. Mit dem zweiten Bande machen wir einen Sprung in das Jahr 1789. Sein Held, der nach manchen chevaleresken Abenteuern, die ziemlich farblos hingestellt sind, mit Lafayette nach America geschifft war und nun zurückkehrt, tritt mit seiner Charakterlosigkeit bald in den Hintergrund, und Danton tobt auf dem Proscenium der Begebenheiten umher. Wir sehen diesen Advocaten in Rennes mit der aufrührerischen Masse im Verkehr, während eine königliche Armee sich in der Nähe der Stadt lagert. Der Verf. zeichnet uns die Fleischerhundsphysiognomie dieses kolossalen Danton, den man den Mirabeau der Straße nennen kann, während Mirabeau der Danton der Assembleen war. Die insolente Sprache voll gigantischer Bilder, die überschwängliche Rednerkraft, das Gemisch von Tugenden und Lastern, der widerstreitende Verein von Patriotismus und geheimer Bestechlichkeit, dies war Beiden in gleich großem Umfange eigen. Außer Danton sehen wir auch noch Marat in Rennes, den kleinen Medicus, der ewig betrunken durch die Volksmenge taumelt und das Gift seiner Rede in tausend Dosen verspritzt. Danton wird von einem schönen Aristokratenmädchen geliebt, und die Art und Weise, wie der Pöbelheros von Rennes die Familie derselben vor der Wuth des Haufens, den er kaum zu beherrschen vermag, schützt und rettet, macht ein Bild im Romane für sich aus, das wohl gelungen zu nennen wäre, wenn auf Vorspiele dieser Art die eigentliche Tragödie der Revolution oder auch nur Danton's Erscheinen und Wirken in Paris selbst folgte. Dagegen eröffnet uns der Autor den Schauplatz auf einer ganz andern Seite im Verfolge des Romans, indem er uns Jourdan und die Gräuel der Patrioten in Avignon schildert, was jedoch sehr notizenhaft und dürre geschieht. Der Anknüpfungsfaden, den Familienbezüge des Chevalier Reynaud bieten, ist sehr locker, und das Buch kann uns nur ängstigen, wenn wir es mit der Auswanderung solcher Individuen geschlossen sehen, die es fast für eine Großthat halten, dem Dämon der Verzweiflung, der sich Frankreichs bemächtigt, zu entfliehen, um nur ihre erbärmliche Tugend zu salviren. Der Autor hat als Motto seinem Werke vorgesetzt: „Nur eine Skizze!" Wir sind aber der Meinung, der historische Romandichter solle sich von der Geschichte nicht ein Stückchen erbetteln, sondern sich ihrer bemächtigen, damit sie ganz sein eigen sey. In den großen vielfach verschlungenen Lineamenten der Revolutionsgeschichte lassen sich sehr wohl kleinere, engere Kreise zeichnen, nur sey jeder Kreis in sich geschlossen und fertig gegliedert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen und Bilder aus München.

(Beschluß.)

II.

Charfreitag.

Man hält im Auslande München zum Theil für eine stock bigott katholische Stadt. Dieses falsche Urtheil gründet sich auf Reisebeschreibungen, die vor 30 bis 40 Jahren abgefaßt wurden, und die damalige Stimmung der Gemüther richtig schildern mochten. Dies bezeugen wenigstens jene Madonnen- und Heiligenbilder als Zierde an der Fronte vieler Häuser, zum Theil vergittert und mit Gefäßen für Weihwasser versehen. Jetzt wird aber von allen diesen frommen Einrichtungen wenig Gebrauch mehr gemacht. An einer offenen Kirchthür vorübergehend, ziehen Viele den Hut, aber auch dieses selbst vernachlässigt schon ein Theil der jüngern Generation, zumal sich neuerer Zeit die Protestantengemeinde sehr verstärkt hat, und es Niemand verlangt, ein Mitglied derselben zu jener Sitte zwingen zu wollen. Ich kann versichern, daß, während man an einigen Orten in Norddeutschland die Feier des Festtages oft bis ins Lächerliche streng begangen wissen will, hier kein Mensch sich gehindert fühlt, an solchen Tagen, oft die einzigen Erholungstage in der Woche, seinem Vergnügen nachzugehen. In Städten des Nordens untersagt man während des Gottesdienstes Billard- und Kegelspiel, hier gilt dies nur bis Morgens um 10 Uhr, und doch sind alle Kirchen besucht. Den merkwürdigsten Unterschied bietet dar der Charfreitag. Dieser Hauptfeiertag in protestantischen Ländern zeichnet sich in München nur dadurch von den gewöhnlichen Wochentagen aus, daß in den Kirchen das Grab des Erlösers prächtig geschmückt zu sehen ist, und von einer Menge Frommen und Neugierigen immerwährend besucht wird. Im Uebrigen folgt jeder seinen Geschäften, die Kaufläden sind geöffnet und Bauern bringen für den Sonnabendmarkt das Getreide auf den Schrannenplatz *). Nur am Abend füllen sich immer mehr und mehr die Kirchen, um die Beleuchtung der Gräber zu sehen und das Stabat mater zu hören. Vorzüglich zeichnet sich hierin die ehemalige Jesuiter-, jetzt Michaeliskirche aus, wo ein strahlendes Feuerkreuz mitten in dem Tempel schwebt. Der hohe Dom, der viele tausend Menschen faßt, ist dabei in ein zauberisches Halbdunkel gehüllt, nur vom Grabe her fällt ein schwacher Lichtstreif nach oben, wo ihn der Glanz des Kreuzes empfängt. Dazwischen das leise Murmeln der in Gebet oder Staunen versunkenen Menge, oder das Geräusch der Procession, die sich um den Katafalk bewegt. Da schmettert plötzlich, wie der Zorn des beleidigten Gottes, der Orgel Posaunenstimme durch das weite Gewölbe, dazwischen erschallen die Chöre der Engel, die laut und jauchzend des Ewigen Herrlichkeit verkünden. Doch immer furchtbarer wird die drohende Stimme, die Wände des Gotteshauses dröhnen und die furchtsame Menschenseele glaubt des Herrn Gericht zu vernehmen. Da flehen die Scharen der Cherubim und Seraphim lauter und lauter für das bethörte Geschlecht, glockenreine Töne durchdringen wie Bitten und Klagen das schöne Gebäude, und allmälig legt sich das Tosen und Brausen, bis zuletzt wechselseitige Stimmen bald Lieder des Jubels, bald der Trauer anstimmen, und endlich der letzte Ton wie Aeolsharfenklang verschwimmt. Dann erhebt zum feurigen Danke der Priester seine Hände, die Menge beugt demüthig ihr Haupt und das volle Orchester schließt den Gottesdienst. Es liegt in dieser Feier etwas Magisches, das theilweise eben so sehr anzieht und erhebt als die Stille und der Ernst des protestantischen Gottesdienstes. Wozu noch kommt, daß während der beiden letzten Tage in der Charwoche keine Glocke geläutet wird, das Militair das Gewehr besonders trägt und Abends der Zapfenstreich mit Trauermusik geschlagen wird. Erst mit dem Beginne des Ostersonntages tritt Alles wieder in sein altes Gleis. Als Eigenthümlichkeit an letzterem Tage ist wohl auch zu bemerken jene Austheilung des geweihten Mahles in Familien und Gasthäusern. Es besteht in einem Ei, einem Stück Weiß- und Schwarzbrot, Braten und Schinken. Man würde es jedem Fremden sehr übel aufnehmen, wenn er dieses Geschenk verschmähen wollte.

— z —.

*) Süddeutscher Provinzialismus für Marktplatz.

Correspondenz.

Aus Braunschweig, im Junius.

[Alte Jungfern und Brandversicherung.]

Dem löblichen Sinne für das allgemeine Wohl, dem wir seit einem halben Jahre die Gründung einer allgemeinen Sparcasse verdanken, entsprang neuerdings wieder die Idee zu einem Unternehmen, dessen wohlthätiger Zweck ihm gewiß die wärmste Theilnahme zusichert. Es gilt, einem oft verkannten, oft bewitzelten und leider noch öfterer in unverschuldeter Armuth ohne alle Stütze und Schutz, und ohne alle Aussicht auf öffentliche Theilnahme einem freuden- und freundelosen Alter entgegenwelkenden Theile der menschlichen Gesellschaft die Zukunft seines Erdenlebens zu lichten, zu erheitern und zu erwärmen! — es gilt, mit einem Worte, die alten Jungfern vor irdischer Noth zu schützen.

Ein Verein von Männern, an dessen Spitze der Gründer des hiesigen Blinden-Instituts, Dr. Lachmann jun., steht,

bezweckt, eine Lebensversicherungsanstalt für unverheirathete Personen des weiblichen Geschlechtes ins Leben treten zu lassen, die gegen eine Einkaufungssumme von mindestens zehn Thalern den Theilnehmerinnen nach einer gewissen Reihe von Jahren den lebenslänglichen Genuß der möglichst hohen Procente jener Summe zusichert. — Die Möglichkeit, besonders mit Hülfe der Sparcasse, ein paar Mal zehn Thaler auch unter beschränkten Verhältnissen zurückzulegen und der Lebensversicherungsanstalt, wenn man jene so nennen kann, zu übergeben, findet sich wohl in jedem Leben ein Mal, und wird gewiß von dem fürsorgenden Sinne des Weibes ergriffen werden, das da keine gewisse Aussicht hat, durch Hymen oder Plutus bis zur letzten Lebensstunde gegen den nackten Mangel geschützt zu werden. — Der Ledigbleibenden sind aber auch in Braunschweig nicht wenige. Unsere Zeit, die so manches Bestehende untergräbt, macht die jungen Männer auch für die Ehe abgeneigt und gleichgültig; die Beschwerden und Sorgen derselben liegen nur zu oft im stärksten Schattenbilde vor Augen, das Uebel macht sich breit und steht an allen Wegen, das Gute beschränkt sich und wird so übersehen. Dazu kommen dann noch die nicht immer ganz besonders gescheidten Hindernisse, die man hier der Ehe in den Weg legt, die, statt Armuth zu verhindern, sie noch befördern, dann die Sittlichkeit untergraben, die Früchte wilder Liebe in steter Progression vermehren und endlich meist auf Gründen beruhen, welche die Lehre von der Willensfreiheit zur Lüge stempeln. So knüpfen denn Liebe und Neigung immer seltener ein Eheband, an ihre Stelle treten die pecuniären Rücksichten, und wem diese nicht genügen, bleibt — ledig.

Eine andere Einrichtung zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt droht jetzt bei uns durch sonderbare Bestimmungen ihr Zutrauen bei dem Volke verlieren zu wollen. — Es ist dieses die hiesige Brandversicherungsanstalt, deren Casse es, bei der ziemlich deutlich ausgesprochenen Geldnoth der Regierung, nicht ganz nach Gunsten zu ergehen scheint. Durch die Versicherung der ersten Häuser Braunschweigs in auswärtigen Assecuranzen und durch ungewöhnliche Häufung der Brandschäden in den letzten Jahren wurden die Beiträge für die armen Contribuenten allmälig immer drückender, bis endlich gar vor einem Jahre die Aufforderung erging, im voraus eine gewisse Summe abschläglich zu bezahlen, da man mit dem Umfange der Brandentschädigungssumme noch nicht im Reinen schien. Falls die bestimmten Summen die letztere mit Ueberschuß deckten, sollte eine Gutschreibung Statt finden, im Gegentheil aber würde der nöthige Nachschuß verlangt werden. Es kam nun jedoch nicht zum Gutschreiben, ein Nachschuß mußte geleistet werden, und — kaum war man hiermit fertig, so erfolgte schon die merkwürdige Bekanntmachung, man sehe sich genöthigt, für das kaum begonnene Versicherungsjahr eine feste Vorausbezahlung zu verlangen, die dann später in ihrem zu Viel oder zu Wenig regulirt werden sollte. — Wie einst der hochweise Rath zu Schöppenstädt den hochweisen Befehl ertheilte, acht Tage vor jedem Feuer die Spritzen zu probiren, ist in Braunschweig nicht unbekannt und jenes Institut strebt dahin, wie wenigstens obige Bestimmung zeigt, dem hochweisen schöppenstädtischen Rathe nicht ganz unähnlich zu seyn.

Geldnoth der Landeskassen soll überhaupt ein unangenehmer Fehler in unserm Ländchen seyn, und spricht sich besonders in dem scharfen Eintreiben der Steuern und in dem am ersten Juni erfolgten Zollanschlusse an Hannover aus, der die ärmern Consumenten von allen Seiten mit gierigen Armen packt und das mühsam Erworbene aller Orten ihnen schmälert und entzieht. Seit der neuen Regierung sind Ersparnisse an Stellen, die am nächsten lagen, eben nicht gemacht worden; Civiletat, Militair und das höhere Beamtenheer wollen nicht geschmälert seyn, und wenn man doch sparen wollte, so entzog man es den untern Kreisen, wo die herkulische Arbeit gewöhnlich der schmalen Einnahme weit über dem Haupte stand. Will man einen Beweis von der Unpopularität unserer constitutionellen Staatsform haben, so ist der obige der nächste und beste; die Volksvertretung ist oft in Constitutionen nichts als eine Vertröstung, in Goldpapier gewickelt.

Mit dem neuen Schloßbaue geht es aus einer, aus dem Vorigen leicht abzuleitenden Ursache gegenwärtig sehr langsam. Die Großartigkeit der Anlage, deren man erst recht inne geworden ist, nachdem man neulich Gelegenheit fand, das Modell des einst vollendeten Schlosses zu sehen, läßt uns wenig Hoffnung, früher, als in 6 — 10 Jahren alle Theile des Gebäudes vollendet zu sehen. Die vom Landtage bewilligten Beiträge zum Schloßbaue sind schon längst alle verwendet worden, neue Zugeständnisse wird vielleicht der neue Landtag machen müssen, die Arbeiten werden dann wieder rascher vor sich gehen — doch auch schnell die neuen Mittel erschöpfen und wieder zu einem, dem jetzigen ähnlichen Ruhepunkte führen. Der eine, bis jetzt allein begonnene Theil des ganzen Baues wird jedoch wohl schon binnen zwei Jahren in einen wohnlichen Zustand versetzt seyn und auch dann schon bürgen, daß Braunschweigs neues Schloß sich vor allen andern deutschen Fürstensitzen so vortheilhaft auszeichnen wird, wie sich seine alten Fürsten vor ihren deutschen Brüdern einst ausgezeichnet haben.

Für die braunschweig-hamburgische Eisenbahn regten sich wieder einige Hoffnungen; man stellte ein Gesetz fest, um die Eigenthümer des Bodens, über den die Bahn gehen würde, unter rechtlichen Entschädigungen zum Verkauf des Bodens zwingen zu können, und ist auch der Meinung geworden, daß sich das Unternehmen, so gut wie jenes der Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden, mit deutschem Golde machen lasse. Besonders hat die Gefahr, eine Eisenbahn zwischen Hamburg und Magdeburg eröffnet zu sehen, die Gemüther wieder jenem Vorschlage lebhafter zugewendet, und nach einer definitiven Erklärung Hannovers dürfte der Sache nichts bedeutend Schwieriges mehr entgegenstehen. — Wenn nur Dr. Weinholtz durch seine Erfindung, die ich schon in diesen Blättern besprochen habe, den Eisenbahnen nicht das Garaus macht! die Sache sieht gefährlicher aus, da sich gegenwärtig der „Bürgerverein" entschlossen hat, dem Erfinder zu größern Versuchen jede nöthige Hülfe angedeihen zu lassen.

Schreiber dieses wünscht nichts mehr als: seine Feder keiner Chimäre geliehen zu haben. Jedoch steht das um so weniger zu befürchten, als zu gleicher Zeit, wie es scheint, zwei Männer dieselbe Erfindung gemacht haben. In öffentlichen Blättern lese ich nämlich so eben: „der Conrector Gäbel zu Crossen in Preußisch-Schlesien hat die interessante Erfindung gemacht, mit einem Kostenaufwande von 50 — 100 Thalern Luftschiffe zu verfertigen, welche sich mit der Kraft einer abgeschossenen Kugel selbst gegen die stärkste Luftströmung in jeder beliebigen Höhe fortbewegen, und durch eine einfache Vorrichtung, wie ein Schiff auf der See, nach jeder Richtung gelenkt werden können."

Seit einigen Wochen haben die Theaterferien begonnen. Die Bühne wird einige theure Acquisitionen für die Oper machen, von denen man besonders den Tenoristen Schmezer aus Frankfurt und den Bassisten Ziesche aus Berlin namhaft macht. Das kostet wieder ein tüchtiges Geld!

F. W. L.

Intelligenzblatt
der
Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 7. — den 7. Julius 1835.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Ankündigung.

Nürnberger Liedla
vun
Master Grübels Leihrjung'n
oder
Gedichte in Nürnberger Mundart
nebst
Worterklärungen und einem Anhange.

Ohrled.
(Anrede — Vorwort.)

Der brova Master der iß taudt,
Der g'sunga haut su schöi. —
Dös ober, wos er g'sunga haut,
Dös lebt noh richtih höi.

Wer kennet nith sein Michel Stich,
Sein Peiter in der Fremd?
Sein Bauer und sei Baleri
Un'n Spitz sei Testament?

Wen haut sei Wächter mit der Post,
Sei Guckuck nith scho g'freut?
Sei Schlosserg'sell, sei Tabackspfeif',
Und wöi der Forster reit?

Wer lest nith gern sei Steckapfer
Sei Stoubethür-Recept?
Und wöi der Jud' in goar nix führt,
Halt wöi er leibt und lebt? —

Noh meiher haut er g'sunga brov,
Un klopft af's Blech derzou;
Grod wöi vur alter Zeit Hans Sachs
Haut Löidla g'macht un Schou *).

Er haut ah seini G'sell'n g'hat,
Döi hob'n g'äebet mit,
Ba'n Klopf'n; no, dös hob'n's g'lernt,
Ner's Verschamach'n nith.

Oeiz bin ih ner der Leihrjung g'wöst,
Versteih dös Klopf'n nith.
Doch wann der Master g'sunga haut,
Nau hob ih g'sunga mit.

Un wöi er ober g'storb'n iß,
Der brova Eihr'nmoh;
Nau hob ich su vur mih allah
Oft hamlih g'sunga noh.

Dös ober, wos ih g'sunga hob,
Dös kummt in Druck öiz goar. —
Will wünsch'n, daß's ner halb su g'fällt,
Wöi'n Master seina Woar.

Und iß nith alles grod su schöi,
Su wöi mer's dort'n lest;
Denkt, Freund': Es iß der Master nith,
's iß ner der Leihrjung g'wöst!

Ziegenrück, im März 1835.

Ludwig Gerischer.

Diese Gedichte, in Einem Hefte von $3\frac{1}{2}$ Bogen, dessen Preis 4 gGr. nicht übersteigt, erscheinen in meinem Verlage.
Ranis im Regierungsbezirke Erfurt, im Mai 1835.

J. J. Maurer,
Buchdrucker.

*) Grübel war bekanntlich ein Kupferschmied in Nürnberg. Göthe selbst nennt ihn den zweiten Hans Sachs.

Neue schönwissenschaftliche Schriften, im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Alexis (W.), Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Zwei Bände. 8. 4 Thlr.

Faust. Eine Tragödie von B. v. B. 8. Geh. 18 Gr.

Gaudy (Franz Freiherr), Kaiser-Lieder. Mit der Todtenmaske Napoleon's. 8. Geh. 20 Gr.

König Eduard's Söhne. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach Casimir Delavigne für die deutsche Bühne bearbeitet von Dr. G. Ritter v. Frank. 8. Geh. 20 Gr.

Luise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert vom Verfasser der Nonne von Monza (Giov. Rosini). Nach dem Italienischen bearbeitet. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Walch (Heinrich), Das Gelübde. Novelle. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wiese (S.), Drei Trauerspiele. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

So eben wurde an alle soliden Buchhandlungen versandt:

Franziska von Rimini,

ein Trauerspiel

von

Silvio Pellico.

Aus dem Italien. metrisch übersetzt und mit einer Einleitung von P. J. J. Schädelin.

12. Orell, Füßli und Comp. br. 12 Gr. od. 45 kr.

Ankündigung.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. F. Castelli's

Gedichte.

Einzige, vollständige Sammlung,

in sechs Bänden.

Mit dem Bildnisse des Dichters.

gr. 12. geheftet. Subscriptions-Preis 4½ Rthlr.

Castelli ist als Dichter in ganz Deutschland vortheilhaft bekannt. Seine Poesien empfehlen sich vorzüglich durch Humor und Gemüthlichkeit im Inhalte und durch ungezwungene Naivetät im Ausdrucke; sie sind bei öffentlichen Vorträgen stets mit Beifall aufgenommen und daher auch vorzugsweise dazu gewählt worden. Fünf Bändchen seiner Gedichte waren bereits früher in Oestreich gedruckt und schnell vergriffen. Die gegenwärtige Auflage umfaßt alles, was er Poetisches geschrieben, vollständig.

Die Verlagshandlung ist überzeugt, den Freunden harmlosen Scherzes mit diesem von ihr freundlich ausgestatteten Werke eine angenehme, oft erheiternde, manchmal aber auch das Herz wohlthätig berührende Lectüre zu verschaffen, und besonders den Declamatoren ein reiches Feld zum Vortrage zu eröffnen.

Um die Anschaffung zu erleichtern, soll bis Ende d. J. ein wohlfeiler Subscriptionspreis von 4½ Rthlr. für alle 6 Bände Statt finden.

Für die Besitzer der fünf ersten Bändchen der „Poetischen Kleinigkeiten" ist das sechste Bändchen mit diesem Titel einzeln à 1 Rthlr. zu haben.

So eben ist erschienen:

Vater Goriot.

Familiengemälde aus der höhern pariser Welt.

Nach dem Französischen

des

Balzac.

Herausgegeben von Friedrich von R.

2 Bände. 8. br. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 Kr.

„Einer Novelle," sagt der Herausgeber in seinem Vorworte, „deren Verfasser Balzac ist, eine Empfehlung vorausgehen zu lassen, würde die gebildete deutsche Lesewelt sehr geringschätzend behandelt heißen." Wir haben daher unserer gegenwärtigen Anzeige nichts weiter beizufügen.

Stuttgart, im Mai 1835.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Für Leihbibliotheken und Geschichtsfreunde.

Bei H. Wienbrack in Leipzig sind so eben folgende interessante Unterhaltungsschriften erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lorenz, W. Er kehrt zurück. 8. geh. 1 Thlr.

Den früheren, sehr günstig aufgenommenen Romanen der Verfasserin reiht sich dieser neueste würdig an. Der Umstand, daß gegenwärtiger Erzählung eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt, wird die Theilnahme dafür noch erhöhen.

Penseroso. Neffe und Oheim. Eine Novelle. 8. 4 Bände. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser, welcher durch seine frühern Leistungen im Gebiete der Unterhaltungsliteratur sich schon den Beifall der Lesewelt gewann, bringt den Freunden Herz und Geist ansprechender Lectüre hier eine neue Gabe. Gelungene Charakterzeichnung, tiefe Kenntniß des menschlichen Gemüthes, naturgetreue Darstellung des Familienlebens sichern dieser Novelle einen Platz neben den besten ihrer Gattung. Auch in Schilderungen von Naturscenen versucht sich der Verfasser mit Glück, namentlich dürfte derjenige Theil der Erzählung, welcher die sächsische Schweiz zum Schauplatze hat, in manchem Leser und mancher schönen Leserin angenehme Erinnerungen hervorrufen. Wir sind überzeugt, daß, wer erst die Lectüre eines Bandes beendigt, mit gesteigerter Theilnahme nach den übrigen verlangen wird, so sehr weiß der Verfasser die Auf-

merksamkeit zu fesseln und das Interesse bis zum Schluß rege zu erhalten.

Fischer, J. H. L. Schlachtengemälde aus Europa's Vorzeit, für Freunde der Geschichte, so wie überhaupt für gebildete Leser. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Kein Roman, sondern auf rein historischem Grunde gezeichnete Gemälde, welche durch die Lebendigkeit der Schilderung, durch die zweckmäßige Auswahl und geistreiche Darstellung von Schlachten, als Hauptmomenten in der Geschichte eines Volkes, — gewiß jeden Gebildeten, namentlich studirende Jünglinge und Militairpersonen, ansprechen werden. Auch Leihbibliotheken zu empfehlen.

Bei G. Fincke in Berlin sind erschienen:

Abbildung und Beschreibung von alten Waffen und Rüstungen, welche in der Sammlung von Llewelyn Meyrick zu Goodrich-Court in Herefordshire aufgestellt sind. Aus dem Englischen von G. Fincke. Mit 150 Steintafeln in 4. 20 Thlr.

Funfzig auserlesene Schachpartien, in dem Westminster-Schachklub zu London im Sommer 1834 gespielt zwischen dem Herrn de la Bourdonnais, dem besten Schachspieler Frankreichs, und einem englischen Schachspieler ersten Ranges. Mit Anmerkungen herausgegeben von W. Lewis. Aus dem Englischen von Bledow. 12 gGr.

Harmonia. Roman in 3 Theilen. 3 Thlr. 16 gGr.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fünf Bücher
deutscher
Lieder und Gedichte.
Von
A. von Haller bis auf die neueste Zeit.
Eine
Mustersammlung
mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen.
Herausgegeben
von
Gustav Schwab.

Preis: Gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Das Publicum erhält hier auf 738 eng gedruckten Seiten über fünfhundert Gedichte von etwa hundert funfzig neuern deutschen Dichtern, ausgewählt von einem Dichter.

Leipzig, Juni 1835.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Für Leihbibliotheken zu empfehlen — und neu!

Novellen und Erzählungen

von H. E. R. Belani.

2 Theile. 8. Preis 2 Rthlr.

In der Abendzeitung und in mehrern andern Zeitschriften sind diese Novellen sehr ausgezeichnet dem lesenden Publicum empfohlen.

Ferner nicht minder interessant, nur in einem andern Genre, ist

der Seecapitain Georg Seleida, oder der Abenteurer in Griechenland und Polen. 8. 3 Theile. 3 Rthlr. 12 gGr.

Wunderbares Zusammentreffen und wunderbare Rettung des Helden, in diesem aus der neuesten Zeit zusammengewebten Romane, wechseln so überraschend, daß sich der Leser unaufhörlich angezogen fühlen wird.

Fleckeisen'sche Buchhandlung in Helmstedt.

Für Reisende in den Harz

ist zu empfehlen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Der Führer durch den Unterharz.

Elegantes Harztaschenbuch. 12. mit 24 sauber lithographirten Abbildungen der sehenswerthesten Gegenden und 11½ Bogen Text der histor. geograph. und statistischen Beschreibung des Harzes 1835. Preis 20 gGr. oder 25 Sgr., in Futteral mit Goldschnitt 1 Thlr.

Hanewald's Verlagshandlung in Quedlinburg.

Zweites Semester 1835.

Phönix,

Frühlingszeitung für Deutschland. Herausgegeben von Duller. Mit einem Literaturblatte von Gutzkow.

Die Schwierigkeiten, welche sich diesem Institute in den Weg stellten, sind besiegt. Allgemein war die Theilnahme, welche der Phönix schon in den ersten Monaten seines Entstehens erregt hat. Vortreffliche Originalien, welche er brachte, der rege Geist, der in ihm herrscht, seine Revue der Ereignisse, seine Correspondenzen, besonders aber das Literaturblatt, das ein treuer Spiegel aller unserer literarischen Zustände geworden ist, mußten dazu beitragen, dieser neuen Unternehmung die Achtung des Publicums zu gewinnen. Unerschrocken, und immer auf das Ausgezeichnetste bedacht, wird der Phönix seine Bahn fortsetzen. Wir laden alle Lesecirkel, Museen, alle Freunde der Literatur, welche in das Abonnement desselben einzutreten wünschen, ein, sich desfalls an die Buchhandlungen

oder nächsten Postämter zu wenden. Der Preis beträgt 5 Rthlr. für das beginnende Halbjahr. Wer geneigt sein sollte, sein Exemplar zu vervollständigen, findet uns bereit, ihm das erste Semester zur Hälfte des Preises à Rthlr. 2. 12 Gr. abzulassen.

☞ Doch müssen wir bitten, Bestellungen der Art schnell zu machen, da der Rest der zu diesem Zwecke noch disponiblen Exemplare nur gering ist.

Frankfurt am Main, im Juni 1835.

J. D. Sauerländer.

Geschenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Herausgegeben von Dr. C. W. Spieker. 4te, rechtmäßige, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Titelkupfer. Auf Velinpapier. In farbigem Umschlag geheftet. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Es gereicht uns zum größten Vergnügen, der höhern Lesewelt ein neues Product des genialen Verfassers des Viren, der transatlantischen Reiseskizzen rc. vorzulegen:

Lebensbilder
aus
beiden Hemisphären.

1r und 2r Thl. 8. 2 Thlr. 8 Gr. od. 3. fl. 30 kr.
die so eben an alle Buchhandlungen versandt wurden.

Orell, Füßli und Comp. in Zürich.

Ankündigung.

Partitur-Ausgabe
von
des Fürsten Anton Radziwill
Compositionen
zu dem
Goethe'schen Gedicht Faust,
eine Tragödie.

Faust, Goethe's tiefstes Dichterwerk, begeisterte den verewigten Fürsten Radziwill schon vor beinahe 30 Jahren zu dem schwierigen, doch nach allgemeiner Anerkennung gelungenen Unternehmen, die zu einer musikalischen Behandlung geeigneten Stellen des Gedichts in Musik zu setzen. Diese, des Fürsten Compositionen werden nunmehr unter huldvollem Wohlwollen der erlauchten Familie Radziwill zu Gunsten der Fonds der hiesigen Faschischen Sing-Akademie in Partitur erscheinen.

Das Werk besteht exclusive der Einleitung aus 25 Nummern und nimmt gegen 150 gestochene Musikbogen in grossem Format oder 600 Seiten in Hoch-Folio ein. Der unterzeichneten Buch- und Musikhandlung ist der ehrenvolle Auftrag geworden, das Technische der Ausführung zu besorgen, und den ausschliesslichen Debit des Werks zu übernehmen. Sie beehrt sich, durch gegenwärtige Ankündigung zur Unterzeichnung auf die vollständige Partitur einzuladen, indem sie bemerkt, dass dieselbe in zwei Ausgaben, nämlich auf feinem Velin-Papier und starkem Noten-Druck-Papier erscheinen und den Subscribenten in erster Ausgabe für 24 Thaler, in der zweiten für 12 Thaler geliefert werden wird.

Der Ladenpreis nach geschlossener Subscription (vom 1. November d. J. an) ist auf 18 Thaler für die gewöhnliche Ausgabe bestimmt. Von der ersten Ausgabe werden nicht mehr Exemplare abgezogen, als bestellt sind. Die Arbeiten sind bereits so weit gediehen, dass die Ablieferung der Exemplare an die Subscribenten zum 1. November d. J. mit Sicherheit versprochen werden kann.

In allen soliden Buch- und Musikhandlungen Deutschlands, so wie in London bei Bossey et C. und in Paris bei A. Farrenc wird die Subscription ohne Vorauszahlung angenommen, und ein Namens-Verzeichniss der Subscribenten dem Werke vorgedruckt. Berlin, im Juni 1835.

T. Trautwein, Buch- und Musik-Handlung.

Bei Karl Franz Köhler in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Familien-Unterhaltungen
in kurzen Erzählungen
von
G. W. Fink.

8. broch. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Das Jahr der Erde und der Mensch.
Ein allegorisch erzählendes Gedicht
von
G. W. Fink.

broch. gr. 8. Preis 1 Thlr.

Bei mir ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Novellen v. Regiomontanus. 1stes Bändchen.
Preis 16 Gr.

Ansbach im Juni 1835. Carl Brügel.

Zweite elegantere Ausgabe vom Universal-Rathgeber.

In allen Buchhandlungen ist wieder zu haben der in beinahe allen Ländern empfohlene:

Oekonomische und populär-medizinische

Universal-Rathgeber.

Eine Encyklopädie

der

vorzüglichsten Lehren, Vorschriften und Mittel zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit der Menschen und der nutzbaren Thiere, sowie zur Conservirung aller für die Bedürfnisse, die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Menschen bestimmten Einrichtungen; Produkte und Waaren.

Von mehreren Gelehrten ausgearbeitet.

In alphabetischer Ordnung.

Dieses Werk ist 512 Seiten des engsten Druckes und größten Formates stark, auf dauerhaftes Papier gedruckt und elegant broschirt.

Preis des ganzen Werkes 1 Thaler 10 sgr. preuß. oder 1 Rthlr. 8 ggr. sächs.

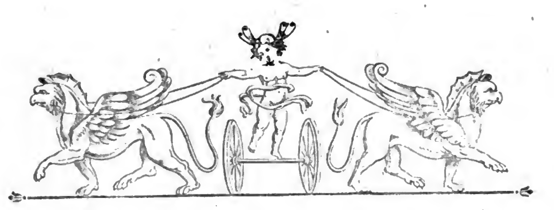
Die außerordentliche Reichhaltigkeit dieses Werkes, das mit großer Sachkenntniß ausgearbeitet ist, mag es wohl bewirkt haben, daß in der kurzen Zeit von 8 Monaten 5000 Exemplare abgesetzt wurden! Es folgt hier ein gedrängter Auszug aus dem Inhalts-Verzeichnisse; dasselbe vollständig zu geben, läßt der Raum dieses Blattes bei weitem nicht zu, doch mag man aus dem Wenigen auf die gemeinnützige und umfassende Tendenz des Werkes schließen!! Wir empfehlen den Universal-Rathgeber auf's neue ganz besonders allen Hausvätern und Hausmüttern, überzeugt, daß er des Guten allenthalben recht viel stiften wird.

Aale, getrocknete, geräucherte, gesalzene rc. aufzubewahren. — Abdampfen der Vergolder, sich vor Gefahr zu schützen. — Abhärtung des Körpers. — Abschwefeler der Steinkohlen, Vorsichtsmaßregeln. — Abspannung der Kräfte, Verhalten dabei. — Abtritte, beste Einrichtung, Reinigen derselben, tragbare, geruchlose, Nachtheile für die Gesundheit. — Aerger und Zorn, Affecte, Folgen derselben zu vermeiden. — Alpdrücken, Mittel dagegen. — Amalgamirer, Gefahren derselben zu verhüten. — Ameisen zu vertilgen. — Ammonium-Vergiftung, Mittel dagegen. — Ananasse zu conserviren. — Angelruthen und -schnüre vor Verderben bewahren. — Anis aufzubewahren. — Anrennen und Anstoßen, mannigfaltige Gefahren. — Ansteckungen zu vermeiden, Verhaltungsvorschriften in Krankenhäusern, u. s. w. — Anstrengungen, übermäßige körperliche und geistige, Folgen derselben. — Appetit-Mangel, Verhalten. — Aprikosen aufzubewahren. — Aprikosenblüthen vor Nachtfrost zu schützen. — Arbeits- und Armenhäuser. — Arsenik-Vergiftung, Ursachen und Vorsichtsmaßregeln dagegen. — Artischocken aufbewahren. — Arzt und Arznei, wenn zu gebrauchen, Verhalten wo sie mangeln. — Athmen, Nachtheile bei Gewerben und Künsten, in Gefängnissen, bei Feuersbrünsten. — Aufblasen des Fleisches, der Gedärme durch den Athem, Nachtheile desselben für die Consumenten. — Auf- und Abladen schwerer Lasten, Gefahren und Vorsichtsmaßregeln. — Aufliegen oder Wundliegen der Kranken zu verhüten. — Aufspringen der Hände, zu verhüten und zu heilen. — Augen conserviren, Theorie des Sehens, Vor- und Nachtheile der Augengläser und Brillen, Schielen, schwache Augen, triefende Augen, Gerstenkorn. — Ausdünstung des Körpers. — Ausgebälgte Vögel und Thiere conserviren. — Ausschlagen der Pferde, Vorschriften. — Austern zu versenden und conserviren. — Backen, geschwollene, Verhalten. — Bäcker, Gefahren derselben zu verhülen. — Baden und Bäder, Vorsichtsmaßregeln dabei, herrliche Wirkungen derselben. — Badewannen, Vorzüge einiger. — Bandwurm, Mittel dagegen. — Barometer zu conserviren. — Barometermacher, Gefahren derselben zu vermeiden. — Bauen der Häuser, Unglücksfälle zu vermeiden. — Bäume vor Schaden zu sichern. — Baumfäller, Gefahren derselben zu vermeiden. — Baumwollenarbeiter, Gefahren derselben. — Bergleute, Leben und Gesundheit derselben zu sichern. — Betten, Reinigung und Behandlung derselben. — Bewegung, körperliche, Vortheile derselben. — Bienen, verschiedene Behandlung derselben. — Bier zu conserviren. — Bierbrauer, Vorsichtsmaßregeln für dieselben. — Biß und Stich mancher Thiere, böse Folgen zu verhüten. — Blähungen abzuhelfen. — Blanchetten und Schnürbrüste der Frauenzimmer, Nachtheile derselben. — Blattläuse zu vertilgen. — Blausäure, Unglück dadurch zu verhüten. — Bleiarbeiter, Vorsichtsmaßregeln für dieselben. — Blumen und Blüthen, Pflege derselben. — Blumenkohl aufzubewahren. — Blut, vortheilhafte Benutzung. — Blutigel aufzubewahren. — Blutstillende Mittel. — Bohnen aufzubewahren. — Bohrwürmer zu vertilgen. — Brand, kalter, Mittel dagegen. — Branntwein zu reinigen und aufzubewahren. — Bretter und Latten vor Rissen zu sichern. — Brod, gute Beschaffenheit desselben und aufzubewahren. — Brunnen, Gefahren für Arbeiter. — Bücher, Kupferstiche und Papier vor Verderben zu sichern. — Bürsten zu reinigen. — Butter, Behandlung und Aufbewahrung derselben. — Conditors, Vorschriften für dieselben. — Chausseen im guten Zustande zu erhalten. —

Unglück derselben zu verhüten. — Dächer von verschiedenen Materialien gut zu erhalten. — Dampfen der Lampen abzuhelfen. — Dampfmaschinen, Einrichtung und Sicherheitsmaßregeln. — Därme zu conserviren. — Diät, Vorschriften. — Diebe und Räuber, Schutzmaßregeln. — Dinte, verschiedene Recepte. — Durchfall, Mittel. — Edelsteine zu erkennen. — Einbalsamiren zu bewerkstelligen. — Einbildungskraft, überspannte, Gefahren derselben. — Einmachen und Einsalzen. — Einsäuren. — Einzuckern. — Eis aufzubewahren und zu verfertigen. — Eis, Gefahren darauf und Rettung der Verunglückten. — Eisgang, Gefahren dabei. — Eisen und Eisenwaare zu conserviren, und zu behandeln. — Elfenbein zu bewahren. — Erbsen grün aufzubewahren. — Erbsenkäfer zu vertilgen. — Erdbeeren und =Pflanzen zu bewahren. — Erdflöhe zu vertilgen. — Erdgruben, Benutzung derselben. — Erdrücken zu vermeiden. — Erfrieren der Bäume u. s. w. zu verhüten. — Erfrieren der Menschen zu verhüten und Erfrorne zu retten. — Erhängte und Erdrosselte zu retten. — Erkältungen, üble Folgen zu vermeiden. — Ersticken zu verhüten und Erstickte zu retten. — Ertrinken zu verhüten und Ertrunkene zu retten. — Erziehung der Kinder (physische). — Essig conserviren. — Eier der Geflügel frisch zu erhalten. — Fallen und Stürzen von einer Höhe, Vorsichtsmaßregeln. — Farbe an Zeugen zu erhalten und wieder herzustellen. — Farben, Pigmente ꝛc., vorsichtige Benutzung derselben. — Fässer zu reinigen und conserviren. — Federn zu conserviren. — Federvieh gesund zu erhalten. — Fenster=Anlaufen und Gefrieren zu verhüten. — Ferngläser zu conserviren. — Feuergewehre, Vorsichtsmaßregeln beim Gebrauch. — Feuersbrünste, Ursachen derselben zu verhüten, Verhalten dabei, Rettung der Menschen. — Feuerspritzen zu conserviren. — Feuerwerker, Vorsicht derselben. — Finnen zu vertreiben. — Firnisse, Benutzung und Vortheile. — Fische aufzubewahren. — Flachs zu bearbeiten. — Flaschen zu reinigen und conserviren. — Flechten zu heilen. — Flecken an Kleidern zu tilgen. — Fleisch zu conserviren. — Fliegen und Mücken zu vertilgen. — Flüssigkeiten zu bewahren. — Frostbeulen an Händen und Füßen. — Fuhrwerke, Vorrichtungen und Erfindungen. — Füße zu conserviren. — Fußbad, Wirkungen. — Gänsebraten den ganzen Winter aufzubewahren. — Gärten in gutem Zustand zu erhalten. — Gartenfrüchte zu conserviren. — Gasbeleuchtung. — Gebäude zu sichern. — Gefäße von verschiedenen Materialien zu conserviren. — Gehör zu conserviren. — Gemälde in gutem Zustande zu erhalten. — Gemüse zu conserviren. — Getreide zu conserviren und zu verbessern. — Gewitter, Verhalten dabei. — Gewürze zu bearbeiten. — Gläser und Glaswaaren überhaupt zu conserviren. — Goldwaaren zu putzen. — Grillen zu vertreiben. — Gurken einzumachen. — Haare gegen Ausfallen zu schützen, wachsen zu machen, zu färben. — Hals, Krankheiten desselben zu heilen. — Hämorrhoiden, diätetische Vorschriften. — Hände zu conserviren. — Haus= und Reiseapotheke. — Haut gesund zu erhalten, und zu verbessern. — Häute und Felle der Thiere zu conserviren. — Hefe zu bereiten. — Heu aufzubewahren. — Heuschrecken zu vertilgen. — Holz vor Verderben zu schützen. — Holzersparniß zu erzielen. — Honig zu behandeln. — Hopfen zu behandeln. — Hunde, Krankheiten derselben. — Hunger und Durst leiden, Gefahren desselben und Vorsichtsmaßregeln. — Husten zu behandeln. — Hüte zu conserviren. — Jagd, Gefahren derselben. — Insecten zu vertilgen. — Johannisbeeren zu conserviren. — Kaffee zu verbessern und zu bereiten. — Kamine vortheilhaft anzulegen. — Kämme von Horn und Schildkrot zu conserviren. — Kartoffeln aufzubewahren. — Käse aufzubewahren. — Keller vortheilhaft anzulegen. — Kinder von Geburt an gesund zu erhalten. — Kleider zu conserviren. — Kohle, verschiedene Anwendung. — Kolik, Verhalten dabei. — Kopfausschläge, Kopfgrind zu heilen. — Kopfweh, Ursachen und Heilung. — Krämpfe, Verhalten. — Krätze zu heilen. — Krebse aufzubewahren. — Kropf, Mittel dagegen. — Kupferwaare rein zu erhalten. — Kürbisse aufzubewahren. — Lampen in gutem Zustande zu erhalten. — Läuse zu vertilgen. — Lebendig begraben werden. — Lebensmittel=Verfälschung zu entdecken. — Leder zu conserviren. — Leinwand zu conserviren. — Lichter, beste Bereitung. — Luft rein zu erhalten. — Maden zu vertilgen. — Magen gesund zu erhalten. — Maikäfer zu vertilgen. — Mauern gut und haltbar zu verfertigen. — Mäuse zu vertilgen. — Mehl aufzubewahren. — Messer und Gabeln zu conserviren. — Milch zu benutzen und zu conserviren. — Möbeln zu conserviren. — Most gut zu erhalten. — Nachtstühle, geruchlose. — Nägel an Fingern und Füßen zu behandeln. — Nüsse aufzubewahren. — Obst aufzubewahren. — Oele zu gewinnen und zu conserviren. — Oelfarben aufzubewahrnn. — Pelzwerke zu conserviren. — Perlen, gelb gewordene wieder weiß zu machen. — Pfeifenköpfe von Meerschaum zu behandeln. — Pferde gesund zu erhalten. — Pflanzen vor Schaden zu bewahren. — Pfropfen zu behandeln und zu reinigen. — Pocken, Schutz davor. — Pulver aufzubewahren. — Quetschungen zu heilen. — Ratten zu vertilgen. — Raupen, Regenwürmer zu vertilgen. — Reisen, Verhalten auf denselben. — Rheumatismen, Verhalten. — Rindvieh gesund zu erhalten. — Ruhr zu vermeiden. — Saamen zu bewahren. — Schafe gesund zu erhalten. — Scheintodte zu retten. — Schimmel zu verhüten. — Schirme zu conserviren. — Schlaf und Schlaflosigkeit. — Schlagfluß zu behandeln. — Schlittschuhlaufen, Gefahren dabei zu vermeiden. — Schminken, schädliche und unschädliche. — Schnittwunden zu heilen. — Schwämme, schädliche und unschädliche. — Schweine zu mästen und gesund zu erhalten. — Schwimmen des Menschen. — Schwindsucht, Kennzeichen und Verhalten. — Seife, gute Eigenschaften. — Sieden des Fleisches und anderer Speisen. — Silberwaaren zu reinigen und gut zu erhalten. — Sonnenstiche zu vermeiden. — Spargel aufzubewahren. — Spiegel zu reinigen und zu conserviren. — Spitzen zu waschen. — Stahl und Stahlwaaren zu conserviren. — Straßen rein zu erhalten. — Syrup zu verbessern. — Taback, Tabacksbau, Tabacksmanufactur, Tabacksrauchen und Tabackschnupfen. — Talglichter zu bereiten. — Tauchen und Tauchapparate. — Tapeten zu conserviren. — Thee aufzubewahren. — Thermometer zu conserviren. — Thierische Körper aufzubewahren. — Töpfer, Töpferwaaren, Töpfergeschirr. — Treibhäuser anzulegen. — Uebelkeit zu lindern. — Ueberschwemmungen, Rettungsmaßregeln dabei. — Uhren, Mechanismus derselben. — Verblutungen zu vermeiden. — Verbrennen zu vermeiden. — Vergiftungen zu vermeiden und unwirksam zu machen. — Verrenkungen wieder herzustellen. — Verstopfung des Leibes zu heben. — Verzinnen der Geschirre. — Vögel abzurichten und zu zähmen. — Waagen stets richtig zu erhalten. — Wachs zu behandeln. — Wanzen zu vertilgen. — Warzen zu vertreiben. — Wäsche, Waschen der Zeuge und Kleidungsstücke. — Wasser zu verbessern, mineralische, ꝛc. — Wassergefahr. — Wein, Weinbereitung, Weinerhaltung, Weinverbesserung. — Weinstöcke vor Schaden zu schützen. — Weintrauben aufzubewahren. — Wespen und Wespenstiche. — Witterung. — Wolle zu behandeln. — Wunden der Bäume zu heilen. — Würmer bei Menschen abzutreiben. — Würmer in Gärten ꝛc. zu vertilgen. — Würste, zweckmäßigste Bereitung. — Wurzeln zu conserviren. — Zähne zu conserviren. — Zahnschmerz ꝛc. — Ziegel dauerhaft zu machen. — Zinn, Zinngeschirr. — Zucker, Kennzeichen guter Sorten, Benutzung desselben. — Zunder zu verbessern. — Zwetschenkerne, gefährliche Eigenschaften derselben. — Zwieback lange Zeit zu conserviren. — Zwiebeln vor Verderben zu bewahren.

Die unterzeichnete Buchhandlung ist wieder in den Stand gesetzt, Aufträge auf den Universal=Rathgeber sogleich expediren zu können.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 137. — den 16. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Fährmann von St. Goar.

Ballade.

Ein Lichtchen schimmert um Mitternacht
Vom Strand des Rheines her,
Der müde Fährmann sitzt und wacht,
Das Kind liegt krank ihm schwer;
Er küßt die heißen Händchen ihm,
Spricht manches Tröstungswort,
Umsonst, des Fiebers Ungestüm,
Es wüthet immerfort.

Und wie vor Angst er will vergeh'n,
Da richt't das Kind sich auf,
Spricht leis': „Ach, Vater, das klingt schön, —
Lieb Vater, merk' doch drauf!
Holüber ruft es, hörst Du nicht?
Holüber, o mach' bald,
Eh' Dir der Sturm den Kahn zerbricht." —
Dem Fährmann schauert's kalt.

Und wie er steht in banger Qual,
Beruhigend das Kind,
Da hört er's laut das dritte Mal:
„Holüber" — durch den Wind.
Da weiß der arme Fährmann kaum,
Was er darauf beginn',
Bald starrt er durch den nächt'gen Raum,
Bald auf den Knaben hin.

„Holüber, Vater, in Gottes Nam',
Viel wohler ist mir schon!"
Das Aug' ihm glänzte wundersam,
Wie also sprach der Sohn. —
Der Vater drückt noch einen Kuß
Auf seinen heißen Mund:
„Leb' wohl! der treue Fährmann muß
Bereit seyn alle Stund."

Durch Nacht und Fluth hinrauscht der Kahn,
Das Kind horcht nach ihm lang,
Bis plötzlich Schlaf ins Aug' ihm kam,
Der Ruderschlag verklang.
Der Knabe schlief und träumte süß
Von einem Fremdling schön,
Durch den ihn Vater grüßen ließ,
Der war so lieb zu seh'n.

Der sang im Traum ihm vor ein Lied
Von einem Fährmann treu,
Der über'n Rhein des Nachts noch zieht
Und holt der Brüder zwei,
Der Eine, mohnbekränzet, stand,
So jugendfrisch und roth;
Der Andre hatt' ein Schwert zur Hand,
War bleich, als wär's der Tod.

Und von dem Fährmann keck befragt,
Was drüben ihr Begehr?
Ich will zu Dir — der Frohe sagt, —
Du bist wohl müde sehr;

Ich will Dich stärken mit Schlafes Ruh! —
Ich weiß 'ne Blume steh'n,
Der Bleiche spricht und lacht dazu,
Die Blume will ich mäh'n.

Dem Fährmann ob der Antwort graut,
Da stößt die Fähr' ans Land,
Der bleiche Wand'rer aber schaut
Schon nach der Blum' am Strand.
Da sinkt der Fährmann hin vor ihm:
Laß mir die Blume steh'n,
Fleht er mit Angst und Ungestüm,
Sie schmückt den Strand so schön.

„Schaff mir ein andres Opfer her,
So mag die Blume blüh'n:
Vergebens flehst Du nimmermehr
Mich nun von dannen zieh'n." —
Da steht der Fährmann hochentzückt, — —
— Des Knaben Traum war aus —
Die liebe Morgensonne blickt
Hell in des Fährmanns Haus.

Ob Traum und Lied auch eine Thrän'
Entlockt dem holden Kind;
Es war so blühend anzuseh'n,
Wie wenn im Morgenwind
Die Blume spielt, vom Thau benetzt,
Am grünen Uferrand,
Und auf zum lieben Gotte jetzt
Hebt dankend es die Hand.

Dann springt der Knab' ans Ufer hin,
Wo Vaters Nachen lag,
Denn überraschen wollt' er ihn
Mit frohem „Guten Tag!"
Doch weh! der Kahn verschwunden war,
Und um das Erlgesträuch
Schlang sich des Vaters nasses Haar,
Er lag so starr und bleich.

Hermann Matthäy.

Bücherschau.

(Fortsetzung.)

2. Neffe und Oheim. Novelle von Penseroso, Verf. der Schwestern im Königssaale, der Hofdame u. s. w. 3 Bde. Leipzig, Wienbrack, 1835. 236, 273 u. 253 S. fl. 8.

Wer sich entschließen könnte, Nr. 1. u. Nr. 2. hinter einander zu lesen, müßte sich aus dem Sturme des aufschäumenden Meeres plötzlich auf ein ruhiges Eiland geschleudert fühlen, wo er ganz sicher ist. Schade, daß dies sichere Eiland nichts weiter als eine geistige Sandbank ist. Indessen sind die Leutchen, die sich hier versammelt haben, munter und guter Dinge. Wir sehen eine artige Gesellschaft im Rosenthale bei Leipzig. Der gemüthliche Schnickschnack ist wie al fresco aus dem Leben gegriffen. Eine Art Stickermamsellsunterhaltung entspinnt sich mit Madame Ostheim, und Madame Ostheim ist nicht so übel, sie hat ihre liegenden Gründe und auch ein Gut bei Dresden. Die Leute haben alle ihr Brot, sind fidel genug und denken nur auf Freien und Freienlassen. Ein etwas räthselhafter, bildschöner, dunkellockiger „Demetry" ist hierzu die wünschenswerthe Figur. Der Fremde, der bei Kintschy mit seiner interessanten Schwermuth eine wichtige Rolle spielt, hat so etwas von einem unglücklichen Polenherzen; endlich kommt es heraus: er ist ein Ungar, aber er ist interessant, das genügt — und die Mädchen werfen die Angel aus. Der schöne Graf aus Ungarn beißt richtig an — wer hätte das denken sollen! Aber ein Oheim ist im Wege, ein reicher, menschenfeindlicher Weiberhasser. Nun gilt's, diesen zu bearbeiten, weibliche Intriguen werden wie Netze ausgelegt — doch still! ich verrathe nichts: sonst stände der Inhalt von drei Bänden auf drei Zeilen. Wolfgang Menzel muß den Autor so zu sagen einmal heruntergemacht haben. Deshalb sehen wir hier in der Gesellschaft der Frauen einen Dr. Wolfgang Penzel dem Spotte der Weiber erliegen. Dieser Dr. Wolfgang Penzel ist ein Advocat, er thut, als wäre er der geschäftigste Beförderer des Menschenwohls, als zerrisse er sich des allgemeinen Besten wegen. Dabei ist er jedoch lediglich auf sein eigenes Wohl bedacht, und zeichnet sich bei Tische durch seinen fürchterlichen Appetit aus, er schlingt und würgt, als wären die Speisen Bücher und er nicht Penzel, sondern Menzel. So arg spielt man dem Menzel mit! Das hat er nun davon! Ich werde mich hüten, Herrn Penseroso herunterzumachen, ich mache nichts herunter, ich lasse gleich alles unten, was unten ist. Nur so viel muß ich Herrn Penseroso sagen, daß er kein Herr und kein Mann, sondern eine Frau ist. Der Roman kann nur von einer Frau geschrieben seyn. Ich führe den Beweis einfach und sicher. Man höre folgende Schilderung aus dem Buche: „Bertha Hartwig war ein reizendes Mädchen, beinahe eine vollkommene Schönheit. Eine schlanke wohlgebaute Gestalt von mittler Größe gesellte sich zu dem anziehenden Gesichte. Dunkelbraune Augen, ein schönes Profil, ein niedlicher Mund, der auf das angenehmste zu lächeln wußte, ein Ausdruck von Lebhaftigkeit und Geist und frische Farben. Alles dies machte ein reizendes Gan-

zes aus. Clara Ostheim stand in äußerer Hinsicht ihr nach. Sie war größer als ihre Freundin und von schlankem Wuchs; ihr Gesicht hatte einen entschiedenen Anstrich von Verstand und Sanftheit, aber ihre Wangen waren blaß. Ihre Augen versprachen Geist, Nachdenken und einige Schalkheit, aber ihre Züge waren nicht regelmäßig." O, dies doppelte aber macht der Verfasserin kein Mann nach, das könnte, sollte diese Logik von einem Mann herrühren, nur von Clauren geschrieben seyn, — und Clauren war kein Mann, er war, bei Gott! ein altes Weib.

---

3. Er kehrt zurück. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack, 1835. 201 S. kl. 8.

Minchen Lorenz glaubte diese Geschichte eines abenteuernden Bonvivant recht ab ovo, d. h. von der Schuhbürste anfangen zu müssen. Der Roman beginnt in der Schulstube. August ist ein schöner junger Mensch, aber ein Filou erster Art. Der Magister liest ihm den Text und jagt das nichtsnutzige Genie fort. Der arme August — denn nun beginnt schon das miserable Mitleid, das man haben soll — der arme August läuft zur Mutter und zum Herrn Pastor und wird auch hier tüchtig abgekanzelt. Man gibt ihn einem Förster in die Lehre. Der junge Taugenichts läßt einen Wilddieb entwischen und schenkt der hübschen Tochter desselben aus Mitgefühl einige Batzen. Der Förster jagt ihn wieder fort, und August läuft weiter in die Welt. Beim Scheiden vom Waldhause schießt er noch seine Büchse unvorsichtig ab, und der Pfropfen fliegt aufs Strohdach, das in Flammen aufgeht. Es geht dem armen Jungen so was man niederträchtig nennt. Er entschließt sich, Kaufmann zu werden, blos aus Verzweiflung, die Liebe kommt dazu und hilft ihn ruiniren. Er läuft davon und wird Soldat, allerlei Händel ziehen ihm auch hier den Boden unter den Füßen fort, bis er in den Schooß der „wahren Liebe" zurückkehrt. Mit seiner treuen, wahren Liebe verläßt er dann diese „schnöde Welt der europäischen Zustände" und wandert nach America aus. Das ist der Triumph des Lumpengenies über die Gemeinheit des irdischen Lebens! Hierzu verhilft ihm nur die „wahre Liebe." Die Liebe ist nämlich nach unserer Verfasserin noch nicht die wahre Liebe, so lange dem Lumpengenie noch irgend ein Spielraum bleibt zu Raffinements oder sonstigen lustigen Streichen. Diese sogenannte „wahre Liebe" tritt bei dem verschmitzten August erst dann ein, wenn er ganz betäubt, ganz benommen, ganz dumm wird. Dahin bringt ihn die Verfasserin mit ihrer „wahren Liebe." Man höre folgende Conversation aus dem Romane:

„Sie waren lange nicht im Theater, mein Fräulein" —

„Ich besuche es nur dann, wenn ein Stück von unsern Classikern gegeben wird, wie heute."

„Auch ich," fuhr August fort, „ziehe unsern braven Theodor Körner allen Andern vor." —

„Nathan der Weise ist von Lessing," fiel Minorka befremdet ein.

„Dieser ging heute über die Breter?" fragte August zerstreut. — „Verzeihen Sie, ich war diesen Abend nicht beim Schauspiele — mein Auge sah nur Sie — meine Seele dachte nur an Sie" —

In solche süße Verwirrung stürzt die Verfasserin durch die „wahre Liebe" ihren Helden; es ist erstaunlich groß gedacht von Minchen Lorenz, groß und schrecklich schön. Der arme August! Ein Tölpel aus Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reflexionen.

Von der Liebe zum Hasse ist nur ein Schritt, zwischen der Liebe und Gleichgültigkeit liegt eine Welt. —

Ein schönes geistloses Gesicht erfüllt uns im geselligen Leben mit Bedauern für unsern Verlust; ein häßliches geistvolles mit Bedauern für seinen Verlust.

Der Bräutigam nennt die Erwählte seines Herzens sein Ein und sein Alles, der Ehemann subtrahirt 50 Procent vom Facit, und nennt sie höchstens seine Ehehälfte.

Liebe gleicht der Stahlfeder, je tiefer man sie beugt, je höher schwingt sie sich.

Kurz ist ein Jahr, ist es dem Glück vermählt;
Lang schleicht ein Tag, wenn ihn die Sehnsucht zählt.

Ein einz'ger großer Schmerz giebt große Kraft zum Tragen,
Er wecket Deinen Muth und lehrt Dich das Entsagen,
Doch tausend kleine Pfeile des Geschicks ermüden,
Entmuthigen Dein Herz, — zerstechen Deinen Frieden.

Fanny Gumpel, geb. Heß.

Correspondenz.

Aus Paris, den 5. Julius.

(Die alte Lutetia ist immer noch die alte.)

Mein altes Paris ist noch dasselbe wie vor einem Jahr um diese Zeit, ja wie vor funfzig Jahren. Die Menschen putzen sich, gehen viel ins Theater, sprechen den ganzen Tag von Politik und des Abends von Maitressen; sie lieben die Processe, die Schulden und das Eis, ennuyiren sich gern, um sich zu amusiren, gehören einer Faction an und sagen, es sei nicht mehr auszuhalten. Unterdessen aber fügt sich Männiglich in die Umstände und erklärt, er sei ein Philosoph geworden, der ertragen und entbehren könne.

Sehen Sie, das haben die Franzosen den Deutschen zu verdanken, und wir Deutsche unserer Weisheit und dem Weißbier. Wenn die Pariser keine Revolution mehr machen, wenn sich die unruhigen Köpfe auf die Metaphysik werfen und anstatt Voltaire unsern Schleiermacher — oder gar die reine Vernunft von Kant und den Absolutismus von Fichte studiren, so ist auf der Welt nichts Schuld daran als der alte germanische Burschencomment, dem unsre Welterhalter den Proceß machten. Sogar der fromme Gorres in Munchen ist einmal ein sehr flotter Bursche und ein Radicalreformer gewesen, der ein brennendes Buch schrieb. Aber darum keine Furcht und keine Feindschaft!

O wie freue ich mich, daß ich wieder in Paris bin, in diesem Glockenthurm, dem Minaret der Welt. Man hat doch hier ein Centrum, einen Predigtstuhl und kann zu den Leuten reden:

„Bekehrt Euch und thut Buße; denn das Himmelreich ist nahe."

Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen von dem großen unendlichen Processe spreche, der jetzt vor der Pairskammer schwebt, er ist eine Satyre auf das Gerichtswesen, ich bin noch müde von der Reise und kann keine ehrwürdige Versammlung von Staatsvertretern sehen, ohne an die bekannte Kritik der alten Auguren zu denken. Recensent sagte: ich begreife nicht, wie sich die Mitglieder dieses Corps, ohne zu lachen, ansehen können. Zu Franz des Ersten Zeiten beschäftigte sich der oberste Gerichtshof des Konigreichs mit Verurtheilung der Ketzer, die des Freitags Fleisch aßen. Und doch bin ich überzeugt, die Magistrate nahmen sich damals in ihren langen Simarren nicht dümmer aus als jetzt und deliberirten über eine Schöpsenkeule eben so ernsthaft als ob es das Corpus delicti eines Hochverraths gewesen. Die Menschen ändern sich nicht, es ändern sich blos die Gewohnheiten. Es wird jetzt Niemand mehr verfolgt wegen verbotenen Fleischessens. —

Paris ist das Narrenhaus von Europa. Das sind aber nicht die gefährlichen Narren darin, die man einsteckt, sondern diejenigen, die herumgehen. Ich habe schon Viele auf der Kanzel, auf dem Katheder, auf der Bühne, vielleicht auf dem Throne gesehen. Sie sprachen von Moral, von Geschichte, von Politik, und haranguirten das Volk und drückten ihm die Hände und lobten seine Industrie und seinen Fleiß und seine Weisheit. Ich hätte diese Narren wenigstens auch eingesperrt. Aber man sagte mir, seit der Julirevolution habe die Menschheit ihre Rollen gewechselt, und es gehöre ein gutes Jahrzehend dazu, ehe man abermals wechseln und den Narren im Käfig das Regiment über die Freien anvertrauen könne.

Sie schreiben mir, der Fürst von Pückler-Muskau habe ein sehr milde getuschtes Bild von dem jetzigen französischen Hof entworfen, und Sie seyen neugierig, zu erfahren, wie ich es gebe? Darauf erwiedere ich, daß ich mich fürchte, einer Partei anzugehören, aus Furcht, bald wieder durch die Umstände genöthigt zu werden, dieselbe als die schwächste und lächerlichste aufgeben zu müssen. Lesen Sie mein letztes Buch, ich habe Variationen uber dies Thema geschrieben. Und dann hören Sie noch dies:

Louis Philipp ist ein ganz guter père de famille. Er hat viele Kinder und möchte sie gern an einflußreiche Fürsten verheirathen, seinen Thron zu stützen, was ihm nicht gelingen will. Deswegen glaube ich noch nicht an das Reich des Sohnes, das da kommen soll; denn es ist kein legitimes Reich und der Vater hat eine verkehrte Politik befolgt, um eine Coalition constitutioneller Staaten in Europa zu bilden und der Coalition der nichtconstitutionellen entgegenzusetzen.

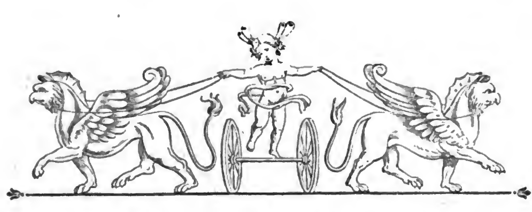
Nach meiner Ueberzeugung hat die Revolution in ihren Quasi-Repräsentanten einen großen Fehler begangen und das, was sie zuerst heilig halten sollte, den Nationalvertrag mit der Krone, dadurch gebrochen, daß sie Karl X. entthronte und sein Reich an einen Prinzen der jüngern Linie gab. Der Grundartikel der Charte erkennt die Person des Königs für heilig und unverletzlich, nur die Minister für verantwortlich, der Grundartikel dieser Charte mußte also auch das Recht und die Ansprüche der Bourbonen schützen und nur die Urheber des Uebels der Strafe unterwerfen. Hätte Frankreich sich nicht gerächt, sondern blos gestraft, ich meine seine Regierung gestraft, die Dynastie conservirt und durch diese große Lection und den noch größern Edelmuth die Freiheit und das Königthum befestigt, so wäre jetzt Europa zufrieden, und es brauchte keiner unruhigen, gefährlichen Zukunft entgegenzusehen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Es war eine schlimme Zeit, als das Leib-, Magen- und Gassenlied: „die Welt ist lauter Wind!" auf allen Wegen und Stegen erklang. Allein der Refrain von heute: „die Welt ist lauter Bewegung!" macht einem auch den Kopf warm. Eigentlich gebe ich, aufrichtig gesagt, nicht viel auf das Wort Bewegung, es sagt zu wenig, so wenig als: Wind, von dem man auch nicht weiß, wohin er fährt. Aber ihre Richtigkeit hat die Sache, und völlig schwindlig wird mir, als ich eben in englischen Blättern lese, daß in London Hr. Bird in einer Abhandlung die Bahn der Bewegung nachweist, welche die Sonne einschlägt. Ich hatte vergessen, daß schon Herschel die Bewegung der Sonne entdeckt hat. Man läßt sich so gern geben, wenn man nur etwas Festes in der Welt weiß. Aber auch die Sonne hat keine Ruhe; sie bewegt sich sogar, wie unsere Zeitgeschichte, in einer krummen Linie im Raume, und ihr Lauf hat, zum geraden Gegenstück mit unserem Zeitlaufe, seine Richtung nach dem Sternbilde des Herkules, der personificirten Kraft. Wie vielfach bewegt sich nun doch der Mensch, der arme Mensch! Wie oft muß er sich bücken und mit dem Rücken eine krumme Linie beschreiben! Wie eilt und jagt er, um etwas im Leben zu erlangen, das er in Ruhe genießen könnte. Er möchte sich immer vorwärts bewegen: ein Fußstoß des Geschicks schleudert ihn zurück, und sein Glück bewegt sich krebsartig. Geht's ihm gut, lacht ihm ein süßes Auge, das Alles versöhnt: so bewegt sich sein Herz fieberhaft. Geht's ihm schlecht, wendet sich der Blick der Liebe von ihm: so dreht sich ihm das Herz im Leibe um, — o schlimme Bewegung, schlimme Bewegung! Außerdem bewegt er sich tagtäglich mit seinem Erdglobus um dessen Axe, alljährlich bewegt er sich, er merkt's gar nicht, um die Sonne, und mit der Sonne, denn auch diese ist kein stillstehendes Centrum, um einen wirklichen geheimen Centralpunct im Weltall, den kein Mensch kennt. O Bewegung, Bewegung! wo ist dein Ende?





Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 138. — den 17. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Errungen ist der Preis!

Scene aus dem Künstlerleben.

Zu Neapel herrschte eine Fürstin, welche die Künste liebte.

Gleichzeitig herrschte zu Neapel auch Gioja, das ist: die Freudige, oder eigentlich die Freude. Gioja war ein liebes, stilles, zartes Mädchen, sie herrschte dem Rechte der Schönheit gemäß, welches, sagt man, selbst von französischen oder spanischen Karlisten nicht angefochten wird. Gioja wurde, wie es der Gebrauch ist, von allen Männern, die sie sahen, geliebt, liebte aber, was ungebräuchlich seyn soll, nur Einen.

Sie liebte Arnoldi. Ob Arnoldi schön oder häßlich war, weiß ich nicht. Die Mädchen und Frauen haben hierin oft seltsame Grillen.

Arnoldi und Gioja waren weder vornehm noch reich, dennoch aber in Neapel sehr bekannt. Sie waren nämlich die Hüter der zwei Thore, welche damals Pompeji schlossen, Pompeii, eine Stadt, die bekanntlich durch einen Hirten oder einen Maurer wieder entdeckt wurde, und deren Gründer Jupiter gewesen seyn mag. Doch lassen wir die Götter, welche gleich den unsterblichen Menschen und ihren unsterblichen Werken so vergänglich sind! Arnoldi war Maler und Bildhauer, einer von denen, die in der dortigen Gegend nicht selten sind, und die ihr Leben — da man einmal behauptet, daß sie wirklich leben — dadurch zu fristen pflegen, daß sie Götter und Göttinnen in Gyps nachbilden oder nachgießen, um ihre Nachbildungen als Raritäten an Fremde zu verkaufen.

Arnoldi hütete ein Thor Pompeji's; Gioja das andere. Arnoldi malte, er verfertigte Gypsabgüsse; Gioja verkaufte kleine Urnen, zweitausendjährige Eier oder Eintrittskarten zu den Vorstellungen einer Tragödie des Aeschylos. Ich habe gesagt, daß sie sich liebten, weil sie zu zwei waren; ich habe gesagt, daß sie sich sehr liebten, weil sie allein die Thore einer Stadt von drei mal hundert tausend Todten hüteten. Sie waren noch sehr jung, fast noch Kinder.

Wenn ihm das Modell zu einer schönen Form, einem antiken Arm, einem zarten Fuß fehlte, legte Gioja ihre Hülle ab, lehnte sich freundlich kosend an den Geliebten und sprach: „Arbeite, du träger Knabe, hier ist mein Arm, mein Fuß! Willst Du eine Göttin der Liebe bilden, sieh! an Liebe fehlt es mir nicht, an Liebe nicht, und das Göttliche lebt in Deiner Phantasie. Willst Du eine lachende Nymphe zeichnen, sieh! hier flattert mein Haar, als wenn es die Wellen dahin trügen. Ich bin auch schön, mein Freund, weil Du mich liebst und ich Dich liebe, darum bin ich schön, die Liebe verschönt. Und die Liebe macht fröhlich und leicht, sie wirft sich über mein Angesicht wie Sonnenschein; darum kann ich wohl eine lachende Nymphe darstellen. Oder willst Du die Niobe malen? So will ich an meine todte Mutter denken, und

mein Gedanke soll so schmerzlich lebendig seyn, daß es an Thränen nicht fehlen wird. Oder willst Du die Io darstellen, die der Gott in der Wolke umarmt? Siehe, so lege ich mein Haupt hinten auf die Ottomane gestreckt und thue so, als hättest Du mich wie neulich halb todt geküßt und als müßt' ich sterben unter Deinen Lippen. Alles will ich thun, sprich nur, wie Du es willst, damit Du nur ein großer Künstler, ein Meister werdest! Alles will ich thun, aber sey nur fleißig, träge sinnender Knabe!"

So sprach Gioja, und Arnoldi war nicht träge, er küßte sein Mädchen und glaubte, sich zum Künstler küssen zu können. Aber zum Bilden war er nicht aufgelegt, zum Schaffen war er träge. Er stand in dem Alter, wo die Liebe eher entmuthigt als zur Kunst befeuert, weil sie im Gemüthe ein Gewirre aufruft, das die Lust zur Thätigkeit, die ein Ordnen der Gedanken erheischt, nicht zuläßt. Arnoldi fühlte nur den ungeheuren Zwischenraum, der den Gedanken von der Ausführung trennt; er warf Alles in diesen Abgrund und es ging nur Rauch daraus hervor, wie aus dem Vesuv; ein verzehrendes, nicht befruchtendes Feuer! Wir haben alle ein Gedicht, ein Gemälde, irgend ein großes Werk, einen Gott in unserm Kopfe, aber wer wird uns denselben öffnen? Zerspaltet ihr auf eine ungeschickte Weise die Muschel, ist die Perle verloren; sie zerfließt. Und doch, glaubt es nur, war eine Perle in der Muschel!

Er stand melancholisch und düster vor so vielen Meisterwerken, deren Hüter er war. Sie liegen da, — sagte er — gleich gemeinen Steinen auf einander gehäuft. Wozu andere machen! — Schöneres ersinnen? Das ist unmöglich! Gleiches? Es lohnt sich der Mühe kaum.

Eines Tages erfuhr er jedoch, daß die Königin einen Preis für das beste Gemälde oder das beste Bildhauerwerk, das Märtyrerthum der heil. Agnes darstellend, ausgesetzt habe. Die Belohnung des Siegers im Künstlerwettstreite sollte die Gewährung irgend einer Gunst, von der Ausstattung einer Braut an bis zur Begnadigung eines Mörders seyn.

Du mußt am Wettstreite Theil nehmen, — rief Gioja aus — Du mußt! Wir werden die Nächte hindurch arbeiten, die Vorbilder des Alterthums uns recht einprägen. Wir haben ja eine ganze Stadt von Meisterwerken, die uns gehört! Und sieh, Arnoldi, wenn Du siegtest, bekäme ich rothe und grüne Bänder in Menge, um mich vom Kopf bis zu den Füßen zu schmücken; ich hätte eine Fußbedeckung, so zierlich und elastisch, daß sie im Stande seyn würde, die Tarantella allein zu tanzen; ich bekäme einen Strohhut, recht fein, recht theuer! Um dreißig Thaler erhält man einen prachtvollen, einen golden strahlenden Strohhut, der mich fast blind machen würde. Nimm Theil am Wettstreite, mein Freund, eine Ausstattung, eine Ausstattung, das ist etwas Schönes! Es ist die Freiheit, vom Weibe dem Manne abgekauft! Willst Du mich denn nicht zum Weibe?

Wohlan! Ich werde nach Deinem Willen handeln, aber wehe! wenn ich unterliege.

Die Preisaufgabe war, wie gesagt, das Märtyrerthum der heil. Agnes. Dieser Gegenstand schien nicht günstig für Arnoldi; es lag außer den Gränzen seiner Studien. Das Fieber der Begeisterung und die Geburtsschmerzen, die dem strebenden Künstler in der Jugend eigen sind, begannen in seiner Seele zu toben. Er trieb sich des Nachts in den todten Straßen der Stadt umher und wandelte durch die gestürzten Häuser und über die zertrümmerten Marmorsäulen. Arnoldi befand sich in dem qualvollen Augenblicke, welcher der Schöpfung beim Künstler oder Schriftsteller vorangeht, Augenblicke schrecklicher Beängstigung, wo der Schaffende mit seinem Genius ringt, Augenblicke, wo Mozart wahnsinnig war, Jean Paul weinend ins Freie eilte über Berg und Thal. Arnoldi irrte lange, solchen Seelenstürmen Preis gegeben, von Hoffnung zu Verzweiflung übergehend, in Pompeji umher; endlich kehrte er nach Hause, begann in einem Gypshaufen zu wühlen, denn er wollte, großen Künstlern gleich, den Gegenstand modelliren, ehe er ihn malte.

(Der Beschluß folgt.)

Bücherschau.

(Fortsetzung.)

4. Der Weg zum Glauben, oder die Liebe aus der Kindheit. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle, von J. C. Biernatzky, Pastoren an der evangel. Gemeinde zu Friedrichstadt an der Eider. Altona, Hammerich. 1835. 208 S.

Die Novelle muß doch mehr als ein bloßer Modefrack seyn, in den sich die Redner der Zeit kleiden, oder die Mode muß für mehr als ein Product der eitlen Laune erachtet werden; sonst könnten sich Se. Ehrwürden nicht des Talars begeben, um in dem Costüm der Zeit den Sieg des Christenthums zu verkünden. Ich wollte, alle Pastoren kämen von der Kanzel herunter und sprächen nicht mehr von oben

herab, wie schlecht die Welt ist: dann hörte die Zeit der Prediger in der Wüste auf. Ich wünschte, sie stiegen fein sanft und bescheiden zu den Menschenkindern herab und steckten die Köpfe unter die Gemeinde und lernten fühlen, wie süß das Leben ist und wie schön die Welt. Dann würden sie manche abgenutzte Maximen fahren lassen, als da sind, fromme Augenverdrehung und hohler Prunk mit abstracten Geboten. Dann hörten die abgeschmackten Blicke nach oben auf und man finge an, den Blick nach innen zu kehren, wo dem Menschen der Gott sitzt in tiefster Seele. Dann hörten die Priester auf zu sagen, das Christenthum sey etwas Außerweltliches, dann zeigten sie uns, daß das echt Christliche nicht in der Weltvernichtung, sondern in der Weltverklärung besteht. Und selbst wenn das Weltliche als das Feindliche hingestellt bliebe, so muß doch, wer einen Feind bekämpfen will, diesen seinen Feind erst kennen, er muß selbst gelebt und geliebt, gerungen, geweint und gejubelt haben, eh' er sagen kann, wie weh das alles thue, wie dem zu entgehen und wie inmitten des bewegten Lebens der Friede der Seele zu bewahren sey. Wer händefaltend der Welt entsagt und den anachoretischen Narren spielt, glaube doch nicht, daß er ein Christ sey und ein Kreuz auf sich nehme. — Der Verf. der obgedachten Novelle schildert eine echt christliche Jungfrau, die auf die Freuden der Welt verzichtet; allein ihre Religiosität ist nicht die angelernte dumme Tugend, ihr Sinn und ganzes Seyn ist Resultat von Erlebnissen. Wer uns zeigt, wie einer mitten im Strome des reichbewegten Lebens, in Sturm und Drang zum Christen geworden, wirkt mehr, als wer uns eine Hand voll Kanzeleloquenz von oben herunterwirft, um uns zu überreden, wir sollten mitten in der frischen Lust des Daseyns den Aschensack über die blühende Wange stülpen. Neben „Elise" steht „Sorendi", ein Arzt, seiner Gesinnung nach ein Pantheist, seinem Wandel nach ein Weltmensch. Außerdem gefällt sich der Verf. in der Zeichnung einer dritten Figur, eines Geistlichen, der in abstracter Weise das Wort verkündet. Sorendi wird von Elisen besiegt, nicht von dem Verkünder der Schrift. Ohne daß sie es will, übt sie durch ihr ganzes Wesen diese Herrschaft aus. Sie selbst aber hat als Kind einen Knaben geliebt, dessen Bild nicht aus ihrer Seele weicht. Auch Sorendi muß erst einer Erinnerung an eine Gestalt seiner frühesten Vergangenheit untreu werden, ehe er Elisen die Seinige nennen darf, bis denn diese Spannung der Gemüther dadurch gehoben wir, daß es durch den Gang der Dinge sich endlich ergiebt, beide seyen die Kinder gewesen, die sich geliebt hatten. In der ersten Hälfte des Romans ist viel altfränkische Kanzelweisheit neben bessern Reflexionen des bewegteren, lebensvolleren Gemüthes. Die Neigung der Geschlechter wird auch nur als Kindlichkeit aufgefaßt; aber es ist schon etwas gewonnen, wenn dieser Gang der freien kindlichen Natur als das Bestimmende im Leben hingestellt wird, dessen Macht die Strenge der Satzung mildert und besiegt. Der Roman hat als Roman viel Schwächen und Langweiligkeiten; aber es ist dies ein Buch, das bessere hervorrufen kann. Legt nur den schwarzen Rock ab und steckt euch ins Kleid des Lebens. Geberdet euch menschlich unter Menschen und schauet ihnen tief in die Seele: dann braucht ihr das Christenthum nicht mehr zu machen, sondern ihr werdet es dann finden. Das Christliche ist nicht blos das Gebotene, Geforderte und Befohlene; die Zeit des Sollens hat aufgehört, die Zeit des freien Wollens ist längst da. Das Christliche ist die Nothwendigkeit der sich selbst zum Bewußtseyn entwickelnden Natur, es bringt die Versöhnung mit der Welt, nicht deren Abtödtung, die Verklärung des Leibes, nicht dessen Verwesung.

(Die Fortsetzung folgt)

Diesseits, jenseits.

(Aus den Papieren des Ertrunkenen *).

Höll' und Himmel ist hienieden,
Diesseits hast du alles schon;
Jenseits herrscht ein ew'ger Frieden,
Aber Strafe nicht, noch Lohn.

In der Leidenschaft Gewirre
Zitternd, schmachtend untergeh'n,
Und aus dunkler Todesirre
Lichter wieder aufersteh'n:

Das ist Hölle, das dein Himmel:
Beides faßt die Erdenwelt.
Und in alle dem Getümmel
Sieh nur, was dich trägt und hält!

Schweigen.

Und wenn ich still und schüchtern bin
Und scheine trüb' verschlossen:
Die Seele flattert her und hin
Und lauschet unverdrossen.

O, süß geheime Schweigelust!
Der leisen Grundgewalten,
Der Mächte scheint entleert die Brust,
Die tief im Innern walten.

Sie reden nicht, sie prunken nicht,
Sie lispeln, flüstern leise;
Und wird selbst Reden eine Pflicht,
Bleibt Schweigen Lieblingsweise.

---

*) S. Nr. 125. d. Bl.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Ango de Dieppe und V. Hugo's Angelo, tyran de Padoue.]

Ich kann mich hierüber nicht weiter auslassen ohne Straßburg und Cöln zu passiren. Jeder gebildete Deutsche weiß sehr gut, wie sehr Unrecht man hatte, das, was nicht zu ändern war, in seinen Folgen aufzuhalten. Die Diplomatie, die das Julikönigthum durch absolutistische Rückfälle discreditirt und dispopularisirt, bereitet nur einer neuen Revolution den Weg, deren Folgen unabsehbar sind. Kann sie nicht eine prompte Restauration bewirken, so müßte sie conserviren und mit Louis Philipp's Partisanen Fortschritte machen — vor allen Dingen milde und nachsichtig werden.

Die Republik ist in Frankreich gleich jenem Riesen des Alterthums, der von der Erde, worauf er niedergeworfen wird, neue Kraft bekommt. Schwebend muß man sie erdrucken.

Ich habe gestern ein neues Drama im **Ambigu-comique** gesehen, das im zweiten Acte denjenigen Pairsgerichtshof vorstellt, worin der König, als Franz I., unter einer schwarzen Kutte präsidirt und ein Generalprocurator eine spaßhafte Rede hält, die den Delinquenten den Kopf kosten soll. Delinquent ist aber Delinquent, weil er eine schöne Frau hat und der König dieselbe während der Gefangenschaft ihres Mannes, eines Kaufmanns von Dieppe, sequestriren lassen will. Nichts natürlicher als dieses, da das Vermögen eines Staatsverbrechers dem König und die Frau zweifelsohne mit zum Vermögen gehört.

Es hat mich in dem Stücke Wunder genommen, daß die Polizei des Herrn Thiers noch so viel zuließ, als nach der Betheurung der Dichter übrig blieb, die feierlichst gegen Censurskandal protestiren. Das Werk ist rein demokratisch, und ich habe es schon deshalb unter aller Kritik befunden, weil die Geschichte schonungslos in den historischen Personen gebrandtmarkt und insbesondere Franz der Erste, jener ritterliche König, auf eine wahrhaft pöbelhafte Weise gedemüthigt, geängstigt, entwaffnet wird. Lassen Sie sich erzählen, daß jener Kaufmann von Dieppe, mit Hülfe eines englischen Spions, dem König in seinem Hause ein Stelldichein mit seiner Frau bewirkt und sodann die Fenster schließt und den wehrlosen Monarchen überfällt, um Satisfaction zu fordern. —

Hinweg von solcher Gassenpoesie, die die Tendenz hat, dem Haufen ein Lächeln, ein Beifallklatschen abzugewinnen. Wer noch etwas Sinn fürs Schöne und Gefühl fürs Schickliche hat, der kritisirt die Sache mit Achselzucken und bedauert den Funken Talents, der in dem Feuerwerk zum Vorschein kommt. Wie kann ein Dichter die Schwachheit, die Dreistigkeit haben, Franz den Ersten der Feigheit, der erbärmlichsten Feigheit zu zeihen? Ich wollte ihn lieber alle Weiber des sechzehnten Jahrhunderts verführen lassen.

Mit solchen Dramen bekämpft die demokratische Faction das Königthum natürlich sehr schlecht und sehr erfolglos. Die Verfasser heißen Pyat und Luchet und scheinen mir ein Paar junge Leute, die auf dem gewöhnlichen hiesigen Wege auf den Parnaß wollen, weil ihnen der ungewöhnliche des aristokratischen Talents zu viel Hindernisse darbietet. Sie sind in diesem Betracht ein wenig zu entschuldigen, aber auch nur ein wenig, da sie keineswegs durch deutsche Ränke und Cabale, oder deutsche Dürftigkeit und Protectionsmangel zu einer Opposition bewogen werden konnten. Wer hier nur schreiben kann, der lebt, und wer Talent hat zu schreiben, der ist ein Rentier und wenigstens so viel als Minister.

Es ist ein Unglück, daß es jungen Köpfen so schwer wird, in die Reihe der ältern aufgenommen zu werden. Daraus entspringt aller Groll, aller Factionsgeist, alle falsche Ambition, aller Künstlerhaß und tausend größere und kleinere Uebel. Die Wahrheit siegt doch einmal: am Ende erreichen die Strebenden ihr Ziel und ruhen aus auf ihren Lorbeern, der Eine im Ministerfauteuil, der Andere in der sella curulis der Kammern, und der Dritte in einem Stuhl der Akademie. Ich wollte Ihnen beweisen, daß alle hiesige politische und litterarische Autoritäten, sofern sie nicht durch Reichthum und Geburt hoch gestellt und einflußreich waren, ihre Carriere im demokratischen Elemente begonnen und es allgemach verließen, wenn ihre Verhältnisse in der Gesellschaft sich änderten, das heißt, wenn sie reicher oder ansehnlicher wurden. So hat jetzt der letzte und tüchtigste Schriftsteller der Julirevolution, Victor Hugo, die **rue de Richelieu** des Corneille und Mollière eingeschlagen und mit ihr, ich zweifle nicht, eine andere Saite auf seiner Lyra berührt.

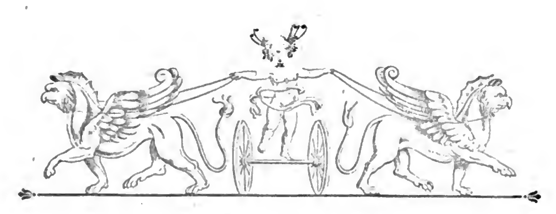
Hugo's neues Drama „der Tyrann von Padua," welches besser: „Frauenliebe und Aufopferung" heißen könnte, ist ein großes imposantes und poetisches Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts, und es kommt darin nicht eine nachtheilige Phrase für das monarchische Princip vor. Sein Tyrann ist sogar kein König, sondern ein Podesta, ein Stadtgouverneur, und die Geschichte ist eine Familiengeschichte und nur voll von Liebe, Mondschein und Geheimnißvollem! Ich habe die Mars darin bewundert, weil sie aus der Komödie in die Tragödie ging und sich aus Liebe von ihrem Geliebten umbringen läßt. Diese Künstlerin wird ewig leben und noch wie ein Engel lächeln, wenn sie einmal stirbt, und noch wie ein Mädchen aussehen, wenn sie einmal gestorben ist.

Sie werden wohl den Tyrannen von Padua schon in Deutschland haben und ihn auf allen Bretern nachbeklatschen, Lassen Sie sich davon nicht abhalten. Ich gehe hier unterdeß nach einigen neuen Genialitäten auf die Fuchsjagd und fange, in Erwartung des Hauptwildes, Boulevards-Lerchen und Opern-Wachteln. Es ist jetzt keine da, die einen guten Schlag hat, und der Damoreau hat sich schon ganz fett gesungen.

Wir haben eine neue Operadirection, Namens Duponchel, eingesetzt, und die alte, Namens Veron, mit hunderttausend Franken Renten pensionirt, nachdem sie zum Abschied ein großes Decorationsstück **Opera seria** aufführte, das alle bis jetzt Dagewesenen an scenischem Pomp übertrifft und ungefähr dreimal so schöne Kleider und Vorhänge als Musik hat. T.

Notiz.

In einer zu London kürzlich erschienenen Schrift von Payne-Collier: „Neue Thatsachen aus Shakspeare's Leben," wird die Sage widerlegt, daß der große Dichter vor dem Antritt seiner dramatischen Laufbahn an der Pforte des Blackfriars-Theaters den Vornehmen die Pferde gehalten habe. Wer erklärt uns dann aber die Entstehung des Namens „Shakspeare-Junge," wie die Pferdehalter noch lange Zeit hießen? Dem Verf. der Schrift standen für seine Angaben die Manuskripte Lord Ellesmore's, weiland Großsiegelbewahrers der Königin Elisabeth und Lordkanzlers Jacobs I., zu Gebote. Nach seiner Angabe kam Shakspeare erst 1586 oder 1587 nach London, um sich der Schauspielertruppe des James Burbage anzuschließen. Als Umarbeiter alter Schauspiele soll er erst um das Jahr 1590 oder 1591 thätig gewesen seyn.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 139. — den 18. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Bücherschau.

(Fortsetzung.)

5. Der Wildschütz. Ein Roman von Ludwig Rellstab. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 310 S. 8.

Weil die Neigung der Geschlechter die ganze Gestaltung des civilen Lebens bedingt, deshalb füllt sie das Hauptcapitel im Buche des Lebens. Und weil die Liebe der rothe Faden ist in allen Romangeweben, deshalb sind Romane so wichtige Bücher. Sie sind das Abbild der geselligen Zustände, der Hohlspiegel der Gesittung und Gesinnung einer Zeit. Sie sind die Pulsader einer Zeit, die man befühlen, ihr Herzklopfen, das man behorchen, — auch oft die Flüssigkeit, die der Arzt besichtigen muß, um das Befinden des Kranken darnach zu ermessen. Man nehme dies nicht blos als Einleitung zur Kritik des interessanten Romans von L. Rellstab, vielmehr als auf die ganze Galerie von Romanen bezüglich, die sich dem geneigten Leser hier eröffnet. Es ist eine Galerie von Zeitansichten über Leben und Liebe, deren Bilder ich nur als Cicerone auf meine Weise deute. Wir haben hier die Liebe schon in mannichfach wechselndem Costüm gehabt, im Flügelkleide und im Unterröckchen, im Kamisol und im Harnisch. Im Romane von Louis Lax erschien sie eben nicht in „fragwürdiger Gestalt." Sie saß beim Nachtschmause mit den blutigen Henkern zu Tische und würzte dem grausen Danton und seinen Gesellen mit etwas beißendem Pfeffer das schwelgerische Mahl. Der weibliche Herr Penseroso und Madame Lorenz behandelten die Liebe wie einen wollenen Strumpf, den sich die sorgsame Hausfrau schon zur Sommerzeit für den Winter zusammenstrickt. In hundert deutschen Romanen ist die Liebe in der That nur um deswillen da, weil man sonst das junge Mädchenvolk gar nicht versorgen könnte. Die Liebe im Versorgungsbureau ist immer die niedrigste Stufe. In der Novelle von Biernazki sehen wir die Neigung der Geschlechter als Laune kindlicher Gemüther, ohne Coquetterie, ohne Verirrung, aber auch ohne Leidenschaft und ohne Größe. In Rellstab's Roman haben wir die liebe Unschuld vom Lande im Kampfe mit der wüsten Genußsucht. Bunt bewegte Jagdscenen machen den Vordergrund des Gemäldes. Ein Fürst tafelt im Grünen, die Jagdgenossen lagern sich um ihn, die jungen Bursche und Dirnen vom Dorfe tummeln sich in buntem Tanze, Zigeuner mischen sich in die muntern Reihen und halten der lachenden Jugend den Hohlspiegel der Zukunft hin, vor dem manches Gesicht sich entfärbt, manches sich vor Freude röthet. Solche modernen Idyllen weiß der Verf. sehr anmuthig darzustellen. Selbst die Breite in der Anlage des Vordergrundes im Verhältnisse zum Thema des Ganzen stört nicht das Gefühl der Behäbigkeit, in das uns sein gefälliger Erzählungston versetzt. Auch „Babett", die Heldin der Geschichte, die kleine Dorfunschuld, die sich in den Harnisch der Tugend wirft, ist eine idyllische Figur.

Sie liebt ihren Hubert, aber ein Baron stellt ihr nach. Er weiß das Paar zu trennen, lockt Babettchen ins Schloß unter unzweideutigem Vorwande, ein Nachtsturm nöthigt sie, zu bleiben, und so überrascht sie der Listige im stillen Gemache. Da weitet sich das kleine Mädchenherz zu einer Heldenbrust. Sie jagt den Wüstling mit gezücktem Messer vor sich her, er flieht zitternd, und als er seinen Angriff erneut, springt sie aus dem Fenster und eilt weinend über die Fluren, um sich in die Schatten der stürmischen Nacht zu hüllen. Der warme Ton, in dem dies Gemälde gehalten ist, muß allgemein ansprechen. Babett's Geliebter findet sie halb entseelt mitten in den Schauern der Winternacht. Bald darauf verwundet er den Baron in der Hitze des Wortwechsels. Er muß fliehen; ein alter Waidmann gibt den Liebenden den Segen, den sie als priesterliches Sacrament mit sich nehmen. Das Ungemach verfolgt das Paar; Hubert entschließt sich, Wildschütz zu werden. Auf seiner ersten Fährte wird er jedoch schon ertappt und in Ketten geworfen. Während sein Weib und eine Zigeunerin ihn befreien, ergiebt sich Hubert's höhere Abkunft; er ist der natürliche Sohn des Fürsten. Aber auch Babett's Herkunft war dunkel. Durch andere Verwicklungen der Verhältnisse erzeugt sich die Furcht, Hubert habe seine Schwester zum Weibe, bis die Katastrophe sich befriedigend löst. Man liest dergleichen Romantik immer wieder gern, wenn die Gruppirungen rasch und lebendig, die Enthüllungsmaximen versteckter Geburt, die allerdings ziemlich verbraucht sind, durch die Darstellung einen Reiz der Neuheit bieten. (D. F. f.)

Errungen ist der Preis!

Scene aus dem Künstlerleben.

(Beschluß.)

Es war an einem Sonntage. Gioja hatte sich in die Weinberge begeben, um die Tarantella zu tanzen; sie war, wie sie zu sagen pflegte, wenn sie mit Arnoldi's Einwilligung Pompeji verließ, auf Besuch zu den Lebendigen gegangen. Inzwischen arbeitete Arnoldi rastlos fort. Von Schweiß und Staub bedeckt, hatte er das Modell fast vollendet. Die Materie war da, aber nichts als die todte, kalte Materie. Es trat der Augenblick eben ein, wo der Bildhauer entweder Handwerker bleibt oder Künstler wird. Gioja's Geliebter berührte diese Linie, welche seit Praxiteles kaum ein Dutzend Bildhauer überschritten haben. Er rang damit, die todte Masse zu beseelen und dem spröden Stoffe den Fleischton zu geben. Seine Hand zitterte, indem sein Eifer stieg. Der Schweiß perlte von der Stirn, er seufzte, er küßte und behauchte wie ein zweiter Pygmalion das Gebilde seiner Finger, um es zu beseelen und mit dem Athem der Liebe ihm den Strom des Lebens, nur eines Scheinlebens, einzuflößen. Vergebens ist Seufzer, Kuß und Gebet, der kalte Thon bleibt kalter Thon, er will die Wellenform der Lebendigkeit nicht annehmen. Seine Augen trüben sich, sein Antlitz erblaßt, das bildende Eisen entfällt seiner Hand. Er weint, schreit, tobt .... Da kommt Gioja vom Tanze zurück, ein Kind der lebendigen Liebe, noch mit den elastisch hüpfenden, raschen Geberden, die lange nach dem Tanze an jungen Mädchen wahrzunehmen sind. Die mitgebrachten Wohlgerüche, manche Blumen und Ziergegenstände, selbst die Rosen auf den Wangen, lassen sie am Ballorte zurück, aber des Tanzes Bewegungen und Schwingungen nehmen sie mit sich fort! Gioja setzte sich auf ein Grabmalfragment von rosenrothem Granit.

Findest Du mich schön, Arnoldi? — fragte sie lächelnd.

Bewunderungswürdig, doch einer Heiligen, nicht eines Weibes, einer Nonne, nicht einer Tänzerin bedarf ich! — sprach er düster. — Ich brauche Leiden und Wehmuth. Du kehrst zurück mit Blumen und Früchten, mit freudigem Jauchzen, reizend schön wie eine Idyllengestalt der Vorwelt, wie ein Traum der ersten Schäferliebe! O, wärest Du eine christliche Nonne, eine heilige Agnes! —

O, gleich wird es anders seyn! — versetzte hastig die Liebliche. — Fort mit dem Hute, den Blumen und Bändern! Fort mit dem Tande der eitlen Freude, fort mit den Flechten und dem engen Mieder! Ich will wie die büßende Magdalena in ein Nesselgewand mich kleiden, ich will mein Antlitz zerfleischen, ich will wie der Gram vor dem Crucifixe liegen im tiefsten Staube, ich will allem abschwören, was heiter scheint und an lachende Liebe erinnert, ich will eine demüthige Beterin seyn, die nichts kennt als Trauer und Todesangst um den todten Christus. Sieh! hier lieg' ich nackt am Boden und winde meine Arme verzweifelnd um das Kreuz. So bin ich eine Heilige, nun bilde diese Agnes in Thon, mein Geliebter! —

So rief sie und lag am Boden, wie eine Anachoretin der Wüste. Arnoldi sah staunend auf das wundersame Mädchen, aber er blieb düster, wie er war.

Feßle mir die Hände, die Füße, mein Geliebter! — rief sie. — Ziehe meine Arme durch diesen Eisenring, reiß meine Haare auseinander, laß sie flattern auf meinen Busen! Ich bin nicht Gioja mehr, das lachende Mädchen,

das die Tarantella noch eben getanzt, ich will eine Heilige seyn, die sie zu Tode quälten.

Arnoldi saß auf seinem Stuhl und spielte verzweiflungsvoll mit den Gypsfiguren, die er langsam zerbröckelte. Du kannst keine schmerzenreiche Heilige vorstellen, — sagte er trostlos — Du bist ein Kind des fröhlichen Lebens, Deine purpurne Wange spottet aller Trübsal, Alles, Alles kannst Du seyn, nur keine Agnes. Alle Gaben des Himmels hast Du, nur nicht die Trauer der entzückten Beterin, den Schmerz kennst Du nicht, Du kannst mir nicht helfen und ich Elender stürze mich und mein Kunststreben in den Schlund des Vesuvs.

Da sprang sie tobend auf und griff mit zorniger Hand an seine Brust, daß er wild auffuhr. Ihr Auge leuchtete in dunkler Gluth, es war fast mehr Haß als Liebe, was aus ihren Blicken sprühte. Thue, wie ich Dich heiße! — schrie sie laut, — ich will Deine Heilige seyn, ich will Dir zeigen, wie der Schmerz sich geberdet, wie eine Büßerin im Todeskrampfe nach ihrem Gott blos ruft, die Schergen, die sie binden, verachtet und nichts kennt als die Süßigkeit des Schmerzes. Hier nimm die Stränge, binde meine Glieder, zerre mich hin und her, schnüre meine Brust, bis das Blut aus den Poren dringt. Ich schwöre Dir zu, ich will schon aussehen, wie eine gequälte, gemarterte, — sterbende Heilige!

Sie warf sich wieder auf den Boden und schlang sich die Ketten um die Füße, die hanfenen Seile um die nackten, zarten Arme. Ach, ach! Du kindisches Mädchen! — sagte Arnoldi sinnend und schüttelte den Kopf. Gioja aber schrie laut und weinte, bis er that, wie sie befohlen. Er band ihre Glieder mit Stricken und zog eine Schlinge um den schönen Hals, um den sich eine Schar Engel als Korallen hätte schlingen mögen. Siehe! — sprach der Jüngling, den ein Dämon der Hölle ergriff, sich das Schauspiel einer Heiligen zu schaffen. — Sieh! so schlagen die Ketten in Deinen Leib, so schneiden die Stränge zur Buße tiefe Furchen in Deine Glieder! So, so! Ha, wie Du schön bist, Gioja, göttlich schön für mein Werk, eine sterbende, seufzende, ringende Heilige, so will ich es formen, so wird es eine heilige Agnes!

Und er ging ans Werk und formte den Gyps. Der Eifer vertiefte ihn, seine Adern bebten in Hast, sein Blut stürmte, er mußte den Anblick, den ihm Gioja geboten, gleich in die weiche Masse drücken.

Und das arme Mädchen lag keuchend am Boden, an Händen und Füßen gefesselt, die Schlinge drängte sich fester um den schwellenden Hals und Nacken. — Um Gott! ich sterbe! — seufzte sie tief und leise.

Recht so! — schrie Arnoldi in halb wahnsinniger Freude, und starrte entzückt bald auf sein Werk, bald auf das bebende Mädchen. So bist Du schön, bei allen Himmeln, entsetzlich schön! So muß eine Heilige im Gebete verlechzend hinsterben. Eine heilige Büßerin, die sich geißelt, muß so blicken wie im Todeskrampf, und den blauen Lippen muß der Seufzer entschweben: Ich sterbe, mein Erlöser!

Sein Werk war vollendet; sein Blut und sein Eifer gekühlt.

Heiland der Welt! — schrie er plötzlich laut und stürzte zu Boden. Gioja! Gioja! — hörst Du nicht? — Bei allen Heiligen, Gioja, Du bist todt? todt? Steh' auf, Mädchen, die Kunst scherzt nicht mit dem Tode, nein, Du hast das Sterben nur so vorgestellt, Du hast mir den Anblick der sterbenden Märtyrin verschaffen, aber nicht selbst sterben wollen. Gioja, Gioja! ich beschwöre Dich, wache auf!

Er zerschnitt die Stränge, und der Schlinge entsank das bleiche Mädchenhaupt. Gioja war erstickt, sie war todt, und Arnoldi schlief eine lange Ohnmacht neben ihrer Leiche.

Als er aufwachte, erschien ihm Alles wie ein Traum. Er blickte um sich. Neben ihm lag die todte Gioja, vor ihm stand das Modell der sterbenden Agnes. Er zitterte und sagte weinend: Ja, ich schaffte ein unsterbliches Werk!

Er raffte sich auf — — in wenigen Tagen hatte er das Werk vollendet und den Preis errungen. —

Die Königin hatte die Ausstattung einer Braut oder die Begnadigung eines Mörders mit als Lohn versprochen. Arnoldi wurde begnadigt. Er schien sich seiner Freiheit zu freuen, denn er lief wahnsinnig lachend nach der Höhe des Vesuvs und stürzte sich in den rauchenden Krater.

Jovianus Victor.

Auslegung der Farben.

(Aus Aennchen's „Bekenntnissen.“)

Wenn ich ins schimmernde Auge ihm schau,
Denk' ich: Ja, wahrlich! die Treue ist blau.

Weiß ist die Unschuld; denn wollt' ich erröthen,
Sprach er: Mein Kind, du hast's immer von Nöthen.

Schwarz ist die Ferne, ihr leuchtet kein Stern.
Schwarz ist die Trauer: mein Liebchen ist fern!

Roth ist die Liebe, sein purpurner Mund
That es durch Wort und durch Kuß mir oft kund.

Frühling kommt Liebchen, dann Blumen mir blüh'n;
Frühling trägt Hoffnungskleid, Hoffnung ist grün.

Auflösung des Räthsels in Nr. 135:

Retter.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Schreiben des Herrn General-Musik-Directors Ritter Spontini an die Redaction.

Der Ausfall des gewesenen Sängers der königlichen Oper zu Berlin, Hoffmann, — in Nr. 43. der allgemeinen Theater-Chronik, — verdient von meiner Seite keine Erwiederung; inzwischen erlaube ich mir, Ew. Wohlgeboren hierneben einen Auszug aus einem amtlichen Actenstücke, mit der Bitte, mitzutheilen, denselben, nebst diesem Schreiben, in Ihr Journal baldigst aufnehmen zu wollen.

Berlin, den 21. Juni 1835. Spontini.

Actum. Berlin, den 4. Mai 1835.

Nachdem der Sänger Hoffmann erfahren, daß sein bei des Königs Majestät angebrachtes Gesuch um einen dreimonatlichen Urlaub der General-Intendantur zum gutachtlichen Berichte übersandt worden, hatte sich derselbe sowohl an den Herrn General-Intendanten, als den Herrn General-Musik-Director Spontini bittlich gewandt, sein Gesuch Allerhöchsten Ortes zu unterstützen. Als ihm hierauf eröffnet worden war, daß Seitens der Theaterverwaltung dieses Gesuch nicht wohl bevorwortet werden könne, hatte derselbe dem Herrn G. M. D. Spontini mündlich erklärt: daß er in dieser Reise sein ganzes Lebensglück erblicke und in Petersburg ein Engagement zu erhalten hoffe, daher er nur wünschen könne, sein Ansuchen gewährt zu sehen. Herr G. M. D. Spontini hatte ihm hierauf erwiedert, daß er sein Gesuch unterstützen würde, wenn er auf sein Engagement für die Folgezeit verzichten wolle, und würde man sich alsdann auch geneigt finden, ihm dagegen, als eine außerordentliche Entschädigung, sein Gehalt bis zum Schlusse des laufenden Jahres unverkürzt auszahlen zu lassen. In einer am 2. Mai c. zu Protokoll abgegebenen Erklärung *) hatte sich der rc. Hoffmann bereit erwiesen, auf seinen am 1. Juni 1839 ablaufenden Contract gänzlich zu verzichten, wenn ihm sein Gehalt bis zum Schlusse dieses Jahres unverkürzt zuginge, und er in den nächsten Tagen dieses Monats die Reise nach Petersburg antreten könne.

In Erwägung, daß der rc. Hoffmann den Erwartungen, welche bei seinem neuen Engagement gehegt wurden, auf keine Weise entsprochen, erschien es für das Institut nicht allein in künstlerischer Hinsicht, sondern auch in finanzieller Beziehung vortheilhaft, auf das Ansuchen des rc. Hoffmann einzugehen, da das Gehalt desselben, welches bis zum Schlusse des laufenden Jahres 1733 Rthlr. 10 Sgr. beträgt, in durchaus keinem Verhältnisse steht, zu der Summe, welche bei einer Fortdauer des Contracts bis zum 1. Juni 1839 mit 11000 Rthlrn. würde gezahlt werden müssen, und wobei doch nur auf geringe Leistungen gerechnet werden können.

Unter den vorangeführten Umständen wurde daher für rathsam erkannt, und unter Vorbehalt der höheren Genehmigung beschlossen, dem rc. Hoffmann den Urlaub sogleich zu ertheilen, seinen Contract aufzulösen, und das Gehalt bis zum Schlusse des laufenden Jahres ihm unverkürzt zahlen zu lassen.

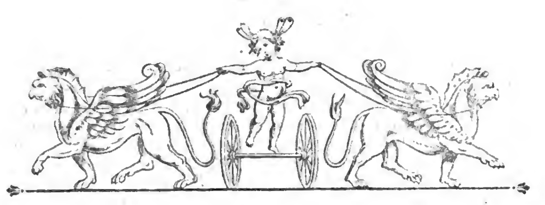
(gez.) Redern. Spontini.

*) Extract aus dem Protokolle vom 2. Mai 1835.
„Herr Hoffmann erklärte:
„wie er auf das von dem Herrn rc. Spontini gemachte Anerbieten einzugehen bereit sey, und an diese Erklärung gebunden „seyn wolle." (gez.) Hoffmann.

Notiz.

(Pariser Theater-Neuigkeiten.)

Wir haben hier in Leipzig die französischen Schauspieler aus Berlin vergeblich erwartet. Herr Alix war in Person hier, um den mit dem Herrn Director des hiesigen Theaters bereits abgeschlossenen Contract aufzuheben. Die Gesellschaft hat nämlich von Sr. Majestät dem Könige von Preußen ein Geschenk von 3000 Thalern mit dem Bedeuten erhalten, nach Paris zu gehen und einige Neuigkeiten von den dortigen Bühnen einzuholen. Während der letzten Woche des Junius hatte man in Paris drei neue Theaterstückchen, die mehr oder weniger gefielen. Im Gymnase sah man „Indiscrétion." Ein junger Oberst der Kaiserzeit wird von seiner Wirthin, die ihn liebt, im Geheimen zu einem Stelldichein gerufen. Er muß dem Rufe von unbekannter Seite mit verbundenen Augen folgen und wird von der Listigen so mystificirt, daß er das Abenteuer in seinem eigenen Zimmer erlebt und seine Wirthin für die räthselhafte Unbekannte hält, deren Liebesrufe er blind folgte. So hat die schalkische Dame durch den Reiz des Geheimnisses den guten Obersten gefesselt. Im Theater des Palais-Royal sah man „le Poste d'honneur." Friedrich der Große, als Kronprinz, ist der Held dieser Posse. Er soll gefänglich eingezogen werden auf königlichen Befehl, da rettet er sich in das Haus einer Prinzessin, Namens Isabelle (so lauten die pariser Blätter), derselben Prinzessin, die er nicht heirathen will. On se raccommode, on se marie, on applaudit. O Fabelei der französischen Musen! — In den Variétés gibt man „ma Femme et mon Parapluie", ein Stück von Laurencin, in Berner's Manier. Einem armen Instrumentenmacher stiehlt man Frau und — Regenschirm. Der Entführer holte sich die Bereitwillige aus des Mannes eigenem Zimmer, und da es gerade regnete, nahm der Insolente auch noch den Regenschirm mit. Wie kann der arme Teufel nun leben ohne Frau und ohne parapluie. Des parapluie bedurfte er vielleicht auch gegen die Frau, wenn sie ihn wie Sokrates' Xantippe mit einem Platzregen bedachte. Nun hat er weder Weib noch parapluie! Er härmt sich ab, der gute Tölpel. Da kehrt die Frau nebst Regenschirm nach vierzehn Tagen plötzlich zurück, und der närrische Mann freut sich, daß er Beides wieder hat, Weib und Regenschirm. Man hatte ihm Beides vielleicht nur abgeborgt, wie jene deutsche Frau von der guten Nachbarin sich ein Stück Seife zur Wäsche lieh. O, arge Welt! — Auf demselben Theater erwartete man in den ersten Tagen des Julius: „Die Tanzschule", auf der Porte-Saint-Martin den „Don Juan" von Alexander Dumas. Ueber „Ango de Dieppe" berichtete unser Correspondent aus Paris.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 140. — den 20. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Möchte schlafen gehen!

(Aus Aennchens „Bekenntnissen.")

Wie die kleinen muntern Vögel
Lustig sind und nie betrübt!
Ach, ihr kennt wohl keine Leiden,
Habet wohl noch nie geliebt?

Wie die kleinen zarten Blümlein
All so frisch und froh ausseh'n.
Ach und ich! ich bin so müde,
Möchte gar gern schlafen geh'n.

Sehne mich aus tiefster Seele
Nach dem stillen Kämmerlein,
Wo kein Blick, kein Laut, kein Flüstern
Dringt ins fest verschloss'ne ein.

Wie der heiße Schmerz im Busen
Ewig unermüdlich wühlt!
Ob vielleicht recht frische Erde
Solche Flammenschmerzen kühlt?

Nicht! Du liebe Mutter Erde,
Ruh' ich erst in Deinem Schooß,
Hält'st du mich wohl fest umschlossen,
Lässest mich nie wieder los? —

Wie die schlanken Weidenbäume
Noch so frisch in Blüthe steh'n!
Und ich bin so müde worden,
Möchte gerne schlafen geh'n.

Bücherschau.

(Fortsetzung.)

6. Liebesbriefe. Novelle von Heinrich Laube. Leipzig, Otto Wigand. 1835. XXXVI. und 185 S. 8.

Es thut mir leid, daß ich dem Leser mit keinem Entsagungsromane aufwarten kann, in der ganzen Reihe von Büchern, die ich beutesüchtig durchschnobert, ist kein einziger anzutreffen. Lauter Liebe, nichts als Liebe, aber keine entsagende. An solchem Entsagungsromane hätten wir zugleich, um alle Nüancen zu vereinigen, die Engländereien der Liebe, wie Schleiermacher die verdächtige Prüderie zu nennen pflegte. Ein solches Buch stände zugleich mit Laube's Liebesbriefen im besten Contraste. Ich liebe Contraste. Hätten wir lauter gleiche Erscheinungen im Leben und in der Literatur, wir stürben an Farblosigkeit, an Mangel an Aerger, der so wohlthätig aufregt. In dem obgenannten Werke, das mit der ungenirten Frische, der franken Munterkeit geschrieben ist, die Laube's Styl bezeichnet, haben wir die Liebe als Sinnlichkeit, als frei gegebenen Genuß Aller mit Allen. Eine Gesellschaft von Aristokraten, von denen der Eine Prinz, der Andere Graf, die dritte Figur Baronin, Comtesse u. s. w. heißt, verlebt mit einander eine Badesaison. Müßiggang und Lebenslust führen die Gemüther leicht und heiter zusammen, man lustwandelt, tändelt her und hin, drückt sich die Hand, die

Lippe, die Wange, es sind die unschuldigsten Schäfereien einer spielerischen Liebe. Es ist kein Rausch der Leidenschaft, keine Gluth des Entzückens, keine raublustige Sehnsucht, die sich durch die Unmöglichkeit, das Ziel des Strebens zu erreichen, gefoltert sähe, daher aber auch kein Jubel der Lust, keine Trunkenheit der Seele, kein Schmerz der Vernichtung. Laube hält alle diese Tinten vielleicht für verbraucht; auch lassen sie sich nur dem Gemälde geben, wenn die Liebe nicht eine tabula rasa in den socialen Verhältnissen, wie hier, vorfindet. Der Verf. ignorirt eine irgendwie bestehende Welt, er nimmt eine mögliche, leiht ihr aber keine bestimmten Züge, keine Formen, keine Bedingungen, und schildert in radical aufgelösten Verhältnissen die natürlichen Zustände einer „classischen Liebe ohne Pfaffen und Contracte", wie er sagt. Er verzichtet darauf, die Conflicte einer so harmlosen Liebe mit der Welt vorhandener und gebotener Formen zu schildern. — Darum heißen jene Menschen auch nur Prinzen, Grafen, Comtessen u. s. w., aber sie sind weder, was sie heißen, noch tragen sie irgendwie das Costüm einer Zeit oder die Bedingungen eines möglichen Daseyns an sich. Der Verf. räumt mit der Wirklichkeit auch die Möglichkeit zu gesellschaftlichen Situationen fort. Hüpfende Nymphen, fliegende Bänder, Finkhähne im grünen Walde, die ihre Weibchen girren, flinke Bursche mit einem, weiß der Himmel woher! entnommenen Aristokratenschnitt im Anzuge, Alles spielt und tändelt in Liebeslust, scherzt und küßt und sieht in aller Nüchternheit harmlos drein in die blaue Luft. Es ist die unschuldigste Donjuanerie, eine arkadische Schäferei der Liebe, man bekäme Lust zu solcher Grasemückenheiterkeit, wie sie hier in aller Frische harmloser Sinnenhingebung sich ergeht; es ist dieselbe Lust, die Voltairen anwandelte, auf allen Vieren zu kriechen, als er Rousseau's Schilderung eines naturgemäßen Menschenlebens auf der ersten Stufe paradiesischer Einfalt gelesen. Es liegt in diesem Farbentone des Gemäldes, das uns Laube entwirft, ungemein viel gesunde Natürlichkeit, in dieser baaren Hingebung der Menschen an einander und ihrer Begabung für sinnliches Glück sogar viel Anmuth und Grazie. Aber wo sind die tieferen, dunkleren Töne, wo sind die Dissonanzen dieser Musik des Lebens? Wo sind die Schmerzen der Liebe? Wo sind die Conflicte dieser weltverwirrenden Helena? Die Verhältnisse der hier geschilderten Menschen sind conflictlos, weil sie alles Inhalts entbehren. Und des Verfassers lyrisch reflectirende Ergüsse sind, trotz seiner Betheurung, er wolle nicht dociren, doch nur eine Doctrin der antiken, fesselfreien, ehelosen Liebe. Daß aber der Held der Geschichte schließlich sich zur Monogamie bekennt, indem er, „wenn es ein Frevel gegen die jetzige Gesellschaft ist, solche natürliche Zustände hervorzurufen, diesen Frevel büßen, aber nicht bereuen" wolle, scheint mir eben keine glückliche Accommodation an Zustände der Gegenwart, noch überhaupt ein Schluß. Die Liebe erscheint hier nicht einmal als Leidenschaft, als Anfregung der geheimeren Seelenkräfte, da sie keine Welt voller Hindernisse findet, sie ergeht sich ungenirt, sie ist nichts als ein unblombirtes Gliederspiel. Daß eine Gemse der andern den Bart beleckt, ist doch noch keine Liebe. So kommt es, weil alles Ankämpfen, Ringen, Streben fehlt, auch nicht einmal zu Scenen des innigsten Ergusses. Nur daß gegen Romeo und Julie eine Welt des historischen Herkommens und die vorhandenen Mächte des Familienhasses zu Felde ziehen, macht die Tragödie nicht blos möglich, sondern läßt auch die gefährdete Neigung zu einer Flamme der süßesten Leidenschaft aufschlagen, die in ihrer Gluth die Gewährniß ewiger Dauer fühlt. So liegt in den Hemmungen, die das Leben bietet, erst recht die Bedingung zur freiesten Entfaltung dessen, was die Seele still und im Geheimen barg. Will der Dichter uns die Freiheit der Liebesneigung zeigen, so stelle er sie mitten in die vorhandene Welt des Herkommens; aus diesem Widerstreben der freien Natürlichkeit reinster Hingebung gegen die Formen des gegebenen Daseyns entwickelt sich dann ein Schauspiel von Bedeutung. Wie der Mensch frei wird, sey das Thema, da es ein Thema der Geschichte der Menschheit selber ist, das Freiwerden ist ein Drama, das Menschen spielen, das Freiseyn ist, wie gesagt, ein gutgemeintes arkadisches Schäferspiel, das der Geschichte des Individuums eben so fern steht als der Geschichte des Geschlechts. Der Dichter gebe uns ein Bild, wie die Freiheit jubelt und weint und blutend untergeht, oder wie sie unter Trümmern aufersteht; aber die Trümmer gehören mit zum Schauspiele. Laube schlägt aber die geselligen Zustände nicht erst in Stücke, wie er doch sollte als Dichter, der das Leben in seinen Wehen, seiner Qual und seinem Ringen nach neuen Geburten kennt und gibt; er ignorirt die Zustände der Gesellschaftsformen und verzichtet auf allen Contrast und alle Conflicte. Dies scheint mir das Irrige, das sich in der Composition seiner Novellen verräth. Ihre ganze Anlage ist verfehlt. Je mehr ich hier die feste Ansicht ausspreche, Laube müsse zu denen gehören, die dem deutschen Romane neue Bahnen eröffnen, desto mehr muß ich hier darauf dringen, daß seine Anschauung von einer „antiken" Liebe nicht als Doctrin hingestellt werde, sondern als Dich-

tung, sie mag nun über die widerstreitenden Elemente des Lebens siegen, oder in ihrem Untergange ein tragisches Gemälde liefern. Ist einmal die Ehe in der Idee als aufgelöst angenommen, so ist die unmittelbare Folge davon, daß alle Beziehungen der Gemüther radical ernüchtert werden. Mit der Aufhebung der Ehe wird das Geheimniß der Liebe profanirt. Das Mysterium, daß zwei Naturen, von dem Reize der Gegenseitigkeit durchglüht, sich völlig als Eine erfassen, dies Verhältniß engster Seelenleibeigenheit ist sachlich schon Ehe, und der Rausch der Gemüther sanctionirt sich selbst, wo nur Rausch, Erfassung der tiefsten Natur und geheimste Eintracht entzückter Seelen sich findet. So ist die Ehe schon im Stoffe des Lebens da, und es darf keine alberne Erfindung der Kirche genannt werden, wenn das, was im Leben selbst sich gibt, durch die Form des Sacraments in bewußter Weise zusammengefaßt wird. Eine Liebe, die der Wunsch ewiger Dauer nie durchzittert, die auch im Momente reinster und innigster Hingebung von den Schauern der Ewigkeit nicht berührt wird, hat weder leiblich noch geistig den Moment erfaßt, weil, wenn er ganz gefühlt wird, die geheime Lust zu einer unvergänglichen Liebe sich in ihm regt. In dieser Unsterblichkeitslust einer in der Gegenseitigkeit zweier Naturen bedingten Liebe liegt zugleich die Ausschließlichkeit des monogamischen Verhältnisses. Wo der Reiz ewiger Angehörung nie gefühlt ist, blieb das Geheimniß der Liebe unerschlossen. In diesem Reize liegt aber das, was wir Ehe nennen. Die kirchliche Form macht keine Ehen, sie ist blos die heilige Form für einen heiligen Inhalt, den sich die Natur der Liebe selbst erzeugt. Daß gegen diese Heiligkeit der Ehe die mannichfach beengte Leidenschaft des Menschen ankämpft, macht eben den bunten Wirrwarr des Daseyns, so wie sich denn oft eine Ehe ergibt, die der Form entbehrt, und umgekehrt noch weit häufiger da gar keine Ehe der Gemüther ist, wo die ehelichen Formen vorhanden sind. Wo die Form etwas Anderes ist als der Ausdruck des Inhalts, ist sie jene Lächerlichkeit, welche die vielen Lustspiele im Leben erzeugt. Wie sehr aber auch in unserer Zeit sich für den Umgang der Geschlechter eine größere Elasticität erzeugen mag und muß, je mehr das Weib anfängt, ihre geistige Freiheit zu begreifen, so wird hierdurch noch auf keine Weise die Idee der Ehe aufgehoben, weil sie vielmehr auch ohne Gebot von außen in der engsten Concentration zweier liebenden Gemüther begründet liegt. Sie ist blos deshalb eingesetzt, weil sie da ist, wird geboten, weil sie sich von selbst gestaltet. Und nicht blos bei Menschen, auch bei zartern Naturen der thierischen Organisation ergibt sich dasselbe Phänomen. Das eheliche Verhältniß ist durchaus ein naturgemäßes, und was man gewissermaßen als Gebot Gottes ausspricht, das birgt die Natur in ihrem keuschen verschwiegenen Schooße als die Bedingung für das, was man Liebe nennt. — Laube's Novellen sind Linien, Umrisse. Man möchte Inhalt in diese Striche bringen, dann käme auch Wahrheit hinein. Den Inhalt aber macht die Welt wie sie ist. Der Geist kann anticipiren, was noch nicht im Raume der Wirklichkeit Platz gewinnt; aber er kann diese Wirklichkeit nicht verläugnen, und er wird, wenn er ein dichterischer ist, den Widerstreit seiner Anticipationen mit dem Vorhandenen zeigen, damit die Fülle des Lebens in ihrem ganzen Processe sein eigen sey. Zu allen Zeiten ringt sich das junge Leben aus einer alten Welt hervor; auch die Gräber und Trümmer, auch die Thränen und Schmerzen gehören zum Gemälde, wenn man ein junges Geschlecht über ein altes triumphiren läßt. Muß dies der Stoff für unsere Romandichtung werden, so ist hier nicht von Pietät gegen das Alte, sondern davon die Rede, daß wir durch Wegräumung der Contraste den dialectischen Geschichtslauf nicht aufheben, den Gehalt des Lebens uns nicht ernüchtern dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Zweisylbig.

Zu Tyrus und zu Babylon
Und in Karthagos Landen
Dem Ersten Tempel standen,
Lies nach den Sanchuniathon.
Als Hauptmann ward der Lieutenant,
Um eine Zweit' er höher stand.
Wenn von Soldatenkehlen
Das Lied Du hörst vom Prinz Eugen,
So kann es gar nicht fehlen:
Du wirst im Geist das Ganze seh'n.

M. v. O.

Correspondenz.

Das achte Elb-Musikfest, gefeiert den 11., 12. und 13. Junius 1835 zu Dessau.

(Aus dem Briefe eines Reisenden.)

— — Es gewährte einen überaus erfreulichen Anblick schon bei unserer Ankunft, die sonst so stillen, anscheinend fast menschenleeren Straßen Dessaus durch ein reges Treiben und geschäftiges Hin- und Hergehen der Einwohner belebt zu sehen, die in Erwartung der Fremden, oder mit diesen, von denen schon viele angelangt waren, sich ergingen und so die

Nähe der festlichen Zeit verkündeten. Schon Mittwochs, den **10.** Junius, rasselten Equipagen aller Art, hochbepackte Reisewagen, von denen die Futterale der Geigen, Violoncells und Bässe das musikalische Vorhaben der Insassen verkündeten, zwei- und vierspännige elegante und mitunter auch groteske Fuhrwerke, aus denen man oft acht bis zwölf Musiklustige beiderlei Geschlechts klettern sah — die Singakademien und Vereine von Magdeburg, Halberstadt, Köthen und Zerbst erschienen — kurz, es entfaltete sich jenes rege, anmuthige Leben, das in meinen Augen den Musikfesten einen solchen ungemeinen, ich möchte sagen, rührend ästhetischen Reiz giebt, jene seltene Poesie des öffentlichen Lebens, die man noch vor zwei, drei Decennien im nördlichen Deutschland gar nicht kannte, die erst seit dieser Zeit bei uns heimisch ward. — Der wackere Schneider, dem Dessau die gegenwärtig hohe Stufe dieser Kunst wahrlich allein verdankt, leitete auch dieses Fest und hatte nichts versäumt, alle Mängel des vorjährigen diesmal zu vermeiden und zu beseitigen. Drei schätzenswerthe Sängerinnen, Fräulein Lenz aus Berlin, Madame Johanna Schmidt aus Amsterdam (jetzt in Halle) und Madame Müller, die vorzügliche Altistin aus Braunschweig, waren gewonnen, die drei Tage des Festes zu zieren; die Herren Mantius, Zschiesche und Krause aus Berlin desgleichen. — So war das Genre des Gesanges wohl und hinreichend bedacht. Für ein sehr geschmackvoll angebrachtes Harfensolo, welches in Schneider's neuem Oratorium Absalon äußerst wirksam eintritt, war Fräulein Löw aus Leipzig engagirt, und hatte, obgleich sie früher einige Schwierigkeiten gemacht, endlich doch eingewilligt, zu kommen und die Partie zu übernehmen. Als Virtuosin auf diesem herrlichen, leider jetzt so wenig mehr gebotenen Instrumente wünschte Schneider früher Fräulein Schmidt aus Weimar zu engagiren, doch erhielt diese, aller eifrigen Bitten und, wie man sagt, selbst erlauchter Fürsprache ungeachtet, keinen Urlaub, die Zusage der Fräulein Löw riß demnach aus großer Verlegenheit, und jeder sah mit Freude dem vollständigsten Gelingen aller so sicher angelegten musikalischen Pläne entgegen —

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell —

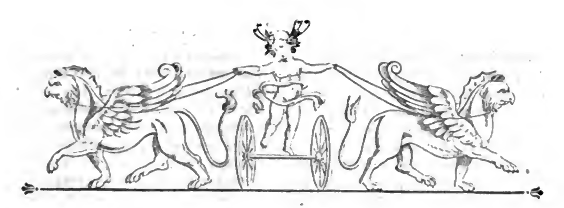
Aus dieser philosophisch-melancholischen Apostrophe ahnst Du ohne Weiteres, daß der Teufel wirklich schon wieder im Hintergrunde saß, und wo nicht in eigener Person, doch durch seine Vertrauten möglichst thätig seyn wollte. — Und so war es auch. Schon einige Tage vor dem Feste zeigten sich die Einwirkungen der tückischen Kobolde, die überall, wo es gilt, Vollkommenes zu fördern, dem besten menschlichen Willen, den umsichtigsten Maßregeln sich widerhaarig entgegenstemmen, insbesondere auch auf die Musikfeste an der Elbe einen dent de lait, wie der Franzose sagt, haben, schadenfroh ins Fäustchen lachend, wenn es gelungen, Unkraut unter den Weizen zu säen. — Fräulein Lenz und der herrliche Tenor Mantius sagten ab, — ob nun, wie es hieß, wirklich Krankheit, oder die fühlbare Wirkung des Dämons, der, wie man hinlänglich weiß, gern die großartigen Schöpfungen deutscher Kunst niederhält, um seinen eigenen italienischen Klingklang nicht beeinträchtigen zu lassen, hier thätig gewesen — wer weiß es genau, und wir halten deshalb unser Urtheil zurück, — genug, eine ausgezeichnete Sängerin und ein eben solcher Tenor mußten gestrichen werden, und Schneider wendete sich nun, die Stelle der erstern in der Hymne von Mozart (zum dritten Tage bestimmt) zu ersetzen, an eine junge Dilettantin, Fräulein Döring, welche im Besitze eines schönen klangreichen Soprans auch augenblicklich aus Leipzig, wo sie sich ihrer weitern musikalischen Ausbildung wegen aufhält, anlangte und willig zeigte, die zugedachte Partie zu übernehmen. — Da schreibt den Tag vor dem Feste Fräulein Löw aus Leipzig, sie komme nicht, das Harfensolo sage ihr nicht zu u. s. w., und die Laune der Dame, oder was es sonst gewesen — denn auf dem Anschlagzettel war bemerkt, sie habe nicht für gut gefunden zu kommen, und Schneider ist nicht der Mann, der eine solche Aeußerung von ungefähr oder ohne Grund macht — — kurz, ihr Nichterscheinen verwischte das schöne Harfensolo aus dem Oratorium und vereitelte Schneider's Wunsch noch einmal. — Das waren die bösen Omina, die nie ausbleiben!

Die äußern Einrichtungen waren zweckmäßig und anständig. In mehrern vornehmen und gastfreundlichen Häusern waren den fremden Künstlern Quartiere angewiesen, wo sie wohlwollend und freundlich empfangen wurden. Mittags und Abends speiste man in dem geräumigen und geschmackvoll decorirten Orangeriehause, und die Eingeweihten und Theilnehmer des Festes empfingen bei der Ankunft, mit den nöthigen Billetten, der Bestimmung der Proben rc., eine Bandschleife in den Farben des Hauses Anhalt-Dessau, welche, von den Damen an der linken Schulter getragen, recht artig die vielen hübschen, jugendlichen Gestalten schmückte und auf der Brust der Männer prangte. — Zwei Proben gingen der Aufführung des Absalon voraus, in welcher Schneider sich überaus gerührt und dankbar geäußert und seine vollkommene Zufriedenheit über das sorgfältige und prompte Studium seines Werkes ausgedruckt hat. — Das Gesangpersonal war etwas über **200** Köpfe stark, das der Instrumetalisten vermag ich nicht genau zu taxiren, doch mochte im Ganzen das Orchester beinahe **400** Mitwirkende zählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Im pariser „Artiste" liest man von Mr. Joncières einen Artikel über „die literarischen Vereine" in Frankreichs Hauptstadt. Es wird darin die Klage erhoben, daß der Sinn für dergleichen Accommodationen mehrerer Köpfe unter Einen Hut zu verschwinden scheine. Künstler und Literaten lebten jetzt außer aller Verbindung, ein Hang zum Isoliren griffe um sich und die Zeiten eines „Hôtel Rambouillet", einer „Académie des Quarante" wären leider vorüber. — Es fragt sich, ob hierin nicht ein wichtiger Wendepunct für die literarischen Zustände in Frankreich zu erkennen seyn dürfte. Nur wenn der Geist der Societät die einzelnen Kräfte nicht mehr fesselt durch gemeinschaftliche Moderegeln und abschleifende Allgemeinheitsgesetze, kann sich das Individuum, in seinem Werden ganz auf sich verwiesen, völlig frei, fertig und ungenirt herausbilden. Die Subjectivität muß sich selbstständiger gestalten in Frankreich. Der Massengeist eines Vereins muß ihn nicht mehr bedingen. Zu dieser ihm bisher meist versagten individuellen Freiheit scheint der Franzose jetzt kommen zu wollen; es ist als ein Uebergangspunct anzusehen, daß sich dies Streben der Subjectivität vor der Hand wie Willkür, Raserei und tolle Zwanglosigkeit kund gibt. Die „Literatur der Verzweiflung" wird sich aber allmälig zu einer Literatur der individuellen Freiheit gestalten. Wir müssen anfangen, auf diese Zeichen in Frankreich zu merken, und knüpfen an diese Andeutung einen Hinweis auf das, was Varnhagen von Ense in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (Juniusheft) bei Gelegenheit einer Beurtheilung des neuen Romans von Custine gesagt hat.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 141. — den 21. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß

Die Herthaburg.

Ein Mährchen von Theodor Melas*).

Ein Pilgrim kam aus dem heißen Morgenlande bis an das baltische Meer; seine Schuhe waren zerrissen, die hellen Farben seines Gewandes verblichen, ein runder breiter Muschelhut überschattete weit das blasse Gesicht, und in der Hand hielt er ein langes Bambusrohr, an dessen Spitze ein Kokusfläschchen befestigt war. Von der weiten beschwerlichen Wallfahrt wankten seine Knie, und aus seinen Füßen quoll rothes Blut und färbte die steinige Bergstraße; aber er fühlte weder Schmerzen noch Ermattung, denn seine Seele war erfüllt von der Prophezeihung, welche er aus dem Munde eines alten Orakels vernommen hatte. —

In tiefe Gedanken versunken stieg er die Berge der geheimnißvollen Insel hinauf und glaubte bei jedem Schritte an Hügeln und Wäldern die Bestätigung zu finden, daß er dem ersehnten Ziele nicht mehr fern sey. Hier herum muß die Hertha wohnen, — sprach er bei sich selbst, denn ein tiefer unnennbarer Schauer sagte ihm, daß ihr Heiligthum sich hier aufthun würde. —

Unvermerkt betrat er eine einsame Waldhöhe, welche große tiefbemooste Granitblöcke bedeckten und uralte Buchen umkränzten. Er wiederholte sich hier die Worte des Orakels, also lautend:

„Wenn Du von sonniger Heimath kommst zum baltischen Meerstrand,
Wo ein Inselgebirg' Dir die Erinnerung schärft;
Wenn Du im Haine der Buchen hehre Zeichen erblickest,
Wie ein nackter Fuß badet im schwärzlichen See:
Siehe, so wirst Du umarmen, was Viele vergeblich begehret,
Finden des Sehnens Ziel, Ende der brennenden Qual.
Doch vergiß nicht die Lösung in Deinen Händen zu halten,
Anders entrinnt Dir das Heil, anders ereilt Dich der Tod!"

Schon fühlte er sich beruhigter, und des Wahnsinns furchtbare Macht schien ihn zu entlassen. Alles weckte alte lebende Erinnerungen, und aus dem tiefen Walddunkel kam ihm ein süßes Grauen entgegen. Eine hehre Einsamkeit umringte ihn hier, und aus den kühlen Schatten der hundertjährigen Buchen säuste es ihn heimathlich an, wie in einer Familienstube. —

Noch stand er und bedachte, wohin er seine Schritte wenden sollte, denn zwei Fußsteige durchkreuzten sich hier. Der eine schien über bemooste Anhöhen in eine Wildniß sich zu verlieren, der andere, mehr betreten, in eine gebahnte Straße zu führen. Auf ersterem kam ein munterer Knabe gesprungen, welcher baarfuß eine läutende Kuh vor sich her trieb. Nehmt Euch in Acht, — rief ihm das Kind zu, indem es vorüberlief — Hertha badet in der Mittagsstunde! geht nicht an den See, wenn Ihr nicht sterben wollt! — Verwunderungsvoll sah er dem Knaben nach, welcher ihm schon unter den Bäumen entschwunden war. — . .

*) Verf. des „Erwin von Steinbach."

Bald hernach hörte er einen matten Fußtritt und sah zu ihm hinauf kommen einen alten Fischer, welcher keuchend das Netz auf den Schultern trug und, als er die Höhe erreicht hatte, erschöpft vor sich niederwarf. Ich komme vom Herthasee, — sprach der Alte, nachdem er sich auf eine Baumwurzel gesetzt und den Pilgrim begrüßt hatte; — Fische genug habe ich gefangen, nur ist es zu beschwerlich, denn nicht genug, daß die zahllosen Wasserlilien mir das Netz zerreißen, ich muß es jeden Mittag auf meinen Schultern nach Hause tragen, damit nicht Alles verloren gehe. — Der Pilger fragte, wer einen solchen Unfug ungestraft verüben dürfte? Der Alte fuhr fort: Unseres Gleichen ist es wahrlich nicht, lieber Herr, wir armen Leute gönnen uns gern ein Stück Brot, aber es haust seit undenklichen Zeiten dort am Burgwalle ein gespenstisch Ungethüm, welches nicht, wie anderswo, bei Mitternacht, sondern am hellen Mittage seinen Schabernack treibt. Z. B. hatte ich einst am Morgen mein Boot in den See gelassen, welches ich jedesmal sonst nach dem Fischzuge aufs Land zog; nun aber ward mir angesagt, daß meine Frau in Kindesnöthen liege und eiliger Hülfe bedürfe. Da nun alles glücklich überstanden war und das Knäblein an der Mutter Brust lag, eile ich wieder an den See, um ans Fischen zu gehen, aber wie ward mir zu Muthe, als ich weder mein Boot, noch meine Netze fand; ich suchte im ganzen Umkreise des Sees, ich suchte am Wall und im Hain, ich prüfte mit einer Aalstange, ob es in den Grund gesunken sey — vergeblich; endlich sah ich so von ungefähr in die Höhe, ob der liebe Gott mir helfen möchte, denn die Angst war groß, weil all mein Hab und Gut in der Fischerei steckte, und wie ich so aufblicke, es war schon Morgen geworden, gewahre ich mein Boot an dem Wipfel der höchsten Buche hangend und mit meinem Ankertau festgebunden; erschrocken entfährt mir das Wort: Wer Teufel hat das gethan! — Da rief eine brüllende Riesenstimme, so laut, daß die Bäume krachten und das Herz mir im Leibe bebte: Dat hew ick un min Broder Michel dahn. — Ein Hohnlachen folgte, so daß ich betäubt zur Erde fiel, wo ich wie todt eine gute Zeit gelegen haben muß, denn als ich wieder zu mir selbst kam, stand die Sonne schon hoch, und ich lief, um Mannschaft zur Hülfe zu holen; aber erst am dritten Tage konnten wir das festgebundene Boot herunter bringen. Den Kahn habe ich noch, das Netz aber war ganz zerrissen. Seither bin ich klüger geworden und bracht' es immer nach Hause, wenn das Boot aufs Land gezogen ist. —

Der Pilger hatte aufmerksam zugehört und konnte sich des Lächelns nicht erwehren. Der Alte merkte es, als er folgendermaßen fortfuhr: Ja, lieber Herr, laßt Euch nicht gelüsten, den Spuk zu sehen, denn ich sagte Euch die Wahrheit! Viele feine Junggesellen sind schon in der verhängnißvollen Mittagsstunde hingegangen, doch keiner von allen ist zurückgekehrt, noch ein Gebein von ihnen gefunden. Man sagt, eine Riesenfrau bade zu jener Stunde im See, welche schon die alten Heiden verehrten und Göttin Hertha nannten; sie sey von gar schönem Leibe und Angesichte und locke die sich vorwitzig Nahenden durch ihren Zaubersang in den See hinab, der von unergründlicher Tiefe ist. Andere meinen, daß sie durch die Kraft ihrer Lieder verwandelt wären, und wollen im Mondenschein aus den weißen Buchen klagende Menschenstimmen gehört haben. Mein Großvater, der ein unverzagter Mann war, hat mir erzählt, daß er einst um Mittag als Hirtenknabe, da er mit den Kühen dem See zu nahe kam, einen Laut vernommen habe, der ihm so süß geklungen, als wenn ihn tausend Engelstimmen zu sich lockten. Mit hastigen Schritten sey er vorüber geeilt, doch wenn er im hohen Alter noch an diesen Laut denke, so walle ihm das Herz auf in Angst und Lust. So erzählte mein Großvater, ein aufrichtiger Mann. — Der Greis stand auf und warf sich das Netz wieder auf die Schultern. — Wenn ich Euch rathen soll, kehrt mit mir um, denn es wäre Schade um Euer junges Blut, und wie würden Eure Eltern sich grämen. —

Der Pilgrim dankte ihm, drückte ein Goldstück in seine Hand und bat, um ihn keine Sorge zu haben. Der Fischer aber schüttelte den Kopf und brummte weggehend vor sich hin: Jugend hat keine Tugend. —

Nun war der Fremdling wieder allein und hocherfreut über diese Kunde; keine Furcht wandelte ihn an, vielmehr klopfte sein Herz ungeduldig, wie bei dem Gruße der Vielgeliebten. Dem Orakel vertrauend, setzte er fröhlich seinen Wanderstab weiter, seine Sehnsucht schwoll wie eine steigende Meerfluth, und wenig kümmerte ihn der Verlust seines Erdenlebens, um das selige Anschauen der Unbekannten damit zu erkaufen. — Noch nicht weit war er gegangen, als er schon zwischen dunklen Buchen den geheimnißvollen See durchschimmern sah. Seine Wellen blitzten im hohen Mittag wie geschliffenes Silber, und um sein zirkelförmiges Ufer stieg ein bläulicher Dampf auf, der wie ein vorgehängter Schleier Berge und Wälder seltsam verhüllte. Alles war todtenstille, kein Vogel ließ sich im ganzen Umkreise hören, keine Unke klagte aus den tiefen Wassern, die Schwärme der Mücken zogen abwärts, und das gejagte Wild wich scheu

von seinen Ufern hinweg. Alles Leben schien durch einen starken Zauber hier gefesselt, oder anbetend die hehre Nähe der Göttin zu feiern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leopold Robert.

Ueber diesen berühmten Maler, der sich kürzlich in Venedig den Tod gegeben, sind wir im Stande, unsern Lesern Einiges mitzutheilen. Sein Gemälde: „die (italienischen) Schnitter" hat auf der Ausstellung in Paris im Jahre 1831 alle Parteien zur Bewunderung hingerissen. Das Gegenstück: „die Fischer im adriatischen Meere" war kaum in Paris (leider zu spät für die Ausstellung) angelangt und hatte gerechten Enthusiasmus erregt, als die plötzliche Nachricht von des Künstlers Tode die Gemüther erschütterte. Nach seinen Grundsätzen, nach der Regelmäßigkeit seiner Lebensweise, seiner Anhänglichkeit an seine Verwandte, deren Stütze er war, bei der schönen Stellung, welche er im Leben hatte, scheint ihm nichts so fremd gewesen zu seyn als ein freiwilliges Ende. Und doch war es so. Die That war das Resultat einer geistigen Krankheit, der seine Grundsätze unterlagen und die seinen Willen nicht ganz frei bleiben ließ. Diese Meinung, welche alle theilen, die ihn näher gekannt und auf seiner edlen und schönen Laufbahn ihm nachblickten, ist durch die Aerzte bestätigt worden, welche bei der Section einen Wassererguß im Gehirn gefunden haben. Uebrigens hatte schon ein älterer Bruder, Robert, der eben so regelmäßig lebte und dieselben religiösen Grundsätze hatte, durch Selbstentleibung sein Leben geendet, ohne einen andern Grund als eine melancholische und krankhafte Stimmung des Organismus.

Der große Künstler war nicht älter als vierzig Jahre; ein weites Feld des Ruhmes öffnete sich vor ihm. Warum trägt doch der Blüthenbaum des Genies unter seinen Früchten nicht auch einen milden, tröstenden Balsam? — Geboren zu Chaux-de-Fonds im Canton Neufchatel hatte Leopold Robert so zu sagen ein doppeltes Vaterland, sein Geburtsland die Schweiz, sein Adoptiv-Vaterland Frankreich. Umstände bewogen ihn, der Kupferstecherkunst zu entsagen, welcher er seine ersten Studien gewidmet hatte, um den Pinsel zu ergreifen. In David's Atelier vollendete er seine zu Chaux-de-Fonds (wo vortreffliche Traditionen herrschten) begonnene Künstlerbildung. Der Name eines Neufchatelers sicherte ihm den günstigsten Empfang; denn der Canton Neufchatel, in der damaligen Zeit der preußischen Herrschaft entrissen, war von Napoleon an Berthier gegeben worden, und der Hephästion dieses zweiten Alexander behandelte die Einwohner seiner Herrschaft, seine Unterthanen, wie er sie gern nannte, mit einer besondern Gunst. David bemerkte Robert, den er zur Ausführung seiner Arbeit im Kupferstich bestimmte. Die Preisbewerbung kam heran, Robert nahm daran Theil; aber er erfuhr eine große Ungerechtigkeit, der erste große Preis wurde einem hinter seiner Arbeit zurückstehenden Kupferstiche zuerkannt. Zu bescheiden, um sich zu beklagen, verließ er den Grabstichel und ergriff den Pinsel. Diese Ungerechtigkeit ist es, die uns die Schnitter und die adriatischen Fischer verschafft hat.

Von dem Tage, wo Leopold den Grabstichel mit dem Pinsel vertauschte, zeigte sich die ganze Größe seines Talents. Dieses Talent fand sich freier in einem weitern Gebiete; von seinen ersten Studien behielt er die Richtigkeit der Zeichnung und die Reinheit der Züge bei, seine neuen Studien erhielten Sonne, Bewegung und Leben. Wie alle Kinder der Schweiz liebte er die malerischen Schönheiten der Natur; er besaß ein inniges Gefühl dafür. Italien vollendete es. Nach einigen Werken, welche ihn zur Classe der ersten Meister erhoben, nahm er eine besondere Stellung durch seine „Schnitter" ein, und jetzt schmücken seine „adriatischen Fischer" sein Grab mit unsterblichem Ruhme.

Die Künstler in Neufchatel haben, um das Gedächtniß dieses Meisters zu ehren, einen Fonds zu einer Preisbewerbung in der Malerei zusammengebracht, welche den Namen des großen Künstlers tragen soll und zur Aufmunterung junger sich auszeichnender Maler, welche aus dessen Vaterstadt stammen, bestimmt ist. —c—

Neugriechisches Wiegenlied.

Lulu, lulu, mein Kindchen du,
Mein Bübchen schließ die Aeuglein zu,
Schlaf zu, lulu, mein Kindchen lieb,
Du bist ein kleiner Herzensdieb.
Geb Alexandria zum Zucker,
Dir Misir zum Reißbrei,
Konstantinopel dir, du Schlucker,
Drei Jahr drin Sultan sey.
Und noch drei Dörfer obendrein,
Drei winzig kleine Klösterlein;
Die Dörfer sammt den Gärten schön,
Darin sollst du spazieren geh'n,
Und die drei Klösterlein so klein,
Zu beten drin, geh' du hinein.

Eugen.

Correspondenz.

Das achte Elb-Musikfest, gefeiert den 11., 12. und 13. Junius 1835 zu Dessau.

(Fortsetzung.)

Donnerstags den 11. Junius Nachmittags gegen 4 Uhr wallfahrtete nun ein zahllose Menge nach der Johanniskirche, die, obgleich klein und nicht eben zu Musikaufführungen von so gigantischer Art geeignet, doch kein ganz übles Local und freilich das einzig passende im Orte war, denn die Schloßkirche, allerdings großern Umfangs, eignet sich, der hervortretenden alterthümlichen Chöre und Galerien, des unangenehmen Einganges und mehrerer andern Ursachen wegen, noch weniger dazu. Das Orchester, auf ziemlich breiten Stufen in die Höhe steigend, war bequem und geräumig genug angelegt, die Plätze der Sänger und Instrumentalisten auf einem mit den Billetten für die Theilnehmer ausgegebenen recht artig lithographirten Plane genau angegeben, und an der Vorderseite mit grünen Kränzen gefällig ausgeschmückt. In der Mitte stand hinter dem kleinen Pianoforte der Held des Tages, der gefeierte Schneider, und erhob den Stab. —

Die Einleitung begann — ernst — majestätisch, bald einen düstern unheimlichen Charakter annehmend, der, sich vom freundlichen Tageslicht wendend, die Nähe der Unterirdischen ankündigt — leise in mezza voce (K moll) begann der herrliche Chor der Höllengeister: „Aus dem Felsenthor ꝛc.“ für Alt, Tenor und Baß, — das erwachende und wachsende böse Princip in der menschlichen Brust bezeichnend. — Das Emporsteigen der Geister — einen Moment nach C dur sich wendend, um dann gleich wieder dem gespenstischen K moll sich zuzuneigen, macht einen wunderbaren Effect. Und strahlend in der Herrlichkeit Jehova's schließt sich der Chor der Engel an: „Er thronet auf dem Stuhl der Herrlichkeit“ — großartig und kraftvoll das klare reine K dur dem düstern Moll der Dämonen folgend.

Die Harfenbegleitung des Psalms, der jetzt kommen sollte, mußte nun der Componist durch das freilich nicht schöne und dem Ganzen minder analoge Pianoforte ersetzen. Den Psalm selbst sang der anhalt-dessauische Hof- und Kammersänger Herr Diedike, wenn gleich kein Mantius, doch immer ein jedenfalls sehr schätzenswerther Tenor, äußerst brav, und jetzt erhob sich die liebliche anmuthige Stimme der Madame Johanna Schmidt aus Amsterdam zu dem ersten und gemüthlichen Sopransolo: „Aus dem Felsenspalt sprudelte ein Quell,“ welches sie mit schöner Cantilene und einfach gefühlvollem Vortrage, ganz dem Geiste dieser melodischen Composition angemessen, vortrug. — Der kraftvoll tönende, aus voller Brust hervorströmende Baß des talentvollen Dilettanten Krause aus Berlin erschien zuerst in dem folgenden Duett. Nichts Reizenderes kann in diesem Genre gedacht werden als das Lied der Thamar: „Auf sonnigen Fluren, auf prangendem Rain“ — es ist die lieblichste, ansprechendste Melodie, — ein unschuldvolles, in kindlicher Fröhlichkeit sich ergehendes Gemüth, rein und hell wie der unumwölkte Himmel blühender Jugend. — Madame Müller, die verdienstvolle und berühmte Altistin aus Braunschweig, fand mit ihrer starken, vollen, kräftigen Bruststimme auch diesmal alle Anerkennung. Unter den vielen zarten und dünnen Stimmen und Stimmchen, die unsere Zeit zu Tage fördert, ist es eine erfreuliche Erscheinung, eine wohlthuende Empfindung, einmal der wahren Kraft zu begegnen. Madame Müller besitzt diese und entbehrt dabei keinesweges der Anmuth, nur möge sie dieser auch immer rücksichtslos vertrauen, die angeborne Gabe in freier Natur walten lassen, und nicht versuchen, der Kraft noch irgend eine Art Gewalt anzuthun, um das Aeußerste hervorzubringen. — Das Aeußerste ist selten schön, und sie hat das nicht nöthig. Namentlich gilt dies nur von den tiefsten Tönen, die sie oft mit einer zu großen Anstrengung hervorheben zu wollen scheint, deren sie gar nicht bedarf. Der Ton erhält dann augenblicklich, der gewohnten Anmuth entbehrend, eine Art Härte, die außerdem nie und nirgends zu bemerken ist. Ihr Recitativ hat einen dramatisch kräftigen leidenschaftlichen Ausdruck, man hört überall die denkende und fühlende Künstlerin. —

Es ist keine Frage, daß dieser Absalon unstreitig das aus des Meisters Geist hervorgegangene Oratorium ist, welches durch seine künstlerische Popularität überall am leichtesten und sichersten Eingang finden wird. Seine ungemeine Klarheit, die helle, frische, mehr der Welt als dem finstern Kirchenstil angehörende Tendenz stellen es gleichsam als vermittelnde Brücke zwischen beide Genres, indem es der Erhabenheit der religiösen Musik nicht entbehrt und doch das leidenschaftlich bewegte Leben der menschlichen Brust athmet. —

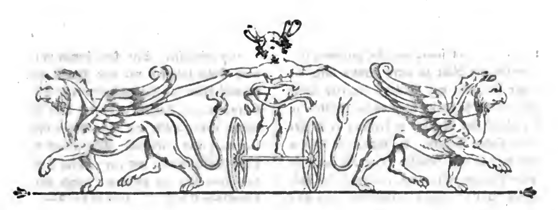
(Die Fortsetzung folgt.)

Leipziger Chronik.

(Napoleonsruhe bei Leipzig.)

Der, vor einiger Zeit verstorbene, Verf. des Buches: „Napoleon's Feldzug in Sachsen im Jahre 1813,“ erzählt in seiner Darstellung des 18. Octbr. 1813. Folgendes. „Es ward jetzt dunkel, der Donner verhallte, und nur einzelne Schüsse aus dem kleinen Gewehre fielen noch; die Erde und der Himmel erglänzten nach und nach von den unzähligen Wachtfeuern, welche aus der Unterwelt emporzusteigen schienen. — — Man hatte dem Kaiser Napoleon (der Mittelpunkt seiner Stellung am 18. Octbr. war auf den Anhöhen bei Stötteritz, südlich hinter dem Thonberge, etwa 10 Minuten von demselben entfernt) einen hölzernen Schemel gebracht, auf den er, von den Anstrengungen der letzten Tage erschöpft, in Schlummer sank. Seine Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schooße; er glich in diesem Augenblicke jedem andern, unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen verdüstert und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Scharen rauschten in einiger Entfernung vorüber. Nach Verlauf einer Viertelstunde erwachte der Kaiser und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise umher, welcher zu fragen schien: Wache ich, oder ist's ein Traum! Doch sammelte er sich sogleich und gab in dem Augenblicke einem Officier einen Auftrag.“ — Auf jener bezeichneten Stelle steht seit kurzem ein einfacher Denkstein, ohne alle Inschrift, der, in seiner absichtlichen Schweigsamkeit über den Zweck, welchem er dienen soll, entweder eben jene Ruhestätte Napoleon's, gleichsam als einen entscheidenden Wendepunkt in seinem politisch-militairischen Leben, durch sich selbst sinnreichend bezeichnet, oder, in Ansehung der leipziger Schlacht selbst, ein stummes Zeugniß abgiebt. Auch die Steine reden! Und so redet auch jener Stein gar Mancherlei zu den ihn Besuchenden, je nachdem der Einzelne auch hier auf den großen weltgeschichtlichen Standpunkt sich hinstellt, oder die geheimen Hieroglyphen des ausschließenden Patriotismus für sich selbst deutet. In dieser Beziehung nimmt jener Denkstein seine Stelle mit besonderem Rechte ein. An seltsam flüsternden Stimmen, die das enge Menschengemüth und der große weltgeschichtliche Sinn gleichgut verstehen können, wird es dort zu mitternächtlicher Weile nicht fehlen. Auch wäre es ein gar classischer Ort für die „nächtliche Heerschau,“ von Zedlitz.

— d.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags —— 142. —— den 23 Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Robert's letztes Werk: „Die adriatischen Fischer."

Man fühlt, daß dies das letzte Lebewohl des Malers ist. Es ist die Frucht einer schwärmerischen Begeisterung, einer tiefen rührenden Melancholie; es ist der Schwanengesang des Meisters. Dieser Eindruck theilt sich auch lebhaft mit; man fühlt sich gerührt, erweicht, und zu bedauern ist der, welcher bei dem Anblicke dieses Bildes nicht eine Thräne in seinem Auge gefühlt hat. Erhabener Künstler! Du könntest noch so schöne Sachen schaffen, und du hast uns verlassen! Wir müssen demnach diesen kostbaren Rest des Talents mit Ehrfurcht begrüßen und dieses erhabene Blatt aus dem Buche seines Lebens andächtig betrachten, dessen andere Blätter er selbst vernichtet hat. Wir müssen sagen, daß es eins der schönsten Producte ist, welches die Kunst und die Malerei hervorbringen konnte. Die Scene ist in Venedig, unter Venedigs schönem Himmel, den ein früher Seewind erfrischt. Wir sehen eine ganze Familie von Fischern im Augenblicke der Abfahrt. Stehend, mit erhobenem Arm und mit dem Finger nach dem Himmel zeigend, wohnt das Oberhaupt dieser Familie der Einschiffung bei. Nahe bei ihm zwei kleine Kinder; bewunderungswürdig durch den engelgleichen Ausdruck und die kindliche Anmuth sehen sie auf ihn und hören mit der vertrauenden Wißbegierde ihres Alters. Das eine hält unter dem Arme das Bild der Madonna, vor welchem es ohne Zweifel für den Erfolg der Reise gebetet hat und noch beten wird. Welches Leben von Jugend und Zukunft in diesen beiden Kinderköpfen! Eine so reine Schöpfung empfangen und ausführen zu können und sich dann tödten!.... Das bleibt ein Räthsel *). Oben, dem Fahrzeuge den Rücken zuwendend, hebt ein junger Fischer die Blicke voll Hoffnung gen Himmel. Er scheint die Zukunft zu erforschen mit dem Vertrauen der Jugend; dies ist das Alter von zwanzig Jahren mit all seinen Täuschungen. An seiner Seite sitzt ein anderer Fischer, welcher den treffendsten Contrast darbietet; jung ist er auch, aber welcher unaussprechliche Ausdruck von Trauer ist seiner Physiognomie eingeprägt, welche Melancholie über sein ganzes Wesen verbreitet. Er denkt wenig an die Abfahrt; was kümmert's ihn, hier oder dort zu seyn, er wird immer auf gleiche Weise unglücklich bleiben. Dieser Mensch ist von Herzen gerührt, er soll sterben, er soll dem Kummer unterliegen, welcher an ihm nagt. Vielleicht wird er selbst den Zeitpunct verkürzen. Unglücklicher Robert! indem Du diese Figur maltest, hast Du Dich selbst verrathen. Vor ihm im ersten Plane ist der jüngste der Fischer beschäftigt, die Netze und Instrumente zum Fischfang und der Einschiffung zu ordnen; kein anderer Gedanke stört ihn bei der ernsten Beschäftigung, auf welche sein Alter von vier-

*) Es bliebe ein Räthsel, wenn man nicht wüßte, daß der Künstler mit seinem Werke oft den Frieden von sich gibt, wie er ihn umgekehrt oft in seinem Werke nicht gibt, um ihn für sich zu behalten. K.

zehn Jahren stolz ist. Zu seiner Rechten betrachtet eine junge Frau, welche ein Kind in ihren Armen hält, die Vorbereitung zur Abfahrt, mit Blicken, die eine sanfte Traurigkeit ausdrücken; sie scheint schon an die Rückkehr zu denken, und sie durch ihre Wünsche zu beeilen; es ist eine von jenen Raphael'schen Figuren, die Robert zu schaffen wußte. Wenn man sie vom Gemälde trennte, so würde sie eine der schönsten Madonnenköpfe seyn, ein Typus des schönen und göttlichen Ideals. Nahe bei ihr sitzend, betrachtet die alte Mutter der ganzen Familie diese Abreise mit einem tiefen Schmerz; eine Thräne, eine einzige Thräne hat noch über diese vertrocknete Wange fließen können; es ist der Gedanke, daß sie mit einem Fuße schon im Grabe steht. Diese Reise wird für sie vielleicht ohne Rückkehr seyn. Diesem Tage folgt vielleicht kein neuer Morgen. Im Hintergrunde ordnen Fischer die Segel, ein Greis verläuguet nicht die ängstliche Sorge seines Alters, er hat sich mit Lebensmitteln beladen. Dann im Hintergrunde ein schöner Himmel, das Meer, ein venetianisches Haus, auf dessen Mauer die von der Sonne gebräunte Weinranke sich emporwindet, und Licht in allen und überall! Es ist ein treffliches Werk!

Die Gruppe der beiden Fischer besonders überrascht durch die Kraft des Schattens. Kein Schwarz ist hier zu finden, und doch eine Kraft des Tons, dem nichts zu vergleichen ist; eine außerordentliche Durchsichtigkeit, und überall Luft, überall Licht, glänzend oder reflectirt. Die Köpfe sind bewunderungswürdig gezeichnet, die Conturen fest, gehalten und doch ohne Trockenheit. — —e—

Die Herthaburg.

Ein Mährchen von Theodor Melas.

(Fortsetzung.)

Der Pilgrim erstieg nun den Gipfel des alten Burgwalles, welcher das geheimnißvolle Thal verdeckte. Er zögerte, die letzten Schritte zu thun und stützte sich auf seinen Pilgerstab, der ihn über Länder und Meere bis hierher geleitet hatte. — Vor seiner regen Einbildung standen die alten Sagen der Herthaverehrung auf dieser Insel der Ostsee, es schien ihm die Wahrheit jedem Baume eingeschrieben und jedem Steine eingegraben, alles trug eine wunderbare Signatur, die symbolisch zum Herzen sprach. — Es dünkte ihm, er könne aus diesem Zauberkreise nicht mehr hinaus, so bestieg er entschlossen die Zinne der Burg, indem er die Baumzweige vor sich wegbog; ein wollüstiger Schauer hemmte sein Athmen, als er in den dunklen Thalgrund hinabblickte. Sein Herz schwoll in heißer Sehnsucht, seine Seele that sich wie eine Blume auf. Kein Menschenfuß schien seit Jahrtausenden diese Schwelle betreten zu haben, uralte Buchen zogen wie hohe Kirchenpfeiler ein kühnes Kreuzgewölbe mit ihren Aesten über den geheiligten Raum. Ein unendlicher Blätterwurf deckte den Boden dieses Heiligthums, und nur einzelne Lichter, welche durch das grüne Netz sich schlichen, bebten tief unten auf dem bräunlichen Estrich. — „Hier ist der Tempel der Erde!“ — sprach er zu sich selbst und stieg hinab, und es war ihm sofort, als wenn er aus weiter Ferne einen Gesang vernehme, der wie ein Ruf aus der Heimath sein Innerstes durchdrang. Da er sich zufällig bückte, so stand eine wundervolle Blume vor ihm, die er abzubrechen sich nicht enthalten konnte. Ihre äußere Hülle war milchweiß mit hellgrünen Rändern, das Innere aber purpurroth, und tief im Kelche bebten drei Perlen, worin sich sein Angesicht spiegelte; wie erschrak er über die verwilderte Gestalt! Aber die Blume tröstete ihn, und er besann sich, daß er sie als Kind schon im Morgenlande gesehen habe; das Begehren nach ihr war die erste Ursache seiner irren Wallfahrt, der Gegenstand seiner krankhaften Sehnsucht gewesen. Unbeschreiblich wohl ward ihm nun in ihrem Besitze, und er konnte sich, wenn er in ihren Kelch schaute, der frühsten Jahre seines Lebens erinnern. Er setzte sich auf einen Stein und mußte herzlich weinen; es waren die ersten Thränen nach langer Irrfahrt, und in ihren linden Strömungen schien sich seine tiefe Schwermuth zu lösen. Während aber aus seinen Augen die Tropfen auf einen Stein fielen, bewegte sich der Erdboden, und tief von unten tönte in hellen Stimmchen folgendes Lied herauf:

Kommst Du endlich, Langersehnter,
Zu dem alten Heiligthume,
Angeweht vom Götterruhme;
Willst nun unsre Ketten brechen,
Willst auch mit der Hertha sprechen,
Talisman sey Dir die Blume!
Halt sie fest in Deinen Händen,
Soll nicht Wohl in Weh sich wenden,
Mußt uns alle damit lösen,
Von dem Zauber, von dem Bösen,
Dein und unser Leid zu enden.

Der liebliche Gesang hatte den Pilgrim ganz froh gemacht, und er gelobte bei Allem, was ihm theuer war, die Wunderblume nicht aus seinen Händen zu lassen. Nach einem kurzen Gebete zu den himmlischen Mächten ging er mit entschlossenen Schritten auf den See zu, wo ein grünes Wald-

thor die schroffe Abfahrt in seine Gewässer eröffnete. Wie ward ihm aber, als er nun wirklich am Eingange jenen goldenen Wagen sah, mit schneeweißen Kühen bespannt und mit schimmernden Teppichen behangen, so wie das Alterthum es beschrieben hat. Er wußte nicht, ob er träume oder wache, das ganze Leben kam ihm wie ein dunkler Traum vor. — So ist es doch wahr, — rief er aus; — ich stehe, wo vor Jahrtausenden die Druiden standen, es ist der nämliche Wagen mit seinem weißen Gespann, die Zeit hat hier keine Gewalt, unverblichen sind die künstlichen Teppiche, ungealtert die heiligen Thiere! Er berührte, um sich vollkommen zu überzeugen, die purpurrothen und golddurchwirkten Decken und streichelte die schönen glatten Kühe, welche ihn mit betrübten Augen anzublicken schienen. Fester drückte er die Blume in seinen Fingern und ging nun an den Uferrand des Sees. Es war gerade Mittag, die Sonne leuchtete mit königlicher Kraft auf den kreisförmigen See, und ihre zahllosen Funken schossen in einen so blendenden Lichtkegel zusammen, daß er seine Augen schließen mußte, um nicht zu erblinden. — Als er wieder aufblickte, war das starke Licht zerflossen, und er sah an der Stelle des leuchtenden Sonnenkegels ein riesenhaftes Weib voll göttlicher Geberde, deren Glieder ein silberheller Schleier vom Haupt bis zur Sohle umfloß, und die im See badend und plätschernd mit melodischer Stimme sang. Bei den wundersüßen Lauten wurzelten seine Füße wie im Boden fest und es dünkte ihm, als säusele sein Haupthaar schon wie die Blätter der Buchen. — Doch sah er vertrauend in den Kelch der Blume, und sofort war der Zauber verschwunden. Sie sang, wie aus tiefer Einsamkeit, folgende Verse:

Aus den dunklen Wassern
Quillet meine Lust,
In den kühlen Wellen
Schließ' ich ewig Dich an meine Brust;
Brause auf und still' Dich wieder,
Tönet froher, meine Lieder,
Gebt dem Herzen Lauf!

In der Mittagsstunde
Raubt man mir das Kind,
Brennend schmerzt die Wunde,
Bis ich, Götterbild, Dich wieder find';—
Viele Opfer mußten fallen,
Keiner war es noch von Allen,
Komm mein Siegelind! —

Bei diesen letzten Worten warf sie den silberhellen Schleier weg, und der erstaunte Jüngling ward ganz geblendet von der überirdischen Schönheit ihrer nackten Glieder, die vom dunklen Lockenhaar wie von einem langen Mantel umwallt wurden. Er sank auf sein Knie nieder voll kindlicher Anbetung, und heilige Schauer durchströmten seinen Busen; Ewigkeit erfüllte seinen Geist, er glaubte die Natur selbst zu sehen. Alle Träume seiner frommen Kindheit gingen hier in Erfüllung; das war's, was er suchte und was zum Wahnsinn ihn verlockt hatte; das, sprach er zu sich selbst, meinte des Orakels Mund! In dem Anschauen ihrer wonnigen Gestalt ward ihm, wie dem Säugling an der Mutter Brust, so still befriedigt und so erfüllt, wünschte und begehrte er nichts mehr. Nun begriff er auch, warum die brennenden Blumen des Morgenlandes ihn oft bis zur Vernichtung geängstigt hatten; waren sie doch nur taube Hüllen dieses seligen Kerns der ganzen Natur! —

Der Tiefgerührte war auf seine Kniee gesunken, seine Blicke hefteten sich auf die Wunderbare, und helle Freudenthränen rollten von seinen blassen Wangen herab. Da sang sie weiter also:

Wagt ein Sohn vom Staube
Mich im Bad zu seh'n,
Wird als grüne Laube
Stracks sein säuselnd Haupthaar steh'n.
Jenes alte Grauen schwindet
Dir nur, der die Blume findet; —
Komm in meinen Saal!

Nach diesem Gesange tauchte sie in die Fluth hinab, und der Pilgrim fühlte zugleich eine Erschütterung des Bodens unter seinen Füßen; der Grund versank mit ihm, und er befand sich wie in einem großen prachtvollen Saale, welcher, im Achteck erbaut, bei offenen Flügelthüren die Aussicht in zahllose Gemächer gewährte. Des Saales Estrich war von Agath, die gewölbte Decke von einem einzigen Saphir; die Wände blitzten von Edelsteinen aller Art, zu den schönsten Mosaikgemälden geordnet. Die Erleuchtung kam von der Kuppel herab aus einem blutrothen Steine, der Alles wie mit lieblichem Abendschimmer erhellte. Inmitten des köstlichen Saales rauschte ein Springbrunnen, der seine krystallenen Säule bis zur Decke erhob und von dem saphirnen Gewölbe wie ein vieltausendzweigiger Baum die Silbertropfen in ein Smaragdbecken herabgoß. — Auch das seltsamste Geräth erfüllte den Saal, und nur bei dem Wenigsten konnte er den Gebrauch errathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Das achte Elb-Musikfest, gefeiert den 11., 12. und 13. Junius 1835 zu Dessau.

(Fortsetzung.)

Die vier Chöre der Höllengeister sind nach meiner Ansicht der Culminationspunkt des Ganzen, in ihnen entfaltet sich ein wunderbarer Genius, der das dämonische Treiben der infernalischen Welt in den mannichfaltigsten Modificationen wiedergiebt. — Schon der Gedanke ist originell, diese vier Chöre sämmtlich ohne Sopran sich nur in den tiefen Regionen des Gesanges bewegen zu lassen, als ob diese Sänger sich nicht an das heitre Licht des Tages, den hellen Sopran, wagen dürften, als ob sie nur in der heimlich verborgensten Heimath der menschlichen Brust bleiben und wirken konnten. — So treten sie denn auch sämmtlich sotto voce ein und steigern sich in einzelnen Momenten cresc.: zum f. und ff. —

Schneider ist ein ächter musikalischer Charakteristiker, diese Chöre waren seine Apotheose, und wenn er weiter nichts geschrieben hätte, sie allein schon verdienten reichlich ihm den Lorbeerkranz, den seine Bescheidenheit beim Festmahl von sich wies.

Du weißt, daß ich ein enthusiastischer Verehrer Marschner's bin, ihn vor allen neuern deutschen Operncomponisten obenanstelle, daß sein unterirdisches Reich, welches im Vampyr und Hans Heiling so Vortreffliches bietet, mir als das Höchste neuer dramatischer Musik gilt. — Mir kam beim Hören dieser Chöre der Gedanke, Schneider möchte einmal eine Oper dieser Art schreiben. Ich hätte Lust, ihm den Text zu liefern — sein Genius würde ihn vor jedem Plagiat bewahren und bestimmt, wie für die Kirche, so auch für die Opernmusik Bedeutendes, Ausgezeichnetes schaffen, dem Genie ist keine Bahn verschlossen.

Ganz vortrefflich ist auch der Chor des Volkes: „der Herr züchtiget, den er liebt," mit der energischen Fuge, einem wahren Meisterstück, — und ein wildbewegtes herrliches Schlachtstück, der kurze Simphoniesatz, dem der Chor der Empörer: „Höret den brausenden Wald," vorangeht, — da ist ungezügelte Kraft, die doch nie und nirgends sich überbietet. — Den Schluß des Oratoriums machte ein großer Chor: „Suche den Herrn von ganzem Herzen" mit tüchtig durchgearbeiteter Fuge. — War es nun, daß man des Herrlichen, Vollendeten zuviel schon gehört — war es der hinreißende Schmelz, mit dem im letzten Solo Madame Schmidt schloß, — dieser Schlußchor mit seinen 69 Takten sehr langsamen Tempos zum Eingang und der nachfolgenden Fuge (Ddur $\frac{4}{4}$) sprach mich nicht besonders an und erschien mir als Schlußstein eines so großartigen Gebäudes weniger wirksam, als ich gehofft. — Es ist übrigens eine nicht zu entschuldigende wahrhaft barbarische Gewohnheit, daß in der Regel gegen das Ende jeder großen Musikaufführung das Publicum seinen Wunsch nach völliger Freiheit vom Zwange der Kunst durch jene unangenehme halblaute Bewegung kund giebt, die dem Ohre dessen, der da eifrig und ruhig den letzten Tönen nachlauschen möchte, ein wahrer Gräuel ist, und gewaltsam die Aufmerksamkeit zerstreuend, keinen Genuß mehr zuläßt, ja endlich sich einem selbst in Aerger und Verdruß mittheilt, — da hört man jenes Rauschen der Shawls und Hüte der Damen, das Zusammenlegen der Zettel und Textbücher, oder Lorgnetten, das halblaute Rusten, flüsternde Fragen und Anworten zum möglichst schnellen Abzuge, wenn die ersehnte Freiheitsstunde mit dem letzten Taktschlage kommt, — kurz, man wird zerstreut und wünscht zuletzt in halber Verzweiflung die Unruhestifter und holden Unruhestifterinnen, das ganze Kunstwerk und sich selbst zum Teufel. — Fast überall, wo eine große, mehrere Stunden dauernde Kunstschöpfung in das Leben trat, bin ich diesem Uebelstande begegnet. Es sollte ein Edict erscheinen, ein scharfes Verbot, ja, irgend eine fühlbare Pönitenz Störungen dieser Art rügen — oder man brauchte es nur dahin zu bringen, daß das frühere Entfernen durchaus Geschmacklosigkeit und Mangel an feinem Takt documentire, — daß es in London und Paris, der Wiege des savoir vivre, durchgängig Styl sey, auszuhalten, ohne sich zu rühren, bis die Sache, die doch so vielen Menschen schweres Geld gekostet — zu Ende sey, — ich wette, es würde anders. —

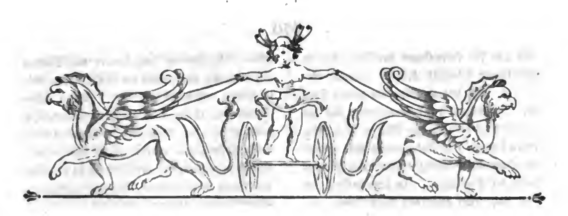
Du lächelst, lieber Fr., über meinen Unmuth und Vorschlag, allein ich weiß, Du giebst mir nicht Unrecht. — Eigentlich wollt' ich hiermit nur sagen, daß es sehr möglich ist, der Schlußchor des herrlichen Absalon sei Deinem Freunde blos durch diesen und ähnliche Uebelstände verleidet worden. —

Den zweiten Tag des Festes eröffnete Morgens elf Uhr im Saale des Schauspielhauses das künstlerische vierblättrige Kleeblatt der Gebrüder Müller aus Braunschweig, deren gegründeter Ruf als der ersten Quartettspieler Deutschlands, alle Kunstfreunde diesem in der That einzigen Genusse zueilen hieß. — Der Saal war sehr gefüllt. —

Da saß das Vierblatt der Brüder in schöner Eintracht, — vier ausgezeichnete Künstler, eng durch die Bande des Bluts verbunden, doch enger noch durch die der innigsten Gemeinschaft in ihrer Kunst. — Still und geräuschlos hatten sie Platz genommen, leise, unhörbar fast, die Instrumente gestimmt, — da erschien der Hof, — noch ein Moment — und Haydn's Quartett (Ddur) mit seinen heitern lebensfrischen Melodien ergötzte zuerst die Hörer. Die Composition trägt allerdings den Stempel der ältern Zeit, in der sie geschaffen ward, allein diese kindlich naive Munterkeit, diese klare, verständige und verständliche Auffassung kann dennoch nie veralten, so lange der Sinn für das Schöne und Reine in der Kunst lebt. — Es war die heiter gemüthliche und doch lebhafte Unterhaltung vier glücklich organisirter Gemüther, abweichend in den individuellen Ansichten — mit Leben und frischem Humor führt jeder die seinige durch — sie widersprechen einander — streiten, — werden erregt und sogar mitunter laut, — allein keine bleibende Disharmonie stört den schönen Einklang, lachend und scherzend, fast alle auf einmal plaudernd, einigen sie sich endlich doch zu längerem frohem Beisammenseyn. — — — Das Quartett von Onslow riß mich als eine Schöpfung unsrer Zeit freilich mehr hin, — man findet da seine Welt, die Welt der Kunst, in der unsere Generation zu leben und zu athmen gewohnt ist, noch glänzender, und sich gleichsam in seinem Elemente wieder, bei den düster feurigen Harmonien, den glänzenden Uebergängen — es war entzückend! —

Aber die Menuett und Fuge von Beethoven, welche diesen einzig schönen Genuß beschloß, war dennoch der Glanzpunkt, das Höchste, was in der Quartettmusik geleistet werden kann, — diese Rapidität in dem wilden eilenden Scherzo, das rastlose Fortstreben, das Verfolgen, blitzschnelle Berühren und Verlassen der Ideen, die, Funken gleich, auftauchen und untersinken, — dann die Fuge, — das ganz eigenthümlich unruhige Thema, in seltsam unheimlicher Bewegung gleichsam Worte murmelnd, die eine Stimme der andern erst leise, dann kräftig nachspricht, und nun dieser Conflict der Meinungen, dieses eigensinnige Nach- und Widersprechen — alles das verbunden zu einem grotesken und doch hinreißenden Ganzen, ein Strom, in seinen Ufern schäumend und brausend und doch eingedämmt von höherer Macht, — so stürzte die Fuge dahin, — unaufhaltsam, drängend wild und mächtig, und doch so hinreißend schön. — —

(D. F. f.)



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 143. — den 24. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Bücherschau.

(Fortsetzung.)

7. Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen. Herausgegeben von Theodor Mundt. Leipzig, Reichenbach. 1835. 436 S. 8.

Ich hatte mich zu lange verweilt bei der Doctrin von der antiken Liebe, und man wird mir's wenig Dank wissen, daß ich über die Doctrin selbst zu dociren anfing. „Das eben ist der Fluch der bösen That." — — Ich hasse das Dociren dermaßen, daß ich diesen Haß — selbst dociren muß. Man kann nicht anders als mit gleichen Waffen streiten. Doch genug! Ich muß mich entschädigen. Ich will zum Leben und Dichten wieder Muth fassen an einer Menschengestalt, die erlebt hat, was sie ist und hat und gibt. Nur das Erlebte hat die Berechtigung, da zu seyn, denn das Erlebte trägt sein Gericht, weil seine Freuden und Schmerzen, in sich selber, deshalb kann ich auch jener Rahel mit Andacht zuhören, wenn sie von der Aufhebung der Ehe spricht und von der Süßigkeit der fessellosen Neigung der Geschlechter. Sie hat ihr gut Theil Schmerzen dabei; der Hülfeschrei aus wunder Brust ist mir heilig. Was eine Menschenbrust erlebt, ist ein Stück der Geschichte Gottes, d. h. seiner Offenbarung, die ja nirgends fertig ist bis an das Ende der Welt. Hat einer die Hölle erlebt: — dann küss' ich ihm zwei Mal die Hand, wenn er sein Erlebniß hinstellt. Wenn es nur erlebt ist, wenn es nur Product der Nothwendigkeit seiner Natur ist. Ich lasse nichts leben als das Leben, aber dies ganz, völlig und mit aller Freudigkeit. Selbst die Tugenden des alten Europa lasse ich gelten, wenn sie noch einer erlebt und in ihnen sich der Pulsschlag des warmen Blutes und die geistigen Bedingungen seines Daseyns bekunden.

Ich will, wie gesagt, an Mundt's „Madonna" alle meine Doctrin vergessen. Ich meine damit nicht das Buch „Madonna", sondern die kleine Weltheilige im Kloster Osseк, das wunderbare Mädchen mit der jungfräulichen Keckheit, dies Kind Gottes und göttliche Weltkind. Unsere Zeit ist einmal so von liberaler Doctrin ersäuft, daß ich nach der schlanken Gestalt, die aus diesem Schaume der aufgeregten Leidenschaften hervorsteigt, mit Verlangen meine Arme ausstrecke. In dem Buche „Madonna" ist viel Weisheit, treffliche Weisheit, aber immer gepredigte Weisheit. Diese Selbstbekenntnißschrift in Form eines Reiseberichtes, obschon sie wie eine Wanderung von Menschen zu Menschen erscheint, ist eine schwimmende Insel auf der Woge der Zeitreflexionen über Gott und Welt, Geist und Fleisch, ihren Widerstreit und ihre Versöhnung; aber es ist eine Insel Delos, und drinnen die Grotte, wo eine lebendige Gottheit wohnt. Freilich tragen sämmtliche Reflexionen einen eigenen Stempel an sich. Das Buch gibt Reiseberichte aus Teplitz, Prag und Wien. Die Themata sind Katholicismus, Legitimität und die Wiedereinsetzung des Fleisches. Aber jeder Gedanke ist ein Erlebniß, und

aus allem erwächst uns der Lebensbaum der Zeit, die sich hier wie ein Individuum belauscht, belacht, beweint, verwundet, todt schlägt, und wie ein Gott am dritten Tage wieder aufersteht. In Mundt's „Lebenswirren" hat sich blos der Autor gerettet als solcher; die Wirren blieben der Zeit, alle Parteien konnten ihre Bekenntnisse dort gefeiert finden, und aus ihrer Widerlegung erwuchs nur für den Autor eine Einheit der Ergebnisse. In dem vorliegenden Buche hat sich die Zeit selbst erlöst aus ihren Irren, aus ihrem Dämon hat sich ihr Heiland wie ein Phönix aus der Asche gestaltet, das Christenthum hat seinen Zunder von sich geschüttelt und sieht aus dem Buche so lachend und neu uns an, daß nur der blinde Pietismus, weil er hier seine Verkohlung und sein branstiges Wesen wittert, die Augenbrauen mürrisch schüttelt. Daß der aller Kirchenluft enthobene, allem Moder der Satzung entstiegene Heiland, der hier gepredigt ist, von der Welt ans Kreuz geschlagen wird, ist weiter kein neues Wunder, denn der Heiland hat keinesweges blos damals unter Pilatus gelitten, ist nicht damals blos vor Herodes geführt, nicht auf Golgatha blos ans Kreuz geschlagen. Es ist die Aufgabe des Heilandes, daß er alle Tage, so lange die Menschheit eine Geschichte hat, gemartert und begraben wird, aber auch immer wieder aufersteht und wandelt. Er muß ewig wieder bluten und ewig wieder auferstehen, denn er ist von Anfang bis in alle Ewigkeit, er ist die Sehnsucht Gottes, die Welt zu umarmen, das Streben des Geistes, sich mit der Leiblichkeit zu begatten. Dieser Begattungsproceß ist die Geschichte. Die von Ewigkeit in der Idee gesetzte Harmonie hat keinen andern Verlauf als durch diese Dissonanzen hindurch, die am Ende der Tage in Glorie versöhnt seyn werden. Ich muß hier dociren, weil ich hier, bei Gott! nicht anders kann; es ist einmal dies die Unfruchtbarkeit der Kritik, sie legt es in die flache Hand, und da wächst kein Härchen, geschweige ein grüner Halm. Mundt gehört aber bei aller Reflexion, aus der er sich seine Stoffe nimmt, zu den wenigen Dichtern der Gegenwart, weil er seine Ansichten entweder als Selbsterlebnisse gibt, oder sie in Gestalten zur Anschauung bringt. Will er die Weltlust in ihrer Donjuanerie zeigen, so führt er uns nach Dur und zeichnet uns den Casanova, der dort seine Memoiren schrieb. Will er die das Fleisch durchdringende Herrschaft des Geistes zeigen, so führt er uns auf die Esterhazy'sche Galerie nach Wien und entwickelt uns Rembrandt's Bild: „Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld." Hier ist die schönste Feier des Christenthums. Aber die Doctrin hilft den Menschen nichts, das sey Gott geklagt! sie kommen doch immer mit Stangen und Spießen gezogen, und wollen den Geist fahen, als wenn er sich so fangen und arretiren ließe. Wenn einem bei solchen Finsternissen in der Stalllaterne seines Kopfes der Witz ausgeht, so ist's kein Wunder. Das haben die Menschen nie haben wollen, daß Christus in die Welt gekommen ist, um Fleisch zu werden, daß der Gott sich in die Materie versenkt, um sie zu durchleuchten, damit sie geheiligt werde! Es ist eine alte Geschichte; viele von dem jungen Deutschland und die unglückseligen Saint-Simonisten sagen, es sey eine ganz unwahre Geschichte, was dermalen passirt sey zu Jerusalem: lieber Himmel! es ist die einzig wahre Geschichte in dem ganzen Weltlaufe, die das, was damals zu bildlicher Gestalt sich concentrirte, tagtäglich in den Millionen Menschenseelen sich wiederholt, in denen allezeit ein Christuskind geboren, von den Satzungen der Welt erstickt, und oft genug begraben wird, ohne die schreckensvolle Decke des Wahnes, der ihn begrub, von seinen Gliedern abzuwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Herthaburg.

Ein Mährchen von Theodor Melas.

(Fortsetzung.)

Viele Stimmen schienen hier durch einander zu sprechen, und reizten bald in Fragen, bald in Antworten seine Wißbegierde, ohne daß ihm Jemand sichbar wurde; oft redeten sie auch eine fremde Sprache, die unendlich sinnvoll lautete, wovon er aber nur einzelne Worte errathen konnte. Endlich löste sich alles in einen Choralgesang auf, worin die Laute aller Lebendigen sich zu vereinigen schienen, das ihn in ein besonderes Wohlgefühl versetzte. Jedoch konnte sich der Pilger kaum des Schlafes dabei erwehren, mit einer so hinreißenden Gewalt zogen diese Laute den Geist in die Ferne, und nur das feste Anschauen der Blume hielt ihn wach. Endlich that sich eine schimmernde Wand auf und die Unbekannte trat im himmelblauen Kleide mit dem silberhellen Schleier geschmückt zu ihm herein. — Sie war nicht mehr riesenhaft, wie im Bade, sondern von natürlicher Größe, und indem sie den Schleier zurückschlug, erschien ihm ihr Angesicht, wenn nicht schöner, doch viel holdseliger. Ihr Blick war nicht mehr so strenge, die edlen Glieder waren züchtig verhüllt, das Haar anmuthig auf dem Scheitel zusammengeschlungen, so wie die Töchter der Menschen es tragen, nur der blendende Nacken und Busen verriethen ihre überirdische Schönheit. „Du hast die Prüfung bestanden," sprach sie milde, und schloß den bewegten

Jüngling in ihre Arme. „Wärst Du in der Natursymphonie eingeschlummert, so hätte Dich der Zauber der Töne verwandelt; dank' es Deinem Vorsatze und der Blume, durch deren Kräfte Dir mein Anschauen im Bade verliehen wurde. Niemand als Du durfte unverwandelt mich sehen, erkenne die Gnade der Götter und sey dankbar durch kindlichen Gehorsam, denn so nur können Sterbliche den Ewigen vergelten! Vernimm denn das Geheimniß mit nüchternem Geiste: Ich bin Deine Mutter und habe Dich lange schmerzlich entbehrt, Niemand kann diese Blume brechen, als der von meinem jungfräulichen Leibe geboren wurde, denn was die Menschen so nennen, Vater und Mutter, ist nur ein vergängliches Trugbild. — .

Der tieferschütterte Jüngling sank zu ihren Füßen nieder und umfaßte schluchzend ihre Knie; eine Fluth ganz fremder Gefühle hatte sich bei ihren Worten seiner bemeistert. Wie sich selbst befremdet, glaubte er doch sich niemals tiefer verstanden zu haben. Wie ist das möglich, — rief er wiederholt, da mein Vater König in Kaschemir ist und die Königin, meine Mutter, mit Schmerzen mich geboren hat? —

Solcher Menscheneltern hast Du noch viele, — versetzte die Unbekannte — aber ich bin von Anfang Deine Mutter. Vor tausend Jahren gingst Du mir an diesem See verloren, in der Mittagsstunde, und ich habe Dich zeither in dieser Stunde alle Tage beweint! —

Nachdem sie das gesagt, nahm sie ihn bei der Hand, traulich wie ihr Kind, und führte ihn durch die herrlichsten Säle, indem sie ihm alles darin gründlich erklärte und zugleich ihn mütterlich liebkoste. — Was für wunderbare Dinge erkannte er da! Hier zeigte sie ihm alle Gattungen der Pflanzenwelt in schönen Gruppen wie Familien geordnet, von denen die eine der andern gleichsam die Hände reichte, und alle sich zu einer großen heiligen Gemeinschaft in stillen Mittheilungen verschlungen hielten. Dort zeigte sie ihm die Geschlechter der Metalle, Steine und Muscheln, in bedeutsame Reihen gestellt und zu den lehrreichsten Uebergängen geordnet. — Hier deutete sie ihm die Feuer der Erde und Luft, welche in den hellsten Farben brannten und täuschend wie reiche Blumengewinde und köstliche Früchte sich blendend von der Decke herab durch alle Naturen schlangen und auch das Starrste beseelten. Dort weilte sie still mit ihm bei einem zarten Gewächse, welches mit saftigen Ranken durch die ehernen Wände sich Bahn gemacht hatte, und süßduftende Glocken über das Haupt des entzückten Pilgrims schüttelte. — Abwärts hieß sie ihn horchen auf das Rauschen starker verborgener Gewässer, welche wie ein lebendiger Donner die heilige Stille durchdrangen, den Gesang zarter Frauenstimmen begleitend. Die Lieder tönten wie ein fernes Echo und drangen reizend in die geheimsten Kammern seines Herzens. Hin und wieder auch flatterten glänzende Schmetterlinge mit Goldstaub bedeckt auf schwankenden Halmen, und Vöglein mit demantnem Gefieder wiegten sich auf duftenden Zweigen. — Schon war sie mit ihm unzählige Säle hindurchgegangen, wo dem wißbegierigen Jünglinge an Hertha's Hand immer neue Geheimnisse sich enthüllten und alle Ahnungen in Erfüllung gingen. Alles dünkte ihm, wie wunderbar es war, doch natürlich und bekannt, und mit jedem Schritte wurde seine Erinnerungskraft geschärfter, jeder folgende Saal setzte alle früheren voraus und immer kunstreichere Gebilde ließen ihn einen Blick in jenen unergründlichen Geist thun, welcher alles das gemacht hatte. — Die Säle schienen sich ins Unbegränzte zu erweitern, die Decke zu erheben, und endlich zeigte sie ihm den hohen Himmel mit allen seinen goldenen Sternen, welche in schönen Linien tanzend sich bewegten und heilige Sphärengesänge über die schlummernde Schöpfung ausströmten. Ein weiter grüner Teppich lag um sie her, wundersam mit Blumen durchwirkt, und unter den großen Blättern saftiger Pflanzen ruhten allerlei wilde Thiere, mit schmerzlicher Sehnsucht nach der herrlichen Freiheit des Geistes, indem sie sich, durch Zauberbande zusammengeschnürt, in ihrem eigenen Feuer zu verzehren schienen; denn so üppig hier die Pflanzenwelt buhlte, so gedemüthigt lag die Thierwelt, und bildete unter dem starken Finger der Allmacht das heilige Trauerspiel der Natur. — Endlich stellte ihn Hertha vor einen großen runden Metallspiegel und sprach: Um Dich ganz zu überzeugen, mein Sohn, daß ich Deine rechte Mutter sey, so schaue hinein! — Er blickte hin und sah anfangs nur, gleich wie in einem neuen zinnernen Teller, zahllose concentrische Kreise, welche sich um einen Mittelpunct schwindelerregend zusammendrängten; bald aber belebte sich das Bild, und es war ihm, als wenn tiefe Brunnen in seinem Innern aufbrächen. Wie eine schwere Decke sank es vor seinen Augen weg und er blickte frei und heiter in den Abgrund der Zeiten, wie in eine ganze frühere Welt hinab. — (D. F. f.)

Auflösung der Charade in Nr. 140:

Bel, Grad, Belgrad.

Correspondenz.

Das achte Elb-Musikfest, gefeiert den 11., 12. und 13. Junius 1835 zu Dessau.

(Fortsetzung)

Abends sieben Uhr war das Concert für weltliche Musik im Theater. Die Bühne war zu einem großen Saal umgeschaffen und auch das Orchester für die Zuhörer geräumt. C. M. v. Weber's großartige Jubel-Ouverture zum Regierungsjubiläum des verstorbenen Königs von Sachsen führte mit ihrem majestätischen Edur-Accord uns in das Reich der Kunst, — feurig und kräftig executirt, stürmt das herrliche Werk dahin, bis das nationale: „Heil dir im Siegerkranz" wie ein Riese dahrrschreitet, und der brausende tausendstimmige Volksjubel die langsam ziehenden Klänge der Hauptmelodie umrauscht. Ein Divertissement für das Violoncell von Dotzauer ward von dessen genialem Schüler, dem Kammermusikus Drechsler aus Dessau, con amore mit der seltnen Präcision und Zartheit vorgetragen, welche dieses vorzüglichen Künstlers Leistungen stets eigen sind.

Nr. 4 erschien der liebenswürdige Flötist Heinemeier aus Hannover. Die Flöte ist nie das Instrument gewesen, das mir zugesagt hätte, im Gegentheil, ich konnte sie nie leiden — fast möcht' ich ihre Eigenthümlichkeit dem seelenlosen Geplauder eines schönen Mädchens vergleichen. — Es findet fast überall Beifall — es gefällt, weil es süßlich und artig ins Ohr fällt, der Geist hat sich eben nicht viel dabei zu mühen — so sah ich die Flöte früher an — aber als ich, schon vor Jahr und Tag, Heinemeier zuerst, und nun wieder gehört — da ward alles anders — beschämt erklärte ich mich für überwunden, meine frühere Ansicht für null und nichtig, und nahm unbedingt mein Wort zurück, — denn hier ist Seele, wenn sie irgendwo ist — welcher Ton! — welcher aus dem tiefsten Herzen zum Herzen dringende Schmelz der Empfindung, fern von allem süßlichen Dehnen und Ziehen — welch ein Ansatz — oder vielmehr gar keiner, denn alles ist ein Hauch, ein dem Instrument mitgetheiltes intensives Leben, scheinbar ohne alle menschliche Zuthat, — welche Fülle und Zartheit, Kraft und Milde — sein Spiel ist die reizendste seelenvollste Sprache.

Nr. 5. Jäger's Abendlied von Göthe, dies anziehend schauerliche Gedicht, in welchem sich eine so süße melancholische Sehnsucht ausspricht, — von Grill für eine Baßstimme, Pianoforte und Violoncell componirt —. Eine sehr originelle wirksame Arbeit dieses mir bis dahin unbekannten Componisten — man sieht den Jäger am Waldessaume schleichen, „gespannt das Feuerrohr," und in den sehnsüchtig tiefen Klängen der (v. Th. Müller aus Braunschweig) sehr zart ausgeführten Violoncellpartie schwebt „ihr liebes Bild ihm vor," — vortrefflich sang Zschiesche diese schöne, dem deutschen Nationalgeist zusagende und analoge Musik — besonders hinreißend lieblich das — „ein tiefer Friede schwebt um mich — weiß nicht wie mir gescheh'n —." —

Nr. 6. Concertino für die Clarinette von Lindpaintner, geblasen vom Kammermusikus Treibar aus Braunschweig.

Wenn der herrliche Flötist irgend einen Nebenbuhler finden konnte, der mit ihm um den Kranz der Solospieler bei diesem Musikfeste ringen durfte, so war es Treibar, dessen unübertreffliches Spiel enthusiastischen und verdienten Beifall fand. — Warum aber hier das häßliche Wort Nebenbuhler anwenden — „der Weg der Kunst ist breit," hat einst die reizende Sonntag gesagt, als sie erfahren, daß man eine Parallele zwischen ihr und der gleich gefeierten Schechner gezogen und untersucht, welcher wohl der Vorzug gebühre — „jeder geht auf seine Art dem Ziele zu, wir können neben einander bestehen —" so auch hier, beide treffliche Künstler auf beiden einander verwandten Instrumenten verdienten und fanden gleiche Anerkennung. — Beide ließen eine unauslöschlich freudige Erinnerung und den lebhaften Wunsch, sie oft und immer wieder hören zu können, gewiß überall zurück. —

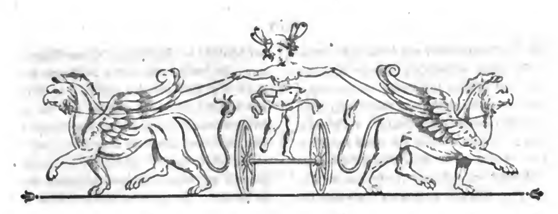
Sehr ansprechende Variationen von Wassermann für zwei Violinen, gespielt vom Concertmeister Müller aus Braunschweig und dem Kammermusikus Zimmermann aus Berlin, beschlossen die erste Abtheilung des Concerts; — beide Geigenspieler excellirten, doch ist im Duo die Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen weniger zu verfolgen und der allgemeine Eindruck beeinträchtigt den besondern. — Passionirt für die Geige, wie ich bin, wäre es mir lieber gewesen, von einem oder dem andern der beiden geschätzten Künstler ein Solo zu hören; — sie trugen sehr zart und mit vortrefflichem Zusammenspiel die hübsche Composition vor.

Damit Du jedoch siehst und erfährst, ich sey von dem vielen Gelungenen und Vortrefflichen nicht blind gegen die Mängel und Schattenseiten, denen jedes menschliche Unternehmen unterworfen ist, geworden, so gestehe ich denn, daß ich mit mehrern Sachkundigen nicht wenig verwundert war, bei diesem großen Concerte, so reich an Productionen der vorzüglichsten Instrumentalmusik — nicht eine einzige Sopran-Arie, ja keine einzige Dame überhaupt beschäftigt zu finden. Es war ja kein Mangel an denselben, warum sang weder Madame Schmidt, noch Madame Müller? — Beide Sängerinnen wurden doch, wenn auch früher vorzugsweise auf Fräulein Lenz gerechnet und dieser vielleicht eine Hauptrolle für das Concert zugetheilt war, wohl im Stande gewesen seyn, eine Arie, ein Duett oder Terzett, kurz irgend eine brillante Gesangscomposition zu Tage zu fördern — kein Mensch bezweifelt das, aber Jeder mußte es unbegreiflich und unpassend finden, in einem solchen Concerte von Vocalmusik nichts als ein Lied und eine Arie für den Baß vortragen zu hören; so trefflich dieser Baß auch war, so verlangte man doch noch mehr — und das Mehr blieb aus — eine unbegreifliche Sache! — eine große Lücke!! —

Den zweiten Theil füllte und beschloß Beethoven's classische A dur Symphonie; rasch, feurig executirt, dauerte sie nicht lange, und nach dem Concert erwartete das Souper im Orangeriehause die sämmtlichen Theilnehmer.

Den dritten Tag (d. 13. Juni) begann um elf Uhr, abermals in der Johanniskirche, die letzte große Aufführung des Festes, eröffnet von dem ersten Satz der Haydn'schen [illegible]moll Symphonie. Es folgten dann aus der 5. großen Messe desselben Meisters der erhabene Chor: „Kyrie eleison," ein ächtes Kirchenstück älterer Zeit, ernst und streng gehalten, die große Fuge so tüchtig durchgearbeitet, daß den Sängern mitunter schier der Athem hätte vergehen mögen, aber prachtvoll und energisch die Wirkung, wenn das mächtige Kyrie-Kyrie von den einzelnen Stimmen wiederholt, kraftvoll und eindringlich flehend durch das rastlose Fortschreiten und Arbeiten des dominirenden großen Fugensatzes schallte — das Gloria, das majestätische Schreiten eines Cherubs — — ein vortreffliches Werk. — Es ward äußerst genau executirt, was wahrlich viel sagen will, besonders von der kolossalen Fuge — ein Strich — ein Ton war das große gewaltige Orchester und Sängerpersonal. In den Alt-Soli dieser Messe und der später folgenden Hymne glänzte vorzüglich Madame Müller, welche die kleinen Partien mit großer Anmuth und einer Weichheit, wie ich sie noch nie an ihr bemerkt, vortrug. Auch Diedike excellirte wirklich in seinem überaus ansprechenden Tenor-Solo.

(Der Beschluß folgt.)



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 144. — den 25. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Abgötterei.

(Aus Aennchens „Bekenntnissen.")

„Der Götzendienst soll hochverpönt
„In Eurem Herzen seyn!"
So sprach der Prediger — „Nur Ein Gott
„Er herrsche drin allein!"

Allein! — so sprach beherzigend ich;
Da schlich mit losem Spott
Durch ein klein Nebenpförtchen sich
Ein kleiner Nebengott.

Er nahm mit Usurpatormacht
Den Altar in Besitz,
Und herrscht nun hier mit Sonnenschein,
Mit Donner und mit Blitz.

Er nimmt mit dreister Zuversicht
Auch alle Opfer hin;
Und ich — ich bring' zum Opfer ihm
Herz, Seele, Geist und Sinn.

Ach! drängt doch selbst sein Götterbild
In mein Gebet sich ein!
Du Einiger Gott wirst darauf doch
Nicht eifersüchtig seyn?

Die Herthaburg.

Ein Mährchen von Theodor Melas.

(Fortsetzung.)

Tausend Erinnerungen strömten ihm zu, welche sich sofort in dem Spiegel verkörperten. Zuerst waren es große dunkle Bilder; wie ein Traum schwebte der Geist auf den Wassern, und wie ein Schatten zog es durch wilde Gebirge. In den Blumen schlief es wie ein süßer Himmel, und in den Thieren brannte es wie ein wilder Drang. Sein wohlbekanntes Ich lag noch wie in weiter räthselhafter Ferne und bewegte sich nur traumartig in den äußersten Kreisen des magischen Spiegels. Jahrtausende rollten ihm wie Minuten vorüber, ohne Farbe noch Gestalt, denn es war weder Zeit noch Bewußtseyn. Endlich fand er sich wie auf einer grünen Wiese erwachend im Menschenbilde, er freute sich in blauer Luft des Lichts, und im Gefühle der reinen Gesundheit jubilirten alle seine Sinne. In dunkler Sehnsucht ruhte er am Ufer eines spiegelnden Sees, ihn umringelten noch die goldenen Locken der Kindheit, und er bekränzte ein Lamm mit weißen Lotosblumen. — Da kam durch den dunklen Hain gegangen eine schöne stattliche Frau, verhüllt mit silberhellem Schleier. Sie schlug den Schleier zurück, neigte sich über ihn und drückte ihn mit unaussprechlichem Lächeln an ihre Brust. Es war Hertha, dieselbe, welche neben ihm stand, sie öffnete im Bilde ihren Busen und tränkte ihn mit Muttermilch, so daß er aufsprang und stark war wie ein Mann. Aber wiederum faßte sie ihn und legte ihn an die andere Brust, so daß er wurde wie ein Kind und in ihren Armen entschlief. Da bettete sie ihn abwärts unter einer schattigen Buche auf weiches Moos, warf dann die Kleider ab und tauchte mit dem silberhellen Schleier in den klaren Waldsee hinab. Die Fluth

blitzte wie Feuer im Mittagsstrahle und schlug hoch über sie zusammen. Da kamen mißgestaltete Zwerge durch den Hain geschlichen mit eckichten Gesichtern, langen weißen Bärten, bucklicht und von ausnehmender Häßlichkeit; murmelten unter einander mit stechenden Blicken, ergriffen das schlafende Kind und trugen es durch den Wald ans Meergestade, wo sie es eilig in ein Schiff brachten und davon segelten. — Sorglos unterdessen badete Hertha im See. Als sie aber zu ihrem Säugling zurückkehrte: wie ward ihr, da sie ihn nicht fand! Angstvoll suchte sie ihn im Hain und auf der Flur, auf Bergen und Hügeln, im Wasser, im Feuer und in der Luft; alle wilden Thiere mußten ihr schwören, daß sie ihm kein Leides gethan; selbst den Elementen nahm sie den Eid ab, daß sie ihn nicht gesehen, denn die Zwerge mit der Nebelkappe hatten ihn unsichtbar entführt. Ihre herzdurchschneidende Klage erfüllte den Wald und die Fluth, denn nunmehr errieth sie, daß Niemand als die bösen Unterirdischen ihn geraubt haben konnte. Ach, wie flossen in Strömen ihre Thränen; ach, wie schwand ihre Lust in Weh; ach, wie trauerte mit ihr die ganze Natur! — Die Bäume trieben keine Blüthen, die Blätter welkten früher; die Quellen versiegten; die Vögel im Walde verstummten; die Fische starben in den Strömen; die Thiere verließen ihre Jungen und zerfleischten sich unter einander; die Menschenvölker führten blutige Kriege; das Land ward wüste; der Mond färbte sich in Blut, selbst die Sonne verdunkelte sich und die Sterne verloren ihren Schein, denn die ganze Natur zog Trauerkleider an um den verlorenen Liebling der Mutter. — Da jammerte sie das Leid der Kreatur, und sie ließ sie wieder fröhlich seyn, wie vorhin; nur den See und den Hain, wo ihr Kind verloren ging, umringte sie mit unnahbaren Schrecken und legte ein tiefes Schweigen hinein, während sie aus dem See die herzbrechende Klage erhub, die vorwitzigen Menschenkinder aber, welche sich dem Heiligthume ihres Schmerzes nahten, in säuselnde Bäume verwandelte. Alles das sah und hörte, fühlte und erkannte der Pilger in dem magischen Spiegel und rief mit Begeisterung: Ja, Du bist meine Mutter, göttliche Hertha! Dich suchte ich unter tausend Schmerzen, Dich ahnte ich in tausend Bildern verhüllt, die Sehnsucht nach Dir raubte mir den Verstand, Deine wonnige Liebe hat ihn mir wiedergegeben, bei Dir will ich bleiben, Jungfrau und Mutter, ewiglich! — Mit sanfter Wehmuth und die Augen mit Thränen gefüllt, sprach sie zu ihm: Nicht lange, mein Kind, kannst Du bei mir bleiben, denn Du bist noch in der Zeit. Sogleich, mein Siegelind, müssen wir scheiden, die Sterblichen sind nur Blätter an den Bäumen, sie sprossen und welken in Einem Sommer, doch wenn Du Dein Gelübde erfüllst, so werden wir bald uns wiedersehen! Sey wachsam und sey treu. — Mit diesen Worten führte sie ihn von dem Spiegel hinweg in den achteckigen Saal zurück, wo er zuerst die einschläfernde Symphonie gehört hatte. Hier stellte sie ihn an den Springbrunnen und benetzte ihn mit glänzenden Tropfen, indem sie sprach: „Du hast sehr gelitten, mein Kind, sey wie Du warst.“ —

Der Wasserstrahl bedeckte ohne zu netzen sein Haupt und seine Glieder, dann hüllte sie ihn schnell in ihren silbernen Schleier ein, enthüllte ihn wieder und führte ihn an den Wasserspiegel. Hier sah er ein aufgeblühtes Bild in der frischesten Jugendkraft und kannte sich selbst kaum; ein kühles Blut floß sanft durch seine Adern, sein Gemüth war wie ein thauiger Morgen, sein Herz wie ein Abendregen in der Sommergluth, balsamisch hauchte sein Athem und die Glieder fühlte er leicht wie Adlerflügel, kaum berührte sein Leib noch die Erde, er konnte sich aufschwingen, wohin er wollte, er war wie neu geboren. Fahr wohl, mein Siegelind, — sprach sie, über ihn hingeneigt, und küßte ihn süß mit aller mütterlichen Zärtlichkeit. —

(Der Beschluß folgt.)

Bücherschau.

(Fortsetzung.)

7. **Madonna.** Unterhaltungen mit einer Heiligen. Herausgegeben von **Theodor Mundt.**

(Beschluß.)

Tausende wissen es gar nicht, was für ein Verbrechen an Gott sie begehen, wenn sie die simple, reine, kindliche Natur in sich abtödten, um dem Götzen des Herkommens zu opfern. Die heilige Natur in Euch, die keusche Einfalt göttlicher Empfängniß, das ist das Christuskind in Euch, und Ihr setzt Euch ihm gegenüber, stellt Euch auf die Hinterfüße der angelernten Satzung, und steht dann mit aufgebürsteter Hoheitsmähne, mit gestreckten Ohren vor der Einfachheit des erschienenen Heils wie die Vierfüßer an der Krippe des Herrn. Ihr wißt nichts — ach, ihr wißt nichts, denn Gott hat Euch geschlagen mit Blindheit. Die kleine „Maria“ im Kloster Ossek, das liebe, stille und, wenn's Noth thut, witzig verwegene Kind, weiß auch von nichts, aber sie hat ihre fünf Sinne und Ihr helles kluges Auge, das sich im Quell des klarsten Lebens badet, und eines Mehreren bedarf es nicht, um den Gott in sich zu

erleben. Und was ist denn der Gott in uns? — Sind's die zehn Gebote? Du sollst nicht — — o pfui! Der Gott ist nicht so unsauber, daß er das erst empfiehlt; der Gott sagt nichts, befiehlt nicht, damit wir zitternd gehorchen, der Gott in uns ist nichts als die freie Entfaltung dessen, was er uns gab, die freie Entfaltung der stillen, harmlosen Natur. Im Christkinde habt Ihr die Erscheinung des Gottes in reinster erster Gestalt, es ist der Friede der Natur, ihre Heiligkeit, ihre süße Eintracht mit dem Geiste. Das Christkind ist Gott als Natur. Das Kind in uns ist ein Bruder des Christkindes, aber die Welt tödtet es und läßt es nicht aufkommen. In der kleinen Maria von Ossek ist aber das Christkind etwas herkulischer gestalter als in uns, es würgt die Schlangen, die sich um seine Wiege der Unschuld winden, und diese Unschuld läßt sich nicht verschüchtern, denn Gott hat ihr ein „rastlos Herz gegeben, frei zu seyn." Von der Verführung umgarnt, mit Wohlgerüchen der Bildung der Zeit umdampft, mit den Salben der Eitelkeit eingerieben, mit dem Moschus der heimlichen Lust parfümirt, und endlich von dem raffinirten Grafen mit den Netzen der Tücke und heimlichen Begier umspannt, läßt sich die Unschuld wohl aus ihrem Friedenstraume aufscheuchen, wohl in den Harnisch jagen, um sich zu vertheidigen, aber in der Angst der Bedrohung, ein Opfer fremder Lust zu werden, erwacht ein Herrschertrieb in der jungfräulichen Seele der kleinen Maria. Sie bleibt nicht frei von dem heißen Aufruhre der Leidenschaft, der um sie tobt, sie fühlt, was es heiße, Hälfte des Mannes, einseitiges Weib zu seyn, aber was mit künstlicher Wärme wie eine Treibhauspflanze für sträfliche Lüste auferzogen werden sollte, schlägt mit allen seinen allerdings gezeitigten, aber nicht verderbten Lebenstrieben frei wie ein Halbgott aus sich selbst heraus zu selbsteigenem Behagen, und feiert nach eigener Wahl und Neigung die Stunde des süßesten Genusses wie eine Stunde der Erlösung, eine Stunde der Begnadigung. So schlägt das junge Mädchen dem begehrlichen Grafen in das lustentbrannte Gesicht, flieht wie von Dämonen getrieben und wirft sich dem stillen, dürftigen, häßlichen Candidaten, dem Manne mit dem verständigen Protestantismus, um den schüchternen Hals, um, was einmal beim Aufruhr des Blutes geschehen soll, der eigenen Natur getreu zu üben. Das ist der tragische Witz in dieser Geschichte. Und aus der für sündliches Behagen gepflegten Treibhauspflanze wird ein freier Baum, der so plötzlich aufschießt, daß er selbst die Stange, an die er sich gelehnt, zerbricht. Der arme Candidat glaubt eine schwere Sünde gethan zu haben und stürzt sich nach jener Nacht voll süßer Einfalt und naturfrommer Liebe ins Wasser. Der Dichter bringt den Dämonen, die *doch* ihr Opfer zu verlangen scheinen, etwas grausam seinen Tribut. Maria aber lebt, sie hat sich mitten im Wirrwar verführungsmächtiger Verhältnisse ihre freie Seele und ihre freie Weiblichkeit herausgerettet, sie ist die geharnischte Unschuld, die sich nicht beugt, sondern befiehlt, und so die auseinandergerenkten Fugen ihres Daseyns wieder einordnet. Nachher wird die Kleine, um die Naturklarheit, die ihr gerüsteter Geist sich errungen hat, auch äußerlich zu bestätigen, Protestantin. Leider hört ihre Lebensgeschichte dann auf; allein die Geschichte ihrer Emancipation ist fertig. Diese Dichtung ist eben so keck als fein, eben so innig und zart als groß gedacht. Die Darstellung ist in jener Sauberkeit ausgeführt, wie die Alten ein Skulpturbild meißelten. Das sind die „Bekenntnisse einer weltlichen Seele", einer so zu sagen Weltheiligen. Was die andern Partieen des Buches betrifft, so erlaubt der Raum nicht weiter, sie heranzuziehen. Uebrigens habe ich bereits früher schon einmal über das Buch im Allgemeinen mich ausgelassen, und zwar in der „preußischen Staatszeitung." Ich würde mir nicht die Unbequemlichkeit machen, dies hier anzuführen, wenn es nicht zur interessanten Geschichte dieses Buches gehörte, daß es in der „Allgemeinen preußischen Staatszeitung" seine Anerkennung gefunden hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Das achte Elb-Musikfest, gefeiert den 11., 12. und 13. Junius 1835 zu Dessau.

(Beschluß.)

Die zweite Abtheilung begann mit Mozart's imponirender Ddur Symphonie; auch hier bewährte sich der Ruf der dessauer Capelle, die Paganini eine der ersten Deutschlands genannt hatte. — An die Symphonie schloß sich die Hymne desselben Meisters. — *Hier* aber zeigte sich nun noch eine Tücke des Zufalls. — Fräulein Döring war plötzlich erkrankt; schon in der Probe sehr unwohl, hatte sie bis zuletzt gehofft, die Partie noch singen zu können, allein am Morgen der Aufführung zeigte sich die Unmöglichkeit, und eine andere junge Dame, Fräulein von Basedow, hatte die Gefälligkeit haben und ihre Stelle vertreten müssen. — In der That, mit den *Damen* hat der arme Schneider bei diesem Musikfeste arges Unheil erlebt, und es wäre ihm nicht zu verdenken, wenn unter solchen Umständen auf immer ihm vor dem Verkehr mit dem schönen Geschlechte bei Musikfesten graute. Wie die *drei Damen* in der Zauberflöte dem ehrwürdigen Sarastro, hat ja auch ihm ein solch holdes Dreiblatt zu schaffen gemacht, und wollte man, die Metapher weiter verfolgend, die Königin der Nacht unter dem schlimmen Princip, das sie regierte, personificiren, so ist dem bedrohten Sarastro immer noch zu gratuliren, daß er sich, bei den vielfach bedenklichen Auspicien der widerspenstigen Amazonen, dennoch so fest und mannhaft auf dem Throne des angefochtenen Reiches behauptete, die Säulen des „Tem-

pels der Eingeweihten" unerschüttert blieben, und kein Monostatos, keine Herrscherin der Nacht ihm wesentlich etwas anhaben konnte. — Du siehst, ich habe meine Zauberflöte, trotz der vielen Jahre, die zwischen der Zeit ihres furore und der gegenwärtigen liegen, immer noch leidlich inne. —

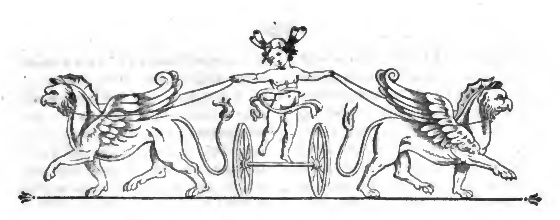
Nr. 3. der zweiten Abtheilung enthielt eine Composition ganz eigner Art, eine Phantasie für die Baßposaune, wo der rühmlich bekannte Queißer aus Leipzig mit dem mächtigen Instrument, einem Herold des jüngsten Gerichts gleich, erschien und die durchdringenden, Alles um sich her niedermähenden Klänge in die erschütterte Welt herabsandte — einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht dies gewaltige Instrument immer; es kann da weder der gewöhnliche Maßstab musikalischer Beurtheilung angelegt werden, noch überhaupt die Rede von ästhetischer Schönheit seyn, man muß die ungeheure Kraft bewundern, diese riesigen Klänge zu wecken und zu zügeln, sogar eine Art sotto voce hervorzubringen, was, der Construction des Instruments nach, äußerst schwierig seyn muß. — Die Phantasie, sich allerdings nur in einem beschränkten Raum bewegend, ward von einem Choral unterbrochen, welchen die Sänger und Sängerinnen der Vereine vortrugen, vom Hauptinstrument begleitet, und diesem folgte wieder ein Solo desselben, — ich kann nicht sagen, daß mich die Sache sehr entzückt hätte, der brave Künstler leistete gewiß sehr Schwieriges, allein ich habe schon Schöneres und namentlich bei einem frühern Musikfeste eine vortreffliche, dem Charakter der Baßposaune ungleich mehr zusagende Composition von ihm gehört, die Unterbrechung des Chors gefiel mir noch weniger.

Dritte und letzte Abtheilung — Du siehst den erhobenen Stab des Dirigenten — st eilen drei Achtel windschnell vorüber und der C moll Accord schlägt durchdringend nieder — — eine Fermate — und Du weißt, daß die kostbarste Perle aller Symphonien, daß die einzige, die göttliche C moll, Beethoven's schönste Tochter, Dich entzücken wird. — Welcher Geist weht Dich an in dieser classischen ewigen Tondichtung — ist es, wie Manche behaupten, der Naturlaut des erwachenden Frühlings, der Ruf des lieblichen Vogels, der den Lenz verkündet, der mit den vier gleichförmig ausgestoßenen Tönen alljährlich zur fröhlichen Pfingstzeit wiederkehrt — dieser Ruf, den der große Todte, der liebend die blühende Schöpfung noch umfaßte, als ihm selbst jeder Laut der äußern Welt längst verklungen war — aus glücklichern Zeiten her noch in seinem Innern vernahm — ist es dieser frohlockende und doch wieder elegisch süße Ruf — oder ist es ein Schmerzenslaut, der, an ein gestorbenes Glück mahnend, in steter Reminiscenz wiederkehrt! Nach meinem Dafürhalten trägt die C moll-Symphonie nur den letzten Charakter. — Wie arbeitet und wogt und regt sich darin, was das menschliche Herz in seinen Tiefen erfüllt und verbirgt — der eine schreckliche Ruf — es ist dahin —! er liegt in diesem bedeutungsvollen Accent, den die vier Noten immer und immer wiederholen — der mit dem Seufzer des Auftakts stets neu erwacht, wenn das Leben mit seinen Verhältnissen, die Vernunft, die äußere Welt winkt und redet und stürmt — das Daseyn muß durchlebt werden — so eilen denn die mannichfachen Erscheinungen dem Geiste rasch und wechselnd vorüber, im schillernden Prisma sich folgend und überbietend, nichts bleibt als der eine Ruf, der eine Schmerz, der wild und zerreißend wohl auf Momente übertäubt, doch nimmer beschwichtigt wird, nimmer ruht noch schläft. — **Andante con moto** — die Besonnenheit, der Trost der Weisheit und Erfahrung tritt sanft vor das zerrissene Herz — ernst und beruhigend reden diese klaren und reinen Harmoniefolgen in dem melodischen As dur wie mit Engelszungen, möchten tröstenden Balsam in die blutenden Wunden gießen — — ach, warum sind es nur wesenlose Geister, nur Töne, nicht Menschen, die so reden können —!! — so tröstet kein irdischer Mund mehr, — der einzige, der es vermochte, ist verstummt — — Du verstehst mich — darum ja eben der ewige unendliche Schmerz — — nicht von dieser Welt stammt der Hauptgedanke dieses **Andante** — ich vernehme darin ihren Ton — ihr Wort — so leuchtete ihr Auge, so fromm und rein, so geistreich mild und klar — tröstend will die unsichtbare Himmelskraft des verklärten Geistes durch das zerrissene Gemüth ziehen, — doch unheilbarer nur kehrt das tiefe Weh zurück, für welches nicht Himmel noch Erde Balsam hat — die holden heiligen Himmelsklänge des verklärten Geistes werden leiser, verdämmern endlich und ziehen trauernd in die Heimath zurück, von der jede Klage des Sterblichen zurückbleiben muß. — Das wilde unheimliche **Scherzo** tritt ein — der unbesiegte ewige Schmerz — der Skorpion, der fortan unerbittlich an jeder Lebensfreude nagt, jeden Lebensmuth heimtückisch zerstört — der ritenuto die grause Frage wagt — warum — warum mußt' es seyn —? — warum mir das —! — und bei der Fermate den endlosen Gedanken fortspinnt, bis er erlischt — sich zusammenraffend, wüthet er mit der vorigen Heftigkeit — momentan erwachende Entschlüsse, Pläne, ein Anflug des frühern Muthes und Selbstvertrauens, der einstigen Lebenskraft, erstehen und rütteln sich empor — an der Unmöglichkeit selbstständigen Ermannens bricht sich der Wille — die furchtbare Frage ertönt aufs neue — bis das Irdische endlich nach langem Kampf erliegt, die Kräfte schwinden, das Leben tritt zurück — im schneidenden Septimenaccord reißt der mürbe Faden — das zerrüttete Saitenspiel der menschlichen Natur verscheucht den letzten Ton — und siegend in des Jenseits Herrlichkeit erwacht die Freude der bessern schönern Welt — mit dem hellen C dur (C) tritt die Verklärung und des Wiedersehens unaussprechliche Wonne ein — die Schlacken der Erde fallen ab, das Weh der Trennung ist vorüber — Alles ist überwunden, denn die Zeit ist besiegt, die Ewigkeit triumphirt, ihre Strahlen fallen mit himmlischem Abglanz in den großen Moment — das ist kein irdischer Jubel mehr, es ist der Gruß des Himmels, der nun auf immer vereint, was so schrecklich hier getrennt ward — die kleine Erde weicht zurück — der Geist ist frei — ist ewig dort bei dem, was er über Alles geliebt. — —

So schloß die C moll Symphonie — der Vorhang, der das Reich der Poesie und Träume, der Dichtung und Wahrheit dem innern Auge erschlossen, rauschte nieder, das Zauberland floh zurück vor dem Einfluß der Wirklichkeit, in seine unzugängliche Ferne, aus der es nur auf Momente dem Sterblichen sichtbar wird und näher tritt. — — —

So viel ich vermochte, hab' ich Dir, mein Freund, mitgetheilt, was das musikalische Leben und Weben des Musikfestes betrifft. Ueber die äußern Verhältnisse habe ich absichtlich geschwiegen — bei einer solchen Gelegenheit mischt sich, wie Du weißt, Licht und Schatten hinreichend, um allerlei Stoff zum Meditiren und Medisiren zu geben, — auch hier mochte er wohl nicht mangeln, doch wer wollte so feindselig und splitterrichterisch seyn, dem freundlich anmuthigen Dessau und seinem schönen Feste etwas anzuhaben, das so gastlich seine Thore und Freuden uns Fremden öffnete! Und wenn auch mitunter vielleicht kleine Schwächen und Menschlichkeiten passirten, die nirgends fehlen, wo Tausende von Menschen zusammenkommen — dies Musikfest war und bleibt dennoch eine Zierde für die Kunst, und wird noch lange als solche in der Erinnerung aller Theilnehmer fortleben. Möge es dem Elbverein alljährlich unter immer günstigeren Auspicien wiederkehren.

—f—.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 145. — den 27. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Herthaburg.

Ein Mährchen von Theodor Melas.

(Beschluß.)

Der Jüngling umschlang sie heiß und fest und bedeckte ihre Lippen mit unendlichen Küssen, nie hatte er eine solche Liebe geahnt, die Welt ging ihm unter in ihr, und auch an seinen Schöpfer dachte er nicht mehr. — Doch bald wand sie sich wie mit Riesenkräften aus seinen Armen los, und eine Hoheit, eine stille Majestät umfloß sie, daß er sie nicht zu berühren noch anzusehen wagte. Du wirst mein gedenken, — sprach sie mit Wehmuth — doch nimm diesen Talisman, das Köstlichste meines Schatzes, der Dir die Erinnerung schärfen soll, daß Du treu bleibest Deiner ersten Liebe! Ach, vergiß nie über der schönen Kreatur den, der Alles gemacht hat! — Mit diesen Worten hing sie ein graues, flaches, achteckiges Steinchen, an eines ihrer Haare befestigt, um seinen Nacken und legte es ihm sorgsam auf die bloße Brust; flehend sah sie ihn an, als wolle sie ihn warnen und mit ihrer sorgenden Liebe beschützen. Aber vergeblich, er verstand nicht ihren ernsten Blick, sein Herz war entzückt von ihren Reizen, unbedingte Hingebung kannte er nur, seine Seele und Seligkeit war an sie verfallen als an seine Göttin und Braut. Uneingedenk des Orakels, der guten Genien und der mütterlichen Warnung, reichte er ihr die schützende Blume hin. — Zögernd — bebend, mit einem unaussprechlich-schmerzvollen Blicke, nahm sie dieselbe aus seiner Hand und steckte sie an ihren Busen, wo sie sofort brennender und üppiger aufblühte, als wenn sie in ihre mütterliche Erde zurückgekehrt sey. „Laß mir nun auch die Gefangenen los und entbinde sie ihres Zaubers," sprach er mit süßer kindlicher Bitte. —

„O, mein Sohn, Du Unglückseliger," rief sie aus, und er glaubte wieder jene herzzerschneidende Klage aus dem See zu vernehmen. „Wehe, wehe, daß Du mir Deine Blume gabst, die der Vater im Himmel Dir geschenkt hatte. Die letzte Probe hast Du nicht bestanden; denn Du erweichtest in meinem Arme! Darum wisse, die Gefangenen sind zwar gelöst und der Zauber hat hier ein Ende, aber Du mußt als Opfer fallen! In meinen Armen magst Du ruhen, in den Tiefen der Wasser, mein Siegelind; aber im Dunkeln wirst Du bleiben bis an den jüngsten Tag, und dann erst schauen den Vater im Lichte!" —

Bei diesen Worten hatte sich wieder ihre Gestalt riesenhaft vergrößert; ein langes rabenschwarzes Haar umfloß ringelnd wie ein Trauermantel ihre blendenden Glieder, und der silberhelle Schleier wehte furchtbar wie ein Sturmwind von ihrem Haupte zurück. — Ein strenger namenloser Blick fiel auf den gebrochenen Jüngling aus ihren blitzenden Augen, und Grauen des bittern Todes überschatteten ihn. Sie berührte sein Haupt mit einem eibnen Stäbchen, und ein ungeheurer Schmerz in allen ihren Gesichtszügen sagte ihm nur zu gewiß, was er verloren habe. —

Der Pilgrim erwachte sofort wie aus einem schweren Traume und fand sich hingestreckt am grünen Uferrande des

geheimnißvollen Sees. — Er seufzte tief und griff nach dem Talisman auf seiner Brust. Doch das Steinchen war mit der Blume verschwunden und nächtliche Schwermuth umschattete von neuem seine Seele. — Der Hain hatte sein Grauen verloren, der See seine Schwärze. Viele Männer in den mannichfaltigsten Trachten, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, gingen fröhlich durch das Burgthor und priesen ihn als ihren Befreier. „Es war also kein Traum," sprach er zu sich selber, „diese Zeugen bekräftigen es, wiewohl ich als Opfer falle." —

Die Sonne sank und färbte mit Blut den Hain und die Ufer; noch einmal blickte er in die heilige Gluth und stürzte sich dann voll Wehmuth und Sehnsucht in den See der Hertha, indem er ausrief: „Ich komme zu Dir, Mutter, und bleibe bei Dir in der langen Nacht!" —

Noch oft hört man zur Mittagsstunde die Wasser im Herthasee rauschen, wie eine leise Klage der Mutter um den Sohn; doch tritt man nahe daran, so ist es stille und der Zauber hat ein Ende. — Nur ein melancholisches Dunkel waltet im Hertha-Hain, und dem Wanderer, welcher zur Mittagsstunde dort ausruht, wird es schwer, die magisch fesselnden Schatten zu verlassen. — Ob die Hertha in den Tiefen des unergründlichen Sees ihren Sohn umarmt, oder ob sie den heiligen Schmerz nur ungeweihten Ohren verbirgt und desto tiefer trauert, wer mag es enthüllen? —

Bücherschau.

(Fortsetzung.)

8. Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart, von W. Alexis. Leipzig, Brockhaus. 1835. 2 Bände. 385 u. 349 S. 8.

An Häring's frühern Novellen habe ich so immer mein eigenes Behagen gehabt. Der Mann schreibt seinen netten, runden Styl, etwas aus Tieck erlernte Romantik versteckt eine gewisse sandartige Geistesdürre, die sich nie eines warmen Oberrocks entledigen sollte, damit die Leute nicht den Anblick eines frostigen Poeten haben; dabei hatte Häring seinen W. Scott inne, und eine gewisse treufleißige Emsigkeit, die sich auf erfreuliche Weise zeigte, wenn er sich an ein historisches Pensum machte, war ihm nicht abzusprechen. W. Scott ist auch für Deutschland eine Erscheinung von wesentlicher Wichtigkeit. Bei der schemenhaften Geistigkeit, in die unser Roman zu zerfließen drohte, und die in Jean Paul in aller Ueberschwänglichkeit ihren glorreichen Triumph feierte, war es eine Wohlthat, das frisch gesunde Fleisch des Lebens in dichterischen Gebilden einmal wieder zu seinem Rechte kommen zu sehen. Wer sich dieser Richtung mit so viel Eifer, wie Häring, hingab, dessen Leistungen mußten auch für den Fall, daß sie nur als Vorübungen und Vorspiele zu neuen Thaten der deutschen Muse zu nehmen waren, als willkommene Gaben anzusehen seyn. Menzel hat Häring zu spottschlecht behandelt, er hat ihm blos ein Fingertalent zugestanden. Ich muß hier Häring in Schutz nehmen, obschon, was bei Andern als Begeisterung erscheint, bei ihm wie eine bloße merkantile Betriebsamkeit, eine Schnittwaarenindustrie, ein Vertriebseifer aussieht. Aber ich muß Häring in Schutz nehmen; er verräth mehr als Fingerfertigkeit, wenn er ein historisches Thema zurichtet und arrangirt. Er hat ein Bildnertalent, das sich nicht erlernt, er macht seine hübsche Gruppirung, seine handfeste Gestalt, die sich halt hin und her bewegt, ihr geschmackvolles Costüm auf dem Leibe hat und mehr als ein bloßer Gliedermann ist. Wer den „Acerbi" schrieb und die Gestalt des alten Landpastors zeichnen konnte, verräth eine Bildnergabe, die ihrer sorgsamen Pflege sich erfreut, und die nur ihrem Terrain nicht entnommen werden muß, um Glückliches zu schaffen. Eines recht vollsaftigen gegebenen historischen Stoffes bedarf dieses in Deutschland seltene Talent, und Häring sollte sich seines Wirkungskreises nicht überheben. Häring ist durch und durch ein Mann des Calcüls. Ob er im Courszettel blättert, oder in Swinemünde einen Häuserbau zu Vermiethungen projectirt, oder einen historischen Stoff sich vors Bret nimmt: er ist allezeit dabei der Mann des Calcüls. Und das betreibt er alles mit gleich erfreulichem Eifer, er ist durchaus so was man einen Practicus nennt. Nur eins ist hierbei schrecklich, als drei Mal schrecklich zu fürchten, daß nämlich die Schmerzen der Gegenwart, die Thränen der Angst, die Seufzer wundgestochener Herzen diesem Manne der Berechnung unter die Finger kommen. Und das ist hier geschehen in zwei langen Bänden, es sey Gott geklagt! Die rothen Blutströme der bittersten Lebensqualen, den Angstschrei der Zeit über eine verwelkende Blüthe, die fruchtlos abgefallen, die Blicke der Verzweiflung über ein entschwindendes, unsern Händen, die es zu fassen wähnten, entgleitendes Heil, die Miene der Zerrissenheit, die bange Sorge um die Kleinodien des deutschen Lebens, die Hamletsschwermuth der Zeit, die die Fugen der Welt auseinander gezerrt sieht und sie in ihrer Ohnmacht nicht wieder einzurichten weiß: das hat Häring, der Poet der Industrie, sich hier mit seiner halbwitzigen Moquanterie wie einen gegebenen historischen Stoff zu-

sammengeknetet, daß sich das Auge mit Widerwillen abkehrt. Ich habe nichts gegen Häring; was sollte ich gegen Häring haben? Daß er mich in seinem „Freimüthigen“ einmal heruntergefilzt hat, weil ich das historische Justemilieu seines Freundes und Lehrers, Fr. v. Raumer, als das dürftige Auskunftsmittel der Rathlosigkeit darzustellen bemüht gewesen, diese Kanzelpredigt im „Freimüthigen“ konnte mich in der That nur freuen. Lieber Himmel! man hat ja im Leben der Freuden so wenige, fast so wenige als Freimüthigkeiten im sogenannten „Freimüthigen.“ Deshalb freute ich mich, daß einmal Jemand freimüthig ist und von der Leber spricht im Freimüthigen. Gott gab mir das Talent, mich zu freuen im Leben auf vielfache Art. Wer sich über Alles freuen könnte, wäre der reichste Mensch. Häring aber ärgert sich über Alles in der Welt, über die Schmerzen und die Freuden, über den Jubel und die Verzweiflung seiner Zeitgenossen; Häring ist kein reicher Mensch. Eines der zum Herbst erscheinenden Taschenbücher wird von W. Alexis eine neue Novelle: „Die Parlamentswahl“ enthalten. Ich will gewiß nicht der Letzte seyn, der dem Publicum verkündet, Häring sey wieder auf seinem alten guten Terrain, ich werde auch dann mich freuen, über sein plastisches Bildnertalent mich freuen, wenn er in diesem wieder sein Heil sucht. Hier aber in seinem „Hause Düsterweg“, wo er mit herzloser Kälte und doch mit lauernder Feigheit die heißen und stürmischen Strömungen der Zeitgedanken wie einen auseinandergelaufenen und doch verworrenen Proceß tractirt, wo er an die thränenfeuchten Grüfte der Zeit, wie ein kalter Horcher an der Wand, sein Ohr legt, hier muß ich ihm wie Romeo jenem Paris zurufen: Versuche nicht die Verzweifelnden, weiche von hinnen, guter Jüngling, ehre diese Gräber und laß sie Dich schrecken! Es ist in Häring's kleinem Gedankenkreise ein einziger kolossaler Irrthum, nämlich die Einbildung, er sey ein Ironicus. Er hat vielfach gewitzelt und geglaubt, es sey Humor, was er treibe. „Schon auf der Friedrichsschule in Berlin wirkte der Director Bernhardi auf die Entwickelung meines Hanges zur Ironie!“ sagt Häring einmal irgendwo von sich selbst. Es ist unerhört, daß er die Ironie wie ens, ein Ding, das da ist, ansicht, und daß sich im Schulerercitium einüben ließe. Häring ist ein Geistessohn Berlins. Wenn die Berlinerei mit ihrem dürren Lächeln Ironie, moquantes Naserümpfen Humor ist, dann ist Häring der erste Humorist der Welt, dann ist Lorenz Sterne mit seiner süßen Innigkeit der Seele ein unpraktischer Narr, Jean Paul mit seinem liebeduftenden Herzen, dessen Blut der tiefste Schmerz durchwärmte, nichts als ein Phantast gegen Häring! Und was ist dann Börne gegen Häring! Lieber Gott, dieser Mann mit der mephistophelischen Qual auf seiner tief gefurchten, bleichen Leidensmiene, der ist dann gegen Häring nichts als ein verbissener Jude. Ja, Börne ist der absolute Jude der Zeit. Die Rache für jahrhundertlange Schmach, die das geschlagene Volk gezeichnet, hat sich hier in einem Gefäße gesammelt, und dies überfließende Gefäß ist Börne's Herz, dieser Rachedämon ist sein Witz, und wo Dämonen walten, beuge ich mit einer Art Scheu mein unschuldiges Haupt. Genug, Häring liegt mit seinem Denken sehr im Argen, er irrt sich, wenn er meint, er könne ironisch seyn über die tragische Ironie, die der zornige Schmerz der Zeit wie Schaum auf seinen Lippen trägt. Häring ist ein kalter Marodeur, er hält sich für sicher, läuft hinter der Zeit her und will ihr mit profaner Gereiztheit die Schleppe abtreten, damit man die Zeit sansculott sieht. Der Stoff des vorliegenden Buches ist ein unsagbares Etwas. Der alte Baron Landschaden von Düsterweg hat zwei Söhne, die geistig verunglücken. Eberhard, das Kind seiner legitimen Ehe, wird ein radicaler Ultra und nimmt in den frankfurter Aprilunruhen sein Ende. Sein Bruder, ein unehelicher Sohn, wird auf umgekehrte Weise ein aristokratisch gesinnter Witzling, er schreibt Epigramme gegen die Zeitbewegungen und wird zuletzt ein legitimer Sentimentalist. Wie aber beide das werden, glaubt dem Verf. kein Mensch, weil er selbst nicht daran glaubt. Aus diesem ganzen zusammengeflickten Plunder von liberalen und verzweifelten Stichwörtern der Zeit sieht man wohl, wie ein perfider Schreiber ein Hofrath, ein gereizter Schneidergesell ein Räuberhauptmann; aber nicht, wie die Menschen der Gegenwart das wurden, was sie sind. Diese reflectirende Familie Landschaden ist für Häring ein rechter Land- und Wasserschaden, ein wahrer Mottenfraß für die Zeitinteressen. Jeder, der das Buch ausklopft, thut ein gutes Werk. Das ist der Humor davon. Schade um einige hübsche Partien im Buche. W. Alexis kann sein gutes Talent nicht ganz verläugnen; er hat nur hier sein geistiges Capital falsch angelegt, er hat einmal auf die Ideen der Zeit speculiren wollen, und das sind für Häring's Capital eitel Schwindeleien. Trotz dem sind fast alle Partien des Buches höchst sorgfältig stylisirt, geglättet und gerundet. Hätte der Verf. es hingeworfen, wär' es noch nicht einmal ein so sicheres Document seines Mißgriffes. Mir hat die Lectüre viel Seufzer gekostet, denn ich sah überall und so anhaltend ein an sich treffliches Darstellungstalent mit seinem Stoffe in traurigem Dilemma. Von den

vielen Seufzern über das Buch ist dies der letzte. Sela. Der Autor wird es wieder gut zu machen wissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Athen.

[Wanderung durch die Ruinen.]

„— Wie ward mir — —
„Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
„Entgegenstieg, ein hoher Bildnergeist
„In seine heitre Wunderwelt mich schloß?"

Schiller.

Die Athener haben überall den Beweis geliefert, daß die Menschen, je höher sie stehen, desto tiefer fallen, daß die Tugend mit dem Laster, die Vollkommenheit mit dem Gebrechen, der Reichthum mit dem Elende, der Verstand mit der Dummheit, ja die Freiheit mit dem Despotismus Hand in Hand gehen. Man muß sie anklagen schwerer Schuld, wenn man liest, wie sie ihre Wohlthäter verbannten, ihre Weisen hinrichteten, ihre Helden entehrten und ihre Mitbürger in Sklavenbanden fesselten; das Herz empört sich, wenn es Miltiades' Verurtheilung, Sokrates' Tod erfährt. Aber man muß ihnen verzeihen und sie preisen, sobald man die Thränen an den Todtenurnen trocknet und die neuen Geister und ihre Werke betrachtet, die sich wie Kadmus' eherne Männer und Flora's Blumen aus der Erde Schooß erheben. Die Ulme fällt, um der Platane, die Platane, um der Eiche, und die Eiche endlich, um der Palme Platz zu machen. Es ist jammerschade, daß Alcibiades, so schön, so gut, so tapfer, so geistvoll und unternehmend, sein Volk nicht religiös gewitzigt fand, er hätte Griechenland sich unterworfen und vom Untergange gerettet. Damals war es Zeit, die Republiken breit zu schlagen und in Athen Auguste und Cäsare einzuführen.

Folgen Sie mir jetzt aufs Capitol von Attica und vergessen Sie einen Augenblick im Anschauen der heiligen Ueberreste classischer Kunst und heroischer Zeiten, daß der Meister, der sie ins Daseyn rief, daß Phidias im Kerker starb. Ich will gar nicht daran erinnert seyn, daß die Heliasten, die sich Volksrichter nannten, einen Mann, der den Göttern zu Olympia, Eleusis und Athen Paläste baute, die Millionen kosteten, und Statuenkolosse von Gold und Elfenbein errichtete, die sie mit Erstaunen und Ehrfurcht erfüllten, so daß sie die Knie davor beugten wie vor den Ewigen selber, die im Himmel wohnen, um einiger Talente willen zur Rechenschaft zogen; was sage ich, des Hochverraths an der Nation durch Veruntreuung der Staatsgelder anklagten. Schauen Sie, bewundern Sie, aber lesen Sie nichts auf den bleichen Marmorstirnen der Vergangenheit.

Perikles war der erste und der letzte Athener, der sein Zeitalter versteinerte. Die Griechen waren damals keine Krieger mehr, sondern Künstler. Sie fingen an diplomatisch zu fechten und theoretisch zu regieren. Ungefähr wie wir im europäischen Norden, seitdem Napoleon vom Schlachtfelde trat, und die Völker Bündnisse schlossen, um der Länder Gleichgewicht zu erhalten. König Ludwig von Baiern ist ein Perikles, wenigstens in baulicher Beziehung, und München sein Athen.

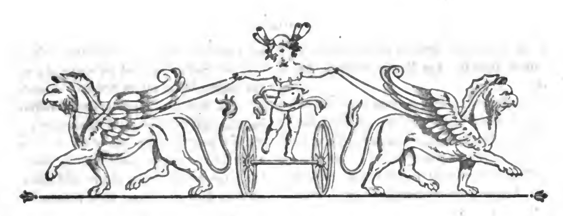
Ich will an der Grotte des Pan ausruhen und Ihnen ins Gedächtniß führen, daß daselbst Apollo und der Hirtengott einen musikalischen Wettstreit hielten. Sie liegt im hohen Felsen der Akropolis, gleich unter den Propyläen, am jetzigen ersten Burgthore, und ist großentheils mit Schutt und Sand der zerstörten Umwerke angefüllt. In der Tiefe erblickte ich Votivnischen, worin vermuthlich kleine Bilder, Reliefs und Inschriften sich befanden.

Die Burg der Athener ist von der Natur wie ausersehen zu einer Wohnung für Helden und Götter. Sie erhebt sich, ein steiler Felsen von Ovalform und beträchtlicher Höhe und Ausdehnung, aus der Mitte einer kleinen, einer volkreichen Stadt genügenden Ebene, welche auf der einen Seite von nahen Hügeln begränzt wird. Die Wege, die zu ihr hinaufführen, laufen in Schneckenform und verlieren sich jetzt in den Verschanzungen, die die Venetianer und Türken auf der Areopagseite anlegten. Elende Maulwurfshügel, miserable Bibermauern von Lehmpatzen und Straßenkoth. Sie kleben gleich Schwalbennestern an den Marmorsäulen und Cyklopenwänden des Timen.

Der britische Reisende Leake hat eine treffliche Topographie Athens geschrieben und darin auch Zeichnungen, Ansichten und Grundrisse der Minervaburg abdrucken lassen, die viel Aufsehen machten und viel Beifall fanden. Nichts destoweniger erlaube ich mir, nach reiflicher Durchmessung der Verhältnisse und Structur, zu bemerken, daß derselbe ganz im Irrthume ist mit seinen Restaurationen, und daß insbesondere sein publicirter Aufgang, so sehr auch Pausanias' Beschreibung dabei zu Rathe gezogen worden, unmöglich ist. Der Grund ist einfach und natürlich. Herr Leake, der wohl kein Architekt war, hat in den Gebäuden der Propyläen, die ganz durch moderne Mauern und Bollwerke im Vorgrunde entstellt sind, die Brückenbogen unbemerkt gelassen, die zu den großen Reiterstatuenpiedestalen führten, von denen das zur Linken ganz vorhanden ist. Mir scheinen diese Brückenbogen, die, drei an Zahl, unwiderstreitbar griechisch und mit den Propyläen zusammenhängend sind, nicht unwahrscheinlich zu beweisen, daß ehemals der Burgweg sich in einer weit größern und bequemern Schweifung zu dem Thore zog als jetzt, und daß in diesem Falle der Hügel des Areopags, welcher sanft zur Burg ansteigt, mittelst eben jener Brücke auf eine viel imposantere Weise künstlich verbunden war. Alsdann aber haben die Statuen, die Pausanias citirt, und die drei kleinen Tempel der Victoria, Venus und Themis nicht, wie selbiger Archäolog mit allen Gevattern meint, auf Wendeltreppterrassen — ich muß ihnen diesen Namen geben — sondern auf geräumigen Atrien zwischen der Feste und dem Areopag gestanden. Zur Ehre der atheniensischen Künstler will ich dies gesagt wissen. (D. F. f.)

Notiz.

In einem französischen Provinzialblatte liest man folgende scherzhafte Anekdote. Die Frau eines kleinen Kaufmanns in Bayeur trug ihren Mann, der völlig betrunken war, in einem bedeckten Korbe nach Hause. Als sie an das Zollbureau bei Bayeur kam, fragten die Beamten, die dort immer auf der Lauer stehen, was sich in ihrer Butte befinde. Ein Schwein, antwortete sie kurz. — Wie viel wiegt es? — Zwei hundert Pfund. — Aber der Scherz bekam der jovialen Ehefrau schlecht. Die Herren von der Oetrei nahmen den Spaß für Ernst, schrieben die Erklärung der Frau nieder, und forderten am folgenden Tage mit Nachdruck den von 200 Pfund Speck nach dem Gesetze zu erhebenden Licent. Die arme Frau mochte protestiren wie sie wollte, daß es nicht Speck, sondern ihr betrunkener Mann gewesen sey, was sie eingeführt habe; all' ihr Klagen und Schreien und ihre mehr männlichen als weiblichen Schwüre konnten die Zollbedienten nicht rühren und so mußte sie die Metapher, deren sie sich zur Bezeichnung ihres Gatten bedient hatte, theuer bezahlen. —e—



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 146. — den 28. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die pariser Ehen und Nebenehen.

Von Granier de Cassagnac.

Die Gesellschaft theilt sich heut zu Tage in zwei Hauptclassen, in Grundbesitzer und Industrielle. Auch diese Trennung findet jedoch nicht in ihrer ganzen Schärfe Statt, denn namentlich in Ländern, wo Majorate u. dergl. abgeschafft sind, wie in Frankreich, vertheilt sich der Grund und Boden in viele Hände. Nur wenig Grundbesitzer können vom Ertrage ihrer Güter leben, und sie nehmen daher Theil an der Industrie. Ein auf Industrie basirtes Einkommen ist aber stets schwankend und unzuverlässig.

Wen ehedem das Glück zum Chef eines adeligen Hauses, wie die Montmorency, Rohan u. A. machte, über dessen Verhalten konnte kein Zweifel herrschen. Er hatte seine Güter im Stande zu halten, die ansehnlich genug waren, ihn und seine Familie gegen jeden Unfall zu decken, und dabei mit Gut und Blut ein Montmorency, ein Rohan zu bleiben. Weiter lag ihm nichts ob. Anders ist es mit den Industriellen.

Die Industrie der neuern Zeit begann mit dem Sparpfennige der durchs Christenthum der Freiheit wiedergegebenen Sklaven, und für sie giebt es keine Schranke. Der Millionnair ist kein Ziel für sie, sondern immer weiter streben, das allein ist ihre Seele.

Diese kurzen Bemerkungen werden wohl hinreichen, um die socialen Verhältnisse anzudeuten, deren Einfluß auf die Lage des weiblichen Geschlechts hier näher ins Auge gefaßt werden soll.

Wenn vormals ein Edelmann sich nicht mit Schulden belastet hatte, so reichte sein Vermögen meist für zwei Personen aus, und er vermählte sich standesmäßig, aber ganz nach seiner Wahl, und sah nicht auf eine reiche Aussteuer. Da er die Fortpflanzung seines Geschlechts auch nur von seinem ältesten Sohne erwartete, war es genug, wenn er ihm dereinst die Familiengüter hinterließ. Nicht so ist es der Fall mit den Industriellen. Sie können nicht dem Zuge des Herzens folgen, wenn sie sich vermählen, sondern suchen volle Kasten. Man hält um die Schöne an, um ihr Geld zu bekommen. Vom Erstgeburtsrechte haben die Bürgerlichen nie etwas gewußt, und da sie stets unter ihre Kinder theilen mußten, erwuchs die Nothwendigkeit der möglichsten Vermehrung ihres Vermögens. Grund genug, das Heirathen wie ein anderes Geschäft*) zu betrachten und eine reiche Braut so sehnsüchtig herbeizuwünschen, wie die Ankunft eines über die Zeit ausbleibenden Ostindienfahrers.

In Paris sind solche Beobachtungen am leichtesten gemacht. Dieser Centralpunct einer ausgebreiteten Industrie, eines noch ausgebreiteteren Handels, ist voller Leute, welche ihre schwankende Position durch Erwerbung von Vermögen befestigen wollen. Man heirathet hier, wenn's der Geldbeutel wünscht, und von Seiten der Männer ist Geld dabei immer der leitende Gesichtspunct. Ausnahmen kom-

*) Dazu gehören die Heirathsbureaus.

men natürlich vor, aber selten, denn die heutige Welt folgt einem allgemeinen Impulse, nur Wenige vermögen ihm zu widerstehen.

Da nun der Reichen im Ganzen nicht viele und die jungen Leute meistentheils gezwungen sind, sich selbst eine Existenz zu sichern, oder sie wenigstens zu vervollständigen, so heirathen sie, nicht wenn sie gern möchten, sondern wenn sie können. Darüber werden sie fünfundzwanzig, dreißig Jahr und noch älter, und haben mindestens zehn Jahre ledig zu überstehen, in denen das Blut am heißesten fließt, das Herz am empfänglichsten für die Liebe ist. Nun heißt aber ein alter Spruch: „der Satan ist mächtig und das Fleisch schwach;" und es ist beinahe unmöglich, ohne eine zärtliche Neigung durchzukommen. Als die erste, ist sie natürlich die am meisten poetische und hinterläßt die reizendsten Erinnerungen. Was für eine Verheirathung, das heißt für eine solenne, vielen Förmlichkeiten unterworfene Sache, sich nicht thun ließe, macht eine solche freiwillige und gegenseitige Neigung leicht. Man behilft sich im obersten Stockwerke, entsagt einer Menge Bequemlichkeiten, und für Alles gibt die Liebe reichen Ersatz. Kommt nun der Mann zu der entscheidenden Station des Lebens, wo er eine reiche und anerkannte Frau nimmt und zu ihr ins erste Stockwerk herabsteigt, wer möchte behaupten, er vergäße darüber die arme Verlassene? Es würde grausam seyn; überdies war er vielleicht gar nicht auf eine beschränkt und Leichtfertigkeit in der Liebe ist eine schwer abzulegende Gewohnheit; er hat seine schönsten Jahre im Umgange mit Unerlaubten verlebt, und wird dahin zurückkommen; das erheirathete Geld wird ihn noch mehr dazu verleiten. Die Sache ist haarsträubend, allein sie ist so.

Für die Frauen sind beschränkte Vermögensumstände noch lästiger als für die Männer; sie werden dadurch zur Armuth verurtheilt, da es wenig Wege für sie gibt, ihre Lage zu verbessern. Andererseits macht das schöne Geschlecht in Paris auch eine Ausnahme von dem in ganz Frankreich. Den Pariserinnen, den vornehmsten wie den niedrigsten, ist etwas Poetisches, Verführerisches eigen; sie erhalten es durch ihre reizende Sprache, ihr Geschick zur Grazie, ihre Erziehung, ihr Aufwachsen unter den köstlichsten Blüthen der Mode, der Literatur, der Kunst. In Paris wird man bei jedem Frauenzimmer viel Bildung, oder viel Geschick und Bestreben, sie zu erwerben, vorfinden. Das ärmste würde eine ganz leidliche Dame abgeben, sich gut ausdrücken, gute Manieren haben, wenn man ihm einen Caschemir umhinge, Marabouts aufsetzte, einen schönen Teppich unter die Füßchen breitete. Es gibt meist zwischen der Thürsteherin und der Herzogin, sind beide jung und hübsch, keinen andern Abstand wie den der Etage.

Die Leichtigkeit, sich in Paris Verbindungen zu verschaffen, wird natürlich zur Aufmunterung, zudem ist dies Babylon so geräuschvoll, daß es für Liebessachen am hellen lichten Tage stockfinstere Nacht darin ist, und alle Schwierigkeiten sich dadurch leicht heben. So hätten wir denn auf der einen Seite eine Menge junge Männer gefunden, welche zehn heiße Jahre zu verbringen haben, und auf der andern nicht weniger reizende Schönen, die nichts mehr wünschen als ein bequemes Leben. Zwischen beiden ist wenig abzuhandeln, um sich zu vertragen, und so richten sich denn heimliche Hauswesen unter einem Dache, getrennt, oder wie es sonst die Umstände fordern, ein, welche neben dem im Sonnenschein der Gesetzlichkeit prunkenden Theile der Gesellschaft bestehen, und von denen die Maires nichts wissen, desto mehr aber die Thürsteher.

Daher gibt es denn in Paris eine große Zahl Frauen, meistens sehr hübsch, weil sie frei gewählt wurden, welchen vor allen der Hof gemacht wird, allein die zugleich todt für die geachtete und geehrte Welt sind. Viele sind von gutem Hause, und es fehlte ihnen nur Vermögen, um zu Achtung und Ehren zu gelangen; ohne dieses verfielen sie dem Urtheile derer, die besaßen, was ihnen abging, und dadurch eine anerkannte Familie erhielten, Gattinnen und Mütter wurden. Ob die Verachtung, welche jenen gezollt wird, ganz gerecht sey, wäre zu erörtern; allein sie ist wenigstens unvermeidlich, denn die Gesellschaft kann ihre Feindinnen nicht lieben. A—r.

Bücherschau.

(Fortsetzung.)

9. Novellen von E. Ferrand. Berlin, Stuhr. 1835. 216 S. gr. 12.

Auch ein berliner Product, aber von ganz eigenem Schlage. Es gibt in Berlin eine Anzahl junger poetischer Köpfe, die alle auf Heine wie aufs Evangelium schwören. Es sind nur etwa vier oder fünf von verschiedentlichem Talente, aber sie halten wacker zusammen, sie leben, bechern und lieben zusammen und machen in Gemeinschaft ihre Lieder. Oft haben sie sogar nur Eine Geliebte. Nun spreche man mir noch den Deutschen den Gemeingeist ab! Man trifft diese Heine-Clique bald hier, bald da, bei Stehely und auch bei Luther sieht man die guten Heiden. Sie tragen meist einen schiefen Scheitel, und eine gewisse Verdros-

fenheit im Angesichte steht ihnen ganz brav. Sie sind alle noch jung genug, um nicht zu stereotyper Manier werden zu lassen, was nur eine Vorrichtung zum poetischen Wettlaufe seyn kann. Sie haben alle Talent, die Lieder fließen leicht und üppig von ihren Lippen, es kommt nur darauf an, daß sie sich größere Gegenstände suchen, um die Brust zu füllen. E. Ferrand scheint der älteste unter ihnen zu seyn. Er hat schon manches hübsche Lied gesungen, das ihm aus ganzer Seele kam. Nächstens sprech' ich von seiner neuen Liedersammlung. Seine acht Novellen sehen mir aus wie episch ausgedehnte und in Prosa aufgelöste Heine'sche Lieder. Es sind Skizzen und Bilder aus der Gemüthswelt voll pointirter Leidenschaft, nicht ohne Geschick und Geschmack. Nur fehlt es an Farbe, an Fülle des stofflichen Lebens. Die Scenen schneiden sich oft zu kurz ab, oft vernebeln sie ganz, oft fallen sie nackt zu Boden, — ganz wie Heine's Liederpoesie. Aus dieser Gabe zu prägnanter Skizzengestaltung kann aber für die Novelle noch etwas zu hoffen seyn, es läßt sich noch mehr davon erwarten als Balzac in seinen Tableaux de vie privée gegeben hat, weil sich in Ferrand's Stimmung ein idellerer Hintergrund verräth. Nur muß der Verf. die vorliegenden Skizzen für nichts Anderes als Uebergangsproducte ansehen. Den Rahmen für gute Bilder weiß er zu formen, die Pinselführung ist glücklich, es kommt nur auf die Stoffe des Lebens an, mit denen er seine Bilder zu füllen hat. Wir hoffen ihm bald wieder zu begegnen.

---

10. Die Blume von Granada. Historisch-romantisches Gemälde von Moritz Reichenbach. Leipzig, Kollmann. 1835. Erster Band. 238 S. 8.

Alte Typen, grau Papier —
Ach! das macht mir kein Plaisir!
Mohrenmädchen, Christenritter,
Nonnenkeuschheit hinterm Gitter,
Abgenutzte Jesuiten,
Abgenutzte Mohrensuiten,
Alte Typen, grau Papier —
Ach! das macht verzweifeln schier.
Hört, o hört, Abenceragen,
Euch will meine Noth ich klagen!
Ihr Zegriden, ihr Zegriden,
Ist solch Schicksal euch beschieden?
Alte Typen, schwarz Papier,
Ach! das macht mir kein Plaisir.

Allen Leihbibliotheken sey diese „Blume von Granada," die etwas stark nach Moder, Kerkerluft, Blut und allen Orangerien spanischer Mordgeschichten duftet, bestens empfohlen. Solche Mohrenromane sterben nicht aus. Und wenn die neuerungssüchtige Zeit, vom Schwindel ergriffen, alles, was alte Sitte heißt von sich streift: gewisse Roman-Antiquitäten werden in Deutschland vielleicht ewig neu auferstehen, ewig jung bleiben mit ihrem Alterthume. Es liegt in dieser deutschen Treue für alte Gebräuche etwas Rührendes. Aber wo seyd ihr, ihr eigentlichen Räuberromane? ihr wohlbeleibten, mit Sauerkraut und Bärlappenmehl gefütterten Kinder eines barbarischen Enthusiasmus meines deutschen Volkes? wo seyd ihr Räuberhelden, ihr tausendfach copirten Karl Moor's und Abällino's? Ich überschaue die Reihe Bücher, die sich auf meinem Tische wälzen, ich zähle die Häupter meiner Lieben: — Leibrock ist ausgeblieben, mir fehlt sein einzig theures Haupt. Eine gewisse schmerzlich lachende Wehmuth befällt mich, wenn ich bedenke, der Räuber- und Banditenroman sollte in Deutschland aussterben. Es war eine schöne Zeit, als ich, ein nichtsnutziger Bube, den Rinaldo Rinaldini las, ganz heimlich, Nachts, Alles schlief, im stillen Winkel, ein Dreierlicht brannte verstohlen, der Wind sauste gegen die Fensterladen: da saß ich und las und schwelgte tobend in den finstern Wäldern umher mit leuchtenden Augen, mit brennender Stirn: die schöne Zeit, sie kehrt nie wieder. Es ist keine schwungvolle Betrunkenheit in den Romanschreibern von heute mehr anzutreffen. Damals stellten sie Stoffe, ungeheure Stoffe zusammen; man stürzte schreiend durch tausend Schlösser, Capellen, Burgverließe, Fallthüren, keuchend amüsirte man sich, man war durch die Verwickelung grauser Art gespannt, gefoltert, der Angstschweiß des Vergnügens stand einem in hellen Perlen auf der Stirn. Und jene Rinaldo, Orlando Orlandini, der Alte von Fronteja: was für Mannheit, welche Teufeleien des Schicksals, die sie bekämpften! Es war etwas Ungeheures in jenen edlen Canaillen, die ihr Leben wie eine Schwärmerei des Verhängnisses zu nehmen wußten, wie einen tragischen Nasenstüber ihr Geschick betrachteten, der Menschheit einen Gefallen zu thun wähnten, wenn sie niederträchtig waren, und mit der Gottheit zähneknirschend zu schmollen sich vermaßen. Es ist aus mit euch: auch Leibrock schreibt nicht mehr wie sonst. Leibrock, Inhaber einer Leihbibliothek in Braunschweig, hat seine ganze Boutique voll geschrieben, er mag wie eine Art Hekuba jetzt unter seinen hundert Kindern sitzen. Groß mußte es enden. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Athen. (Fortsetz.)

[Wanderung durch die Ruinen.]

Die Propyläen sind beinahe noch ganz vorhanden, da ihnen blos der symmetrische rechte Flügel fehlt. Er steht auf zwei innern Wänden des Alterthums und wird jetzt vermöge

eines angebauten Schuppens von der griechischen Castellwache bewohnt.

Diese Wache, aus Eingebornen bestehend, ist angewiesen, in der Burg zu patrouilliren, über die Antiken zu wachen und allen Eintretenden eine Erlaubnißkarte des Gouverneurs abzufordern. Die großbritannischen Diebsgelüste nach Statuen und Reliefs, oder, wenn Sie lieber wollen, nach Nasen und Feigenblättern, erforderten dieses Opfer, und ich kann versichern, daß die Posten des Stadtcommandanten sehr streng in ihrem Dienste sind. Man hat ihnen gesagt, daß ihre Väter ihnen das Parthenon als ein Palladium hinterlassen hatten, und daß Griechenland mit den Säulen desselben fortlebe.

Als ich das erste Mal in diese stolzen Denkmale wallfahrtete — es war des Morgens nach meiner Ankunft von Korinth — da schlugen alle meine Pulse wie in der Nähe einer Geliebten, die Nacht und Kerkerwand von mir trennten, ich ging nicht den Hügel hinan, worauf die Frontispizen von der Frühlingssonne blinkten, ich lief, ich stürmte, als ob ich die Tempel erobern wollte. Und als ich nun oben anlangte und mir den Siegerschweiß von der Stirn wischte, und als ich die panthelischen taubenweißen dorischen Hallen, das Piedestal des Theseus, die großen schlanken Säulen und Simmse sah, unter denen einst Plato und Aristoteles, Perikles und Phidias, Demosthenes und Euripides, Aristipp und Lais wandelten, Menschen wie Götter, Götter wie Menschen, da lüftete sich ängstlich mein Haupthaar und schauerliche Ehrfurcht bewegte mich, vor den unsichtbaren Geistern den Hut abzunehmen. In Rom habe ich mehr die neuen Römerinnen als die alten Schatten in den Trümmern bewundert, sie waren mir zu groß und lärmvoll, zu ehern vielleicht und zu königlich.

Was man hier sieht, ist echt volksthümlich und Liebe fordernd. Man weiß, es haben nicht die Völker von drei Welttheilen, sondern nur ein Haufen freier Männer daran gearbeitet, die Verstand und Herz hatten. Nichts auf Erden ist der Akropolis vergleichbar, wenn von Monumenten eines Volks die Rede ist. Das hat Perikles erwogen. Aber es ist auch nirgendwo so viel auf einem Flecke in schönen Formen vorhanden.

Wollt Ihr ein Amphitheater, einen Aquaduct, einen Circus, ein Bad, eine Landstraße sehen, geht nach Rom. So weit das Volk seine Adler trug, baute es seine Brücken und Vergnügen. Wollt Ihr aber Tempel und Bühnen, Bilder, Statuen und Gemälde, wollt Ihr mit einem Worte Alles, was groß, aber doch noch schöner als groß ist, so kommt hierher und grabet die Pnyr, das Stadium, das Bacchustheater, die Akademie, das Parthenon und den Jupitertempel auf.

Sie haben jetzt in Paris eine Idee Napoleon's Fleisch werden und die Magdalenenkirche als einen Tempel alten griechischen Styls erstehen lassen, worauf sich die Neuerer etwas zu gute thun, sie haben auch eine Börse mit einem Walde von korinthischen Säulen verstandlos zusammengefügt, um der Welt darzuthun, daß Frankreich die Alten ehre und ihnen gleichstrebe oder nachahme. O, die Thoren, wie entsetzlich haben sie sich verrechnet, und wie kindisch war ihr Streben! Doch es war an sich das Beginnen lächerlich. Warum will ein Staat von dreißig Millionen Menschen den Athenern zu Liebe ihre Marmorsäulen copiren? Wenn es ihm gelange, so wäre es nur unverständig, weil es unzweckmäßig wäre. Es ist aber unmöglich. Nach einer oberflächlichen Berechnung müßten in unserer Zeit die Kosten eines Jupiter-Olympiustempels, oder auch nur des Parthenons, wenn er von weißem Marmor hergestellt würde, über hundert Millionen kosten; denn jede Metope, jeder Fries forderte einen Künstler von Rang.

Am Parthenon ist Majestät und Einfachheit, Größe und Eleganz, am Jupitertempel Luxus und Glanz, Reichthum und Geschmack. Die Idee ist nicht groß, ist nur geläutert, aber die Ausführung! Man erstaunt ob dem Gedanken, den Vorsatz dazu zu fassen; denn es sind nicht weniger als hundert und zwanzig korinthische Säulen von pantelischem Marmor dazu erforderlich gewesen, und jede derselben besteht aus einer Masse von 60 Fuß Höhe und 19 Fuß Peripherie im Schafte. Die Capitäle sind so groß, daß die kleinsten Zacken der Blättchen mit keiner Hand bedeckt werden können, und die Marmorblöcke zu den Architravebildern, die von einer Säule zur andern gehen, sind 18 Fuß lang, 6 Fuß dick und eben so hoch. Wer hat diese Last durch die Lüfte getragen?

In der Akropolis sind die Propyläen nur da, um die Majestät des Pallastempels zu erheben. Ihr Dach liegt in der Fußlinie des stolzen Tempels, und ihre Säulen erscheinen dem Auge im Vergleich zu denen des Parthenons als Wiegenkinder. Wahrhaftig, es mußten das Pulver und die Venetianer erfunden werden, um die stark für Ewigkeiten gefugten Massen aus ihren Fugen zu reißen! Der kriegerische Barbar, der die Bombe ins Parthenon abfeuerte und die Explosion bewirkte — war ein Schwede. Die Geschichte hat seinen Namen aufbewahrt, um uns zu beweisen, daß nicht blos Herostrat die Tempel zerstörte.

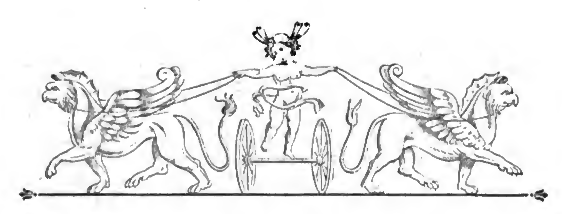
Mich gelüstet nicht, zu Ihnen im Angesichte des Erhabenen und Schönen von Zahlen und Buchstaben zu reden. Ein Anderer mag die arabische Schrift entziffern und copiren, die auf der neuen Türkenpforte prangt, und ein Anderer auch aus alten Büchern der gelehrten Welt beweisen, daß die Minerva Promachos rechts und die Athene Polias links gestanden, daß das Erechtheon einen oder zwei Tempel und der Hintergrund der Burg ein Arsenal gebildet habe. Mein Herz ist zu weit, mein Sinn zu empfänglich, um nur einen Theil zu umfassen mit seiner Liebe. Ich muß hinaufgreifen mit beiden Händen in Jovis Himmel, um mir die Götterfamilie, die schon die Römer von den Mauern des Palastes stahlen, herunter zu holen. (D. B. f.)

N o t i z.

(Pariser Theater-Neuigkeiten.)

Auf dem Theater des Palais-Royal sind zwei neue Vaudevilles mit Beifall gegeben, ein einactiges von Théaulon und Nezel: „Die Opernprobe“ und ein anderes von Rougemont in zwei Acten: „Ist's ein Traum!“. Der Stoff des letztern ist nach dem Berichte der pariser Blätter nicht eben neu. Eine junge Dorfschöne wurde vor Zeiten von einem jungen Unterlieutenant geliebt. Der junge Unterlieutenant hat sich treulos von ihr abgewendet, aber ihr doch wenigstens ein Pfand der Liebe hinterlassen. Jahre sind verstrichen, der junge Unterlieutenant ist zum Obersten avancirt, kömmt in das alte Dorf und rettet, ohne es zu wissen, seinen Sohn, der dem Ertrinken nahe war. De là, reconnaissance, réconciliation, mariage, applaudissemens. Eine gutmüthige Idylle, an die kein Mensch glaubt, am allerwenigsten in Paris. Es ist ein Traum! Aber während man in der Wirklichkeit das Gräßlichste geschehen sieht, während die Jury über la Roncière mit Schauder das Schuldig ausspricht, geht man gern ins Theater und sieht dem Possenspiel idyllischer Schäfereien ohne Glauben, aber mit Lächeln zu.

„Wie deutet ihr, Graf Oerindur,
Uns diesen Zwiespalt der Natur?“



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 147. — den 30. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sicilianische Gemälde.

I.

Messina, im Frühling 1835.

„Vulcani domus, et Vulcani nomine tellus.“
Virgil.

Das Königreich des alten Gottes Aeolus ist mir wie ein Traumbild am Horizonte vorübergegangen, ich sah die Weinberge des römischen Didyme, ich sah die Häuser am Gebirge von Lipari, den grauen Aschenkegel von Vulcano, und ich sah den merkwürdigen Schlott von Stromboli, der noch raucht, wie er zu Homer's Zeit rauchte, Alles wie man die Berge und Wolken eines beweglichen Theaterpanoramas sieht. Als ich ausgeträumt hatte, war ich im Porto franco der alten Messenier, und weit hinter mir heulten die Wellen der Scylla und Charybdis, deren Zorn die Schaufeln unserer Dampfräder verspotteten.

Palermo und Messina sind mehr denn hundertundachtzig Miglien auseinander. Gleichwohl kann man sich des Abends in jenem schlafen legen und am andern Morgen in diesem aufstehen, wenn die Sonne eben auf Calabriens Spitzen ihre Hochwacht ausstellt. Wir hatten „Franz den Ersten“ zu unserer Verfügung, und lichteten mit dem Ave-Maria die Anker, um Termini zuzufliegen. Diese karthagische Stadt, die warme Bäder hat und ehemals Himera hieß, ist jetzt so unwichtig geworden, daß die neapolitanischen Cours-Paketboote nicht einmal dort anlegen, sondern geradesweges auf die Insel Vulcano lossteuern.

Vulcanos merkwürdiger feuerspeiender Doppelberg ist die erste Provinz des äolischen Archipels, welche man von Sicilien aus zu Gesichte bekommt. Sie liegt nur etwa acht Stunden von Capo Bianco und der halbinselförmig ins Meer laufenden Veste Melazzo, und hat jetzt, ungeachtet ihres zerstörenden Elementes, industrieuse Einwohner, die Wein bauen und Fischerei treiben. Ehemals hatte das Eiland eine oblonge Form und wurde Hiera genannt, und die Schiffer, die sich ihm nahten, gossen Oel ins Meer, um die Kyklopen und Dämonen zu beschwichtigen, welche nach ihrer Meinung inmitten des grauen Lavathales ihre Heerden weideten.

Wir hatten eine stille Nacht und Mondschein. Die Sterne schlangen einen Reigen auf dem den Atlas vorstellenden kolossalen Aetna, an den sich Sicilien wie eine Glocke anhing, und der näher liegende Calogero, Trinakriens zweitgrößter Riese der Gebirgswelt, machte Musik dazu, indem sein auf dem Gipfel wohnender Eremit uns zum Abendgebet läutete. Ich wollte nicht in die Cajüte gehen, um nicht durch unzeitiges Schlafen die liparischen Inseln zu versäumen, darum gesellte ich mich zu einer gleichgesinnten Gesellschaft von Engländern und Americanern, um auf einer Matratze des Verdecks halb träumend halb wachend die griechische Eos zu erwarten.

Nach Mitternacht wurde ich aufgeweckt, aber nicht durchs Sprachrohr des Steuermanns, der „Alicuri, Filicuri oder Salina“ rief, wie die schönen Schwestern des Got-

tes der Winde heißen, sondern durch ein Paar kleine trippelnde Damenfüße, welche aus einem großen schwarzen Baltimorecapot hervorkamen und ein unschuldiges weibliches Wesen trugen, das im Salon den Dampf und Oelgeruch nicht vertragen konnte und auch ein wenig neugierig war. Ehe ich bei mir fragen konnte: Qui vive? hatte sie sich in göttlicher Unbefangenheit ungefähr an meine Seite gelegt und ein ganz schönes rundes Händchen in der Nähe meines Mundes zu verstecken vergessen. Mein Schlaf war hin, ich ärgerte mich nur, daß ich nicht allein nicht schlafen konnte, sondern Mistreß Allen, so nannte sich die schöne Republicanerin, alle Augenblicke ein paar Worte an ihren Bedienten richtete, der an der Galerie Schildwacht stand.

Um ein Uhr passirten wir Cephalu, das auf einem Vorgebirge liegt, und eine Stunde später Capo d'Orlando. Es war zu dunkel, um die Gegend zu erkennen, und der Pilot versicherte, wir seyen sehr weit seitwärts von den entlegensten Inseln der Gruppe und noch über dreißig Miglien von Punta Messinese, wo man nach Vulcano und Lipari überzuschiffen pflege. Die Zeit wurde mir lang, und also suchte ich ein Gespräch mit meiner Nachbarin anzuknüpfen, ein Gespräch über die Entstehung der Mythe des Homer und Virgil, die hier alle Winde der Welt in Höhlen verschließen und des Königs Hippotes Sohn zu ihrem Hüter bestellen. „Es ist doch hübsch," sagte ich, „daß wir gleich den Helden von Ithaka und Troja dem Gotte Aeolus einen Besuch abstatten, ich bedaure nur, an seinem Felsen nicht landen zu können, um die antike Muschel, der er sich als Maultrommel, und den Blasebalg, dessen er sich zum Stürmen bediente, zu beaugenscheinigen."

Dieser Introitus überzeugte mich höchst unangenehmer Weise, daß ich nur dem abgetretenen Monde mein Glück verdankte, in der nächsten Nähe einer schönen Frau zu seyn, denn das Erste, welches Mistreß Allen auf meine Worte erwiederte, war die Phrase: „Pardon, Monsieur, je croyais que vous etiez mon mari, vous avez un manteau d'Ecosse."

Es ist ein rechtes Unglück, daß man die Vortheile eines Irrthums nicht mehr genießen kann, wenn die Täuschung vorbei ist. Meine Americanerin fand für gut, das Gespräch, das ich so zutrauensvoll begonnen hatte, nur par distance fortzusetzen, und die erste nachtheilige Folge davon war, daß ich die zum Küssen gemachte Hand, die trotz Nacht und Mantilla im Sternenschein glänzte, aus dem Gesichte verlor und bis zur himmlischen Morgendämmerung nichts reizendes Irdisches mehr zu sehen bekam. (D. F. f.)

Bücherschau.

(Fortsetzung.)

11. **Das Gelübde.** Novelle von **Heinrich Walch.** Leipzig, Brockhaus. 1835. 2 Bde. 314 u. 362 S. 8.

Hier hätten wir einen Räuberroman, die Geschichte des schwarzen Sepp und seiner Prudentisten, einer Bande, die im Harz- und Thüringerwalde zur Zeit des siebenjährigen Krieges ihr Wesen treibt. Der schwarze Sepp hat etwas von jenen Creaturen, deren Leben wie eine Schwärmerei des Schicksals aussieht. Allein das Buch enthält auch zugleich die Ironie auf sich selbst, und obwohl diese nicht geglückt ist, so hat sie der Verf. doch bezweckt. Ein Baron, der nicht ist was er scheint, wird auf der Reise durch den Harz für verdächtig gehalten, als sey er ein Mitglied jenes schwarzen Bundes. Er geräth aber erst in dessen Hände und wird von dem geheimnißvollen Sepp fortgeschleppt. Dieser erzählt seine Geschichte, während die Begebenheiten des Tages den Stoff durchkreuzen. Der Baron sieht sein eigenes Leben mit dem des schwarzen Sepp verstrickt, der Räuber scheint kein Räuber, Geistererscheinungen, die keine sind, helfen den Baron mystificiren, und nachdem ein Gewebe von Wunderlichkeiten sich vor unsern Augen abgesponnen, bleibt nichts übrig als die Mystification des Lesers; der Autor hat uns blos an der Nase herumgeführt. Auch war das Ganze ihm blos Mittel, um einige Criminalgeschichten, die, beiläufig gesagt, den Verf. als Juristen verrathen, und eine Reihe von Mährchen aus dem Harzwalde zu einem Volumen zu verweben. Diese scheinbar nur als Beilagen gegebenen Einzelnheiten sind das Beste im Buche; hiezu gehören die Geschichten vom gespenstischen Hiring, vom unglücklichen Hugo, der des Teufels Großmutter heirathete, von des Teufels Herberge u. a. Der Autor lebt, allem Anscheine nach, in Magdeburg.

---

12. **Gutenstern.** Novelle von **Emanuel Straube.** Leipzig, Kollmann. 1835. 194 S. kl. 8.

Gut gedruckt auf gutem weißem Papier. Ehre dem Ehre gebührt! „In unsern Tagen," — beginnt das in Wien geschriebene Vorwort — „in unsern Tagen, wo das Feld der Novelle von den ausgezeichnetsten Schriftstellern bearbeitet wird, deren Leistungen das Publicum zu den höchsten Anforderungen berechtigen, erscheint es beinahe als Vermessenheit, wenn ein Laie" — — bitte gehorsamst, keine Umstände zu machen, wir können schon etwas aushalten, wir haben im Nothfalle Wasserstiefeln an. Der junge Verf. läßt seine Figuren etwas erleben, und das ist brav. Der

Held des Stücks schlägt seinen Freund todt, um dessen Braut zu besitzen, die er selber liebt. Es geschieht dies, wie der Autor sagt, „weniger aus lasterhaften Rücksichten, als durch Mangel an moralischer Kraft," und das ist sehr schlimm. Verbrecher aus Mangel an Kraft sind schwer zu zeichnen; nur Göthe hat es vermocht, es sind jene Weißlingen, Clavigo, in deren Gestaltung er sich gefiel. An Shakspeare sehen wir die umgekehrte Hinneigung, seine in dieser Hinsicht unerreichbaren Gemälde zeigen uns die großen Verbrecher aus Ueberkraft. Unser guter Wiener giebt aber seine Verbrecher ohne glaubwürdige Motive, und hierum dreht sich so ziemlich Alles, was man Poesie nennt. Zu sagen, der und der hat den und den todt geschlagen, ist sehr leicht: allein beweisen ist die Hauptsache. Glaubt der Leser an das Verbrechen des Haupthelden, ist er so menschenfreundlich: so kann er sich vom Buche viel Amüsement versprechen, denn dem armen Schlingel von Todtschläger geht es sanguinisch schlecht. Die Braut wittert Blut an ihm, wenigstens scheut sie seine Nähe und nimmt die Huldigungen eines Andern gefällig auf. Als der Unglückliche sie bestürmt, stellt sie ihm, denn er ist ein Maler, zur Bedingung, ihr das Bildniß des Todten zu liefern. Der Mörder muß also den Gemordeten malen, worüber er wahnwitzig wird. Er beichtet zuletzt auf gut katholisch und der Wahnsinn fährt von ihm.

---

13. Napoleon Hannibal Scipio Meyer. Historische Novelle von Theodor von Kobbe. Bremen, Geisler. 1835. 88 S. fl. 8.

Ein dunkle verhüllte Geburt ist hier wieder einmal zum Hebel und Motiv eines Romanes genommen. Diese Familiengeschichte spielt in Altona in den ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts. Der muntere frische Erzählungston berechtigt zu weitern Erwartungen. Es verräth sich in der Gesinnung des Verfassers viel lebendige Heiterkeit. Eine weitere bestimmte Prognose seinem aufsprossenden Talente zu stellen, darf hier nicht die Absicht der Kritik seyn. (D. B. f.)

Aennchen's Klagen.

(Aus ihren „Bekenntnissen.")

Ich weiß es wohl, ich bin nicht schön.
Doch komm' vom heißen Liebchen ich,
Muß ich mich schnell im Spiegel seh'n,
Ob etwa ich verändert mich.

Gern möcht' ich meinem Liebchen glauben:
Doch, ach! ein einz'ger Spiegelblick
Droht schnell die Täuschung mir zu rauben,
Nimmt Eitelkeit und Wahn zurück.

Daß ich nicht bös' bin, mag wohl seyn,
Denn Liebchen sagt ja tausend Mal,
Ich sey so gut, so engelrein,
Ein fleckenloses Ideal!
Und dennoch spart so manchen Tadel
Die strenge Mutter auf für mich,
Weiß nichts von meinem Seelenadel
Und spricht stets eifernd: Bess're Dich!

Wenn schon gelehrt nicht, bin fürwahr
Ich doch als dumm auch nicht bekannt;
Voll Schelmerei, und hell und klar,
Spricht Liebchen oft, wär' mein Verstand.
Doch hör' ich anderwärts oft klagen:
Es sollt' in einer einz'gen Stund'
Mein Auge mehr Gescheidtes sagen
Als, ach! ein ganzes Jahr mein Mund.

Verdenkst du mir's nun, arge Welt,
Mit deinem lieblos strengen Sinn,
Daß mir's in dir nicht so gefällt,
Als wenn ich still bei Liebchen bin!
Und, Liebchen, sprich! wie mag's zugeh'n,
Sag's offen und verhehl' es nicht,
Daß Alle mich im Schatten seh'n,
Du nur mich siehst im Sonnenlicht?

Correspondenz.

Aus Paris, den 15. Julius.

[Die beiden Processe.]

Die politische Geschichte fängt hier an so komisch zu werden wie die literarische. Man wußte nicht wie enden mit dem monstreusen Prozesse der vorjährigen Aprilrevolution, und darum ließ man ein halbes Hundert der Arrestanten ausbrechen und desertiren. Ich habe übrigens im vorigen Jahre gesagt, was sich jetzt sonnenklar ergeben hat, daß Polizeiagenten in Lyon und Paris in ihrem Privatinteresse auf Unruhen speculirten und arme republicanische dumme Teufel complett verführten, um sie hernach der Doctrin auszuliefern. Wie gewöhnlich wurde ein Donnerwetterchen in einem Topf gemacht und damit der große französische Zeus vaccinirt.

Unterdeß aber ein durchlauchtiger Pair beweist, der Proceß müsse ausgesetzt werden, weil Fälle eintreten könnten, die dessen Suspension erforderten, z. B. falls sich eine schwangere Frau unter den Angeklagten befinde, die ihr Geschäft nicht der Kammer zu Liebe aufschieben dürfe, kommt ein

durchlauchtiger General, dito von der Doctrin, Herr von Morell, und bringt einen haarbergantreibenden, grausigen Roman seiner somnambulen Tochter vor die Assisen. In Deutschland, ich meine in den Gegenden, wo die Gerechtigkeit sich noch öffentlich zeigt, würde man eine so unmoralische Geschichte bei verschlossenen Thüren vorgenommen haben, hier geschah gerade das Gegentheil, weil die Familie sowohl als das öffentliche Ministerium eine Ehre in den Triumph über das Verbrechen setzten, das Nothzucht mit erschwerenden Umständen genannt wird. Der Angeklagte ist der Sohn eines andern Generals, Namens la Roncière, und seine Familie behauptet mit eben so großer Zuversicht als die Morell'sche das Gegentheil, daß er das Opfer des Leichtsinns und schmähliger Kabale geworden.

Ich habe diesen Roncière'schen Proceß mit großer Aufmerksamkeit gelesen, auch zwei Sitzungen persönlich beigewohnt, ohne wie die Jury von der Schuld des Angeklagten überzeugt zu werden. Die Beweise scheinen mir zu schwankend, zu widersprechend, sogar zu Gunsten des Verbrechers, der außerdem das Bleigewicht der unschuldigen Sache des seelenkranken Mädchens, die Moralität, die Vorurtheile der Menge und die zwei ersten Advocaten des Landes: Odillon Barrot und Berryer, gegen sich hatte. Was sollten die auf ihr Gefühl beschränkten Richter für einen Menschen übrig haben, der von Jugend auf ein Raufbold, Schwärmer und Abenteurer, voll Schulden und Soldatenlaster war? Für einen Menschen, den die gemordete Weiblichkeit anklagte? Die Redner, die Richter, die Zuhörer haben geweint sechs Tage lang, während la Roncière kalt und regungslos wie eine Bildsäule blieb.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Athen. (Beschluß.)

[Wanderung durch die Ruinen.]

Die Propyläen sind leer, das Parthenon, das Erechtheon, sie haben keine andern Bewohner mehr als die Eidechsen, welche grün oder goldgestreift aus den Marmorritzen schlüpfen. Auch von den Zinnen umher sind die himmlischen Wächter des Lysipp und Athenodor, des Praxiteles und Phidias verschwunden. Von drei Minerven ist nicht eine am Leben geblieben. Sie haben den Todten gemordet in ihren Gemächern.

Laßt uns sehen, wer die Schlachtopfer waren! Gleich am Eingang der Burg der alte Aeskulap, der des bartlosen Apollon langbärtiger Sohn war, er hatte einen Tempel hier; dann Cypris die Liebliche, die Scopas machte, als er die schöne Lais sah, und Ceres, von den Griechen Demeter genannt, Phöbus, der Morgenbringer, und Pan, der Virtuos auf der Flöte. Lauter achtbare athenienfische Bürger, die des Phidias Schwäher zu Vätern hatten. Ihnen halfen die Helden der Vorzeit, Herkules, Theseus, Ulysses, und die gekrönten Genies der Bühne und des Stadiums, die Sieger des Perserkriegs, die Sänger Thraciens, angeführt von der verliebten Sünderin Sappho, und Andere, die sich Redner, Philosophen und Staatsmänner nannten. Auch Sokrates. Die Athener hatten sich besonnen nach seinem Tode und stellten seine Silenusfigur ins Heiligthum. Doch genug hievon, es waren nur die kleinen, die armen Bewohner des Statuenlandes, andre haben Perikles, seine Baumeister und ihre Nachfolger hier eingebürgert. Man zeigte mir die Stelle, auf der die große Diana, die Flache, auf denen Jupiter πολιευς und Venus, der kolossale Erechtheus, Apollo, Jupiter Augustus und die riesige bronzene Athene standen, deren Helmbusch die Schiffer funfzig Meilen weit am Vorgebirge von Sunium erblicken konnten.

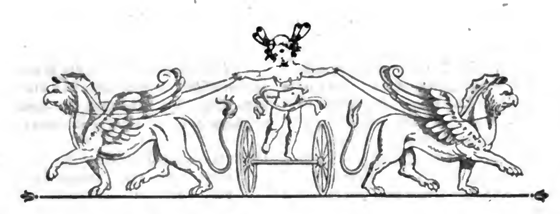
Wo sind sie alle hingekommen die tausendnamigen Olympischen, da in den vorhandenen italischen Museen kaum Einer davon anzutreffen ist. Das Grab hat sie verschlungen.

Ich habe nichts zu sagen zu den gewaltigen Bergen von Marmorsteinen, die das Parthenon ausfüllen. Eine jämmerliche Kirche, einst eine Moschee, steht sammt ihrer Kuppel in dessen Mitte, um seine Größe dem Auge anschaulich zu machen; ich habe auch nichts zu sagen zu den zierlichsten, korinthischen Säulenhallen, die, mit Karyatiden gemischt, ihm gegenüber den sogenannten Erechtheustempel ausmachen. Zu schön, zu groß, zu männlich sind ihre Formen, um nicht in Stücken noch zu glänzen; das aber spreche ich kühn aus, daß bis jetzt dieser kleine und älteste Akropolistempel so Künstlern als Dilettanten, so Historikern als Archäologen ein Räthsel war. Wie er sich vorfindet, giebt er den architektonischen Plan zurück und läßt vermuthen, daß er noch einen derl vorhandenen gleichen Portikus besaß, der westlich lief. Ich betrachtete die angebrachte Karyatidennische als Cella und Allerheiligstes, worin die Athener das älteste Bild der Minerva, ihr Palladium, aufbewahrten. In diesem Falle konnte rechts Theseus und links Erechtheus seinen Tempel gehabt haben. Der Name Kekropion ist eine spätere Benennung, die ich mir nicht zu erklären weiß, da Kekrops, obgleich Urgründer von Attica, niemals göttlich verehrt wurde.

Das Parthenon wird jetzt von allen Seiten vom Schutt befreit und wird bald auf seiner erhabeneren Stelle die Blicke der herbeiströmenden Bewunderer fesseln. Die Regierung hofft die durch Explosion herabgeworfenen und zu einem Berge angehäuften Trümmer zu benutzen und unter dem Gestein die Hautreliefs des Umgangs zu finden. Gleich ungeheuren Mühlsteinen liegen die Säulenstücke mit ihren Cannelirungen umher, man sieht dabei und sieht darunter zierlich gebildete Centauren und Nymphengestalten und andre Fragmente, ohne sich ihnen nahen zu können. Einstweilen sind mehrere Friesstücke und die Metopen der Hinterfronte beseitigt und zur Aussicht gestellt worden. Sollte man wohl glauben, daß die Figuren einer Gruppe, welche auf diesen Steinen zwischen zwei unten ganz klein scheinenden Triglyphen gemeißelt worden, die Größe eines fünfjähriges Kindes haben! Die Schlitze der Triglyphen sind drei Zoll tief, die ganze Platte 4 Fuß breit, und jeglicher Reif der Cannelirung der Säulen hat 12 Zoll im Durchmesser.

Man kann jetzt noch nicht ganz beurtheilen, was die Arbeiter unter dem Schutt der Bauten finden, die die Türken auf der Akropolis aufführten und die jetzt in neuen Trümmern liegen. Ich glaube, nicht viel, da ich annehme, daß man schon früher den Platz gehörig aufräumte. Will man aber nach Fundamenten graben, und wozu das? so könnte man vielleicht die Archäologen beruhigen, die ihr Gezänk über die Plätze gewisser Statuen fortsetzen.

Was die berühmte bronzene Quadriga betrifft, die so viel Reisen machte und in neuesten Zeiten Constantinopel, Venedig, Paris und endlich wieder San Marco sah, so scheint Leake wohl nicht Unrecht zu haben. Er wies ihr eine Stelle über der Pans-Grotte gegen die Stadt zu an. Die Mauern der Burg, welche dorthinaus aus Stücken von Säulen der ersten Veste erbaut wurden, existiren hier noch großentheils, wie auch die sogenannte Mauer des Cimon auf der Piräusseite. Ich kann mich dabei nicht aufhalten und schließe diesen Brief mit der Bemerkung, daß die Propyläen westlich liegen, wonach bei der Sitte der Alten, gen Orient zu opfern, erklärlich wird, daß der Haupteingang des Parthenons dem Eingang der Burg entgegengesetzt war. — L.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 148. — den 31. Julius 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Capelle.

Hier, wo der wilde Rosenstrauch
Die reine Luft durchwürzet,
Wo sich vom Fels mit Lebenshauch
Die rasche Quelle stürzet:
Da ist ein Kirchlein im Gebüsch,
Und hier ist dämmerig und frisch
Und lieblich auszurasten
Von Tages Gluth und Lasten.

Horch, wie die wilde Taube girrt
In waldverwachs'nen Klüften!
Sieh, wie der Adler einsam irrt
In ungemess'nen Lüften!
Wie traulich hier um Quell und Baum!
Und schauernd in der Lüfte Raum
Mag über Wald und Höhen
Die Seele sich ergehen.

Nun tret' ich aus des Tages Schein
Ins Dunkel der Capelle.
Das Licht blickt zweifelnd nur herein,
Und leis' verrauscht die Quelle.
Wie still und heilig ist der Ort,
Und recht ein sanfter Friedensport,
Wenn einer durch die Wogen
Des Lebens wild gezogen!

Im Dunkel, ahnungsvoll und kühl,
Vom lichten Streif umwoben,
Wie weckt mir himmlisches Gefühl
Der Herr, am Kreuz erhoben,
Ich fühl' es, was die Brust durchglüht
Des Pilgers, der in Andacht kniet,
Sein unaussprechlich Sehnen
Ergießt in heißen Thränen.

Prof. Gottlieb Zimmermann.

Bücherschau.

(Beschluß.)

14. Lotosblätter. Drei Novellen von Adolfine. Leipzig, Brockhaus. 1835. 241 S. kl. 8.

Der Titel der ersten dieser drei Erzählungen: „Leidenschaft bringt Leid", ist fast durchgehends das Thema der Verfasserin; nur in der zweiten Novelle löst sich das durch Herzensneigungen herbeigeführte Mißgeschick zu einem bürgerlich häuslichen Friedensglücke. Es liegt in den Stoffen und der Darstellungsweise der ersten und dritten Erzählung etwas Trübes, Gedrücktes. Wir ahnen in der uns unbekannten Verfasserin eine edle Matrone, die viel Mißliebe von der Welt und das Unglück der Täuschung im ehelichen Leben bitter erfuhr. Sie kennt das Weh gezwungener Verbindungen, die Opfer, die ein weibliches Herz hergebrachten Accommodationen der Sitte zu bringen oft verdammt ist. Dies ist das Thema ihrer Darstellungen. Ihr Terrain sind die höheren Kreise der Gesellschaft; die Menschen, die sie uns vorführt, haben Gefühl genug, um gegen das Schicksal eines durch äußere Rücksichten gewaltsam herbeigeführten ehelichen Bandes sich innerlich aufzulehnen, aber sie besitzen nicht Muth genug, der Frei-

heit, die sich im Innern regt, Sprache zu leihen. So versinken und vergehen sie wie Schatten. Diese weibliche Duldung hat etwas Demüthigendes, wie der Anblick eines Menschen, der die Schwere der Ketten fühlt, sich über die Tyrannei beklagt, aber die Handschellen abzustreifen doch nicht wagt. Zu den trüben Gestalten dieser Novellen gehören auch Männer, welche, ohne die Frauen zu lieben, sie doch gewinnen und fesseln. Ich achte diese Matronenklugheit, mit der diese Gemälde entworfen sind, aber ich kann sie nicht allzu hoch stellen, die göttliche Ungenirtheit freier Heiterkeit gilt mir mehr. In der Erzählung „Rosa" hat das Schicksal, das die Frauen trifft, eine geistig entnervende Gewalt. Eine fürstliche Braut verliebt sich in einen Grafen, weil der ihr zuertheilte Prinz ihr Gefühl empört. Die Tochter ihrer heimlichen Liebe fühlte gleiche Neigung zu einer Entschädigung für gebotenen Zwang, und nun will es das Geschick, daß die Wahl der Tochter auf ihren eigenen Vater fällt. Es enthüllt sich noch frühzeitig genug, ehe die Natur sich allzu mächtig in diesem Verhältnisse erwiesen; so ist es noch Zeit, der Liebe, dem Leben und Allem zu entsagen und in ein Kloster zu gehen. Warum aber solche trübe Wolken über den Horizont heraufführen, die uns ängstigen, ohne daß ein Gewitter der Leidenschaft zum völligen Ausbruche kommt und ein Trauerspiel sich vor unsern Augen entwickelt. Die drückende Schwüle bei bedecktem Himmel ist auch in geistiger Hinsicht der schlimmste Zustand. Es ist eine Wohlthat, wenn die Wolke bricht und die Leidenschaft tobt, damit sich die Gewitter des äußern und innern Lebens entladen.

---

15. Der Irrwisch. Eine Novelle von Bohemus. Stuttgart, Weise. 1834. 246 S. gr. 12.

G. Opiz, wie der eigentliche Name des pseudonymen Bohemus lautet, der Verf. des „Verwiesenen", der Milada von Lichtenburg", der „Swatana von Engelhaus", der „Waise" u. A. gehört zu denjenigen Romanpoeten, welche mit stereotypen Figuren des geselligen Herkommens und ohne auf Charakterzeichnung ihr besonderes Augenmerk zu richten, gleichwohl durch die Fülle mannichfacher Situationen und Verschlingung stofflicher Interessen ein Publicum zu fesseln verstehen. Der vorliegende Roman spielt größtentheils in Paris zur Zeit der Anwesenheit der Alliirten und der Restauration der Bourbonen. Der Faden der Familiengeschichte zieht sich auf unterhaltende Weise durch das bunte Treiben der Hauptstadt, in der sich alle Elemente des europäischen Völkerlebens so seltsam damals berührten. Ein Aristophanes könnte eine Satyre darüber schreiben. Bohemus nimmt diese welthistorischen Cumulationen mehr wie eine Theaterdecoration, vor welcher seine Familiengeschichte spielt. Ein großes Geschick in Benutzung der geschichtlichen Interessen ist nicht zu verkennen.

---

16. Alfonso. Eine Novelle für Freunde der Tonkunst, von C. A. Weiske. Zwickau, Schumann. 1835. 164 S. 8.

Ein interessantes Buch für Laien und für Kenner der Musik. Wir sehen auf einem gräflichen Lustschlosse eine Gesellschaft von Dilettanten und Freunden der Kunst beisammen. Man singt, spielt, tanzt, läßt Feuerwerke aufsteigen, spaziert zu Wagen und zu Wasser, veranstaltet Familienconcerte, arrangirt in der nahen Dorfkirche Oratorien, und bespricht vorher alles gemächlich, um sich den Genuß recht schmackhaft zu machen. Daß in dem Gewebe der Conversation die Liebe wie ein Weberschiffchen durch die Fäden hin- und herschießt, ist erklärlich und natürlich. Die Reflexionen über Musik haben theils kritisch-ästhetischen Werth, obschon sie sich mehr auf Einzelnheiten der Kunst beziehen, theils geben sie den Dilettanten für die Execution treffliche Bemerkungen und Fingerzeige. Besonders interessant dürfte für Kenner die kritische Schilderung eines kirchlichen Musikfestes seyn.

---

17. Das Leben und Weben im Planeten Venus. Von A. C. Papinga. Jüterbog, in Commission bei Coldiz. 1835. XVI u. 163 S. 8.

Ein lebensmüder Lord hat den Spleen, mit dem Luftballon diese langweilige Erdenwelt zu verlassen und auf einem andern Planeten sein Heil zu versuchen. Ein deutscher Baron begleitet ihn. Sie kommen auf Grund und Boden der Venus an und schildern die dortigen Zustände: sie finden es da droben eben so langweilig wie hienieden, — und das ist brav! Allein es fehlt durchaus der Witz, der uns diese Parallele zweier Langweiligkeiten amüsant zu machen wüßte. Der Verf. weiß nicht, ob er mit Demokrit lachen oder mit Heraklit weinen soll. Ich dächte, wenn er das Letzte könnte, würde sich auch das Erstere finden, oder wenn er ein ganzes Buch hindurch zu lachen verstünde, müßte er durch und durch ein Erzmelancholicus seyn. Der Verf. kann aber weder recht lachen, noch recht weinen. Seine Satyre ist ohne allen Satyr. Er sagt blos aus Schläfrigkeit, das Erdenleben und die jetzigen Zustände der Menschenwelt seyen langweilig. Gottes Wunder! Das

ist ein wahres Verbrechen, die Schläfrigkeit nämlich. Wer sich in der Welt ennüyirt, darf nicht selbst ennüyiren; wer das Leben langweilig findet, muß wenigstens witzig seyn. Sonst — „häugt seine Philosophie": kann sie nicht schaffen — einen soliden Witz. Ein Witz, Herr Papinga! Eine Unze Witz, guter Jüterbogker, unsere langweilige Phantasie zu versüßen. Ein Witz, guter Deutscher, ein Königreich für 'nen Witz! — Mit diesem Stoßseufzer will ich für diesmal meine harmlose Historicopastoralkomödie von Bücherschau schließen. K.

Sicilianische Gemälde.

(Fortsetzung.)

Die Morgendämmerung stellte sich um vier Uhr ein, als alle Passagiere in Morpheus' Armen ruhten, Mistreß Allen und ich ausgenommen. Sobald der Pilot abgelöst wurde, erbleichte die himmlische Venus, und ich glaubte unter dem Schweife des großen Bären einen schwarzen Fleck Erde zu sehen, der Funken zu den Sternen trieb. „Che si vede qui basso?" fragte ich, und auch Mistreß richtete sich auf, um eine Frage zu thun.

Der Mann am Steuer antwortete: „Signor, siamo adesso sopra Lipari."

Lipari liegt hinter Vulcano und vor Stromboli; ich hatte mich nicht getäuscht. Der nahe schwarze Fleck wurde jetzt größer, höher und runder; es war der Vulcan. Ich sah in duftiger östlicher Ferne die Bergkette von Calabrien, die Felsen Scyllas, das Cap Peloro von Messina, und die Leuchte des Scylla-Pharus am Eingange in den Canal. Noch eine Viertelstunde, und die purpurfarbene Aurora vergoldete alle Kegelspitzen des mythologischen Archipelagus.

Wir hatten von Punto Messinese noch siebzig Meilen nach Calabria ultra, aber dieses hinderte uns nicht, die ganze Linie von Aspro monte zu sehen, an dessen Fuße einerseits Reggio liegt. Die Berge von Sicilien und Italien scheinen unter dem Meere fortzulaufen und sich am Felsen der bösen Scylla die Hände zu reichen. Es sind ein Schloß und eine Stadt über der Homerischen Höhle gebaut, und anstatt des sechsköpfigen Ungeheuers, das dem tapfern Ulysses im Vorbeisegeln sechs seiner Gefährten wegschnappte, als ob es Fische gewesen, sieht man freundliche rebenumrankte Häuser mit buntgeriemten und gegürteten Mädchen, die Hanf und Baumwolle spinnen. Inzwischen sagen die Schiffer, das Uebel sey noch keineswegs gehoben, und anstatt einer Scylla gäbe es jetzt deren viele hunderte.

Wäre ich eine Seeschwalbe gewesen, oder ein Delphin, so hätte ich unsere Argos in der Morgenfluth verlassen und wäre schnell zur sicanischen Insel geflogen; dann hätte ich dort die Stadt Lipari und ihren Bischof und ihre warmen Quellen, und den Krater von Stromboli, Strongyle, gesehen, und Korinthen von Pannaria gegessen. Und ich hätte mich selbst überzeugt von der Wahrheit des Gerüchts, das die Aeolier zu himmlischen Naturmenschen macht, die die Fremden, welche sich zu ihnen alle zehn Jahre verirren, wie Götter betrachten und von ihren Weibern und Töchtern todt küssen lassen. Ein Matrose, der in Alicuda war, erzählte von einem Engländer, der viel Abenteuer dieser Art bestand, und beinahe das Schicksal des Orpheus hatte, als derselbe unter jene Schönheiten gerieth, die die Bacchanalien feierten.

Wir haben nur die Conturen von Stromboli zu sehen bekommen. Es liegt zu weit nördlich. Dagegen schifften wir mit hellem Tage an den Kratern von Vulcano und dem erloschenen Monte Sant-Angelo des größern Lipari vorbei. Die erste Insel hatte nach oben ein merkwürdiges rußiges Ansehen, versprach aber in den Schachten und an der Küste eine üppige Vegetation, Südfrüchte und Weinbau. Ihre Kegel waren abgeplattet, wie beim Vesuv, aber klein, es quoll ein dünner wolkiger Rauch daraus hervor, der sich gleich in der Atmosphäre auflöste. Mir däuchte, ich hörte ein Mettenglöckchen aus dem duftigen Thale tönen und die Büchse eines Jägers knallen. Als die Sonne in den Faro Messinas trat, vergingen die Gestalten in Glanz und Nebel, und ich sah nichts mehr von der holden Erscheinung als Mistreß Allen. Sie stand in einem reizenden Nachthäubchen vor mir, und ihr Capot von Baltimore war während einer viertelstündigen Bewunderung der Aeolier von ihren Schultern gesunken.

Die Küste von Sicilien kam wieder nahe, es waren die ersten blühenden Fluren der alten Zankle, die sich auf den langen Abhängen des Aetna untermischt mit Villen und Dörfchen darstellten. Das Meer nahm nach und nach die Gestalt eines Busens an, in welchen sich ein großer Fluß ergießt; es kamen Golfwinde, die die Wogen auftrieben und einige Passagiere seekrank machten. Endlich sahen wir hinter dem ersten Leuchtturme, der das Dorf Pale signalisirt, die stolze messenische Stadt mit ihren Gebirgen, Hügeln und Anhöhen, mit ihren Klöstern, Vesten und Lagerplätzen. Der große majestätische Hafen öffnete seine Pforten; ein zweiter Pharus kam, und die Charybdis war passirt. Unser Fahrzeug warf Anker im Teatro maritimo. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[La Roncière und seine tragikomischen Nachahmer.]

Man muß gestehen, es war in allgemeiner Beziehung gut, daß ein bejahendes Urtheil in dieser Angelegenheit gefällt wurde, weil dadurch der Moral und Frauentugend ein großes Wort gesprochen, vielleicht mancher entmenschte Bösewicht von ähnlichen verbrecherischen Unternehmungen abgehalten wird. In besonderem Betracht, in juristischer Beziehung konnte man dagegen gewichtige Gründe für die Cassation aufstellen, die nach meiner Ueberzeugung und Kenntniß des französischen Gerichtswesens auch nicht ausbleiben wird. Ich bin weit entfernt, den la Roncière für unschuldig auszugeben, allein ich bin verpflichtet, ihn dafür zu **halten** so lange ich nicht vom Gegentheil überzeugt bin.

La Roncière, sagt die Anklage, ist ein schlechter Mensch; denn er ist ein Würfler, ein Schlemmer, ein Schürzenstürmer, ein Schuldenmacher, ein Mensch, der die Bauern auf der Gasse überreitet —, la Roncière ist des Verbrechens verdächtig: denn man hat Drohbriefe im Hause des Generals verbreitet, worin von Rache und Entehrung die Rede, und er hat durch schriftliche Erklärung sich als Verfasser derselben bekannt; la Roncière ist schuldig: denn die Tochter des Generals glaubt mit Bestimmtheit in ihm den Mann erkannt zu haben, welcher vorgeblich in einer Nacht durchs Fenster zu ihr ins Zimmer kam und daselbst an ihr nicht ein menschliches, sondern das teuflischste Gelüste vollbrachte, indem er sie mit einer Waffe verletzte.

Jetzt haben aber die Verhöre, Zeugen und Experten bewiesen, daß la Roncière, wie das so häufig der Fall, zwar ein mauvais sujet erster Classe, aber durchaus kein Mensch von Gefühllosigkeit sey, öfter sogar Beispiele eines guten Herzens gegeben, ja sie haben ferner bewiesen, daß die fraglichen Briefe, das einzige corpus delicti, nicht von seiner Hand, sondern vielmehr von einer der Demoiselle Morell ganz ähnlichen — vielleicht ihrer englischen Gouvernannte, die sie schreiben lehrte — herrühren, und daß der Angeklagte, ein Mensch ohne Charakter und Nachdenken, sie in einem Augenblicke anerkannte, als man ihm mit Entehrung und Verfolgung, mit Anklage drohte und ihm Vergessenheit von Allem versprach, wenn er Abbitte thue.

Mit einem Wort, es ist kein erkleckliches Zeugniß wider la Roncière außer der Aeußerung des Mädchens selbst, da die quästionirte Drohcorrespondenz ohne allen erdenklichen Zweck und das nothwendige Resultat eines zerrütteten oder zerrüttet seyn wollenden Gehirns ist. Was in aller Welt sollte einen Menschen von gesunden Sinnen dazu bewegen, eine unschuldige Creatur aus bloßer Marterlust zu mißhandeln? Hätte er Mutter oder Tochter geliebt und Eine von beiden, wie gesagt wird, zu besitzen gewünscht, so war doch gewiß der eingeschlagene verbrecherische Weg der mindest vortheilhafte, um sein Ziel zu erreichen.

Aber selbst das Zeugniß der Demoiselle Morell, die kataleptisch und ganze Vierteltage außer sich ist, eine Somnambule, eine Clairvoyante, wenn sie Mesmer unter Händen hätte, was kann man ihm für ein Gewicht beilegen, wenn es sich darum handelt, einen jungen Mann aus der Gesellschaft der Menschen auszustreichen und zehn Jahre lang einzukerkern? Es sind ja Zeugen da, die aussagen, daß die so schmachvoll entehrte Kranke auf einem Balle kurz nach dem tragischen Vorfalle getanzt habe, Zeugen, die ihr widersprechen, indem sie darthun, daß la Roncière nicht durchs Fenster in ihr Zimmer und daß, wenn er wirklich hineingekommen, dies nicht ohne Mitwissen der benachbarten Gouvernante habe geschehen können. Die Gouvernante horchte aus Respect an der Thür, als die Taube sich in den Klauen des Sperbers sträubte, sie fürchtete sich aus Ammeninstinct wie in einem Serailsmährchen!

Meine Ueberzeugung ist diese: die kataleptischen Schönen sind sehr verliebter Natur, weil sie eben aus Reizbarkeit Krämpfe bekommen. La Roncière fand Gelegenheit, den Blumenkranz, der einem Nebenbuhler oder Bräutigam bestimmt war, zu stehlen und die Familie des entehrten Mädchens kannte keine bessere Methode, ihren Leumund zu retten und sich an einem ihr verhaßt gewordenen Menschen zu rächen, als die Klage über Nothzucht, wozu die Krankheit ihrer Tochter, die eine zweideutige Gestalt annahm, alle Mittel an die Hand gab.

Und in diesem Falle ist la Roncière zwar ein böser und gewissenloser Mensch, der Entehrer der Demoiselle Morell, aber nichts weniger als der unmenschliche Bösewicht, für den die Jury ihn genommen hat. Die Jury unterlag den äußeren Erscheinungen, sie wurde von den Advocaten auf einen Irrweg gebracht, buchstäblich: verblüfft. Wenn ich competenter Richter in der Sache wäre, verurtheilte ich den Angeklagten, die Kranke auf der Stelle in Form Rechtens zu heirathen und sich sodann von ihr scheiden zu lassen. Auf diese Weise wäre doch das zerbrochene Fenster geflickt und **Etwas** von der Ehre restituirt.

Da ich einmal in das Departement der Justiz gerathen bin, nämlich ins zarte, schamhaftige, so kann ich nicht umhin, Ihnen zu melden, daß neuerdings zwei tragikomische la Roncière eingefangen wurden. Der Eine ist ein Narr von Noisy-le-sec, der auf die wunderschöne Tochter des Doctors Addison, welcher daselbst ein Landgut hat, oder vielmehr blos auf ihre schwarze Serailhalskette speculirte, und der Andere der bekannte Diogenes des Palais royal, Chodrus Duclos, welcher die orleanische Residenz für sein Faß ansieht. Duclos ist ein Funfziger, sehr zerrissen und langbärtig, aber dies verhindert ihn nicht an der Entwickelung zärtlicher Triebe. Als er kürzlich eines Abends seine Laternenrunde machte, still und feierlich, die Arme auf der Brust gekreuzt, begegnete ihm ein siebzehnjähriges Töchterchen Eva's, die ein ganz kurzes Röckchen und blos ein seidnes Spinnwebetüchlein auf dem Busen trug.

„Halt," sagte er, seinen Knotenstock vorhaltend, „halt, mein Kind. Ich muß wissen, ob Du aus den Gemächern der Männer kommst und nach Athen gehst."

„Mais, Monsieur drôle," erwiederte die Kleine, „je n'ai pas le temps pour causer avec vous. Laissez-moi."

„Wenn Du nicht hast, um Dein Haupt zu bergen in dieser Nacht der Narren, so bleibe bei mir, meine Tonne ist ein Palast und hat des Raums genug."

„Ich rufe die Polizei, wenn Sie mich anrühren."

„Nein, Du bist nicht aus Korinth, junge Phryne, noch eine der Hirtenmädchen aus den Bergen von Megalopolis. Was trägst Du unter der Schürze?"

Der Mann mit dem Barte begleitete diese Frage mit einer Geberde, die der Code pénal des verstorbenen Kaisers als den guten Sitten zuwider mit Arrest bestraft. Es entstand ein Kampf, ein Ringspiel, ein Wettrennen, worin der Philosoph deutlich bewies, daß er, wie sein Vorgänger in Athen, in seiner Jugend geturnt hatte; denn er erwischte die flüchtige Daphne in einem Spielhausgange, worin blos die transparente Nummer hundert neunundzwanzig brannte, und drohte ihr daselbst eine Vorlesung über die einfachsten Bedürfnisse des Menschen zu halten. Es versteht sich, daß ihn hieran die Palaiswache hinderte, indem sie seine Person höchstselbst bei Brot und Wasser einsperrte.

Diogenes ist vom Correctionalgericht vernommen und zu einem Monate Gefängnißstrafe verurtheilt worden, „pour outrages publics à la pudeur sur une jeune personne de 17. ans." Hütet euch vor den Philosophen, ihr holden Geschöpfe.

T.

Literarischer Anzeiger №. 5.

Nachstehende empfehlenswerthe Bücher sind Leop. Voß, Buchhändler in Leipzig, sowie in allen übrigen Buchhandlungen für beigesetzte Preise zu haben.

Champollion's des Jüngern

Briefe aus Aegypten und Nubien,

geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. Vollständige, mit drei Abhandlungen und mit Abbildungen versehene Ausgabe. Aus dem Französischen übersetzt von Eugen Freiherrn v. Gutschmid. gr. 8 Mit 7 Tafeln Abbildungen. Preis 1 Thlr 12 Gr.

Eine Reise nach Aegypten war für Champollion den Jüngern das Hauptaugenmerk schon im funfzehnten Jahre; mit ihr hat er seine Laufbahn im einundvierzigsten beschlossen. Sein Wirken hat vor der durch das Naturgesetz bestimmten Zeit für ihn begonnen und geendet, aber es war genug, einen dauernden Nachruhm ihm zu erwerben.

Populäres, vollständiges Handbuch der

Optik.

Von Dr. Brewster. In's Deutsche übersetzt von Dr. J. Hartmann. 2 Bände. gr. 8. Mit 5 Tafeln Abbildungen. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Brewster's Arbeiten im Gebiete der physikalischen Wissenschaften sind bekannt genug und hinlänglich von den ausgezeichnetsten Physikern gewürdigt. Der hohe Rang, den derselbe unter den Naturforschern einnimmt, gründet sich vorzüglich mit auf seine optischen Untersuchungen und Entdeckungen; es kann daher dem gegenwärtigen Werke, worin er die gesammte Optik höchst populär vorträgt, und nebenbei die Resultate seiner Forschungen, sowie die Art seiner Untersuchungen mittheilt, nicht an Interesse fehlen. Jedem Lehrer und Liebhaber der Physik, und insbesondere der Optik, dürfen wir daher das gegenwärtige Werk mit Recht empfehlen.

Interessante Lectüre.

Zehn Jahre in Brasilien

während der Regierung Dom Pedro's und nach dessen Entthronung. Mit besonderer Hinsicht auf das Schicksal der ausländischen Truppen und der deutschen Colonisten. Von Carl Seidler, vormaligem Officier in Kaiserlich Brasilianischen Diensten. 2 Bände. 8 Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Noch wagt die Muse der Geschichte nicht, als Richterin den Griffel zu ergreifen, um diese inhaltschwere Zeitgeschichte zu schildern: nur Memoiren können der staunenden Mitwelt diese bedeutungsschwere Lücke ergänzen. Die Wichtigkeit des hiermit angekündigten Werkes leuchtet also ein, um so mehr, da der Verfasser, der überall als Augenzeuge auftritt, in einem blühenden Style vorurtheilsfrei nicht nur in topographischer, statistischer, politischer und conventioneller Hinsicht uns das ganze, fast noch gar nicht beschriebene Kaiserreich deutlich abmalt, sondern auch als Mitspielender in dem großen Drama: „Dom Pedro's Stolz und Sturz" den geheimnißvollen Vorhang zur Seite zieht, so daß wir mit den Coulissen und handelnden Personen auch zugleich das geheime Räderwerk des unbekannten Schauspiels erblicken.

Mirabeau's Memoiren.

Geschrieben von ihm selbst, seinem Vater, Oheim und Adoptivsohn. Aus dem Franz. von Dr. Le Petit. 3 Bände. 8 geh. Preis 4 Thlr.

Mirabeau, der verwickeltste, aber auch der interessanteste Charakter im großen Revolutionsdrama des vorigen Jahrh., war, wenn auch kein guter, doch ein großer Mann, groß als Redner und politischer Schriftsteller, wie als Gesetzgeber und Staatsmann. Der Herausgeber dieser Memoiren, Mirabeau's Adoptivsohn, der berühmte Rechtsgelehrte Lucas Montigny, dessen Donnerworte noch jetzt oft die französischen Schranken erzittern machen, hat sich durch dieses eben so geistreich aufgefaßte, als authentisch gearbeitete Werk den Dank der Mit- und Nachwelt erworben.

Ueber Verbesserung der Armen- und

Arbeitsanstalten.

Ein Vorschlag, wie nicht nur der gegenwärtigen, sondern auch der zukünftigen Armuth abgeholfen und durch Unglücksfälle Verarmten wieder aufgeholfen werden könne. Bearbeitet von E. C. A. Baron von Görtz. gr. 8, geh. Preis 8 Gr.

Ueber Abschaffung

der Todesstrafe.

Sendschreiben an den Herrn Syndikus Dr. Künzel zu Hildesheim von E. C. A. Baron v. Görtz. gr. 8. geh. Preis 8 Gr.

Praktische Anweisung zur Bereitung der rohen und kalzinirten

Potasche,

nach neuer, verbesserter Methode. Von Heinr. Georg Hermann. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Abbildungen. 8. geh. Preis 12 Gr.

Die Feinwäscherin;

oder vollständige Anweisung, Blonden, Flor, Spitzen, Kanten, seidene Zeuge, Tücher und Strümpfe, gestickte oder mit Gold und Silber gewirkte Zeuge, seidene Bänder, Mousselin, Kattun, Zitz, Basin, Linon, Kammertuch und alle feine Wäsche zu reinigen und zu appretiren; die dazu tauglichen Seifen selbst zu verfertigen; alle Flecke aus Wäsche und farbigen Zeugen zu machen, rc. von Henriette Koldiz. 8. geh. Preis 6 Gr.

A. Engelhart's: Praktischer

Reitunterricht

für Dilettanten. Oder gründliche Anweisung zur Erlernung des Reitens für alle Diejenigen welche nicht Reiter vom Fache werden, sondern nur zum Vergnügen, zur Bequemlichkeit oder zur Wiederherstellung, Erhaltung und Beförderung der Gesundheit reiten, dabei den gehörigen Anstand beobachten, sich vor Gefahr und Schaden bewahren und das Pferd zweckmäßig behandeln wollen, nebst interessanten Notizen zur Geschichte des Reitens. Mit 1 Abbildung. 8. Preis 12 Gr.

Für junge Frauenzimmer.

Die junge Dame

von gutem Ton und feiner Bildung. Oder praktische Anweisung, wie sich ein junges Frauenzimmer in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, besonders in höhern Cirkeln, zu benehmen hat. Nebst Belehrungen über Blick und Miene, Haltung und Gang, Kleidung, Besuche, Gesellschaften, Gastmähler, Gesang, Tanz, Bälle, Toilette, Schönheitsmittel ꝛc. Von J. J. Alberti. Zweite, verbesserte Auflage. 16. geh. Preis 12 Gr.

Eine Schrift, die jeder Jungfrau, die auf Bildung Anspruch machen und sich über die Regeln des feinen Benehmens in den höhern Cirkeln gründlich belehren will, mit Recht empfohlen werden darf.

A. Koberger:

Unschuld, Freude, Tugend.

Sammlung der vorzüglichsten

Lieder für Kinder

mit Begleitung des Pianoforte. Erste Lief. geh. Preis 12 Gr.

Eine treffliche Sammlung von 100 wahrhaft kindlichen, gemüthlichen Liedern. Es werden sich bei ihrem Gesang nicht bloss die Kleinen ergötzen, sondern auch Erwachsene, die den frohen, arglosen Kindersinn nicht im Gewühl des Alltagslebens verloren, an ihren einfachschönen kindlichen Melodien sich erfreuen.

Nützliches Geschenk für die Jugend.

Etui-Schulatlas

über alle Theile der Erde. Für den ersten geographischen Unterricht. Von Dr. Ed. Ad. Moller. Vierte, verbesserte Auflage. 24 Blatt in qu. Quart. Preis 20 Gr.

Dieser eben so niedliche, als zweckmässig eingerichtete Atlas erfreut sich mit Recht des allgemeinsten Beifalls.

Charte vom Harzgebirge.

Vorzüglich für Reisende.

Preis: Colorirt: 12 Gr. — In Futteral: 16 Gr. — In Futteral und auf Leinwand gezogen: 20 Gr.

Flöten-Tabelle.

Oder tabellariche Uebersicht der ersten Erfordernisse beim Flötenspielen. (Mit einer instructiven Vignette.) Grosses Tableau Preis 10 Gr.

Sie enthält Alles, was der angehende Flötenspieler zu wissen nöthig hat, und ist ein treffliches Hülfsmittel für Lehrer und Lernende, sowie vorzugsweise zum Selbst-Unterricht.

Clavier-Tabelle.

Oder tabellarische Uebersicht der ersten Erfordernisse beim Clavierspielen. Preis 5 Gr. — Ein Tableau, das, über dem Instumente aufgehänget, Lehrern u. Schülern beim Unterricht treffliche Dienste leistet.

Bonapartiana. ☞ 2tes Heft.

Auserlesene Sammlung von Anekdoten, Charakterzügen, Bonmots, witzigen und launigen Einfällen, sinnreichen Gedanken und tiefgedachten Bemerkungen Napoleon Bonaparte's, nebst einer chronologischen Uebersicht seiner glänzendsten Thaten. Herausgegeben von C. d'Avalon. Nach der 3ten Auflage. 8. geh. Preis 20 Gr.

Eine höchst interessante Schrift, die uns Napoleon und seine grosartig bewegte Zeit, auf die wir jetzt mit ruhiger Unparteilichkeit und auch gern zurückblicken, in vielen interessanten Zügen, Anekdoten und lebhaften Gemälden unsern Blicken vorführt. Das Furchtbare des Napoleonischen Kaiserreiches ist geschwunden; wir ergötzen uns hier noch an so mannichfachen Begebenheiten, die den grossen Mann und seine Zeitgenossen treffend charakterisiren.

Die dritte, umgearbeitete und verbesserte Auflage von

J. A. Ritter's allgemeinem

deutschen Gartenbuch.

Ein vollständiges Handbuch zum Selbstunterricht in allen Theilen der Gartenkunde, enthaltend: die Gemüse-, Baum-, Pflanzen-, Blumen- und Landschaftsgärtnerei, den Weinbau die Glashaus-, Mistbeet-, Zimmer- und Fenstertreiberei, sowie die höhere Gartenkunst. Nebst Belehrungen über die systematische Eintheilung der Pflanzen, über die Anlegung, Erhaltung und Verschönerung von Lustgärten und Parks, einem vollständigen Gartenkalender u. a. m. In alphabetischer Ordnung. Mit 96 Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr.

Unter den vielen vorhandenen Gartenbüchern liefert kein einziges so gründliche, umfassende Anweisungen, Belehrungen und Winke über alle Theile des Gartenbaues, als das gegenwärtige. Nicht leicht dürfte der Leser, der über irgend einen Gegenstand Belehrung sucht, das Buch unbefriedigt aus der Hand legen; denn es ist nicht nur nach eignen, langjährigen Erfahrungen bearbeitet, sondern auch die vorzüglichsten neuern Schriften im Gebiete der Gartenkunde sind überall benutzt und zu Rathe gezogen. Es ist daher ein treuer, zuverlässiger Rathgeber für jeden Gartenfreund und angehenden Gärtner, und die alphabetische Ordnung des Ganzen gewährt den Vortheil, daß man jeden Artikel mit Leichtigkeit auffinden kann. Den redendsten Beweis für seine allgemeine Brauchbarkeit liefern die so schnell gefolgten, neuen Auflagen, bei der grossen Menge ähnlicher Werke.

Ueber den Betrieb der

Hohöfen, Cupolöfen,

Frischfeuer und Schmiedeessen, mit erhitzter Gebläseluft. Von C. Hartmann. 2 Hefte gr. 8. Mit Abbildungen. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Auf allen Hüttenwerken, wo man den Versuch angestellt hat, die Gebläseluft vor dem Ausströmen aus den Düsen zu erhitzen, sind höchst glänzende Resultate erlangt worden. Die Vortheile, welche diese neue Vorrichtung gewährt, sind so bedeutend, daß binnen kurzer Zeit kein Gebläse mehr ohne dieselbe gefunden werden wird. Gegenwärtige Schrift hat den Zweck, die Resultate aller wichtigen neuern Versuche über diesen Gegenstand, die in Frankreich, England, Deutschland u. s. w gemacht worden sind und noch täglich gemacht werden, mitzutheilen und die Construction der verschiedenen Apparate und ihrer Verbesserungen durch Abbildungen zu veranschaulichen.

Praktische Anweisung zur Fabrikation des

Runkelrüben-Zuckers

nach den neuesten, vortheilhaftesten Methoden. Von Dubrunfaut und v. Dombasle. Nach dem Französischen bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt. Mit 4 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Unberechenbar sind die Vortheile, welche die in neuester Zeit höchst vervollkommnete Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben, für Deutschland herbeiführen wird. Bald werden die Vorurtheile bekämpft sein, welche sich den Runkelrüben-Zuckerfabriken noch immer entgegen stellen: eine neue Aera erhöheten Wohlstandes wird dann für die Grundbesitzer beginnen. Frankreich insbesondere haben wir die wichtigsten Verbesserungen in diesem neuen, nützlichen Industriezweige zu verdanken; denn mehre Hundert Fabriken liefern dort an Tausende von Raffinerien den Rohzucker aus Runkelrüben.

Praktisches Handbuch der

Kutschenfabrikation

in ihrem ganzen Umfange. Oder Anweisung, alle Arten eleganter Kutsch- und Staatswagen, Caleschen, Pritschka's, Droschken, Cabriolets, Landauer, Berliner, Phaëton, Tilbury's, Carricks, Eilwagen ꝛc. nach den neuesten Grundsätzen und in geschmackvoller Form zu erbauen; nebst Beschreibung und Abbildung aller neuen Verbesserungen an den verschiedenen Theilen der Wagen, schöner Garnirungen ꝛc.; gründlichen Belehrungen über die besten Methoden der Wagenlackirung, sowie Abbildungen der neuesten und geschmackvollsten Dessins aller Arten von Kutschwagen. Von Lebrün. Nach dem Französischen bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt. Mit 10 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Veterinair-Recept-Taschenbuch

für Thierärzte und Oekonomen. Oder: Allgemein verständlicher Unterricht in Betreff der in der Thierarzneikunde gebräuchlichen Medicamente, ihrer Gabe, Form, Verbindung, Bereitung und Anwendung, sowohl im Allgemeinen, als auch in einer Auswahl von 421 Recepten, die in lateinischer Sprache, aber ohne chemische Zeichen abgefaßt sind. Von J. C. G. Lüpke. gr. 8. Preis 20 Gr.

Handbuch der Buchbinderkunst,

mit besonderer Hinsicht auf die neuesten französischen und englischen Verbesserungen und Vervollkommnungen. Nebst gründlichen Belehrungen und Anweisungen, enthaltend: das Färben des Schnittes, das Marmoriren, Vergolden, Flecken aus dem Papiere zu entfernen, Satiniren des Papiers u. dgl. m. Für Anfänger und Liebhaber der Buchbinderkunst. Von L. Seb. Le Normand. Nach dem Französischen bearbeitet und mit vielen Zusätzen vermehrt. Mit 3 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 20 Gr.

Vollständiges Handbuch für

Hut-Fabrikanten,

worin, mit Berücksichtigung der in der Hutfabrikation neuerdings gemachten Fortschritte und der ertheilten Erfindungs-Patente, gezeigt wird, wie Hüte jeglicher Art, Tschako's, Hüte aus verschiedenen Filzsorten, aus Seide, Baumwolle und sonstigen faserichten Stoffen, aus Federn, Leder, Stroh, Holz, Weiden u. s. w. zu verfertigen, sowie dauerhaft und schön in verschiedenen Couleuren zu färben sind. Von C**... und F...., Fabrikanten, und Julius von Fontenelle. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. Mit 8 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 20 Gr.

S. Ch. R. Gebhardt: Das Ganze der

Ziegelfabrikation,

sowie der Kalk- und Gypsbrennerei.

Nebst Beschreibung und Abbildung der in neuester Zeit in England und Frankreich erfundenen und verbesserten Maschinen zum Ziegelschlagen, sowie Pressen, um Thon oder Erde in Formen zu drücken; neuer verbesserter Dachziegeln rc. Ein nützliches Handbuch für jeden Ziegelei-Besitzer, insbesondere für Diejenigen, welche die Fabrikation der Ziegeln im Großen betreiben wollen. Mit 6 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr.

M. Lebrün's: Handbuch für

Klempner und Lampenverfertiger.

Oder die Kunst, aus Blech alle möglichen, bekannten und neu erfundenen Geräthe zu verfertigen, als Augustinen, Kaffeemaschinen, Koch- und Bratmaschinen u. s. w.; das Verzinnen; die Bearbeitung des Zinks, die Kunst, Lampen nach allen alten und neuen Systemen anzufertigen; alle Geräthe zur Erleuchtung, von den Lüstres bis zu den geringsten und einfachsten Lampen; endlich, alle möglichen Zierrathen an den Fabrikaten des Klempners und Lampenverfertigers anzubringen. Mit einer Menge Figuren und aus den besten Ateliers entnommener Modelle. Mit 5 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr.

Der praktische Hefenfabrikant.

Oder gründliche Anweisung, nicht allein die holländische Preßhefe nach einer verbesserten Methode zu fabriciren, sondern auch die besten Arten flüssiger Hefen für die Weißbäckerei auf leichte Weise mit wenigen Kosten sich zu jeder Zeit selbst anzufertigen. Nebst Mittheilung der besten Recepte zur Bereitung künstlicher Gährungsmittel für die Branntweinbrennerei. Ein nöthiges Hülfsbuch für Gewerbtreibende in diesem Fache, Hefenhändler, sowie für Landwirthe, die ihren Hefenbedarf oft aus der Ferne beziehen müssen. Von Friedr. Wilh. Gutsmuths. Zweite, verbesserte Auflage. 8. geh. Preis 12 Gr.

Stehe früh auf!

Ueber den Nutzen des Frühaufstehens für die Gesundheit und die Geschäfte. Nebst Mitteln, sich das frühe Aufstehen anzugewöhnen. Von C. Ritter. 8. geh. Preis 8 Gr.

Den Nutzen des Frühaufstehens sieht Jeder ein. Jedem ist es wünschenswerth. Nur gebricht es den Meisten an Kraft. Vorliegendes Schriftchen soll die sich darbietenden Schwierigkeiten beseitigen und zum Frühaufstehen verhelfen.

J. B. Launay's: Der vollkommene

Glockengießer.

Oder Anweisung, alle Arten größerer Glocken dauerhaft und schön, sowie nach einem zu bestimmenden Tone zu gießen; über die beste Form der Gießöfen; rc. Mit 1 Tafel Abbildungen. 8. Preis 12 Gr.

Koberger's

musikalisches Wörterbuch.

Oder Erklärung der in der Musik gebräuchlichsten Kunstausdrücke. Nebst einer Uebersicht der „Geschichte der Musik“. Ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für Musiklehrer und Lernende, angehende Musiker und alle Freunde der Musik. Mit 16 Notentafeln. 8. geh. Preis 12 Gr.

Das bei seiner Vollständigkeit wohlfeilste aller musikalischen Lexica.

Allgemein beliebte Schrift.

J. J. Alberti's

Complimentirbuch.

Oder Anweisung, in Gesellschaften und in allen Verhältnissen des Lebens höflich und angemessen zu reden und sich anständig zu betragen; enthaltend Glückwünsche und Anreden zum Neujahr, an Geburtstagen und Namensfesten, bei Geburten, Kindtaufen und Gevatterschaften, Anstellungen, Beförderungen, Verlobungen, Hochzeiten; Heirathsanträge; Einladungen aller Art; Anreden in Gesellschaften, beim Tanze, auf Reisen, in Geschäftsverhältnissen und bei Glücksfällen; Beileidsbezeigungen rc. und viele andere Complimente, mit den darauf passenden Antworten. Nebst einem Anhange, enthaltend: Die Regeln des Anstandes und der feinen Lebensart. Achte Auflage. 8. geh. Preis 10 Gr.

☞ Da noch ein ähnliches Werk unter gleichem Titel existirt, so bemerken wir hier nachträglich, daß nur diejenigen Exemplare als echt anzusehen sind, auf deren Titel der Name des Verfassers: „J. J. Alberti“ gedruckt steht.

Färbebuch

für Haushaltungen. Eine Anweisung, Leinen-, Wollen- und Baumwollenzeuge, sowie dergleichen Garn auf die kürzeste Weise in allen Couleuren dauerhaft und wohlfeil zu färben. Nebst Belehrungen, Juwelen, Geschmeide, Treffen, Franzen, Borden rc. zu reinigen und zu waschen, sowie Flecke aus Zeugen zu bringen. Von C. F. Klaus. 8. geh. Preis 8 Gr.

Der Taubenfreund.

Oder gründlicher Unterricht in der Taubenzucht, enthaltend Belehrungen über die verschiedenen Arten der Tauben, ihre Natur u. Lebensart, Ankauf, Angewöhnung, Paarung, Erziehung und Wartung derselben. Von D. A. Weber. 8. geh. Preis 8 Gr.

Gutsmuths's: Einige vortheilhafte Verbesserungen an den

Oel- und Graupenmühlen,

betreffend den Grundstock und den Wärmeherd; die chemische Zurichtung der Saat; die Befestigung der deutschen Graupenmühlen; deren Selbstentzündung zu verhüten, rc. Eine nützliche Schrift für Mühlenbesitzer. 8. geh. Preis 6 Gr.

Rahel Aschmann's: Geprüftes

Kochbuch für Israeliten.

Nach vieljährigen Erfahrungen herausgegeben. 8. Preis 12 Gr.

Der neu erfundene und hinsichtlich des Feuerungs-Materials ungemein ersparende

eiserne Backofen,

mit einer unter dem Herde angebrachten Feuerung; weßhalb in demselben, bei einmal angemachtem und nach dem erforderlichen Wärmegrad unterhaltenem Feuer, ununterbrochen gebacken werden kann. Ein, sowohl wegen der Construction und Ausführung des Ofens, als auch wegen des Feuerns und Backens in demselben, praktisch belehrendes Taschenbuch zum Selbst-Unterricht für Maurer und Bäckermeister. Von M. Wölfer. Mit 7 Abbildungen. gr. 8. geh. Preis 10 Gr.

Die Kunst, gesunde Zähne

bis ins höchste Alter zu erhalten. Nebst einer Anweisung, verdorbene und schon angegangene Zähne wieder zu verbessern; sowie erprobte und bewährt gefundene Mittel wider das Zahnweh und andere Zahnübel. Von einem praktischen Arzte. 8. geh. Preis 10 Gr.

Rathgeber für alle Diejenigen, welche an

Verschleimung

des Halses, der Lungen und der Verdauungswerkzeuge leiden. Nebst Angabe der Mittel, wodurch diese Krankheiten, selbst wenn sie eingewurzelt sind, sicher geheilt werden können. Sechste Auflage. 8. Preis 8 Gr.

Sichere Hülfe für alle Diejenigen, welche an

Unterleibsbeschwerden

und schlechter Verdauung leiden. Nebst den nöthigen Recepten. Von einem praktischen Arzte. 8. Preis 9 Gr.

Die Heilung der Flechten,

oder die neuesten und bewährtesten Heilmittel und Kurmethoden gegen diesen lästigen Ausschlag. Ein Buch zur Belehrung und Selbsthülfe. 8. Preis 12 Gr.

Modell- und Musterbuch für

Bau- und Möbel-Tischler.

Enthaltend eine reichhaltige Sammlung geschmackvoller Abbildungen aller in der bürgerlichen Haushaltung vorkommenden Gegenstände, als: Thüren, Fenster, Fensterladen, Thore, Treppen in Grund- und Profilrissen, sowie der neuesten, elegantesten Londoner, Pariser, Wiener und Berliner Möbeln mit Grund- Auf- und Profilrissen, besonders Secretairs oder Schreibschränke, Eck-, Porzellan-, Glas-, Wäsch- und Kleiderschränke, Commoden, Sopha's, alle Arten Stühle und Tische, Spiegel, Trumeaux, Consoles, Betlsponden, Wiegen, Waschtische, Uhrgehäuse ꝛc. und alle übrigen Gegenstände, welche bei der Tischlerprofession vorkommen. Herausgegeben von M. Wölfer. 126 Tafeln. Zweite, verbesserte Auflage. Klein Quart. Geh. Preis 1 Thr. 16 Gr.

Dieses eben so elegante als moderne Modellbuch erfreut sich mit Recht des allgemeinsten Beifalls; es enthält gegen 1000 verschiedene Muster zur beliebigen Auswahl in dem verschiedenartigsten Geschmacke.

☞ Wohlfeilstes Kochbuch.

Antonie Metzner:

Die sich selbst belehrende Köchin,

oder allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen. Enthaltend: gründliche und allgemein verständliche Anweisungen, alle Arten von Speisen, als Suppen, Gemüse, Saucen, Ragouts, Mehl-, Milch- und Eiersuppen, Fische, Braten, Salate, Gelées, Pasteten, Kuchen und anderes Backwerk, Getränke ꝛc. in sehr kurzer Zeit schmackhaft bereiten zu lernen. Nebst Küchenzetteln und Belehrungen über Anordnung der Tafeln, Tranchiren ꝛc. Ein unentbehrliches Handbuch für Hausfrauen und Köchinnen. Nach vieljährigen Erfahrungen bearbeitet. Dritte, verbesserte Auflage. Mit Abbildungen. 8. Preis 14 Gr.

Dieses Kochbuch darf nicht nur jungen Damen, angehenden Hausfrauen und Köchinnen, sondern auch Speisewirthen mit Recht empfohlen werden. Den besten Beweis seiner außerordentlichen Brauchbarkeit liefern wohl die schnell aufeinander gefolgten Auflagen dieses nützlichen und unentbehrlichen Buches.

Der reichhaltige Inhalt dieses Kochbuches ist nachstehender: 1) Allgemeine Belehrungen. 2) Suppen, 150 verschiedene Arten. 3) Kalteschalen, 14 Arten. 4) Eingelegtes zu Suppen, 18 Arten. 5) Gemüse, 126 Arten. 6) Klöße und Fricassée's, 38 Arten. 7) Saucen oder Brühen, 74 Arten. 8) Vom Kochen und Braten des Fleisches, 130 Anweisungen. 9) Fische, 63 Anweisungen. 10) Mehl-, Milch- und Eierspeisen, 85 Anweisungen. 11) Puddings, 22 Arten. 12) Geschmorte Obstarten und Salate, 38 Arten. 13) Gelées und Crêmes, 51 Arten. 14) Pasteten, Torten und Backwerk, 103 Arten. 15) Eingemachtes, 27 Arten. 16) Kalte und warme Getränke, 27 Arten. 17) Küchenzettel und Tafel-Arrangement, nebst Anweisung zum Tranchiren ꝛc.

Man sieht hieraus, daß nichts die Kochkunst Betreffendes vergessen ist und daß es in diesem Buche auch nicht an Anweisungen zu Gerichten der höhern Kochkunst mangelt, woran Köchinnen, die sich für dieselbe ausbilden wollen, ebenfalls sehr gelegen sein muß.

Neue Musikalien,

welche ebenfalls in vorbenannter Buchhandlung vorräthig sind:

Für Guitarre:

Der Ballsaal.

Sammlung auserlesener Tänze für Guitarre zu leichter Ausführung eingerichtet. 5tes Heft. Preis eines jeden Heftes 8 Gr.

Diese Hefte enthalten 65 Walzer, 18 Galopaden, 12 Ecossoisen, Contretänze u. s. w., die sich alle durch angenehme Melodien und durch ihre Leichtigkeit jedem Guitarrespieler empfehlen.

Neuestes Opern-Journal.

Auserlesene Sammlung der beliebtesten Gesangstücke aus den neuesten Opern, Operetten, Vaudevillen, Melodramen etc. für eine Singstimme mit Begleitung der Guitarre. Preis 8 Gr.

Enthält die besten Romanzen, Arien, Barcarolen und Cavatinen ꝛc. aus Zampa, aus der Stumme von Portici, aus Tancred, Fra Diavolo ꝛc.

Neuestes

Lieder- und Commersbuch

mit Begleitung der Guitarre. Lief. I. Preis 10 Gr.

Enthält 20 der beliebtesten Gesellschaftslieder. (Wird fortgesetzt.)

Für Gesang:

Die Lieder der fidelen Brüder.

Mit Pianoforte-Begleitung. Lief. I. Preis 4 Gr.

Nichts kann fröhlichen Gemüthern und Gesellschaftskreisen willkommener sein, als das Erscheinen einer Sammlung von Compositionen, die ganz dazu geschaffen sind, Alles in die heiterste Laune zu versetzen.

Für Violine:

Der Ballsaal.

Sammlung auserlesener Tänze für 2 Violinen. Heft I. Preis 8 Gr.

Angenehme

Unterhaltungen

für Violinspieler. 2tes Heft. Sammlung leichter und gefälliger Musikstücke aus den beliebtesten Opern, Balletten etc. und den Werken berühmter Meister. Für eine Violine mit willkürlicher Begleitung einer zweiten. — Für zwei Violinen: Preis 14 Gr.

Diese Sammlung liefert die ansprechendsten Stücke aus den Opern: Die Stumme von Portici, Fra Diavolo, die weiße Dame; aus dem Bauer als Millionair; leichte Stücke von Paganini und andern Componisten.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Fünfunddreißigster Jahrgang.

August 1835.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1¼ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Inhalt.

Hierbei zwei Intelligenzblätter und drei Beilagen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.




Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 149. — den 1. August 1835.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

Die Erde war mit Schnee bedeckt, der Himmel mit Sternen. — Alle Winde waren zur Ruhe gegangen. — Unten war alles ohne Leben, aber oben am Firmamente herrschte unendliche Bewegung; die unzähligen Lichterchen schimmerten, funkelten, zitterten, blickten und lächelten wie Engelsaugen aus der fernen, dunklen Ewigkeit.

In das Leichentuch des Winters gehüllt, von den blauen Flammen des großen Grabgewölbes beschienen, lag der Flecken Wöhrden, und am südlichen Ende desselben das Haus des Vogtes, Hans Wollersten. An der gegen das Feld gehenden Giebelseite stand ein Fenster offen, und innerhalb desselben ein junges Mädchen, das, an die Fensterpfoste gelehnt, den Kopf ein wenig hinausstreckte und bald nach der einen, bald nach der andern Seite blickte.

Wenn eine sechzehnjährige Jungfrau in der Mitternachtsstunde bei knarrendem Frost am offenen Fenster steht, geschieht es gewiß nicht, um nach den Sternen zu gucken; ihre Hoffnung und Sehnsucht gehen nicht so fern; ihre Gedanken folgen nicht der Richtung Karl des Großen, sondern der der Gedanken seiner Tochter. — Und wann ein junges Mädchen also wartet, harrt sie gewiß nicht vergebens. — Fernhin auf dem Schnee erschien ein dunkler Flecken, der immer größer wurde und immer näher rückte. Es war Reimer von Wimerstädt, ein junger schlanker Ditmarscher, unter seines Gleichen der Erste im Tanze und im Kampfe.

Jetzt zog das Mädchen das Fenster leise zu, doch ohne es einzuhaken, und warf sich ins Bett. Der Jüngling kam heran, öffnete das nur anscheinend zugeschlossene Fenster, und befand sich bald in der Schlafkammer der Geliebten.

Nimm kein Aergerniß daran, sittlicher Leser! Es war freilich eine Zusammenkunft, aber kein romantisches Schäferstündchen, kein reelles tête à tête. Es war eine unschuldige, durch uralte Volkssitte berechtigte Zusammenkunft zweier Liebesleute, worin mit verständigem Gleichmuthe, will man behaupten, von der angehenden Haushaltung, von den erwarteten Hochzeitsgeschenken, von der Einrichtung der Wirthschaft und von den zur Hochzeit Einzuladenden verhandelt wurde.

Unter solcher ehrsamen Berathung wurde außerhalb des Hauses ein Knarren im Schnee vernommen. — Hake das Fenster ein! — flüsterte das Mädchen schnell. — Reimer erhob sich und that, wie ihm geboten war, doch blieb er eine Weile stehen, in der Absicht, zu entdecken, wer die große dunkle Gestalt draußen war, die immer näher kam. Endlich zog er sich wieder zurück, setzte sich auf den Bettrand der Braut und fragte, jedoch ohne die mindeste Eifersucht: Wer mag das seyn? Es scheint, daß er auch fenstern will.

Gewiß Wolf Isebrand! — erwiederte sie. — Es sind nur wenige Tage her, als er mir zu verstehen gab, daß er mich bald eine Nacht besuchen würde. Ich dachte, daß er

nur scherzte, und gab auch scherzend zur Antwort, daß die Nächte zu kalt seyen, und daß mein Fenster festgefroren wäre. —

In demselben Augenblicke wurde leise an die Scheibe geklopft und eine Stimme fragte: Telse! schläfst Du?

Nein! — erwiederte sie; — allein Niemand wird eingelassen.

Da sehe ich doch, — versetzte jener — eine Spur, die hierher führt, aber keine zurück.

Das ist die meine, — nahm Reimer das Wort.

Was für 'ne meine? — fragte Wolf.

Reimer's von Wimerstädt! — war die Antwort. — Ich bin zuerst gekommen, Wolf Isebrand.

Hm! — brummte Wolf. — Das hättest Du mir sagen können, Telse! Es ist nicht hübsch, einen ehrlichen Butschen zum Besten zu haben, und ihn um nichts in Frost und Schnee laufen zu lassen.

Seyd nicht böse, Wolf! — entgegnete das Mädchen. — Ich glaubte ja, daß Ihr mit mir scherzen wolltet, denn die Leute sagen, daß Ihr Wiben-Marien gut seyd. Sie wohnt ja auch nicht weit von hier, und so seyd Ihr drum nicht vergebens gegangen.

De Duvel mit Wiben-Marie! — fluchte Wolf. — Sie hat sich auch ein Milchgesicht mit ein wenig Flaumen am Kinn auserfehen!

Flaum — kann Bart werden, — rief nun Reimer ein wenig heftig, ans Fenster tretend, — und ein glattes Kinn eben so gut seyn wie ein blatternarbiges.

St! — fiel Telse ein. — Keinen Streit, Reimer! Du sollst artig seyn — gehe vom Fenster fort. — Er gehorchte. — Wolf Isebrand, ich will es Euch kurz und gut sagen: Reimer und ich sind Verlobte und machen in vierzehn Tagen Hochzeit.

Glück zu denn! — sagte Isebrand mürrisch, — sonst kann Reimer leicht vor der Zeit an anderes zu denken bekommen, gute Nacht!

Was hat er damit gemeint? — fragte Telse.

Es wird allerlei vom Kriege gesprochen! — gab Reimer zur Antwort. — Die holsteinischen Herren wollen noch einmal ihre Ritterlanzen mit unsern Springstangen messen?

Nichts weiter? — entgegnete die Ditmarscherin, — so werden sie wohl den Kürzeren ziehen?

Das denke ich auch! — war die Antwort; — diesmal aber werden wir vornehme Gäste haben. Herzog Friedrich und sein Bruder, der König von Dänemark — —

Hier wurden sie von einem starken Klopfen gegen das Fenster und einem lauten: Telse! schläfst Du? — unterbrochen.

Was ist das? — flüsterte Reimer. — Ich glaube, alle Junggesellen in Wöhrden sind willens, heute Nacht hier zu fenstern.

Telse! — wurde noch lauter gerufen — schläfst Du?

Ja! — rief das muthwillige Mädchen mit leisem Kichern, und flüsterte dem glücklichen Bräutigam zu: es ist Carsten Holm.

Sprichst Du im Schlafe, — versetzte die Stimme von außen — kannst Du auch im Schlafe aufstehen und mich einlassen.

Das laß ich wohl bleiben, — entgegnete Telse; — denn mir träumte so eben, daß ein schlimmer verschmitzter, diebischer Kater draußen stehe.

Scherze nicht länger, Schatz! — fuhr Carsten im zärtlichen Tone fort, — sondern mache das Fenster auf; Du weißt, daß ich es ehrlich meine.

O ja! eben so ehrlich wie mit Annele Delve, der Du auch etwas vorschwatztest, und die Du dann sitzen ließest. Ich kenne wohl Deine Ehrlichkeit, Carsten Holm!

Viel Dank! Sage mir aber, warum hast Du mir denn gestattet, Dich heute Nacht zu besuchen?

Um Dich Deines Freiens müde zu machen, — lachte sie — und auf einmal Deiner Zudringlichkeit ledig zu werden.

Dusend Duvel! — rief der erzürnte Freier. — Willst Du mich zum Besten haben?

Keine Schmähworte, — brach nun Reimer los, und fuhr, obgleich sich Telse Mühe gab, ihn zu besänftigen, fort: — Wenn Du nicht machst, daß Du sogleich fortkommst, werde ich Dich, Du Mehldieb, ein Rad draußen im Schnee machen lassen, daß Du es in allen Gliedern fühlen sollst.

Reimer! Reimer! — warnte das Mädchen. — Es ist der reiche Holm aus Heide, der in hohem Ansehen bei allen Bürgern steht, und dessen Wort so gut wie baares Geld ist.

Oho! — rief Holm, — hängt es so zusammen? Wer zuerst zur Mühle kommt, der mahlt am ersten. Wer ist es übrigens, der mich so freundlich anredet! Die Stimme scheint mir Reimer'n von Wimerstädt anzugehören.

Ganz recht! — gab dieser zur Antwort. — Auch sind zwei Fäuste hier, die ihm auch gehören — hast Du Lust, sie zu fühlen, so warte nur!

Ein andermal, guter Freund! — entgegnete der Müller. — Spare Deine Fäuste bis weiter auf; wir können

bald alle, die wir haben, brauchen. — Und Du, Telse! übereile Dich nicht mit dem Brautkleide; Du könntest vielleicht andere Gedanken bekommen. Schlaft nun wohl, alle Beide. — Mit diesen spöttischen Worten eilte der getäuschte Freier laut lachend von hinnen. (D. F. f.)

Sicilianische Gemälde.

(Fortsetzung.)

II.

Messina, im Frühling 1835.

Diese Stadt ist ein architektonisches Phänomen, ein künstliches Pompeji, dessen obere Etagen, Dächer, Säulen und Gesimmse fehlen. Wenn man sie aus dem Hafen erblickt, könnte man glauben, sie sey ganz neu angelegt und eben bis zum zweiten Stockwerke gekommen. Denn da stehen Kirchen, Paläste und Magazine, stark und massiv wie römische Monumente angelegt, aber ihre Arkaden deckt ein Nothdach, und ihre Colonnen sind ein abgemähter Wald, dem Laub und Krone fehlen. Es ist, als ob die Eigenthümer plötzlich verarmt seyen und die stolzen Baue ihrem Schicksale überlassen hätten.

Und das ist das alte Zankle des Thucydides, die berühmte Colonie der Messenier des Peloponnes, die Pflanzstadt des ewigen Cumä, das mit Karthago Krieg führte und von den Tyrannen von Syrakus zum dritten Male bevölkert wurde, das ist das fürstliche unermeßlich reiche Messina, dessen Geschichte, Mythologie und Schicksal mehr ein übernatürliches als natürliches ist. Die Stadt ist eben so oft durch Erdrevolutionen und vulcanische Erscheinungen als durch politische Umwälzungen und Kriege verheert, zerstört und immer wieder aufgebaut worden. Ein heiliger Schauer ergriff mich bei ihrem Anblicke; denn er sagte mir deutlich, eine Generation von Gebäuden sey während des Erdbebens von 1783 ins Grab gestiegen.

Wir nahmen unser Logis im Hôtel de l'Europe am Gouvernementspalaste und durchpilgerten von dort, als dem Stadtmittelpuncte, die alten und die neuen Straßen, die an Regelmäßigkeit den besten europäischen gleich kommen. Auf der ganzen Excursion stießen wir nur auf ein dreistöckiges Haus, und das war ein altes aristokratisches aus dem Mittelalter, welches dem Erderschütterer Poseidon Widerstand geleistet hatte. Der Dom selbst, ein merkwürdiges marmorstreifiges byzantinisches Gebäude, hatte alle obern Regionen abgeschüttelt und war auf eine schmähliche Weise mit unpassenden Anbauen restaurirt und einem pittoresken Giebeldache versehen worden. In funfzig Jahren war der Magistrat nicht im Stande, allen Schutt aus den Thoren zu schaffen, und noch jetzt liegen Straßen in ihren Trümmern, die vielleicht nie wieder eine Bevölkerung sehen. Die Einwohnerzahl ist auf funfzigtausend reducirt worden.

In Sicilien befindet man sich in einem Magazine der Geschichte. Jede Stadt scheint einem andern Lande anzugehören. Sogar die politischen Elemente, die Producte, die Industrie, die Menschen sind verschieden. Inzwischen gibt es ein gemeinschaftliches charakteristisches Band, die Religion, und in Bezug auf diese: den Bilderdienst. Die modernen Trinakrier sind so exaltirte Christen, daß man sie für ausgemachte Heiden ansehen könnte. Ihre Götter sind der heilige Joseph, Sanct Anton, Sanct Nikolas, Sebastian, Sanct Paulus u. A., und ihre Göttinnen vor Allen die kanonisirte Prinzessin Rosalia, die uns Nordländern unbekannte Santa Venera — eine Heilige, die mir recta linea von der griechischen Venus herzukommen scheint und vielleicht irgendwo in eine Anachoretin des Aetna gefahren ist —, die heilige Luzia und die heilige Barbara. Mit der Madonna der Italiener glaubt ein Siculer schon nicht viel mehr auszurichten, er bedient sich ihrer höchstens am Charfreitage, wenn sich das Volk die Leidensgeschichte des Evangeliums figürlich vergegenwärtigt und seinen Heiland in der Person eines bußfertigen facchino, Eckensteher oder Päckchenträger, durch die Straßen der Stadt bis zum Hause des Kaiphas und Pilatus begleitet. Der griechische Consul hat mir von dieser Commedia sacra Wunderdinge erzählt.

Messina und Palermo verhalten sich zu einander, wie ein Bild vom alten Cimabue zu einem dito der modernen florentinischen Schule. Sie sind aber beide al fresco gemalt und haben viel Schönes. Palermo hat den mittelalterlichen Adel, Messina die Handelsaristokratie; Palermo hat alte byzantinische Dome und Kalifenschlösser, Messina Citadellen und Lagerhäuser. Es gibt Mönche und Nonnen in beiden und die Theater fehlen nicht. Ich habe hier sogar einen der Welt ganz unbekannten talentvollen Operncomponisten gefunden, der uns den Achilles auf Scyros in einem Weibercostüme vorführte.

Die Stadt hat durch Erdbeben auch ihre Theater eingebüßt, und seit der Zeit nicht wieder Geld gefunden, ein neues zu bauen. Die Sänger und Dramatiker behelfen sich daher in zwei Holzboutiken, deren Logen mit Teppichen und Gardinen decorirt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)



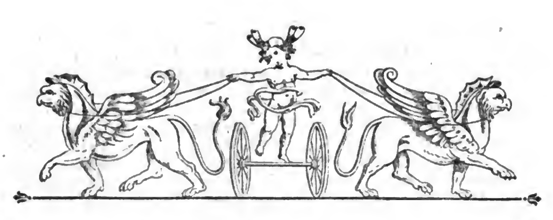
Leipziger Chronik.

(Anschütz auf der leipziger Bühne.)

Wir haben acht Darstellungen des trefflichen Anschütz an unseren Augen vorübergehen lassen, und es scheint Zeit, über diese Leistungen Bericht zu erstatten. — Wir haben es hier mit einem Veteranen der Bühne zu thun. Dieser Mann hat beinahe ein ganzes Leben darauf verwandt, sich und sein Talent in einer großen Reihe von Charakteren auszuprägen. Anschütz ist in dem, was er zu geben vermag, bereits fertig. Die Meinung eines Kunstfreundes über ihn kann somit weder wie Lob noch wie Tadel aussehen wollen, mit beiden ist dem Künstler nicht mehr geholfen, und im Publicum macht sich ja jeder das Eine und das Andere auf seine Weise. Es kommt hier blos auf Andeutung dessen an, worin das Charakteristische der Darstellungsweise dieses Mimen zu finden seyn möchte. Indem ich dies schreibe, steht noch die letzte seiner Gastrollen „Belisar" von ihm zu erwarten; den Lear wird er wiederholen. Gleichwohl glaube ich nach den acht Darstellungen, denen ich beigewohnt, hinlänglich bestimmt angeben zu können, worin nach meiner Ansicht das Wesentliche seiner Leistung besteht. Wir haben den Künstler in zwei Shakspeare'schen, zwei Göthe'schen, drei Schiller'schen und einem Kotzebue'schen Stücke gesehen. Seine physischen Kräfte sind noch ungeschwächt. Sein Organ gehört zu den sogenannten fetten; die Worte rollen mehr, als daß sie fließen; nur in den Momenten der aufgeregtesten Leidenschaft ist seine Rede wie ein imposanter Strom, der allen Widerstand leicht besiegt. Hiernach könnte es scheinen, als stehe ihm die ruhige Declamation nicht in dem Maße zu Gebote als der Sturm der heftigeren Aufwallung. Allein hier ist in der Stimmung des Künstlers eine Bedingung seines Spiels zu suchen. Anschütz liebt sogar vorzugsweise die declamirenden Passagen in seinen Rollen; seine Mimik ist höchst einfach, fast zu einfach, seine Action verräth nur höchst selten eine erfinderische Productivität, sie hat nur selten scharf gezeichnete Pointen, Anschütz ergebt sich mit sichtbarer Vorliebe in der Recitation und erlebt hier fast einzig seine Triumphe, die ihm allerdings im höchsten Grade zu Theil werden. Als Tell (dessen Darstellung überhaupt zu den vollendetsten unter den acht Rollen des Künstlers gehört) war seine Erzählung, wie der Vogt auf schmalem Felsenpfade vor ihm erbleichte, von einer durchdringenden Wirkung. Blos die Modulation in der Erzählungsweise erzeugte den ergreifenden Effect; die Mimik war nur dienende Begleiterin. Wir haben alle mehr oder weniger Devrient's Spiel noch vor dem Auge des Geistes, und so bedarf es hier nur der Andeutung, daß Anschütz in diesem Betracht das directe Gegentheil von Devrient's Spiel giebt, indem sich bei dem unvergeßlichen großen Künstler meist die mimische Maske der Rolle mit einer überraschenden Keckheit hervordrängte und die recitirten Worte oft nur wie Anhängsel ertönten. Der Charakter war schon durch Maske, Mimik und Spiel bei Devrient fertig, während Anschütz den Charakter erst in der Recitation völlig entwickelt und eine einfachere Harmonie, eine ungeschminktere Simplicität in Auffassung und Durchführung erzielt. Und so stehen denn Anschütz' Lear und Devrient's Lear wie zu einer gegenseitigen Ergänzung einander gegenüber. Devrient gab im wahnsinnigen Lear sein Höchstes, und insofern in diesen Momenten die ganze Tragödie ihre Gipfelpuncte erreicht, war Devrient's Darstellung nicht allein in pointirten Einzelnheiten, sondern auch nach der ganzen Construction und Entfaltung des Charakters die größere, geistig bedeutsamere. Dagegen giebt Anschütz den weinenden Lear unübertrefflich schön. Wo die Hoheit des königlichen Lear ganz und gar zerschmilzt, wo der Schmerz auflösend seine ganze Größe in den Staub beugt, leistet Anschütz das Höhere gegen Devrient's Spiel. Anschütz ist in der Tragödie der Liebling des wiener Publicums. Dies, dünkt mich, bezeichnet nicht wenig den Charakter seines Spiels. Die Wiener konnten Devrient's Wesen wohl anstaunen, aber im Grunde doch nicht liebgewinnen, auch das Spiel der Crelinger spricht in Wien keineswegs in gleicher Weise wie in Berlin an. Der Wiener will nicht erschüttert, er will gerührt seyn im Trauerspiel. Für dies Bedürfniß schreiben die wiener Tragöden, auf diese Stimmung wirken die Künstler des Hofburgtheaters. Es versteht sich, daß sich dies auf ungesuchte Weise gestaltet; aber es wird Niemand leugnen, daß auch der echte Künstler sich irgendwie, wenn gleich meistens unbewußt, seinem Publicum accommodirt. So wirkt denn Anschütz als Lear ganz in dieser Weise. Die Momente des zornigen Wahnsinns konnte man sogar, wenn man sich Devrient's Spiel in der Erinnerung zurückrief, bei Anschütz unbedeutend nennen; der Künstler verrieth wenigstens in ihnen keineswegs ein großes Aufgebot erfinderischer Kraft, man vermißte die grellen Schlagschatten und die Wetterschläge des entthronten Jupiter-Lear, der immer noch die Blitze schleudern möchte, als sey er noch der Herrscher der Welt, und der im Wahnwitz die in der Wirklichkeit weggeschenkte Majestät sich wieder anmaßt. Hier hat Devrient das Höchste gegeben, was die Phantasie zu erschwingen vermag. Dagegen war Anschütz in den Momenten, wo sich die Natur mit milderer Hand des zerstörten Gehirns bemächtigt, wo der erschöpfte Lear, durch die Nähe Cordeliens sanft berührt, kindisch zu werden beginnt, unübertrefflich. Diese Uebergänge zur Befriedigung und Lösung des Wahnsinns, dieses harmlos irre, und doch nach dem Sturme der Leidenschaft beseligende milde Friedenslächeln sichert dem Künstler allein schon einen bedeutenden Platz unter den ersten Mimen Deutschlands. Selbst Tieck hat, wie ich aus guter Quelle weiß, gestanden, daß ihm aus den letzten Scenen, wie sie Anschütz auffaßt und zu geben versteht, manche Züge des Shakspeare'schen Lear erst recht deutlich geworden sind. Es ist gewissermaßen der Oedipus auf Kolonos, den Anschütz ganz besonders aus dem Charakterbilde hervorhebt und in dessen Zeichnung sein Spiel die größte Eigenthümlichkeit entfaltet. Nicht der wahnsinnig tobende, sondern der kindisch liebe Greis, der den Wahnsinn der Menschen und seinen eigenen mit spielender Ironie belächelt, mithin der versöhnte, der hinsterbende Lear ist in seiner Auffassung zu seinem besondern Rechte gekommen.

Im Naturell des Künstlers liegt durchaus die Bedingung seiner Kunstleistungen. Anschütz hat in seinem ganzen Aeußern einen Verein von derber Naturkraft und einer befriedigten, gesättigten Wohlbehäbigkeit. Diese letztere ist physisch und psychisch bei ihm von Bedeutung, und so finden wir im Gemüthe des Künstlers eine Hinneigung zum großartig Elegischen, sein Spiel hat bei aller Derbheit etwas Rührendes, und dieser liebenswürdige Zug findet sich ungesucht in jeder seiner Rollen mehr oder minder wieder, diese Stimmung drängt sich dem Künstler in jedem Charakterbilde, das er gibt, wieder hervor. Sein Organ ist nie hart, scharf oder schneidend, bei aller imponirenden Kraft hat seine Stimme etwas Mildes, eine königliche Milde, möchte ich sagen, eine biederherzige Gemüthlichkeit bei aller festen Würde. (Möchte Hr. Düringer an Anschütz gelernt haben, daß man mild und weich seyn könne, ohne daß das Organ in nachlässige Weichlichkeit auszuarten und zu erschlaffen braucht.)

(Die Fortsetzung folgt.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 150. — den 3. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sicilianische Gemälde.

(Fortsetzung.)

Im „Teatro la Munizione“, wo obbesagter Achilles mit einem Ballet gegeben wurde, war ich so glücklich, die Aufmerksamkeit der ganzen schönen Welt zu erregen, was mir viel Spaß machte. Es war den Bräuten von Messina wohl noch nicht vorgekommen, daß ein Mann in ihre Loge trat, der keine Ballrobe trug, sondern vielmehr die Unverschämtheit hatte, einen deutsch-französischen blüschenen Reiserock mit doppelten Brust- und Hüftentaschen zu tragen. Zwanzig Lorgnetten bekamen ihre Direction nach meinem nachlässig geschweiften Shawlhalstuche und meiner englischen Reisemütze, die ich, an nordische Sitte gewöhnt, nicht ablegte, bis der Vorhang aufging. Dies Alles war ein großes Mirakel. Ich bin fest überzeugt, wär' ich nicht auf dem ersten Balkon gewesen, man hätte mich für einen Barbaren, für einen Samojeden, für einen Russen gehalten. So passirte ich blos für einen Engländer.

Ich weiß ein Lied zu singen von den schönen Töchtern Zankles, namentlich von der Signora Leonida Franceschini, welche die Tochter des Königs Lykomedon spielte und mir großes Gelüste verursachte, des Achilles' Beispiele zu folgen. Als ich vom Theater nach Hause kam, war bunte Gesellschaft im Salon des Hotels, und ich bemerkte zu meinem großen Erstaunen Deidamia. Sie war kein blödes Töchterchen Eva's, sondern, wie ich bald erfuhr, schon seit einiger Zeit die Präceptorin eines Gentleman comfortable, der hier auf die Fata morgana wartete.

Was mich betrifft, ich sah nichts von dieser messinesischen Luft- und Wassernymphe, die eine so große Berühmtheit erlangte. Und als ich gestern Morgen hinaus auf die Terrasse von Reggio pilgerte, wo man sie gewöhnlich über dem Golfe in Duft und Nebel und Sonnenschein sehen will, begegnete mir einzig und allein ein junges unschuldiges Mägdelein, die zu arm war, um Strümpfe und Busentuch zu kaufen, und keine andere Toilette hatte, als die alte spanische Fontaine Philipp's II., der hier ein ganz eherner Mann und ein Ueberbleibsel ritterlicher Zeit ist.

Sie kennen die Geschichte von den alten Herren der Bibel, welche die schöne Susanne überraschten, und die Fabel des Aktäon, der die badende Diana belauschte. Ich habe kein Hirschgeweih bekommen, als ich hinter den Planken stand, die mich von dem Mädchen trennten, doch gar verliebte Hölty'sche und Körner'sche Gedanken. Facit, ich untersuchte meine Börse, und da ich gerade fand, daß ich noch für ein seidenes Halstüchlein übrig hatte, so gab ich der Nixe für ein Küßchen auf den frischgewaschenen Hals — ich weiß nicht wie viel.

— „Wer rührt sich?“ fragt Lear. „Wer moralisirt hier?“ frage ich. Wo ist das Verbot gegen Küsse, die man hier auf dem Wege nimmt und gibt, wie Sie, guter deutscher Naturfreund, auf Ihrem Spaziergange in Leip-

zigs Fläche Kornblumen finden. Das Mädchen war frisch und blühend wie eine Rose des Libanon, dem letzten Schnee entsprossen? Denken Sie an unser schönes deutsches Lied von Bürger, das den Refrain hat:

„Der Himmel weiß es, wie es kam,
Daß ich so willig gab und nahm.“

Bürger war ein braver Mann, ich werde ihn immer citiren, wenn ich ins Königreich Golconda reise und auf Alinens Milchtopf speculire. Sicilien und Golconda sind nicht so weit von einander, und in ihm haben auch die Emire ihr Paradies gehabt.

Ich wollte Ihnen noch von meinem Spaziergange in die Berge des Neptun, in den Porto franco, an das Ufer der Charybdis, auf den Pharus, wo die alten Messenier einen Neptuntempel hatten, und in die hinter der Stadt gelegenen Ruinen der Schlösser Salvador, Griffone und Gonzaga, aus denen Schiller seine feindlichen Brüder und die Braut von Messina nahm, erzählen, allein die Epistel ist wieder voll von Seufzern und Mädchenlippen. Haben Sie Geduld mit mir, wenn ich mich satt geküßt habe, finde ich immer noch Zeit, um an die Leichname der Geschichte und archäologische Fragmente zu denken. „O, Gott! das Leben ist doch schön!“ sprach Schiller's Posa, als er sterben mußte. Und man braucht nicht erst dem Tode ins Angesicht zu schauen, um dasselbe zu fühlen.

Der Mann, der den Sicilianern die Oper Achilles schrieb, heißt Pietro Antonio Coppola und ist ein Messinaer. Er lieferte in seiner Dedication den Beweis, daß die Kunst im Lande sehr kriechend nach Gönnerschaft bettelt. Das Libretto ist gewidmet: „All' eccellentissimo senato di questa nobile, fedelissima et essemplare città, capitale in questa parte de' reali domini di sua majestà.“ In Sicilien hat jede Stadt ihren Senat und jeder Senator einen goldenen Prunkwagen, worin er wie ein Charlatan oder wie ein König sich an Festtagen in die Kirche fahren läßt.

Oper und Ballet müssen übrigens sehr nach Brot gehen. Es haben mich bereits mehrere Personen gefragt, ob ich keine Sängerin und Tänzerin brauche, worauf ich erwiederte: „Sie irren sich, mein Freund, ich bin kein Theaterdirector.“ Warum sollte ich auch ein Narr seyn und nach Operntönen und Entrechats ausgehen, wenn ich die Daphnen am Meeresstrande finde? Hier liebt es sich frisch und rein in frischer reiner Seeluft. Auf Wiedersehen! Es ist Frühling, die lustige Maienzeit. (D. F. f.)

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Er zürnt, — sagte Telse. — Auch ist es mir nicht lieb, daß eben er erfahren hat, daß Du bei mir bist. Er ist schlau und rachsüchtig. Du fängst auch Feuer wie Flachs.

Ich verlache ihn — was will er mir wohl thun? — rief Reimer.

Ich weiß nicht! — seufzte Telse; — allein mir ahnet nichts Gutes.

Wunderliches Mädchen, — versetzte Reimer — vorher so muthig, und jetzt so verzagt. Komm! die Furcht will ich hinweg küssen. —

Nein! nein! — rief sie ernst. — Laß mich, sey artig, Reimer! So bist Du mir noch nie vorgekommen — soll ich den Vater rufen? Gehe nun, gehe! Fort aus dem Fenster!

Gute Nacht denn, — sagte der Jüngling mürrisch, ihre Hand unmuthig fortschleudernd; — aber in vierzehn Tagen „Hochtit, Hochtit, Juchhee!“ — Mit diesen Worten eines ditmarschischen Volksliedes schwang er sich aus dem Fenster und eilte heiter über den Schnee der Heimath zu.

Telse sprang vom Bette an das Fenster hin und starrte lange dem forteilenden Bräutigam nach. Nachdem sie ihn aus dem Gesichte verloren, hörte sie ihn noch bald pfeifen, bald singen: „Juchhee Hochtit, ja Hochtit is hüt.“

Das Fenster schließend, wiederholte sie leise: „Hochtit, ja Hochtit —“ und ein Seufzer durchdrang den jungfräulichen Busen.

Das Schloß Melbek hatte nie früher so viele und vornehme Gäste gefaßt. Es waren da König Hans, der Herr dreier Reiche; sein Bruder, Herzog Friedrich von Holstein; ihre Neffen, die Grafen Adolf und Otto von Oldenburg, und dann über zwei tausend dänische, holsteinische und deutsche Ritter und Edelleute, so daß nicht blos die geräumige Burg voll besetzt war, sondern auch das naheliegende Dorf von Knappen und Dienern und Troßbuben wimmelte.

In allen Sälen fand ein tausendfältiges Geräusch, eine ausgelassene Freude statt, und nur in dem größten, wo die regierenden Herren sich befanden, war es möglich, die eigenen Worte zu hören. Unten am Ende des langen, mit silbernen Fransen um das Tischlaken geschmückten, eichenen Tisches saß der Wirth, der alte, aber noch kräftige kriegs-

lustige Heinrich Ranzau. — Am obersten Ende desselben dagegen der König der Drillingreiche, der so eben von einem Siege über die aufrührerischen Schweden und ihrer erzwungenen Huldigung in Stockholm hergekommen war; und von ihm zu beiden Seiten herab saßen die vorerwähnten Herren, so auch die vornehmsten vom Adel und die Hauptleute in dem bevorstehenden Kriege. Dieser war, wie begreiflich, der Hauptgegenstand des Gesprächs.

Nachdem mehrere Gesundheiten ausgebracht waren, erhob sich Herzog Friedrich mit dem Becher in der Hand und wandte sich an König Hans mit den Worten: Mein Herr König und Bruder! Jetzt trinke ich Euch Ditmarschen zu!

Er leerte den mächtigen Becher. Der König faßte den seinigen und sagte: Ich danke Euch! und trinke Euch die Hälfte desselben zu. — Alle erhoben sich, darauf zu trinken. Knud Gjöe, ein hoher dänischer Beamter, leerte zögernd zuletzt von allen den Becher, und brummte sich niedersetzend vor sich hin: Bevor Du den Bär geschossen . . .

Sollst Du das Fell nicht verkaufen, — fiel sein Nebenmann Ebbe Geiß etwas lauter ein, so daß einige der holsteinischen Edelleute dieses dänische Sprichwort zwar hörten, aber nicht verstanden. — Allein der König, obgleich noch entfernter — denn die Könige haben nicht blos lange Hände — vernahm und verstand die letztere Hälfte desselben. — Fürchtet sich der Geiß vor dem Bären, — fragte er auf dänisch, denn sonst wurde das Tischgespräch in deutscher Sprache geführt.

Nein! Ew. Gnaden! — gab der dänische Ritter rasch und offen zur Antwort. — Vorgesehen, denke ich aber, ist besser als nachher bedacht, und daß man keinen Feind verachten soll, sonst dürfte es leicht geschehen, daß Geißblut nicht das Kostbarste sey, das in kurzer Zeit vergossen werden könne.

Wat segt he? — fragte Graf Otto von Oldenburg seinen Vetter, den Herzog. —

Er sagt, — gab dieser höhnisch in derselben Sprache zur Antwort — daß es besser sey, dem Marschbauer zu Füßen zu fallen und die Hände der achtundvierzig Gemeindevögte zu küssen.

Ein allgemeines Gelächter belohnte diesen Einfall, und Hans Alefeld, der ernannt war, das berühmte Danebroge zu tragen, rief höhnisch: Wer in die Marsch hinein will, darf nicht einen Hasen hinter sich angebunden haben.

Ein Hase vor der Fronte mag eben so arg seyn, — bemerkte Ebbe Geiß. Diese bittere Pille fiel nicht zur Erde; die Dänen und Deutschen lachten; selbst der König schmunzelte, die Holsteiner aber bissen sich in die Lippen. — Einhundert Jahre, oder etwas länger in der Zeit zurück, war nämlich das sonderbare Ereigniß eingetroffen, daß ein Hase ein ganzes Heer von Holsteinern auf die Flucht und aus Ditmarschen getrieben hatte. Beim Hervorrücken nämlich sprang zufälligerweise ein solches Thier vor dem Vortrabe auf. Die jagderfahrenen Herren derselben erhoben das gewöhnliche Jagdgeschrei. Die Hintertruppen glaubten, daß die Ditmarscher anfielen, machten Halt und zogen sich zurück; dabei entstand ein wenig Unordnung im Heere, und der im Hinterhalte liegende Feind benutzte die Verwirrung, griff an und gewann einen vollständigen Sieg!

Der König, darauf bedacht, jeder Reibung unter den Völkern vorzubeugen, faßte aufs neue den gefüllten Becher und sagte im heitern Tone zu Alefeld: Hiermit trinke ich Euch das nieldorpfische Klostergut zu. — Hierdurch erhielt die Unterredung eine andere Wendung; denn kaum hatte der Herzog ein lustiges: Glück zu, Herr Prior! hinzugefügt, als der junge Graf Adolf von Oldenburg diesem muthwillig zurief:

Ehrwürdiger Vater! ora pro nobis! wenn Ihr Eure erste Messe leset — —

Bittet Euren Bruder darum, wenn er Abt in Lunden wird, gnädiger Herr, — gab Alefeld in demselben Tone zur Antwort.

Wenn solcherweise Alle Ihr Herren Priore, Aebte und Mönche den Umständen nach werdet, was soll ich denn seyn? — fragte der König. —

Papst! mein Herr Bruder! — nahm der Herzog das Wort — Papst in Ditmarschen.

Und ich, — rief Graf Otto — will Beichtiger in einem Nonnenkloster werden!

Dieser Scherz wäre noch länger fortgesetzt worden, wäre nicht der Sohn des Wirthes, der junge Breide Ranzau, in die Halle mit der Botschaft getreten, daß zwei ditmarschische Gesandte sich draußen im Schloßhofe befänden und um Audienz bei dem Könige und dem Herzoge bäten.

Gesandte! — wiederholte der Herzog höhnisch — haben Bauern auch Abgesandte?

Wo sind sie? — fragte Graf Otto. (D. F. f.)

Leipziger Chronik.

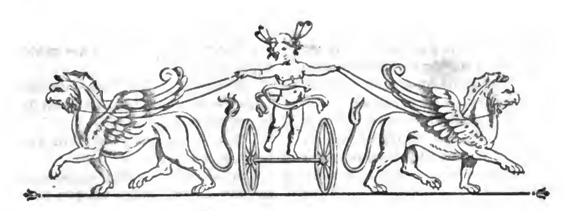
Anschütz auf der leipziger Bühne.

(Fortsetzung.)

Anschütz hat in seiner Pantomime viel Einfachheit, in den Lineamenten seiner Physiognomie zeigt sich sogar Monotonie.

Seine Stirn ist voll und breit, obschon auch hoch, seine vollen fleischigen Wangen lassen nur wenige Variationen in den Zügen seines sonst schön geformten Gesichtes zu. Ich glaube nicht, daß etwa das Alter ein schärferes, nüancirteres Muskelspiel, im Falle dieses dem Künstler in der Zeit der Blüthe möglich gewesen, ganz aufheben kann; vielmehr pflegen tiefer gefurchte Gesichtszüge im Alter an prägnanter Schärfe eher zu gewinnen. Die Maske des bleichen Schreckens, die groteske Miene des Schauders, des Zornes, der wilden Empörung und Rachelust, auch die düstere Melancholie kann Anschütz nicht in fertiger Vollendung festhalten; seine Züge runden sich sehr schnell wieder zu jener Miene des leutseligen Schmerzes, durch die er rührt und milder ergreift. So fehlte denn seinem Wallenstein ein wesentliches Element, indem Anschütz nur den heroischen Feldherrn gab, und nach seiner Darstellung das Tragische nur darin lag, daß von einem so edlen Helden die Gemüther abfallen können. Anschütz zeigte, wie Wallenstein zur Herrschaft der Gemüther berufen ist, weniger wie er selbst von seinem mystischen Wesen beherrscht wird. Nach Schiller's Auffassung des Charakters liegt aber das Tragische darin, daß der, welcher die Welt lenken will, durch dunkle Mächte selbst gelenkt wird. Dies zur Anschauung zu bringen, ist eine der schwersten Aufgaben des Darstellers. Es gehört eine fast verzückte Stimmung dazu, um das Dämonische in Wallenstein's Wesen recht heraustreten zu lassen. Schon in der Erzählung des Traumes liegt das ganze Bekenntniß der Mannes, worin sein Heil und Unheil zu suchen ist. Anschütz gab den Traum fast ohne jene Melancholie der metaphysischen Speculation, und wenn er zur Thekla sagte: Verscheuche mir mit Deinem Spiel den finstern Dämon, der um die Stirne mir den Fittich schwingt! — so blieb das in der That ohne Wirkung, denn die eigentliche dämonische Schwermuth des Wallenstein scheint Anschütz keineswegs als vorherrschenden Gemüthszug anzusehen. Aus diesem Grunde kann ich seinen Wallenstein nicht zu seinen besten Darstellungen rechnen. Dagegen waren sein Götz und sein Tell so vollendet, wie sie nur in der Intention der Dichter selber gefaßt seyn konnten. Die kerngesunde Empörung des Biedermannes, wie sie im Götz, und die edle Ruhe bewußter Seelengröße, wie sie im Tell sich geltend macht, liegen in der Figur und Haltung des Künstlers auf das getreueste ausgeprägt. Sein Othello hatte in den mittlern Acten große Momente; der Ausbruch der leidenschaftlichen Eifersucht und der rachlustigen Wuth war meisterhaft. Nur vermißte ich in der Anlage des ganzen Charakters ein ähnliches Ingredienz wie in der Auffassung des Wallenstein. Anschütz hob in der ersten Scene, in der Erzählung vor Gericht, den Zug der Gutmüthigkeit im Naturell des Mohren zu stark hervor; so daß sich hier fast der Held im Othello vergaß. Nun ist bei dem muthmaßlichen Verrath, den ein so harmlos gutmüthiger Mensch erfährt, die Wirkung unausbleiblich und kann nicht verfehlt werden. Allein der Künstler ignorirte beinahe den Umstand, daß Othello in Desdemona nur um deswillen sein ganzes Lebensheil bedingt sieht, weil ihre liebliche Erscheinung und ihre wundersame Neigung zu ihm den vormals unorganischen, dumpfen Zustand seines Gemüthes gelichtet und verklärt hat. So mußten denn die Worte Othello's, die er später, als er die Gattin untreu wähnt, von seiner Seele wälzt: „Dann bricht das alte Chaos wieder ein!" — bei Anschütz nicht von der Wirkung seyn, welche sich aus der Dichtung selbst ergibt. Was an die dunkleren und phantastisch tieferen Regungen des Gemüthes anstreift, steht dem Künstler meines Erachtens keineswegs in dem Maße zu Gebot, wie der helle Ausbruch der Leidenschaft, die ungehinderte Gewalt des entfesselten Schmerzes, der in der Ausströmung selbst seine Befriedigung fühlt oder unter den Zuckungen des Herzens erliegt. So erschien mir denn Anschütz als Othello auch im letzten Acte nicht in der Stimmung, die Shakspeare hier für den Helden so vielfach motivirt hat. Othello erhebt sich durch den Gedanken, er sey nicht Mörder, sondern Opferpriester, zu einer Höhe des Geistes, welche eigentliche Wuthausbrüche nicht mehr zuläßt. „Die Sache will's!" Mit diesen Worten fühlt er das Rächeramt eines höheren Richters in seiner Brust, und der geheimere Reiz der letzten Situation mit Desdemona liegt darin, daß die Süßigkeit ihrer flehenden Stimme ihn aus seiner hochgespannten Stimmung herunterzieht. Ich vermißte am Künstler die Weihe, welche der Dichter dem Othello im letzten Acte gibt. Indessen hat Anschütz in den Scenen mit Jago, wo die Leidenschaft des Mohren wie eine Lohe aufschießt, so unendlich viel gegeben, daß es fast unbescheiden klingt, durch den trefflichen Darsteller alle Momente des Charakters gleich sehr erschöpft zu verlangen. Nur dünkt mich, es sey immer lehrreich, alle einzelnen Züge insoweit zu verfolgen, als es nöthig scheint, um anzudeuten, wo die Dichtung reicher ist als die Auffassung und Leistung dieses oder jenes Künstlers. Die sonstige Darstellung dieser Tragödie auf der hiesigen Bühne war bei der Beschränkung, welche die Nebenpartien (Emilia, Rodrigo u. s. f.) durch eine gelungene Bearbeitung erlitten, auch in den Nebenstücken gelungen, während sich in den Darstellungen des Lear, Wallenstein, Tell u. a. mehrere Nebenpartien bedeutsamer geltend machen, um nicht bei ungenügenden Leistungen störend einzugreifen. In den gedachten Dramen wurde von vielen Seiten her mehr auf komische Effecte als auf tragische hingearbeitet. Man muß das Talent besitzen, sich über Kleinigkeiten hinwegzusetzen, um seine Fassung für das Große und Ganze zu fixiren. Ich habe mir durch Uebung dies Talent erworben, und so ist mir namentlich Shakspeare zu unverwüstlich, um ihn mir durch verfehlte Einzelnheiten in der Darstellung ganz abtödten zu lassen. Im Othello tritt jedoch in Folge einer glücklichen Bearbeitung des Stücks das Interesse, das sich an die drei Hauptfiguren knüpft, so sehr in den Vordergrund, daß es uns fast ausschließlich fesselt. Fräulein Wagner hat durchaus einen sichern Takt für die leiseren Züge echter Weiblichkeit, wie sie Shakspeare in der Cordelia und Desdemona zeichnet. Und so war besonders ihre Desdemona ein höchst gelungenes, zart schattirtes Bild, ganz mit der ihr eigenen Innigkeit bis in die kleinsten Züge ausgemalt. Es gehört eine eigenthümliche Selbstverläugnung dazu, um mit Verzichtleistung auf glänzende Effecte die timide Weiblichkeit, wie sie Shakspeare in manchen Frauengestalten mit Vorliebe zeichnet, in ihrer Gränze und in dieser ungeschminkten Anspruchslosigkeit zu erhalten. Selbst die unschuldig lächelnde Miene der Befangenheit, die Desdemona's Zügen eigen ist, mag nicht leicht seyn festzuhalten. Ich weiß, daß selbst einer großen Künstlerin Berlins die Desdemona verunglückte, wie denn überhaupt seit dem Tode der unvergeßlichen Sophie Müller die Bilder Shakspeare'scher Weiblichkeit auf der deutschen Bühne etwas rar geworden sind *). Mad. Crelinger ist mir immer nur im Feuer der Leidenschaft groß erschienen, nur das glühende, von fieberhafter Spannung bewegte, oder in der Begier entfesselte Weib vermag sie mit Wahrheit und Hoheit zu geben, und so ist sie denn auch als Julia nur in den Momenten, wo sie den Giftbecher trinkt und im Gewölbe erwacht, wahrhaft bedeutsam, während ihr die kindlichen Züge der mädchenhaften Weiblichkeit und die Regungen der ersten Liebe weniger glücken. (D. B. f.)

*) Mad. Dahne in Hamburg, die ich als Gretchen im Faust sah, gehört zu diesen Seltenheiten.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 151. — den 4. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Unten im Burghofe, — erwiederte der junge Ranzau.

Ich bin doch begierig, wie die Marschochsen aussehen, — sagte der Graf aufstehend und ans Fenster tretend. — In der That groß, breit, wohlgemästet, schwarz wie Raben vom Kopf bis auf die Zehen. Durch eine gewöhnliche Thür können sie nur seitwärts einschreiten; denn jeder trägt, glaube ich, wenigstens sechs Westen und zwölf Paar Hosen.

Eine gute Tracht im Winter! — bemerkte der Herzog. — Fragt sie, mein lieber Herzog, was sie verlangen. — Das habe ich schon gethan, — sagte dieser — erhielt aber zur Antwort, daß ihnen geboten wäre, ihren Auftrag nur Sr. Gnaden dem Könige und dem Herrn Herzog vorzutragen.

Vermessenes Gesindel! — rief dieser. — Ja kämen sie nur her, um ihre Unterwerfung anzuzeigen — —

Vielleicht! — fiel der König ein. — Wenn es dem Herrn Bruder gut dünkt, wollen wir ihnen die Audienz doch nicht verweigern; zu Hause habe ich die Gewohnheit, den geringsten meiner Unterthanen anzuhören, wenn er es verlangt. Wollen wir denn nicht auch hören, wie diese unbiegsamen Gesellen ihre Worte zu stellen wissen?

Kurz darauf trat Breide Ranzau wieder mit den beiden Abgesandten ein, die, mit ihren breitränderigen Hüten in den Händen, ehrerbietig, doch ohne Furcht und Verlegenheit, sich unweit der Thür hinstellten. — Der Herzog, der ihnen den Rücken zugekehrt da saß, drehte sich halb um und sprach über die Schultern hin: Haben die ditmarschen Herren unsern Fehdebrief erhalten? und was erwiedern sie darauf? sind sie noch immer hartnäckig, oder sind sie andern Sinnes geworden und haben Euch mit Abbitte und Flehen um Gnade abgesandt?

Der älteste der Abgesandten, ein noch kaum mitteljähriger großer und kraftvoller Mann, nahm also das Wort: Gestrenger Herr Herzog! Im Namen der achtundvierzig Vorsteher, Vögte, Eidgeschworenen und des Volkes im allgemeinen bitten wir Euch, so wie auch Se. Gnaden, Euren königlichen Herrn Bruder, um Friede und Ruhe für unser Land — —

Friede und Ruhe! — rief der Herzog aufgebracht, und drehte sich ganz auf dem Stuhle herum. — Das ist es, was wir für unsere Unterthanen verlangen, und was Ihr alltäglich brecht und stört. Niemand kann ohne Molest Euer Land durchreisen und an Euren räuberischen Küsten vorübersegeln.

Herr Herzog! — entgegnete der Ditmarscher — wir wollen nicht läugnen, daß Unordnung hier und dort vorgefallen.

Na! — fiel ihm der Herzog in die Rede, — und wann

ist solcher Unordnung — wie es Euch beliebt Raub und Mord zu nennen — wann ist solcher von Euren weisen und gerechten Vögten, Vorstehern und Eidgeschworenen gesteuert, wann sind solche Gewaltthäter je gestraft worden?

Gestrenger Herr, — erwiederte der Gesandte — wenn Händel Statt finden, fallen auch gern auf beiden Seiten Fehler vor; allein es ist Sitte bei unsern Nachbarn, daß wir die ganze Schuld tragen sollen, und zwar nicht für die eigenen, sondern auch für Anderer Sünden — und sobald irgend ein Unheil fern oder nah sich verlauten läßt, so heißt es sogleich: Das hat ein Ditmarscher gethan!

Weil es beinahe immer so ist, — sagte der Herzog — kein Rauch ohne Gluth. Ihr seyd ein händelsüchtiges, grausames, treuloses Volk.

Treulos? — wiederholte der Abgesandte mit glühendem Gesichte, doch bezwang er seinen Groll.

Ja, treulos! — versetzte der Herzog. — Wie oft habt Ihr nicht meine und die Gränzen meines königlichen Bruders sengend, schändend und mordend überschritten?

Es ist freilich geschehen, doch nur selten, — war die Antwort — und nur von einzelnen Personen, Gemeinden oder Geschlechtern, ohne Wissen und Willen unserer Obrigkeit, um Selbstrache wegen zugefügter Beleidigungen zu nehmen, über welche vergebens bei Euren Behörden geklagt war.

Der Herzog runzelte die Stirn und kehrte ihnen wieder den Rücken zu. Schnickschnack! alte Ausflüchte! — murmelte er. — Ich habe Euch nicht hereinkommen lassen, um mich mit Euch herumzustreiten, sondern um zu erfahren, ob Ihr die von uns gebotenen Friedensbedingungen annehmen wollt?

Die weder hart noch unbillig sind, — unterbrach ihn der König — ungeachtet der großen Kosten der Kriegsrüstung verlangen wir doch nur fünf tausend Mark außer den von uns in Rendsburg bestimmten funfzehn tausend, so auch drei Plätze zur Errichtung von Schanzen, welche wir auf eigene Kosten und durch eigene Arbeit vollführen lassen werden. —

Königliche Gnaden, — nahm nun der andere Ditmarscher, ein junger Mann von düsterem trotzigem Aussehen das Wort — wir erkennen keinen andern Oberherrn als Gott, und keinen andern Schutzherrn als den Erzbischof von Bremen. Wir bezahlen keine Steuer, denn dadurch würden wir uns für Unterthanen erklären; und wir dulden nicht, daß Festungen in unserm Lande angelegt werden, denn das hieße uns selbst Fesseln anlegen.

Was wollt Ihr denn hier? — fuhr ihn der Herzog an.

Frieden verlangen und anbieten, — erwiederte der ältere Abgesandte.

Krieg verlangen und anbieten, — rief Friedrich, ihn parodirend — und den sollt Ihr haben — habt Ihr nichts weiter vorzubringen, sind wir fertig.

Doch! — einen guten Rath, Herr Herzog! — sagte der jüngere gleichmüthig.

Ei! ei! — lachte der Fürst — einen guten Rath! deren haben wir sonst genug, nun denn laßt hören, Ihr Herren! (D. F. f.)

Sicilianische Gemälde.

(Fortsetzung.)

III.

Messina, im Frühling 1835.

Ich habe nun die **Fata morgana** gesehen. Diesen Morgen überraschte ich die Sonne in ihrem Bette mit einem kleinen Segelkahne, der die Bestimmung hatte, mich ans jenseitige Gestade des Scyllacanals nach Reggio zu tragen. Es wehte kein Lüftchen, und selbst die Charybdis, deren Strudel die Schiffer jetzt **la Rema** und **Calofaro** nennen, war so zahm und liebestrunken, wie zur Zeit ihrer Verbannung aus dem Olymp, in welchem sie bekanntlich die ganze männliche Götterschar durch ihre Umarmungen zu consumiren strebte. Als wir die Sterncidatelle und den Leuchtthurm passirt hatten, der auf der äußersten Spitze der Landzunge liegt, die Zankle's Hafen umschlingt, siehe da breitete sich über den Gewässern des Orients ein mit Luft und Meer und Tageslicht kämpfender buntcolorirter Nebel vor unsern Blicken aus, und wir fühlten uns plötzlich in ein ätherisches Land von Träumen und Geistern versetzt. Hinter uns versank Messina mit seinen Burgen, Klöstern und Gebirgen, vor uns Calabrien. Nur die höchste Spitze des ins Cap auslaufenden Aspromonte blieb sichtbar, um unsere Richtung zu bestimmen.

Ich merkte inzwischen, daß man bei Beobachtung der Morgana poetisch gestimmt seyn müsse, um ihre Wolkengestalt, die ziemlich chaotisch ist, in der Idee zu ergänzen. Der Pilot hatte schon zwei Mal gerufen: „Ecco, Signor, ecco!" ohne daß ich mehr sah als ich schon hundert Mal auf Schweizerseen und selbst an Herbstmorgen an des Rheines Ufern gesehen hatte, nämlich spielende Duftwogen, schillernde Wasserstreifen. Erst als die Erscheinung eine halbe Stunde gedauert hatte, fühlte sich mein Hippogryph heimisch in der Scene.

„Arrêtez,“ rief ich, „arrêtez, conducteur, ich will mir eins von diesen Meerweibchen fangen.“

Eine ganze Escadron silberner Fische flog an uns vorüber und spritzte eine Pumpe voll salzigen Wassers über unsere Garderobe. Das waren die Vorreiter der Fee des Faro, die Tritonen und Najaden. Eine Weile nachher erschien sie selbst, gigantesk, wolkig elastisch, durchsichtig, wie eine Operntänzerin. Ich sah es kommen, daß sie sich in Regen auflösen würde, und bat daher die Schiffer, zu rudern, und die Weiber, die mit nach Reggio fuhren, einige Ave-Marias zu beten.

Unterdessen erwachte die Sonne auf dem weichen Pfühle Joniens und spielte mit einem goldenen Auge, das einem kolossalen Ducaten glich, über die dunstvolle Wasserfläche, als wolle sie sagen: Wer wagt es, hier in meiner Abwesenheit Spuk zu treiben?

Die Fee Morgana hörte es und tauchte beschämt bis an den Busen in die Fluth.

Und immer höher stieg die Sonne und immer mehr entwickelten sich ihre Reize. Das Nebelkleid, das ihre Glieder umfloß, fiel in dichten Falten auf das nachgiebige Element, und endlich wogte sie, die Königin der Liebe, die man einst Cytherea nannte, umgeben von einer Schar schäkernder Heldinnen, den Gestaden des Aetna zu.

Ich blickte um nach dem Vulcan. Er rauchte immerfort. An seinen Vorgebirgsgrotten, darin früher die Kyklopen ihre Herde verschlossen, und der einäugige Polyphem des Theokrit der grausamen Nixe Galathea ganze Ketten von Hexametern nachseufzte, breiteten Fischer ihre Netze aus, die die Nacht über bei Fackelschein auf Neptun's Unterthanen gelauscht hatten. In blauer Ferne erheben sich riesige gothische Vorgebirge, aus Lavaströmen geformt, die in den Wogen größere Baukünstler fanden denn Visconti und Erwin von Steinbach, und auf diesen Domen der Unterwelt prangten Oliven- und Citronenwälder, Ruinen griechischer, römischer, karthagischer, normännischer, Ruinen moderner Städte del regno delle due Sicilie. Es gibt keine schönere, poetischere Landschaft.

Hätte ich ein Dampfboot zu meiner Verfügung, oder den Rücken eines Delphins, wie jener thracische Sänger, so könnte ich in wenig Stunden südwestlich in Syrakus, südlich in Malta, südöstlich in Kreta, östlich in Ithaka und Cephalonia, und nördlich in Tarent und Crotona seyn. Ich habe mich für den Augenblick auf das Städtchen Reggio beschränkt, das nur wenige Meilen von Messina entfernt ist.

Reggio war in alten Zeiten ein Schlüssel des Mittelmeeres, dessen sich Griechen und Römer bedienten. Als der Tyrann von Syrakus flüchten mußte, schiffte er nach Rhegium, in Großgriechenland damals gelegen; und als die Korinther ihre Flotte zur Befreiung, und die Athener die ihrige zur Eroberung desselben Syrakus aussandten, bereiteten darin Timoleon und Alcibiades ihren Schlachtplan, indem sie mit den Küstenstädten des Aetna, mit Catania, Leontium, Tauromenium und Messina unterhandelten. Es war in Rhegium, wo Pythagoras der Isis einen Tempel, vielleicht den ersten in Italien, baute, und in Rhegium, wo die schöne Julia, Augustus' einzige Tochter, in einem unwürdigen Klostergefängnisse den schmählichsten Tod starb, den ein Tyrann wie Tiberius für ein Weib erfinden kann.

Die skandalöse Chronik Roms hat die Julia als Hetäre bezeichnet und ihr Vater sie altrömisch verstoßen, damit sie für ihren Lebenswandel büße. Diese Härte erschien mir immer als eine unnatürliche Grausamkeit, die man sich nur erklären kann, wenn man das fürchterlich diplomatische Hofgetriebe, wenn man die Intriguen der hohen Familien damaliger Zeit erkannt hat. An der Tiber wie am Ilyssus von Attica konnte in der Periode Cäsar's keine Frau tief genug fallen, um den Tod zu verdienen. Und Julia's Schicksal war mehr als Tod, es war ein dreizehn Jahre währender Mord, der die Tendenz hatte, den neuen Kaiser, ihren Gemahl, das Unthier Tiberius, auf dem Throne zu befestigen. (D. B. f.)

Leipziger Chronik.

[Anschütz auf der leipziger Bühne.]

(Beschluß.)

Fräulein Wagner gab uns eine gelungene Desdemona. Ihr geistig regsames Spiel ließ uns die Steigerung des Charakters erblicken. Denn allerdings ist auch in der Desdemona diese Steigerung vorhanden. Sie wird durch die unverstandenen Wuthausbrüche Othello's in sich zurückgescheucht, sie wird wie ein verschüchtertes Kind, das in den dunklen Elementen des Lebens die Gespensterfurcht anwandelt, und das so sich ablösend von der Welt der Wirklichkeit, in sich selbst ein Motiv zum Tode trägt. In der Entkleidungsscene gab Fräulein Wagner diese feinen Uebergänge. Ihre kindische Furcht wird zur Todesahnung, und so singt sie wie der Schwan mit leisem Aechzen das Lied vom Weidenbaume, dessen bebende Töne wie Vorboten des nahen Todes klingen. Hr. Baudius faßte den Jago von Anfang an mit einer Keckheit, vor der ich erstaunte. Er gab den Uebermuthigen, der mit der Tücke nur spielt, nur zum Spaß die Bosheit wie ein Experiment versucht. Jago beginnt allerdings damit; allein der Charakter steigert sich. Er wird durch die Wirkungen seiner wie zur Spielerei angelegten List selbst uberrascht, die Conflicte werden wilder als er gewahnt, der Ernst der Situationen reißt ihn mit fort, der Stoff uberwächst ihn, und so wird, was wie eine spielerische Laune schien, in ihm selbst zu einem diabolischen Gelüste, um das Begonnene zu Ende zu führen. Diese Steigerung des Charakters vermißte man an Baudius'

Darstellung; er blieb der tändelnde Jago, der er blos anfangs seyn darf. Sonst gab uns Baudius im Laufe der letzten Wochen manches durchaus Schätzenswerthe. Sein Franz Moor gilt mir, auch bei der Erinnerung an Devrient, für nicht unbedeutend, wenigstens ziehe ich ihn der Leistung Vespermann's vor, den ich im vorigen Jahre in München als Franz sah. Sein „Buttler" ermangelte der nöthigen brutalen Würde, sein „Alba" im Egmont der Grandezza und jesuitischen Schlauheit. Die Scene am Fenster, wo er Egmont vom Pferde steigen sieht, hat eine weit feinere Ironie. Alba verhöhnt nicht blos den Sorglosen, er beneidet ihn auch in diesem Augenblicke: dies wirft einen Blick in seine finstere Seele und verschafft dem überlisteten Egmont einen Triumph, den ihm der Dichter zugedacht. Dagegen konnten wir den Gloster in der Simplicität, wie ihn Baudius gibt, gelungen nennen; sein „Hippeldanz", in Kotzebue's Epigramm, war eine jener ergetzlichen Figuren, in deren Zeichnung Baudius sehr glücklich ist. — Herrn Düringer hatten wir als „Tasso" und „Lord Harleigh" in Mellesville's „Sie ist wahnsinnig" schnell liebgewonnen. Elegisch hinfällige, und wahnwitzig krampfhafte Charakterbilder gibt er überraschend tief und richtig. So war war auch sein „Edgar", einige Unsicherheiten abgerechnet, gut getroffen. Vor allem aber kann das Spiel des Wahnsinns im „Harleigh" nicht genug anerkannt werden. Dagegen ist nun freilich zu rügen, daß Hr. Düringer diese Züge schwankender und irrer Gemüthsmenschen, die er mit so vielem Glücke gibt, nicht ungern hinübernehmen möchte in die Charakteristik fester, gesunder Gestalten. Davon abgesehen, daß das weichliche Zerfließen seiner Stimme, indem sich ihm die Worte zwischen den Lippen nicht selten wie Brei auflösen, fast schon zur Manier geworden ist, läßt er den Charakter oft plötzlich fallen und bringt eine schwankende Unwahrheit in sein Spiel, durch welche namentlich sein „Max" und sein „Franz" im Götz verunglückten. Herr Winger, der zu selten auftritt, war in den Räubern als Hermann sehr brav.

Ich füge nur noch Weniges über den trefflichen Anschütz hinzu. Als „Egmont" und „Hauptmann Klinker" (im Epigramm) entwickelte er die ganze Liebenswürdigkeit seines Spiels und seines Naturells. Zwar gab er in der erstgedachten Rolle weniger den Anstrich von genialem Flattersinn, den Göthe, gleichsam als ein Stück seiner eigenen Natur, dem Charakter beigemischt, und der in der Scene mit Clärchen sich vermissen ließ; dagegen lag die flammändische Bonhomie und gemächliche Sicherheit Egmont's in seinem ganzen Wesen, in Figur und Rede auf die vollendetste Weise ausgeprägt. Schade, daß die Scene im Kerker durch einen linkischen Mitspieler gestört wurde. Herr Linke, der den Ferdinand gab, muß seine Extase mehr bewachen. Wenn dieser junge Künstler warm wird, heult er fast wie eine junge Wölfin, der man zum ersten Male ihre Jungen raubt. Dagegen war Hr. Linke als Georg im Götz durchaus lobenswerth. Völlige Anerkennung verdienen die Volksscenen im Egmont bei dem wackern Spiele Berthold's und Ballmann's. Fräulein Wagner als Clärchen hatte in der Situation mit Egmont und in der letzten Scene, wo sie Gift trinkt, ihre Hauptmomente. Sie wird immer bedeutsam wirken, wo das stillere Spiel geistiger Aufregung seine Stelle findet. Auch als „Klinker" gab Anschütz ein höchst anmuthiges Bild, mit jener ruhigen Consequenz durchgeführt, die bei ihm nie als absichtlich gemacht hervortritt, sondern sich ganz harmlos wie aus seiner eigenen Natur ergibt. Anschütz verlieh seinem „Klinker" weniger die Grazie des Lebemannes, als man es sonst in dieser Rolle verlangt. Dafür hob er die Leutseligkeit dieses gutmüthigen Sonderlings, den alle Welt liebt und doch kein Mensch heirathen will, um so stärker hervor, und brachte mehr Abrundung in das Charakterbild. Für so viel Großes und Erfreuliches hat uns der Künstler zu lebhaftem Danke verbunden.

Am 29. v. M. gab der Musikdirector C. Löwe aus Stettin, auf seiner Durchreise nach dem Bade, im Saale des Hotel de Pologne eine interessante Abendunterhaltung. Es war das erste Mal, daß der berühmte Balladen-Compositeur sich hier hören ließ. Mehrere Balladen, die er nach seiner Composition und mit eigener Begleitung auf dem Flügel vortrug, sind mehr oder minder Eigenthum des Publicums; um so größer war das Interesse, sie mit dem eigenthümlichen seelenvollen Geisterhauche seiner Stimme von dem Tonsetzer selbst vortragen zu hören. Hierzu gehörten Herder's Oluf, die nächtliche Heerschau von Zedlitz, Göthe's Mahadöh und einige Balladen von Uhland. Von ganz wunderbarem Reize ist Löwe's Composition der altschottischen Ballade von Talvj: „Der Mutter Geist", in der die Accelstöne seiner Muse von der ergreifendsten Wirkung sind. Eines großen Beifalls erfreute sich auch die Improvisation eines Gedichtes, das man dem Künstler vorlegte. Sein „Mahadöh" gehört zu den bedeutendsten Leistungen lyrischer Composition. Bei der Strenge des Styls, die den Zelter'schen Compositionen dieser Art an einfacher Würde nichts nachgibt, enthalten Löwe's Balladen-Rhythmen doch zugleich, was jenen abgeht, die reichste Fülle einer bis zum dramatischen Effecte sich steigernden Mannichfaltigkeit. Hr. Löwe weiß seine Concerte bei der Verwandtschaftlichkeit seiner Gaben mit so geistigen Mitteln auszustatten, daß er nicht nöthig hat, mit einem Potpourri-Gemengsel den Gaumen zu kitzeln. K.

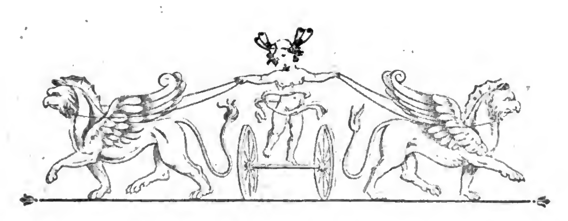
Notizen.

Der neue Roman von Cooper: „Die Monikins" scheint eine Satyre auf englische Zustände zu seyn, und eine Parallele zwischen diesen und den amerikanischen zu enthalten. Der Hauptheld, Sir John Güldenkalb, hat den Spleen, in einem Affen einen ungewöhnlichen Verstand zu bewundern, und dieser monkey, einer der Monikins, wird auf diese Weise Veranlassung, die Sitten und Gebräuche dieses Völkleins zu beobachten, deren Schilderung den englischen Gesellschaftszustand parodirt.

Der Fürst Pückler hält sich jetzt in Tunis auf. Die Muselmänner und deren sociale Zustände haben für ihn einen eigenen Reiz. „Die Couleur gefällt ihm!" dachte ich unwillkürlich, mich an einen alten Studentenausdruck erinnernd, als mir diese Nachricht durch Dr. Laube aus Bad-Kösen zuging, der sie mir aus einem Briefe des Fürsten so eben mittheilte.

Hr. F. von Brandenburg, durch physikotheologicoastronomische Studien aus dem Fabelreiche bestens dem Publicum empfohlen, macht öffentlich bekannt, daß „der jetzt erwartete Komet, welcher aus Eis besteht und uns sehr nahe ist, dieses Jahr leuchtend nicht erscheinen wird." Zweitens macht er auf „die große Helligkeit" aufmerksam, „welche des Nachts über aus Norden her zu sehen ist, daß der jetzt kommende Vollmond höchst goldfarben und, indem der Mond auch von Eis, mit sehr hellem Rande zu sehen seyn wird," und drittens: „hätten beim ersten Cholerafalle jetzt in Frankreich, so wie früher überall, die Gesunden sogleich ein Brechmittel und später Bittersalz eingenommen, so wäre die Cholera gar nicht zum Ausbruche gekommen." — Arm Tom friert! und die Weisheit kommt immer zu spät, immer post festum — diesmal post festum mortis!

(Hierbei eine Beilage von Carl Friedrich Amelang in Berlin.)



Zeitung für die elegante Welt.

Mittewochs — 152. — den 5. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dr. Adolph Wagner.

Dieser treffliche Mann ist nicht mehr unter uns. Er ist am ersten August auf dem Gute des Grafen Hohenthal in Großstädteln bei Leipzig nach langwierigem, schmerzlichem Leiden sanft entschlafen. Noch bis in die letzte Zeit erfreute sich der sechzigjährige edle Mann einer seltenen Geistesfrische und einer ruhigen Klarheit der Gesinnung. Er war noch in den letzten Tagen mit der Herausgabe von Seume's Schriften beschäftigt, die in Leipzig bei Hartknoch erscheint. Die Wissenschaft hat an ihm verloren, noch mehr diejenigen, denen es hier vergönnt gewesen, in seiner Nähe zu seyn. Der Mann sprach weit schöner als er schrieb, ein ungewöhnliches Beispiel unter Deutschen. Er schrieb so gut englisch und italienisch, daß selbst sein deutscher Styl ein gelehrtes, fremdartiges Kleid trug. In den Abendstunden — ich zähle die mit ihm verlebten zu meinen schönsten hier in Leipzig — erging er sich gesprächsweise mit einer seltenen Anmuth der Beredsamkeit. Auch für die gegenwärtigen Erscheinungen in Kunst und Literatur hatte er sich die regste Theilnahme erhalten; mit einer liebenswürdigen Wärme des tiefsten Gemüthes und der klarsten Auffassung des Geistes wußte er sich ohne Hypochondrie, wie sie sonst das Alter zu überschleichen pflegt, die Zustände der Gegenwart im Völkerleben zu deuten. Er sprach oft und gern über die kosmische Spannung, die sich in den siderischen und tellurischen Verhältnissen während der letzten Jahre bekundet, und setzte sie sich in Zusammenhang mit den Erscheinungen und Gemüthsstimmungen der jetzigen Menschenwelt. Mir wird die Abendstunde unvergeßlich bleiben, wo er sich weitläufig bemühte, mir seine helle Zuversicht auf ein freieres, fröhlicheres Werden in der Literatur wie im Völkerleben auszusprechen und aus den beklommenen Zuständen der Gegenwart für die Zukunft zu deuten. Einige Wochen vor seinem Tode erfreute ihn noch ein interessanter Brief von Ludwig Tieck, dem er seine Ausgabe des Robert Burns (Leipz. Fleischer. 1835.) dedicirt hat. Seine Gattin (die Schwester des Hofrath Wendt in Göttingen) war in der Todesstunde um ihn. In Großstädteln ist seine Hülle still beigesetzt. — Ich brauche nicht zu sagen: Friede sey mit ihm! Er hatte den Frieden des Geistes mitten unter schmerzlichen Körperleiden schon hienieden, er braucht ihn nicht erst jenseits zu suchen, er nahm ihn mit hinüber in seiner starken kräftigen Seele. K.

Sicilianische Gemälde.

(Beschluß.)

Ich habe in Reggio mit dem heiligen Schauer, der mich in Antoinettens Kerker in Paris anwandelte, die Ruinen des ärmlichen Hauses betreten, das die kaiserliche Märtyrin aufnahm, sie, die das schönste Weib der damaligen Campagna, die Gattin des Marcellus und Agrippa, die Mutter der Agrippina war. Mein Gewissen sprach sie frei.

Julia ist zu ihrer Zeit das Opfer der Staatspolitik gewesen, das den Thron an die herrschende Familie knüpfte. Sie war verdammt zum Ehejoche, wie viele unserer heutigen Prinzessinnen, aber sie konnte nicht verdammt werden, zu lieben. Ihr Herz ergab sich ihrer Neigung, und dies war die Ursache ihres Unglücks. Es ist nichts abscheulicher, nichts entsetzlicher, als der Gedanke, eine arme Frau zu peinigen, und wenn es irgend ein Geschäft der Teufel gibt, das der Hölle selber sauer wird, so muß es dieses seyn. Was mich betrifft, ich entschuldige alle Geschlechtsschwachheiten, und bete schon seit vielen Jahren aus dem Vaterunser blos die Stelle: „Vergib uns, so wie wir vergeben."

Reggio liegt in einer paradiesischen Gegend. Ich finde, daß die Pythagoräer keine Narren waren, als sie auf seiner Ebene am Fuße des Aspromonte sich Hütten bauten. Das Land ringsum ist ein Garten, und Villa erhebt sich an Villa. Wie es scheint, gehören die meisten von diesen Gütern den reichen Kaufleuten von Messina, unter denen es manche deutsche gibt. Ich habe einen Nürnberger hier besucht, und mir in einer müßigen Stunde von ihm das erste Portrait des neuen griechischen Königs nebst einem fünf Drachmenthaler des neuen Landes zeigen lassen, worauf in Griechisch die Worte um das Befreiungskreuz standen: „Otto, König von Griechenland." Wir verglichen die Münze auf der Stelle mit einer alten griechischen Doppeldrachme, die der ehrliche Baier unter seinen Aetna-Antiquitäten hatte, und ich machte die ironische Bemerkung, daß sich an der Gestalt der beiden Stücke nur wenig geändert, nämlich das Brustbild der Minerva dem Otto's von München, und auf dem Revers das Bild der Eule mit dem Kranze dem des Kreuzes im gestreiften Felde Platz gemacht habe.

Auf der Rückfahrt von Reggio landeten wir am Sterncastell, welches auf die breite Fläche des von der Natur gebildeten Hafenwalls in Halbinselform erbaut worden, und ehemals die äußerste Stadtlinie ausmachte. Das Erdbeben hat alle Häuser dieses Viertels zerstört und nur die Stadtdämme und Wallmauern mit ihren Arkaden und Pfeilern übrig gelassen. Nahe dabei liegt der sogenannte **Porto franco**, eigentlicher der Bazar aller Großhandelsleute, die in Messina Lager haben. Die Kaufleute haben darin ihre Commis, welche zu sehr billigen Preisen verkaufen, da auf die Producte hier kein Eingangszoll erhoben wird. Das Recht des Freihafens von Messina ist folglich kein unbeschränktes, sondern ein blos bedingungsweise gestattetes freies Ausbarkirungsrecht. Wer Waaren aus dem **Porto franco** in die Stadt fahren will, muß sie verzollen.

Der Bazar des **Porto franco** ist genau der Mittelpunct oder das geschlossene Ovalende des Hafens. Während sich einerseits gegen die Charybdis und den Canal von Reggio die Landzunge mit Citadelle, Lazareth und Pharus erstreckt und auf diese Weise die herrlichste und sicherste Bucht bildet, — Messinas Hafen ist einer der größten des Mittelmeeres — dehnt sich landwärts das den Golf mit seinen Massen begränzende **Teatro maritimo** und dahinter, gegen die pittoresk gespaltenen, buntcolorirten neptunischen Berge, die sichel- oder mondförmig angelegte Stadt aus. Ein herrlicher Anblick, obgleich die stolze ehemalige Meerbeherrscherin ihr Monarchenhaupt in den Staub beugte und kein Fürst und keine Fürstin von Messina mehr existirt.

Das **Teatro maritimo** war eine Idee des luxuriösen Karl's III., der Neapels schönste Paläste, **Capo di monte** und **Caserta**, erbaute, und sollte aus den Bauwerken, die den Hafen einschließen, einen einzigen großen Palast von amphitheatralischer Form machen. Das Erdbeben von 1783 hat den Baukünstlern jedoch eine unüberwindliche Fessel angelegt, und so blieb der Wunderbau in allen Etagen ein Torso, der wehmüthige Gefühle weckt. Blos der mittlere Theil, jetzt der Gouvernementspalast, worin sich Reisende einem sicilianischen Großen, principe, vorstellen lassen müssen, um Pässe zur Weiterreise zu erhalten, ist bis zum Dache vollendet worden, und scheint mit Bangigkeit einer neuen Erschütterung des Aetna entgegenzusehen. Die jetzige Regierung hat den Messiniern verboten, größere als zweistöckige Häuser zu erbauen.

Auch Reggio ist durch jenes Erdbeben fast ganz zerstört worden. Ich fand ganze Villen, die noch in ihren Steingräbern schlummerten, und welche ganz ungestört Cypressen und Pinien, Korkeichen und Cactus überwuchsen.

Wir haben, da es nun allmälig mit den Straßen des Landes auf die Neige geht, uns diesen Morgen Maulthiere bestellt, um über Taormina und Aci reale nach Catania und Syrakus zu pilgern. In der Voraussetzung, daß unterwegs nicht viel zu bekommen, Wein und Macaroni ausgenommen, stopften wir die Pistolenhalfter voll Braten und Hühner und die Mantelsäcke voll Blumenkohl und Kartoffeln. Ich bin ein so guter Koch geworden, daß die Sicilianerinnen von mir noch etwas lernen sollen. Wenn nur unsere Butter und unsere Käse nicht schmelzen, wie die des weisen Ritters von la Mancha, es fängt bereits an, heiß zu werden.

Heute Abend besuche ich zum letzten Male die Tochter des Königs Lykomedes mit einem britischen Achilles.

Wir haben eine Specialerlaubniß, auf die Bühne und in die Garderobe zu gehen. Es ist blos eine licentia poetica, die auch in Deutschland vorkommt, dort aber viel kostspieliger ist. Unsere Deidamia ist ein ganzer Vesuv von Liebe. A.

T e l s e.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Wir Ditmarscher — fuhr der Abgesandte trocken fort — haben von uralten Zeiten unsere Freiheit mit dem Schwerte vertheidigt und durch Gottes Hülfe und eigene Kraft unser Land bewahrt. Für ein so theures und altes Eigenthum sind wir entschlossen, bis auf den letzten Mann zu kämpfen. Ehe wir uns dem Feinde ergeben, begraben wir lieber unsere Weiber und Kinder, Häuser und Felder, und unsere ganze Habe in das Meer. — Hochgeborne königliche Herren, Fürsten, Grafen und Ritter! warum wollt Ihr Eure glorwürdigen Waffen gegen uns arme Bauern kehren? — fuhr er fort, indem ein kaum bemerkbares Lächeln über sein Gesicht fuhr. — Bei uns ist weder Ehre noch Vortheil zu holen. Sieget Ihr auch, werden doch drei Königreiche und ein Herzogthum keinen Ruhm davon tragen, ein paar Dutzend Dörfer bezwungen zu haben, und in dem Falle dürfte die Beute gering werden; denn das Wenige, was wir haben, nehmen wir mit. Sollte das Glück unsern Feinden untreu werden und Gott und die heilige Jungfrau für die Hartbedrängten streiten — — Er hielt inne, die buschigen Brauen zogen sich hoch zur Stirn hinauf, und die Augen, die früher kaum sichtbar gewesen, rollten nun groß und stolz in dem Kreise der Anwesenden herum. — Es ist nicht das erste Mal, — fuhr er fort — daß die holsteinischen Heeren schneller als sie hinein kamen aus der Marsch gekommen sind, und daß weniger zurückkehrten als ausgezogen waren. Es hat sich vor heute ereignet, daß ein regierender Herr sein Heer und sein Leben in unsern Sümpfen gelassen.

Während dieser Rede war beinahe die ganze Versammlung vom Tische aufgestanden und hatte einen Halbkreis um die Abgesandten gebildet; nur der König, die beiden dänischen Ritter Knud Gide und Ebbe Geiß und noch ein fremder Herr, waren ruhig sitzen geblieben. Kaum aber hatte er zu reden aufgehört, als der lange gedämpfte Zorn der Zuhörer losbrach. — Er droht — der Bauer droht — sie trotzen! — riefen mehrere Stimmen unter einander. — In meinem Lande — sprach ein deutscher Ritter — wird ein so unverschämter Lümmel gleich aufgeknüpft. — Man sollte diesen naseweisen Burschen die Nase abschneiden! — rief ein Anderer.

Herzog Friedrich drang durch den Halbkreis, gerade zu den Ditmarschen hin, und rief: Wer will mir wehren, Eure Vermessenheit mit dem Tode zu bestrafen?

Eure eigene Ehre, — erwiederte der Aeltere.

Und Furcht vor der Rache unserer Landsleute! — fügte der Jüngere keck hinzu.

Furcht! — rief der erbitterte Herzog, während er selbst und seine ganze Umgebung im Begriffe stand, Hand an sie zu legen; da erhob sich der König und rief: Halt! die Bauern haben nicht ganz Unrecht: unsere Ehre gebietet uns, sie ohne Molest zurückzuschicken! Es geziemt uns nicht, Bruder Friedrich, auf solche zu zürnen.

Der Herzog ging schweigend nach seinem Stuhle zurück, und die Uebrigen folgten, einer nach dem andern, seinem Beispiele.

Der erwähnte fremde Herr, der indessen kein Wort geredet, sondern einem mächtigen Wildschweinskopf zugesprochen, so wie er unter dem ganzen Mahle keinen weitern Antheil an der Unterredung genommen, als die ausgebrachten Gesundheiten mit zu trinken, hatte nun endlich sein Tischwerk beendet. — Er schob die silberne Schüssel hinweg, den Stuhl zurück, und erhob sich. — Es war ein mitteljähriger riesengroßer Mann, noch größer und stärker als der größte Ditmarscher, mit einem sonneverbrannten narbigen Gesichte, schwarzen gekrollten Haaren, weißen Brauen und großen braunen Augen. — Ist denn Ditmarschen mit Ketten an den Himmel gebunden? — brummte er — will man so viele Umstände machen? hier sind Schwerter genug, ein Königreich zu zerschmettern, und ich mit meiner Garde allein nehme die Marsch auf mein Gewissen. W a r e d y B u u r! w e n n m i n G a r d e k ü m m t! — Er stieß einige hohle, lachenähnliche Töne hervor, aber die Züge seines harten Gesichts blieben unbeweglich.

Der junge Ditmarscher sah ihn fest an und sagte mit Nachdruck: Junker Slentz, die Marsch hat Gräben und Gräber.

Sein älterer Begleiter flüsterte mit einem Seitenblicke ihm zu: Macht, daß wir mit ganzen Gliedern nach Hause kommen, Wolf Isebrand! — Darauf trat er zu dem Herzoge hin und sagte, so daß nur er und der König es vernahmen: Ich habe noch ein Wort Euch zu sagen, von mir selbst.

Der Herzog sah ihn einen Augenblick durchdringend an und sprach: Folgt mir ins Nebenzimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, den 25. Julius *).

[Fräul. Gerhard, Mad. Fischer, Hr. Bayer.]

— Wenn mich mein Gedächtniß oder mein Notizenbuch nicht täuscht, so schloß ich die letzte Epistel an die Leipziger mit einigen Wollmarkts- und Wettrennergedanken. Es war eine merkwürdige Aera des berliner Lebens, wie ich Ihnen leider jetzt keine zweite schildern kann. Die neueste Geschichte Berlins ist eine Art Gasthofs-Geschichte, allerdings eine Gattung, die bisher noch nicht unter die Classificationen der verschiedenen Abtheilungen der Historie aufgenommen war. Unter Gasthofs-Geschichte verstehe ich die Geschichte derjenigen, welche in die Gasthöfe einkehren, nämlich fremde Sänger, Sängerinnen, Schauspieler ꝛc. Deren haben wir denn in der letzten Zeit hier eine ansehnliche Menge gehabt. Ohne auf die Damen Blo-Spitzeder und Maschinka Schneider zurückzublicken, deren Leben und Thaten zu weit in der Vorzeit liegen, beginne ich mit einem angenehmen Gast aus Leipzig, Fräulein Gerhard. Es ist eine allgemeine Eigenschaft, daß man gern recht ausführliche Nachrichten, die ein Fremder uns über Einheimisches giebt, liest, weil man dabei zwei Vergnügungen hat, zu sehen, wie wir dem Fremden gefallen, und zweitens wie er uns. Wenn ich den Schluß dieses Satzes auf Fräulein Gerhard anwende, so wollte ich recht froh seyn, wenn wir ihr nur halb so gut gefielen wie sie uns. In der That hat uns Leipzig ein sehr angenehmes Geschenk mit dieser Künstlerin gemacht, wir wollen nur wünschen, daß die Freude lange dauern möge. Aber die Sängerin scheint sich schon ein wenig zu viel angestrengt zu haben, und leider wird sie auf dem Theater der Königsstadt keine Ferienzeit zubringen. Eine eigene Constellation hat es bewirkt, daß wir sie schon in vielfältigen Rollen gesehen haben, indem einer ihrer Debut-Abende durch fünf Opern, d. h. Hauptscenen aus denselben, glänzte, von denen zwei sehr dankbare Rollen für die junge Künstlerin enthielten, nämlich die Agathe im Freischütz, und Mathilde im Wilhelm Tell. Als Giulietta in Bellini's Oper war die Sängerin ein sehr anmuthiges Bild zarter Weiblichkeit; die heftigen Ef- und Affecte sagen jedoch ihrem zarten Organ und Organismus nicht zu, weshalb wir wünschen möchten, daß sie sich ganz für die Operette bildete und die sogenannte große Oper völlig aufgäbe. Überhaupt sollten deutsche Sängerinnen denselben Unterschied machen wie französische und italienische, die sich ebenfalls sehr häufig nur für das eine oder andere Genre ausbilden, aber dann auch ihre Stelle vortrefflich ausfüllen. Die deutschen Sängerinnen wollen unter allen Umständen alles zugleich seyn, bedenken aber nicht, wie sie durch ein gewaltsames Anstrengen ihrer Mittel sich selbst ein frühzeitiges Ende bereiten. Davor möchten wir unsere liebenswürdige Künstlerin sehr gern bewahren und rathen ihr daher an, so viel es die Umstände zulassen, jede Rolle, welche eine Kraftanstrengung fordert, zu vermeiden; den Sieg der Stärke wird sie nie erringen; wo sie mit den Waffen der Anmuth zu kämpfen hat, wird sie nur schwer eine Siegerin gegen sich finden. Als ihr völligstes Gegenbild steht Mad. Fischer aus Karlsruhe da, welche gleichzeitig mit Fräulein Gerhard hier eingetroffen ist. Sie ist in der Kunstwelt bereits zu bekannt, als daß ich dem eleganten Leipzig Ausführliches von ihr zu erzählen brauchte. Nachgerühmt muß der Künstlerin indessen werden, daß sie seit den drei Jahren, wo sie nicht in Berlin gewesen, sehr an Ausbildung gewonnen hat **). Ihre Auffassung ist durchaus edel und würdevoll; als Donna Anna, als Vestalin und Fidelio war sie gleich vortrefflich. Indessen zogen sich doch durch alle drei Rollen auch gewisse Schwächen hindurch, die aus Mangel an gründlichen Vorstudien herrühren. Wäre es möglich, daß sie von ihrer Kraft an Fräulein Gerhard und diese ihr von der Zartheit ihres Vortrags mittheilte, so würden wir zwei vortreffliche Sängerinnen haben, und Ihr Correspondent, der bis jetzt freilich mehr Philippiken als panegyrische Reden geschrieben, müßte sich auf die letztern legen. Dies hat er jedoch nicht nöthig, wenn er von einigen andern Gästen spricht, die uns besucht haben. Dahin gehört Herr Bayer, welcher beim königstädter Theater gastirte und dort den Beifall des Publicums im reichsten Maße fand, aber nicht meinen, wenigstens kann ich ihm denselben nur zum Theil zollen und nur bedingter Weise. Er ist ein moderner Sänger, ganz in moderner Kunst und nur für diese und für das daran Geschmack findende Publicum gebildet. Daher der Beifall, den er findet und auch in dieser Hinsicht verdient; für uns aber ist diese Art Kunstausbildung fast so gut als gar keine, denn sie besteht nur in Kunststücken; es ist chinesische oft äußerst geschickte Schnitzarbeit in Elfenbein, aber von der Hoheit wahrhaft edler Bildner-Kunst entdeckt sich keine Spur mehr darin.

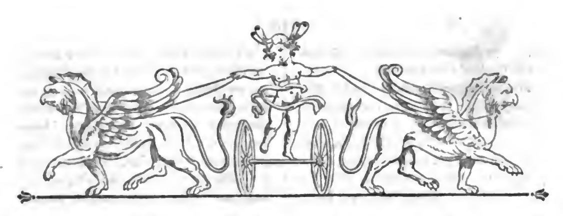
Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich, der ich ganz lustig aufgestanden war und meinen Brief anfing, als sollte er ein humoristischer werden, allgemach in den dürftigsten Ernst übergegangen bin. Ich glaube, es ist aus Galanterie gegen die Damen geschehen; da ich aber von Männern zu sprechen anfange, sehe ich nicht ein, weshalb ich Umstände machen sollte. Herr Bayer, dies müssen wir ihm schließlich sagen, würde ein außerordentlicher Pferdehändler geworden seyn; nämlich ein Roßkamm, oder noch besser Roßtäuscher, insofern diese richtiger Menschentäuscher genannt würden. Warum? Weil er ein lahmes Pferd so geschickt zu reiten weiß, daß er nicht nur den Fehler versteckt, sondern ihn als eine Tugend darzustellen weiß. Dies will so viel sagen. Herr Bayer hat eine Stimme wie jetzt Wild, nämlich eine solche, der die wichtigsten Töne in der Höhe fehlen. Er überspringt diese daher und geht noch höher ins Falsett, auf welches er ungemein geübt ist. So sagt das Publicum: „der Mann hat eine erstaunliche Höhe" während es doch gerade diese ist, welche ihm gebricht. Wie gesagt! Er braucht Schenkel und Sporen so meisterhaft, daß er einen Stallmeister anführen könnte. Dagegen ist nichts einzuwenden, denn wer sein Terrain zu nutzen weiß, ist ein guter Feldherr, und diese Gattung der Gesangskunst versteht Herr Bayer meisterhaft.

Es nimmt mich Wunder, wenn ich einen Rückblick auf unser Theater werfe, daß wir in der letzten Zeit zwar manchen Gast Generis masculini aber keinen einzigen Generis feminini gehabt haben, und ich möchte doch lieber mit hübschen wandernden Schauspielerinnen als mit Männern zu thun haben, die mich langweilen, auf der Bühne wie im Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bericht von Ludwig Rellstab.

**) Wie wir so eben hören, steht man mit der Künstlerin in Unterhandlung und wird dieselbe wahrscheinlich auf längere Zeit für unsere Bühne gewonnen werden.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 153. — den 6 August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die neue Höllenmaschine, oder die unterbrochene Julifeier von 1835.

Paris, den 29. Julius 1835.

Schon öfters sagte ich, Europas Schicksal hänge an dem Leben Louis Philipp's, und es sollte uns Alles daran gelegen seyn, die bösen Folgen seines einstigen Todes durch kluge, mäßige politische Maßregeln im voraus abzuwenden. Was wäre gestern aus Frankreich und folglich aus der ihm anklebenden Welt geworden, wenn eine von den hundert Kugeln und Kartätschen des Boulevard du Temple das Herz des Königs getroffen hätte? Doch wohl nichts geringeres als eine Revolution, als Anarchie, als Bürgerkrieg; denn die Armee und die Nationalgarde, denen das Palladium mit der Person des sichtbaren Staatsoberhauptes entrissen wird, hätten in Schrecken und Verwirrung nur an sich selbst gedacht und den Republicanern und Karlisten das Feld gelassen. Dies hätten die Erstern behauptet, wie vor funfzig, wie vor fünf Jahren, kraft ihrer nervigen Fäuste, kraft ihrer Blindheit, kraft ihres Factionsfanatismus.

Wahrlich, ich wundere mich, daß ich heute so ruhig als vorgestern auf meinem Zimmer sitze und Ihnen von grauenhaften Ereignissen und menschlichen Kobolden spreche, die mit Hülfe der Kunst und Wissenschaft in einem Augenblicke das stolz gebaute Haus eines Welttheils erschüttern, mit einer einzigen Säule niederreißen können. Louvel und die Maschine des dritten Nivose sind wieder auferstanden, aber fürchterlicher, blutiger, unmenschlicher denn ehemals. Der Mörder heißt Girard, und ist ein Mechaniker von vierundzwanzig Jahren. Er, er ganz allein hat den Entschluß gefaßt, den König in der Mitte seiner Generale und Minister durch eine Art Kartätschenfeuer, und mit ihm so viel als möglich von seinen Begleitern umzubringen. Zu dem Behufe miethete er ein Zimmer gegenüber dem Théâtre des funambules, und errichtete an dessen Fenster eine Batterie von fünfundzwanzig grotesken Feuerschlünden, die alle mit größern und kleinern Kugeln geladen waren, um sie während des Vorüberritts der Hoffuite in die Mitte des Boulevards abzufeuern, das auf dieser Stelle 120 Fuß breit ist.

Ich war auf dem Boulevard des Italiens, als die Schüsse fielen. Sie waren so stark, daß sie das Publicum vermuthen ließen, man gebe eine Artilleriesalve. Gleich darauf kam ein Adjutant des Königs das Pflaster hinabgesprengt, der voll Blut war und die Schreckenspost ins Schloß trug, um zugleich die Königin zu beruhigen. „On a tiré sur le roi,“ hieß es, aber man setzte, die gräßliche Wahrheit nicht ahnend, ironisch hinzu: „Mais c'était un fusil Gisquet — des Polizeipräfecten — qui l'a manqué.“ Verschiedene erfolglose Arrestationen der letzten Zeit, die alle unter dem Vorwande unternommen wurden, es sey ein Complott wider die Person des Königs angezettelt, waren, wie gewöhnlich, nur geeignet, das Mißtrauen zu vergrößern. Keine Nation haßt den feigen Mörder mehr als die Franzo-

fische, sie betrachtet die Factionen für politisch zu Grunde gerichtet, die des Verbrechens fähig geworden.

Ich eilte gleich nach der ersten Kunde von dem Vorfalle dem Jardin turc zu, der in der Nähe des bezeichneten Hauses liegt, woraus gefeuert wurde. Dort traf ich in einem Billardzimmer die Leichen des Ministerpräsidenten, Marschall Mortier (Treviso), und vieler anderer Generale, Stabsofficiere, Nationalgardisten, Weiber und Kinder, welche das mitleidige Volk, mit Thränen in den Augen, auf Polster und Matratzen legte, und ein Kleeblatt herbeigeeilter Aerzte verband. Die Verwundeten konnte ich nicht zählen, der Todten waren sechzehn, sofern anders nicht noch einige mit dem Leben davonkommen. Der König begegnete mir in der Niederung der Porte Saint-Martin, todtenbleich, er war begleitet von seinen drei Söhnen, dem Minister Thiers und einer Wolke Nationalgarden und Kaufleute, die ihre Freude über seine Rettung ausdrückten. Wie ich höre, fand er nicht für gut, augenblicklich die Revue zu unterbrechen, und begab sich, wie gewöhnlich, auf den Place Vendôme, um am Fuße der Napoleonssäule die Truppen vorbeidefiliren zu lassen.

Die Justiz, welche in dieser rühmlichen Zeit der Freiheit sich so fleißig mit politischen Verbrechen abgibt, wird nicht das Vergnügen haben, den fürchterlichen Gräuelthäter des Boulevard du Temple zu richten. Er ist heute Morgen in dem Präfecturgefängnisse an den Folgen der durch die Explosion der Maschine erhaltenen Wunden gestorben *) und hat sich allein als den Erfinder und Executor seiner Idee bekannt. Sie habe den Zweck gehabt, sagte er, den König zu tödten, und dadurch und durch die Anarchie dem Lande die nothwendige und zeitgemäße Politik zu geben. Er hatte nicht die Absicht, als das Opfer seines Unternehmens zu fallen, sondern wollte sich vielmehr nach Abfeuerung durch eine Hinterthür in eine andere Straße entfernen und den Erfolg und Gewinn seines Unternehmens abwarten. Die Maschine rächte sich an ihrem Verfasser, sie platzte in mehreren Läufen und zerstörte ihn.

Morgen werden die sämmtlichen Gefallenen, Generale, Bürger und Proletarier, in einem großen feierlichen Zuge zur Erde bestattet, und dieses Leichenbegängniß wird an die Stelle der plötzlich suspendirten Feier der Revolution treten. Als ich gestern Abend im Theater war, um ein neues Stück von Mellesville und Etienne zu sehen, worin die Republik eine große Rolle spielt, erschien während des Zwischenactes ein Polizeicommissair in der Loge der Vorscene und las zur Beruhigung des Publicums, das übrigens die Sache schon vergessen hatte und über einen Buffon lachte, der sich glücklich schätzte, weil ein Aristokrat seine Frau umarmte — es war ein Fortschritt der Republik — einen großen Rapport, worin unter andern die Namen der Gebliebenen und der des Verbrechers vorkamen. Die Worte: „Le monstre a été arrêté" wurden applaudirt, allein ich hörte Niemand rufen: „Vive le roi!" Dies geschah auf der Parade und in den Tuilerien, wo die Volksmasse bis spät in der Nacht verweilte und sehr betrübt schien, daß die Zimmerleute die Festsäulen wieder einrissen.

*) S. jedoch den Brief vom 30. Julius.

Das Publicum hat in dieser Sache Partei für den König und gegen die Polizei ergriffen. „Da seht ihr offenbar," sagt es, „daß alle die geheimen Fonds und alle unsere Spione, Agenten und Mouchards nichts nützen. Wenn ein Complott zu machen ist, verstehen sie es zu entwirren, denn sie halten die Fäden, aber wenn eins zu entdecken, das gemacht ist, und bedürfte es dazu auch der Mitwirkung der Polizei, so sind sie am unwissendsten." Viele gehen gar so weit, die Sicherheitsbeamten der Nachlässigkeit anzuklagen und behaupten, es sey gestern Morgen bekannt gewesen, daß eine Höllenmaschine existire, die während der Revue fulminiren solle. Sie sagen, Herr Gisquet und seine Sbirren hätten über die Aeußerung gelacht und selbstgefällig erwiedert: „Allez donc, je crois que nous avons tous les malfaiteurs dans notre solde." In diesem Falle hätte sich der Mann freilich um einen verrechnet. Es kann deren noch viele geben unter dreiunddreißig Millionen.

Ich habe gestern Abend und heute Morgen alle Journale gelesen. Sie sprechen mehr oder minder lebhaft ihre Entrüstung, ihren Abscheu aus. Die Gazette de France sagt, die Doctrin sey selber Schuld daran, denn jeder kluge Mensch habe ihr schon lange den Rath gegeben, das Verbrechen der Revolution nicht durch Spiel und Gaukelwerk zu feiern, sondern lieber voll Schamgefühl zu schweigen und sich des Hochverraths an dem legitimen Könige und dem doppelten an der Nation zu bekennen. Der Reformateur, jenes neue, an die Stelle der Tribune getretene, aber unendlich geistreichere Blatt, übergeht die Sache fast mit Stillschweigen. Er wurde noch in dieser Nacht mehrere Male von der Polizei überfallen und mußte seine Redactionshäupter an die Gefängnisse abliefern. Ich brauche nicht zu sagen, daß dergleichen Maßregeln hier eigentlich nichts weiter als die Thätigkeit der Sicherheitshelden beweist. Sie rächen sich an dem Unschuldigen, wenn ihnen die Schuldigen entwischt sind, und sie freuen sich, daß sie dies dürfen. Ich bin fest überzeugt, daß kein Publicist in Frankreich unedel,

schlecht genug ist, um eine Reform durch ein Verbrechen zu wünschen, alle, ohne Ausnahme, wollen überzeugen und durch Ueberzeugung bessern und verändern. Dem Besten gehört die Welt.

Aber zu welchen Betrachtungen führt dieses Ereigniß? welche Folgen, welche Lehren lassen sich daraus ziehen? Sey es, daß der Verbrecher ein Wahnsinniger oder ein politischer Schwärmer war, wer ist im Stande, die Gesellschaft vor seines Gleichen zu schützen? Der Mensch bebte nicht vor dem Gedanken, seinen Bruder, seine Frau, seinen Freund in der Umgebung des Königs zu ermorden, wenn er nur diesen erreichte. Er fehlte, und Frankreich war gerettet, die Anarchie verhütet, der Friede Europas gesichert.

Die Völker sind sehr unglücklich, deren Glück und Unglück an so dünnen Fäden, ich meine an dem Tode eines Menschen, hängt. Louis Philipp ist nicht unsterblich, Frankreich nicht blos im Besitze eines einzigen Rasenden.

Wenn ich irgend einer politischen Erscheinung die Schuld dieses Mordes beimessen möchte, so ist es die bisher consequent durchgeführte Härte und Verfolgung der Opposition. Ein Journal hat gestern seit 1830 über hundert Ementen und Bürgermorde und Polizeicomplotte aufgezählt, worin Scharen Unschuldiger fielen. Dies System ohne Rücksicht, dies conservative System „coûte qu'il coûte", ist eine Quelle der Unzufriedenheit und des Hasses, die allmälig in einzelnen gekränkten Individuen zu einem Strome anschwillt, der alle Dämme einreißt.

Die Pariser sind jetzt sehr neugierig, und das ist nach der Bemitleidung der Hingeopferten das erste Gefühl, das sich ihrer bemächtigte. „Quelle horreur," sagen sie, „de tuer tout le monde pour tuer un roi!" Gestern Abend beklagten sich die Damen um den Verlust des Champs-Elysées-vergnügens, das unter anderm einen chinesischen Palast versprach, und Einige meinten, eine Leichenfeier sey doch nicht so hübsch als ein Feuerwerk und ein Mât de Cocagne oder Matrosenspiel.

Ich denke, wenn man sich vom Schreck erholt hat, gibt man das Fest hintennach. Es ist doch einmal bezahlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Im Nebenzimmer angelangt, begann der Ditmarscher: Hochgeborner Herr Herzog! Nothgedrungen und höchst gegen meinen Willen habe ich diesen vermessenen und zwecklosen Antrag übernommen; meine starrsinnigen Landsleute eilen ihrem Untergange entgegen, das sehe ich und Einzelne unter uns ein; doch unsere Stimme vermag nichts, und wir dürfen nicht einmal unsere Meinung laut äußern. Mein Name ist Carsten Holm. Ich bin Bürger in Heide und von Gewerbe ein Müller. Wollt Ihr mich, der ich durch Fleiß und Sparsamkeit ein Weniges zurückgelegt habe, vor Plünderung und Gewaltthätigkeit sicher stellen, werde ich Euch offenbaren, wie Ihr am leichtesten Euren Zweck erreichen könnt.

Nach der fröhlichen Zusage des Herzogs theilte er diesem mit, daß seine Landsleute den Angriff bei Nordhamme erwarteten, welchen Ort sie befestigt hätten, und wo sie ihre größte Stärke zu versammeln dächten. Er rieth ihnen daher, durch eine Kriegslist jene in ihrer Vermuthung zu bestärken, und dann gerade gegen Meldorf zu ziehen, wo nur wenige Miethstruppen sich befänden, die bei der ersten Salve davon laufen würden. Wenn diese vornehmste Stadt des Landes in Eurer Gewalt ist, — fügte er hinzu — wobei Ihr nicht gar zu glimpflich zu verfahren braucht, werden die Uebrigen, von Schrecken benommen, sich gewiß bei der ersten Aufforderung ergeben. Aber wenn Ihr als Sieger in Heide angelangt seyd, so gedenkt, gestrenger Herr! was Ihr mir versprochen und zugesagt habt.

Während dieser Unterredung hatte der andere Ditmarscher mit unerschrockenen Blicken, wohl auch mit Lächeln oder Achselzucken, die höhnischen Stichelreden der jungen Grafen und vieler der übrigen Herren ruhig geduldet; jetzt wurden die Abgesandten entlassen und unter hinreichender Bedeckung nach der Gränze zurückgeschickt.

Ebbe Geiß, der die aus dreihundert jütschen Reitern bestehende Escorte anführte, hatte Mühe, die erbitterten und zum Theil betrunkenen Holsteiner zurückzuhalten, die, dem eingewurzelten Nationalhaß Luft gebend, sie mit Fluchen und Schmähworten verfolgten, während die Ditmarscher sich nicht davon anfechten ließen, sondern unter sich von gleichgültigen Dingen sprachen. — Einige versuchten sogar, mit kurzen Schwertern bewaffnet, durch die Glieder hineinzudringen, doch wurden sie bald mit flachen Hieben zurückgeworfen, worauf Einer von ihnen das alte Spottlied gegen die Dänen: „Grütz und Grütz" vor sich hin zu singen begann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

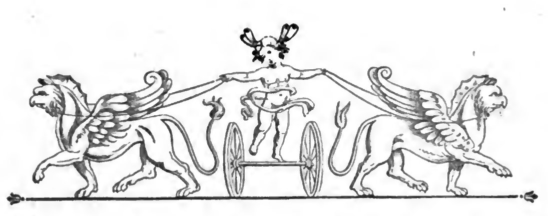
[Ein bezuckerter Carlos, Scribe's ledernes Pferd und Raupach's neuester Friedrich.]

Unter den Gästen, die uns besuchten, nenne ich jedoch einen Herrn Karl Müller, weil ich ihm einen sehr heitern Abend verdanke, den, wo er als Don Carlos auftrat. Der Name Carlos scheint etwas Verhängnißvolles zu haben, denn nicht nur ich, sondern sehr viele andere Berliner entsinnen sich, bereits einmal durch ein Trauerspiel, welches diesen Titel führte und vom Grafen Blankensee herrührte, auf ähnliche Weise, nur noch viel stärker erheitert worden zu seyn als an dem Abende, wo Herr Müller uns alle so fröhlich machte. O wie schade, daß ich Ihnen nicht eine kleine Probe seiner vortrefflichen Kunst zuschicken kann. Er ist der erste Conditor der Welt nach meiner bescheidenen Meinung, und auch im Drechseln thut es ihm Niemand zuvor, denn er hat den Don Carlos so meisterhaft aus Zucker gedrechselt, daß ich kein ähnliches Kunstwerk der Art wüßte. Eine Menge von Wellen- und Schlangenlinien zeichnete er mit Nacken und Armen, einen zierlichen Pas de zéphyr tanzte er in Madrid und Aranjuez, daß sich nicht nur eine Eboli, sondern sogar jede Hofdame des neunzehnten Jahrhunderts in ihn hätte verlieben müssen. Schade, daß dieser Künstler, der übrigens den besten Willen hatte, ein wahrer zu seyn, nach Rußland zurückgegangen ist, denn er wird zweifelsohne im Schnee des Nordens erstarren. Und wo sollen wir dann ähnliche graciöse Curven und Pirouetten für unser Trauerspiel auftreiben, als er uns lieferte? Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! — Heute, während ich schreibe, gastirt Herr Lucas aus Wien, ein Mann, der, wenn er auch nicht so berühmt werden wird wie der Evangelist, doch wenigstens nicht mit dem Thiere zu vergleichen ist, welches diesen begleitet. Ich werde vielleicht noch ein Postscriptum seinetwegen machen müssen, vorläufig aber muß ich weiter gehen. Mir däucht, ich hätte ziemlich alle Theaterangelegenheiten abgemacht, mit Ausnahme der Theater-Literatur, die sich in diesen Zeiten aufgethan hat. Ich habe davon nur zwei Objecte namhaft zu machen, ein neues Trauerspiel von Raupach, und eine neue Oper von Scribe und Auber. Mit der letzten beginne ich. Sie nennt sich le Cheval de Bronze, welches wir übersetzt haben: „das eherne Pferd." Ohne Zweifel richtig, doch wäre es gewiß noch richtiger, wenn man es das lederne Pferd nennte, denn die erste Uebersetzung giebt zwar den Titel wörtlich, die letzte aber den Inhalt getreulich wieder. Lederner und langweiliger ist uns nämlich noch kein Scribe'scher Text vorgekommen, und es ist schade für die hübsche muntere Musik. Auch der Dichter hat einige komische Scenen und Situationen geschaffen, und das Ganze ist nicht ohne einige Ironie; aber so inhaltleer und undramatisch, daß man oft verzweifeln möchte. Ueberdies spielt das Stück in China, und der Anblick dieser chinesischen Schnürleiber und Frisuren ist gar zu unerträglich, so daß selbst die hübschesten Mädchen, wie Fräulein Grünbaum, dadurch häßlich werden. Es ist möglich, daß in der Folge, wenn man einmal weiß, was man an Stoff hat, und sich mehr auf das Anhören der Musik legt, die Oper mehr Beifall findet. Vorläufig muß ich aber mein Urtheil dahin abfassen, daß Herr Scribe auf diesem ehernen Pferde schwerlich zum Gipfel des Ruhms hinaufreiten wird. —

Ich komme jetzt zu Raupach's neuestem Trauerspiel: „Friedrich der Erste, zweiter Theil," oder Friedrich und Alexander. Wie alle historischen Stücke Raupach's, so ist auch dieses keins, wo er etwa in der Geschichte ein selbstständiges, dramatisches Moment aufgesucht und gefunden und dies mit dichterischer Kraft zu einem Ganzen gestaltet hätte. Wir sehen nur einen historischen Abschnitt vor uns, dessen Inhalt der Verfasser uns in Dialogen vorträgt. Eigene Composition findet sich kaum soviel darin, wie bei copirenden Landschaftsmalern, denen wenigstens der Vordergrund und die Staffage anzugehören pflegt. Indessen, wenngleich diese höhere Bedingung zu einem Dichtwerk fehlt, so vereinigen sich doch andere Kräfte, um dem Stücke Interesse zu geben. Erstlich der erhabene Stoff selbst; wer einen schönen Kopf portraitirt, dessen Bild muß sich bei einigermaßen geschickter Behandlung immer dem edleren historischen Styl annähren. Diese Behandlung aber ist recht geschickt zu nennen und bildet das zweite Motiv, welches uns interessirt. Das dritte ist die theatralische Wirkung, in welcher der Dichter ziemlich sicher ist, das vierte endlich sein genaues Anpassen des Werkes an unsre Bühnenkräfte. Solche Elemente, geschickt combinirt, können ihre Wirkung nicht verfehlen, so daß selbst der Gebildete mit Antheil einem solchen Werke beiwohnen kann. Er muß es bedauern, daß Raupach sein Talent leicht-hin gebraucht, es nicht auf tiefere Schöpfungen richtet, allein er wird doch dadurch niemals in eine der Kunst unwürdige Sphäre hinabgezogen, darf nie einer Entweihung derselben fröhnen. Hierdurch ist in einer Zeit, wo so viel Unwürdiges die Bühne beherrscht, was man nur mit innerer Scham betrachten kann, schon sehr viel gewonnen, und es wäre zu wünschen, daß mehr Männer von Bildung einen solchen Einfluß auf das Theater übten. Es würde dadurch zwar nicht mit neuen Werken des Genius bevölkert werden, aber doch im ganzen diejenige Stufe behaupten, die es als ein mächtig eingreifendes Bildungsmittel der Völker behaupten muß. Wenigstens sänke es nicht zu einer Anstalt zur Ausfüllung des schalsten vornehmen Müßigganges herab oder müßte einer gewissen noch nichtswürdigeren Sinnlichkeit fröhnen, die es denn glücklicher Weise schon dahin gebracht hat, daß jede ohrkitzelnde Sängerin mit hübschem Gesicht, wäre ihre Kunst auch noch so flach (wenn nur zum Gegensatz manches Andere an ihr gewölbt ist), mehr gilt als die trefflichste Schauspielerin; und dabei wird es nicht stehen bleiben, sondern der Tag wird bald kommen, wenn er nicht schon da ist, wo die Sängerin der Tänzerin weichen muß, weil der Nervenkitzel durch das Auge noch ein gröberer ist als der durch das Ohr, welches wenigstens alles unmittelbar Unreine verschmäht. (D. B. f.)

Notiz.

In dem Maße als die Einbildungskraft der Schmuggler in Listen erfindsam ist, wächst auch die Fertigkeit der Zollbedienten in Ausspähung des Betrugs, mit welchem sie zu kämpfen haben, und sie haben in den letztern Zeiten in Frankreich unglaubliche Entdeckungen gemacht. Kürzlich hielten sie einen Esel an, dessen zweites Fell verbotene Waaren äußerst geschickt zu verbergen wußte; ganz neulich eine Heerde fast geschorener Schafe, welche mit Tülles und Spitzen ausgestattet und darüber mit neuen langhaarigen Fellen bedeckt waren. Die neuen Jasone raubten ihnen die Vließe, die zwar nicht golden waren, ihnen aber viel Silber eintrugen. In den letzten Tagen fanden sie unter der Perrücke eines wohlgekleideten Mannes, welcher aus der Schweiz kam, neue goldne Uhren von großem Werth, welche in einem doppelten Futter von Taffet befindlich waren. Dieser Betrug ist allen Douanenposten auf der ganzen Gränze signalisirt worden, wo man von nun an wahrscheinlich alle Frisuren, die aus der Fremde kommen, einer Untersuchung unterziehen wird. —e—



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 154. — den 7. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die neue Höllenmaschine, oder die unterbrochene Julifeier von 1835.

(Beschluß.)

Paris, den 30. Julius 1835.

Panem et Circenses! Gestern war großes Leid unter dem Volke, weil die Mechanik des verunglückten Königsmörders die öffentlichen Schauspiele suspendirt und Marionetten, Feuerwerk, Luftballon und chinesische Feenschlösser entführt hatte. Ich war in den Tuilerien, wo die Arbeiter die Palais des lanternes, und in den Champs Elysées, wo die Bauleute die buntcolorirten Arcaden niederrissen, und da sah ich viel tausend Männer und Weiber und noch mehr Jugend, die trostlos durch die geschlossenen Boutiken wallten, sprechend: „Le coquin Gérard, il était bien insensible pour les fêtes publiques!“ Mehrere Journale erzählen, daß Jan Hagel an einigen Orten arretirt wurde, weil er auf eine ungeziemende Weise die Fortsetzung der begonnenen Festlichkeit verlangte. Der gute Mann, er war seit fünf Jahren der drei Revolutionstage wie der Ostertage gewohnt, und er hatte einmal seine Clause in Andacht geschlossen, um mit Frau und Liebchen sich zu erholen!

Auf dem Boulevard du Temple hatte die Volksmasse einen andern Zweck. Männiglich besah sich daselbst neben dem kleinen Theater das rothangestrichene wurstschmale Häuschen, aus dessen viereckigem kleinem oberm Etagenfenster die Anarchie mit Büchsenkugeln unter die Nation fuhr, männiglich wollte die Stelle auf dem Pflaster sehen, wo die Unschuld fiel und die königliche Familie wie durch eine höhere Macht mit einem Schilde beschützt wurde. Einer zeigte dem Andern die Blutstreifen, die Kugelbeschädigungen, die bis in den gegenüber liegenden Jardin turc reichen. Auf der Fensterbrüstung des verhängnißvollen Gebäudes habe ich mit großen Lettern die Worte gelesen: „Quatre frs. par an, journal des connaissances utiles.“ Darunter prangte das Aushängeschild eines kleinen „Marchand de vin.“ Entsetzliches Paris —

Das Possierliche in dem Tragischen ist der verschiedenartige Effect, den das Verbrechen hervorbrachte. Die Factionen wetteiferten in ihren Organen durch das Bestreben, sich rein zu halten von jeder Mitschuld, die Behörden, die Minister, die Officiere, die Polizei, alle Mitglieder des regierenden Körpers thun dagegen das Gegentheil, der Eine, indem er die Opposition, der Andere, indem er die Presse, und der Dritte, indem er gewisse Parteichefs anklagt. Man hat die Redactoren der karlistischen und republicanischen Blätter, des National, Reformateur, Charivari und der Quotidienne, ja sogar eine gewisse Baronin Gerdy arretiren lassen, da dieselbe im vorigen Winter in ihrem Hause viel Legitimisten tanzen ließ, mit andern Worten Soiréen und Bälle gab. Kein Mensch weiß, woran er ist, und das Journal des Debats, das etwas zu wissen scheint, thut geheimnißvoll. Gewiß ist, daß das Ungeheuer Gérard noch nicht

an seinen Wunden gestorben ist, er hatte sich gestern wiederholt der Ehre zu erfreuen, Marschälle und Minister bei sich zu sehen. Es heißt, sie hätten die Entdeckung gemacht, daß er Karlist sey und eine tätowirte Lilie auf der Brust trage; doch könnte dies wohl eben so wenig wahr seyn, als eine gestrige Aeußerung der republicanischen Journale, gemäß der sich Lilien und die Worte: „Vive Henri V.!“ auf den Wänden des Zimmers der Maschine gefunden haben sollten.

Einstweilen sind noch keine Maßregeln als die gewöhnlichen gesetzlichen ergriffen worden, was sehr gut und klug war. Die Indignation des Publicums ist schon groß genug durch die Bedrohung eines extralegalen Zustandes geworden. Es verschlingt die Zeitungen in allen Cabinetten und öffentlichen Häusern dergestalt, daß man bis nach Mitternacht warten muß, um ein Abendblatt zu erobern. Mehrere Blätter konnten einstweilen nicht erscheinen, weil ihnen Papiere und Redactoren fehlten. Der Charivari ist heute wieder gekommen, um mit Betrübniß zu melden, daß le pouvoir ihm seinen Verfasser der Modeartikel sequestrirt habe, er folglich bis auf weiteres sich nicht mit den Costümen befassen könne.

Die Kaufleute haben gestern gefeiert und die Börse hat blos bei Tortoni in einem Glase Eis speculirt. Unterdessen die Einen in den Champs Weißbier tranken und über die Zukunft Frankreichs sprachen, fanden die Andern, daß das Thermometer gefallen sey, und druckten die Rente um 35 Centimes. Abends spielte aus Respect kein Theater Komödie, außer der Porte Saint-Martin, die aus diesem Umstande ihren Vortheil zog und ein neues Stück, „la berline de l'émigré gab. Es ist ein antirevolutionaires Stück und endigt mit viel Patriotismus, Knallerbsen und bengalischen Flammen.

Der Meinungskrieg gegen die Polizei ist sehr lebhaft geworden. Die eifrigsten Anhänger des Justemilieu sagen wie Napoleon zur Zeit zu Fouché, als er der Höllenmaschine der Rue Nicaise entgangen war: „Sie ist zu nichts nütze, als um die Unschuldigen zu verdächtigen und die Schlechten zu unterstützen.“ Der Chef derselben hat sich zu vertheidigen gesucht, mußte aber gleichwohl eingestehen, daß man ihn von verschiedenen Seiten vor der Explosion gewarnt hatte. Der Figaro fragt naiv, ob der Polizeicommissair, der Nachricht von einer Höllenmaschine bekommen, nicht abgesetzt werde, weil er nicht die Hausnummer und den Namen des Verbrechers gewußt habe? Um die Analogie zu ergänzen, hat der Messager des Chambres die Geschichte des dritten Nivose abgedruckt, und die Gazette de France, der Courrier und das Echo de Paris am breitesten dargethan, daß es mit allen Höllencomplotten von Adam's Zeit regelmäßig sein Bewenden ohne und trotz aller Polizei gehabt habe. Das Uebel liege in dem krankhaften Zustande der Gesellschaft, den man durch Weisheit und Nachsicht, und nicht durch Strenge und Ungnade, Schrecken und Strafen heilen müsse. Was die Gazette sagt, ist unter andern sehr wahr. Sie geht auf Heinrich IV. und sein tragisches Ende zurück, und findet in unserer Epoche eine Wiederkehr des damaligen Zustandes des Königthums. „Ils finiront de me tuer,“ sagte Heinrich, den die Mörder schon öfter gefehlt hatten, und endlich erreichte ihn wirklich der Stahl Ravaillac's in der Straße des Arsenals. Die Geschichte hat mehr solcher Beispiele, ohne sie in den mordsüchtigern despotischen Staaten des Orients oder Rußlands zu suchen: Mallet, Cadoudal, Louvel, Jacques Clement. Und damals gab es keine Presse, keine öffentliche Kritik der Handlungen und Principe, die man, wie es gewisse Machthaber wollen, als die entfernten Triebfedern der Begebenheiten anklagen konnte. Der Fanatiker ist sich allein genug.

In diesem Augenblicke hat sich das Gerücht verbreitet, der Königsmörder habe aus bloßer Privatrache sein Verbrechen verübt, weil ihm eine Speculation im königlichen Hause mißlang. Der Narrenpöbel geht so weit, die Ursache in Rußland, Berlin und Wien, endlich in Spanien zu suchen. Mehrere Blätter sprechen von einer Verschwörung auf der Revue zu Kalisch, und wenn ich nicht irre, so geht eins davon in seinem Zorne so weit, Rußland einen Geldvorschuß zu verweigern. In diesem Falle wird künftiges Jahr die Revue du Nord unterbleiben müssen.

Ich bin ganz müde von der Revolution und dem Journallesen. Man hört überall nur Unangenehmes. O, wie gern wäre ich gestern Abend ins Vaudeville gegangen, um Arnal oder Odry zu sehen. Es sollte aber nicht seyn, das horrible attentat hat ihre ironischen Physiognomien in Falten gelegt und die bereits aufgeklebten Affichen mit einem großen „Relâche“ überkleistert.

„Relâche!“ Es ist ein großes Wort in diesem Frankreich, und ich bin herzlich froh, daß der Würgengel am großen Theater der Nation vorüberging, und einstweilen lieber die Welt im alten Gleise ließ. Es ist zwar sehr ausgefahren dieses alte, aber doch besser als gar kein Gleis, als Anarchie. Die Leute hier fühlen das nicht, bis sie es betasten, grob und animalisch. Und dann erheben sie sich wie ein aufgescheuchter Hornissenschwarm, in dessen Revier ein

Eselshuf trat. Nein, ich möchte nicht auf den Thoren der Tuilerien das Wort lesen: „Relâche,“ das zwei Mal dort in blutigrothen Charakteren flammte, ich möchte es jetzt nicht mehr dort lesen.

Das Begräbniß der Gefallenen hatte noch nicht Statt. Die Regierung läßt große Zubereitungen zu einem feierlichen Leichenbegängnisse machen, und thut daran sehr Unrecht. Auch die Todten kann man in Paris nicht ohne Gefahr bestatten. Und wenn auch, wer kann sich seinem Schmerze, wer seiner Freude in einer Stadt überlassen, wo auf der einen Seite ein Spion und auf der andern ein Mörder Zeuge derselben ist? Der Einzelne ist sicher, die Masse ist gefährlich.

Ich habe mir den Schreckensmoment gedacht, den die Damen vorgestern in der Staatscanzlei des Vendômeplatzes erlebten, als die Adjutanten mit der Todespost vom Boulevard kamen und noch nicht wußten, wer gefallen war. Die Königin selbst glaubte sich hintergangen, und alle übrigen Anwesenden wehklagten und weinten in der unerträglichen Ungewißheit, Gatten, Vater oder Bruder verloren zu haben. Es war gewiß eine erschütternde Scene. Diejenigen Frauen, die nicht anwesend waren, und darunter war auch die Conseilpräsidentin, Herzogin v. Treviso, erhielten die Hiobspost durch Courriere. Es sind in allem jetzt 16 Todte und 34 Verwundete bekannt geworden.

Der König hat sich sehr würdevoll in diesen Prüfungstagen benommen und sogar Napoleon'sche Seelengröße bewiesen, die ihm in den Augen seiner Gegner sehr zu Statten kam. Der selige Kaiser war kaum der Höllenmaschine in der Rue Nicaise entgangen und in der Opéra angekommen, so forderte er „ein Programm des Concerts“, und wendete sich mit den Worten an Josephine, die gleich nach ihm abfuhr: „Vous n'avez pas pris du mal, Madame?“ Ludwig Philipp sagte nach der Explosion zu dem Marschall Loban: „Continuons notre chemin, je ne suis pas touché.“

Künftiges Jahr wird aber keine Revue mehr seyn in den Julitagen. T.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Allein Ebbe Geiß vernahm es und stieß die umgekehrte Lanze mit solcher Kraft gegen die Brust des Sängers, daß dieser zurücktaumelte, und wären in diesem Augenblicke Breide Ranzau und mehrere holsteinische Officiere nicht hinzugekommen, hätte dieser unbedeutende Anfang ein blutiges Ende nehmen können.

Die Gränze wurde indessen bald erreicht; bei der Trennung reichte Wolf Isebrand dem dänischen Ritter die Hand, mit den Worten: Dank für freundliches und ehrliches Geleite; und verschmäht nicht diesmal, wenn Ihr könnt und dürft, meinen aufrichtigen Rath, Ditmarschen zu vermeiden; wozu ich den ehrlichen Wunsch hinzufüge: daß wir Beide nicht sobald zusammentreffen mögen.

Ebbe Geiß schüttelte seine Hand und erwiederte lächelnd: Mann gegen Mann ist immer gut zusammengetroffen. — Darauf warf er sein Pferd um und trabte mit seiner Schar nach Melbeck zurück. —

Auf dem Markte in Heide hielten, umgeben fast von der Hälfte der Ditmarscher, die achtundvierzig Vögte Rath. Nie vorher hatte ihre Freiheit sich in einer ähnlichen Gefahr befunden, nie hatten so viele und mächtige Feinde sich zur Unterjochung oder zum Untergange des Landes vereint. Die Kirche sah einem Bienenstocke zur Zeit des Schwärmens ähnlich, so strömte die Menge dort aus und ein; vor allen Altären wurde Messe gelesen, und Tausende von beiden Geschlechtern und jedem Alter knieten vor dem Bilde der Jungfrau, Schutz und Sieg dem bedrohten Vaterlande von ihr erbittend. Auf dem Markte waren die Meinungen getheilt; Viele, besonders die Jungen, wollten Kampf und Vertheidigung bis aufs äußerste; allein eben so viele riethen, nachzugeben. — Diese hatten vorerwähnte Gesandtschaft durchgesetzt, jedoch war es jenen gelungen, den kühnen und starrsinnigen Wolf Isebrand dem schlauen und biegsamen Carsten Holm zur Seite zu stellen. — Beide waren zwar ermächtigt worden, im äußersten Nothfalle dem Könige und dem Herzoge eine Summe Geldes, wenn gleich nicht unter dem Namen eines Tributes, zu versprechen, aber auf keine Weise die Anlage der zwei verlangten Schanzen einzuräumen, nur die dritte an der Eider dürfte unter gewissen Bedingungen gestattet werden. — Aber Alles scheiterte, wie wir gehört haben, an der unbiegsamen Strenge der Fürsten, Isebrand's eben so starrsinnigem Stolze, und vielleicht an der geheimen Absicht des zweideutigen Holm.

Beide kamen nun, von einem neugierigen Haufen begleitet, zurück, und traten vor die Vögte. — Noch bevor diese Worte finden konnten, rief Isebrand: „Krieg!“ — „Krieg!“ wiederholte die kampflustige Jugend. — „Krieg!“ wiederholte es vom Markte, alle Straßen hindurch. — Wei-

der und Greise sprachen dieses furchtbare Wort, anfangs mit Schmerz und Schreck aus; doch bald wichen diese Empfindungen dem Grolle, der Erbitterung, dem blutdürstigen Hasse; die Frauen waren die ersten, ihre Gatten zum Kampfe für Herd und Freiheit zu reizen, und ihnen bis zum letzten Blutstropfen Hülfe und Beistand zu versprechen, so wie ihre Mütter in frühern Zeiten an der Seite ihrer Männer gekämpft hatten. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Leere Theater und volle Postwagen.]

Indem ich meinen Brief in verschiedenen Absätzen schrieb, hat sich ein neues theatralisches Ereigniß begeben, nämlich die Rückkehr der Mad. Crelinger mit ihren beiden hoffnungsvollen Töchtern von ihrer großen Kunstreise nach Wien. Alle drei Künstlerinnen sind vorgestern in der Donna Diana, wo der Mutter natürlich die Hauptrolle zufiel, zum ersten Male wieder aufgetreten und wurden mit lebhaftestem Beifall empfangen. Auch Hr. Lucas, für den ich ein Postscript machen wollte, spielte mittelgut darin.

Ich verlasse jetzt das Theater und thue es fast so gern in meinem Briefe wie in der Wirklichkeit, wenn das schöne und schönste Wetter so unwiderstehlich lockt wie jetzt. So wenig anregenden Stoff ich im Grunde habe, so will ich Ihnen doch noch einige Züge aus unserm jetzigen Residenzleben mittheilen. Alles, was Geld und Zeit hat, hat unsere Mauern verlassen; von dem Könige und den königlichen Prinzen und Ministern an bis zu dem geringeren Beamten herab ist Alles auf Reisen oder auf seinen Gütern, NB. wer welche hat. Die verschiedenen Nachrichten, die man über die Reisenden dort, bilden nächst der Politik das Gespräch des Tages. Was die letztere anlangt, so spricht man am meisten vom Manöver zu Kalisch, vom Congreß zu Teplitz und von den Eisenbahnen, die meines Erachtens bald eine viel größere politische als gewerbliche Bedeutung bekommen dürften. Außerdem sucht sich der hier anwesende, also nicht reisende, Theil der Einwohner dadurch zu unterhalten, daß er möglichst viel spazieren und aufs Land fährt, und dazu gehört auch Ihr Briefschreiber. Die Caffeehäuser in Charlottenburg, Pankow, Tegel u. s. w. sind daher oft gefüllter als die Theater, wo es, wenn es nichts Außerordentliches giebt, so öde zu seyn pflegt, daß Misanthropen, welche die Einsamkeit aufsuchen, dieselben zum Ziel ihrer Spaziergänge zu machen pflegen. — Ueber den Sommer können wir nicht klagen, denn er läßt die Früchte der Gärten und der Felder vortrefflich reif werden und verspricht einen ausgezeichneten Wein. Zu unsern Spaziergängen und sonstigen Ausflüchten gewährt er meistens das schönste Wetter; hoffen wir nun, daß es bis zum Herbst so anhält, wo die Universitätsferien angehen und unsre Professoren große Reisen antreten werden. Einige derselben sind schon fort, z. B. Professor Zumpt nach Griechenland, Prof. Lichtenstein nach dem südlichen Frankreich; die Professoren Ganz und Marheineke werden ebenfalls nach Frankreich reisen. Welch ein anderes Leben jetzt bei den raschen Postverbindungen als vor wenigen Jahren, wo eine Ferienreise nach Salzburg, der Schweiz, oder dgl. schon zu den großen Unternehmungen gerechnet wurde! Hoffen wir denn, daß die Zeit in jeder Beziehung so vorwärts rücken werde. Täuscht uns nicht Alles, so wird die Entwickelung der, die neuere Gesellschaft bedingenden, Ideen auf den Eisenbahnen ungleich schneller, als man glaubt, herumfahren. Denn die menschlichen Fortschritte bilden ein untheilbares Ganze, und man kann nicht mit einem Fuß auf den Gipfel der Aufklärung steigen, mit dem andern im Sumpf des Obscurantismus stecken bleiben. Der Fuß, der die Eisenbahn betritt, däucht uns, werde den andern bald nachziehen!

Notiz.

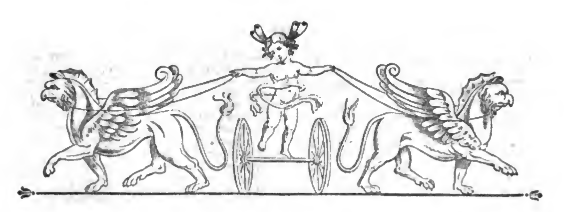
[Russische Literatur.]

Von Thaddäus Bulgarin sind zwei neue Romane: „Mazeppa“ und „Tschuchin“ erschienen. Kalaschnikoff, der in seiner „Tochter des Kaufmanns Slobodow“ ein originelles Gemälde von Sibirien gegeben, hat neuerdings in seinem Roman „Kamtschadalka“ ein Bild von Kamtschatka entworfen. Es steht zu hoffen, daß Oldekop thätig seyn wird, uns diese Werke zu übersetzen. Kalaschnikoff's früherer Roman hatte weniger poetische Schönheiten als großen Werth durch Schilderung des Locals und der socialen Zustände. Auch von Sagoskin, der jetzt das Theater in Moskau dirigirt, und dessen Darstellung Rußlands im Jahre 1812 eine größere Anzahl Leser in Deutschland als Kalaschnikoff's Werk gefunden hat, ist ein neuer Roman „Askoldoff's Grab“ erschienen. Fürst Schachoffskoi, von dessen Theaterstücken, so viel ich weiß, nichts übersetzt ist, wird eine Anzahl Sagen und Erzählungen zu einem russischen Decameron zusammenstellen. Die kaiserliche Akademie edirt den Nachlaß einer früh verstorbenen Dichterin, Namens Elisabeth Kullmann. Auch ein Torquato Tasso ist als Drama erschienen, der Verf. heißt Kukolnik. Ein anderes Drama, das viel Aufsehen erregen soll, „Rußland und Bathory“ ist vom Baron Rosen. Von einem Herrn G. Weltmann ist ein Roman „das unsterbliche Gerippe“ erschienen, der seinen Stoff aus alten russischen Sagen entlehnt. — Diese Notizen entnehmen wir dem Berichte des Herrn Staatsrathes Nicolai Iwanowitsch Gretsch (s. Magazin f. d. Lit. des Ausl. Nr. 90. u. 91.), der bekanntlich Redacteur der zu Petersburg in russischer Sprache erscheinenden „nordischen Biene“ ist. Ich knüpfe hieran die Bemerkung, daß ich den Lesern im Laufe des nächsten Monats ein russisches Volksmährchen von Pogarelsky: „die Hexe von Lafertof,“ das ich Fräulein Fanny Tarnow verdanke, mittheilen werde. Im J. 1833 erschien von Karoline von Jänisch, die in Moskau lebt, in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden unter dem Titel „das Nordlicht“ eine erste Lieferung von Proben der neuern russischen Literatur. Das Heft enthielt unter andern eine höchst originelle Novelle von dem nach Sibirien verwiesenen Alexander Puschkin *), außerdem Bruchstücke aus dessen „Zigeunern“ und seinem Trauerspiele „Boris Gudunow.“ Ich theilte damals in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ meine Ansichten über den Charakter dieser Dichtungen mit; meine Hoffnung, der ersten Lieferung bald eine zweite folgen zu sehen, ist noch unerfüllt geblieben.

*) In dem Berichte von Gretsch heißt es, er sey nach Orenburg gereist (vielleicht eine bloße Euphonie und Euphemie), um daselbst für seine geschichtlichen Werke Notizen zu sammeln. Vielleicht nimmt er auf Befehl der Regierung Notiz von Sibirien.

Berichtigung.

In der letzten Corresp. aus Athen l. pentelisch st. pantelisch, der Parthenon st. das P.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 155. — den 8. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Correspondenz.

Aus Paris, den 22. Julius.

[Un Eléphant-Taglioni, das „Omnibus“ und „der Geächtete.“]

Das Théâtre français hat diese Woche ein Stück par ordre de Justice gegeben, das gleichfalls ausgetrommelt wurde. Die Direction wußte, daß dasselbe nicht gefallen würde und hatte zur Rettung der Ehre des Hauses eine Claque von mehreren hundert Personen aufgestellt, die ein donnerndes Beifallklatschen bei jedem Abgange erhoben. Als der Vorhang fiel, mischten sich Zischlaute in die bezahlten Freudenbezeugungen, und es gelang dem betreffenden Acteur nur mit Mühe, den Namen des Verfassers Vanderburg auszusprechen. Herr Vanderburg ist ein Vaudevillendichter, und seine Tragödie heißt Jacob II.; er hatte dieselbe schon vor ein Paar Jahren der Intendanz contractmäßig überlassen und sah sich in letzter Zeit zu processiren genöthigt, da diese Intendanz, klugem Rathe folgend, den Schiffbruch hinter den Coulissen sah und nicht fiasco machen wollte.

Hierin haben Sie den Beweis, daß man dem Publicum von Rechtswegen nichts Neues bieten darf, außer etwa wenn vorher von Kunstwegen darüber abgeurtelt worden. Ich habe die Schauspieler bedauert, die Zeit und Studium auf ihre Rollen verwendet hatten, und den Theaterdecorateur, welcher auf extrafeiner Leinwand und aus neuen Planken und Bretern den londoner Tower erbaut hatte.

Die Hitze ist dermalen zu groß für die Theater und ihre Poeten, die Muse hat sie verlassen und ihren Sitz in den Champs élysées aufgeschlagen, wo in einer prächtigen englischen Bierbrauerei getanzt und in einem luftigen Gezelte geritten, geturnt und concertirt wird. Franconi wird am Ende die Pariser auf die antike Idee bringen, freie Theater zu erbauen und bei Tageslicht Komödie zu spielen, wie die Römer und Griechen. Im Sommer wäre das gar nicht übel.

Um die Leute bon gré mal gré bei 24 Grad Réaumur zum Einpferchen in die Kunstställe zu vermögen, hat der Circus des Boulevard bonne nouvelle die kolossale Idee gehabt, einen Elephanten auf dem Seile tanzen zu lehren und gestern zum ersten Mal ein Stück, Namens Kiouny, zu geben, worin der also benannte Zögling und College der Madam Sacqui und Lalande zwölf Fuß hoch auf einem Schiffstau balancirt. Nun, der müßte nicht dreißig Sous besitzen, der sich der Neugier erwehren könnte, einen Elephanten als Akrobat mit oder ohne Balancirstange auf dem Schlappseil zu bewundern. Paris war seit vier Uhr in Bewegung und erkletterte die Kassenbarrièren, Männer, Weiber, Greise, Kinder. —

„Un Eléphant qui va danser sur la corde! un Eléphant Taglioni-Elsler!“

Es wird behauptet, die Opera sey nur halb voll und das Publicum des Théâtre français ungeachtet des Favoritstücks „Angelo“ von Hugo, sammt dem des Freischütz in der Opéra comique total ausgeblieben. Warum? Sie hatten keinen Elephanten, blos eine Mars und Dorval.

Wahrscheinlich denken Sie, ich sei der Vorderste im Treffen gewesen und werde Ihnen gleich mit Extrapost einen Bericht von Elephanten-Pirouetten und Entrechats schreiben. Aber Sie irren sich, ich saß bei einem Kruge Selterwasser und las den Messager, gerade wie damals als Karls X. Ordonnanzen kamen und die Pariser auf dem Boulevard bonne nouvelle eine Revolution machten. Kiouny mag immerfort tanzen, bis die Julitage mit ihren Sonnen und Schwärmern, Paraden und Komödien vorbei sind, ich gehe nicht, ihn zu sehen, bis sich der Sturm gelegt hat. Unterdeß hat sich der gravitätische Ballermeister in seiner Rolle vervollkommnet und wird zweifelsohne Rhode'sche Variationen und einen wiener Straußwalzer tanzen.

Ich bin übrigens überzeugt, daß mich die Wirklichkeit in diesem Schauspiele nicht so befriedigt als die Idee; denn so lange ich Kiouny nicht sehe, stelle ich mir ihn vor unter allen möglichen Gestalten, bald als Bajazzo mit der spitzen Mütze und Pritsche und bald als Colombine und als Chevalier. Er kommt an, er verneigt sich, er läßt sich die Fußsohlen mit Kreide bereiben, er ergreift mit dem Rüssel die Balancirstange, er schwingt sich hoch und geht aufs Seil. —

O Narrenwelt! Paris wie groß bist du!

Es ist auch ein Elephanten-Journal, das heißt ein Blatt aller Blätter von kolossalem Format, erschienen, das „Omnibus“ genannt wird und wöchentlich einmal in die Welt geht. In demselben ist ein Feuilleton, und in dem Feuilleton fand ich vor ein Paar Abenden, als ich unter des Palaisroyals Bäumen Foy's Caffee meinen Tribut brachte, nicht blos französische, sondern auch deutsche Gedichte, die aus Taschenbüchern abgedruckt waren. Das Wort: „Die Taschenbücher“ hatte, obgleich nur als Ueberschrift dienend, zwei

Druckfehler und lautete „Der Taschembücher.“ Das Deutsche schlägt jetzt zu allen Fenstern hinaus, groß, geschmeidig, aber zäh und klebrig wie Geisblatt. Ich glaube, der Omnibus wollte blos dem Zeitgeschmacke sein Opfer bringen.

Man versichert, die deutsche Bevölkerung von Paris betrage jetzt den zehnten Theil einer Million. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, es seien zehntausend Schneider, Schuhmacher, Clavierspieler und Sprachlehrer darunter. Die heftigsten deutschen Republicaner hat der Polizeipräfect diesen Winter zu sich kommen lassen und ihnen eine royalistische Rede gehalten, die mit Landesverweisung schloß. Es heißt, Heine habe die Menschlichkeit gehabt und den Minister des Innern von der Unschuldigkeit unsrer Staatsverbrecher gelegentlich überzeugt, woher es denn geschah, daß die Polizei ein Einsehen hatte und blos den Redacteur des „Geächteten“ nach Havre de Grace verbannte. Venedey ist sein Name.

Da ich einmal unter die Deutschen gerathen bin, so muß ich bemerken, daß die —ische Polizei eigentlich vor ihrem Gewissen den Republicanismus dieses Venedey zu verantworten hat. Er war immer ein guter, stiller, zahmer Mensch, als er in B. Jura studirte. Unter Anderm trank er viel Moselwein und trug einen Schnurrbart und einen Turnerrock. Wenn er sich nicht hätte flüchten müssen, wenn man ihn noch zwei Jahre seinen Schnurrbart hätte tragen lassen, so wäre er gewiß ein weiser, gerechter Advocat geworden.

Das Blatt oder die Broschüre „der Geächtete“ hat sich ein Publicum unter den Handwerkern und andern Deutschen gebildet, die sich in Frankreich aufhalten. Es werden auch viel Exemplare über die Grenze verkauft, die ihren Zweck nicht verfehlen. Die Zeit ist aber vorbei, in der politische Predigten, besonders die also stylisirten, Eingang finden. Die Republik war nie schwächer als jetzt, da alle Welt demokratisch ist. Es wird eine Zeit des demokratischen Royalismus geben, und dieser nähern wir uns.

Ich war in den Tuilerien und den elyseischen Feldern, um die Julifeiervorbereitungen zu sehen. Die Zimmerleute waren mit der Revolution beschäftigt. Wahrscheinlich wird der Hauptspectakel in Versailles vor sich gehen, wo Schloß und Park illuminirt und die großen neuen Galerien geöffnet werden. Wie gewöhnlich geben die Theater Gratis-Vorstellungen, um Jan Hagel die Teppiche der Opera und die Tänzerinne nund die Decorationen der „Juive“ von Halevy zu zeigen. Ein monstreuses Feuerwerk, eine Todtenmesse mit Mozart's Requiem im Pantheon, ein Ball im Garten der Tuilerien und drei Matrosenspiele, das ist genug, um alles Gerede der Oppositionsblätter von einem Jahre zu entkräftigen. Vorläufig gibt der König alle Abende in seinem Privatblumengarten dem Tuilerienpublicum ein Concert, das den Zweck hat, die Pariser mit dem Palast auszusöhnen. Die Statuen des Cincinnatus, Spartakus, Phidias und Perikles befinden sich unter den Zuhörern und wissen gar nicht, wie ihnen zu Muthe ist; Spartakus und Cincinnatus besonders, da sie keine großen Freunde der Hofherrlichkeit waren.

Im Palaisroyal wohnt der Prinz von Syrakus, der neapolitanische Eidam des Julithrones. Er wird bestimmt hier heirathen, sagt man, und am 29. Juli wird die Verlobung seyn. Das wäre denn der Anfang zur constitutionellen Allianz durch Verwandtschaftsbande.

Die Politik ist langweilig, matt und trübe. Man fühlt den schwülen Sommer. Ich schreibe Ihnen bald über die drei heißen Tage und ein Complott. Bis dahin Addio. T.

Aus Wien *).

[Essen und Trinken, Blumen- und Pferdezucht.]

In meinem letzten Briefe versprach ich Ihnen, daß ich Sie aus dem Opernhause zu den Freuden in der frischen Luft, das ist zu den Mai-Herrlichkeiten, geleiten würde; allein da der angekündigten letzten italienischen Oper (wie ich es vorausgesagt) an dem zweiten Tag wieder eine erste folgte und diese noch zehn andere nebst zwei Benefiz-Vorstellungen nachzog, so vernehmen Sie noch zuvor einen ganz kurzen Nachtrags-Bericht über diesen Nachtrag, der sich auf eine neue Oper und auf eine alte neu besetzte beschränkt. Diese beiden Novitäten brachten ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor; Ricci's hier noch unbekannte Musik zu Scaramuccia gefiel wenig, und die ganze Oper würde, wäre sie einige Wochen früher so aufgeführt worden, den complettesten fiasco gemacht haben, ohne daß Jemand gesagt hätte, es sey ihr Unrecht geschehen. Sie wurde, mit Ausnahme der Tadolini und der Frezzolini, sehr schlecht gegeben. Da aber die Neigung für die italienischen Opern immer im Steigen war, da die erste Vorstellung zu Frezzolini's Einnahme Statt fand — da überdies die Tadolini ein Paar Tage zuvor als Sonnambula (welche sie statt der abgereisten Schütz-Oldosi sang) allen ihren Verehrern und Nichtverehrern die Köpfe verdrehte, so begnügte man sich mit einem gemäßigten fiaschetto, der der Besetzung galt, welche wirklich so schlecht war, daß sie kaum erlaubte, über die Oper selbst ein Urtheil zu fällen. Die zweite Aufführung war auch die letzte; dagegen kam die Sonnambula vier Mal ganz, das heißt, in zwei Aufzügen und zwei Mal abgetheilt, bei stets vollem Hause und einem ungeheuren Beifallssturm daran. Bellini's lieblische Musik wurde so zu Ehren gebracht, daß man sie nicht oft genug hören konnte. Es freute mich unendlich, zu bemerken, daß in der herrlichen Schluß-Cavatine das: „Ah! mi abbraccia,“ — welches die Tadolini ganz in der Art der Malibran vorträgt, selbst bei meinen ruhig gesinnten Landsleuten dasselbe Entzücken hervorbrachte wie bei den lebhaften Mailändern. Ein wahrhafter italiénischer furore erfolgte, und tout comme à Milan ward die Sonnambula (Tadolini) so oftmal vorgerufen, bis sie gleichfalls mit ihrem Elvino erschien, dem Orchester das Zeichen gab und unter enthusiastischem Geschrei die Schluß-Cavatine wiederholte. Den letzten Abend, als Addio, war Peggi's Benefice. Die Einnahme war glänzend, das Haus ungeheuer voll und das Beifalls-Toben minder wohlklingend als der Gesang, dem es auf eine höchst unharmonische Weise gezollt wurde. Das Vorrufen der Lieblinge wollte gar kein Ende nehmen. An Gelegenheit dazu fehlte es auch nicht, denn man gab ein pasticcio von den ausgesuchtesten Favorit-Stücken: Einen Act von Elisir, das Finale des Furioso und den ersten Act der Sonnambula, nach dessen Schluß das entzückte Publicum das Opernhaus nicht verlassen wollte, bis die Tadolini mit dem berühmten „Ah! mi abbraccia“ Abschied nahm. Als Ersatz für die scheidende Herrlichkeit sah man für den folgenden Abend ein großes neues Ballet angekündigt. Mit Staunen las dies Wunderwerk die Menge, und allgemein hieß es: Meinen Augen traue ich kaum! Ein neues Ballet! — Ehe ich Ihnen etwas von den abgeschafften Bacchanalien berichte (worunter das neue Ballet zu verstehen ist), erwähne ich unserer Feste in frischer Luft; es waren ihrer viele und alle wurden von der herrlichsten Witterung begünstigt, so zwar, daß selbst Herr Stuwer gegen jede hergebrachte Sitte seine Feuerwerke zu Land und zu Wasser abbrennen konnte, ohne sie ein dutzend Mal wegen schlechter Witterung absagen zu müssen. Nicht blos die chronologische Ordnung, sondern auch das große Interesse, welches hier an dem ersten Mai genommen wird, bestimmt mich, von ihm zuerst Bericht abzustatten. Er ließ sich, wie frühere Jahre, 14 Tage zuvor durch ein ziemlich großes Buch bei mir anmelden, das heißt: die herrschaftlichen Läufer, welche den ersten Mai, Morgens 7 Uhr, mit einem Wettrennen im Prater einweihen und gleichsam in das Frühjahr hineinlaufen, tragen ein Buch herum, in das man seinen Namen schreibt und 5 oder 10 Fl. C. M. beilegt. Mit dieser so gesammelten Beilage werden die Kosten des Läufer-Festes bestritten, und der Rest wird als ein Fonds ihrer Witwen zurückgelegt.

*) Bericht von F. A. von Kurländer.

Ich finde es sehr passend, daß diese Leute gerade an jenem festlichen Tage ihrer Witwen denken, da dieses Fest manchmal den Keim zu einer baldigen Wittwenschaft legen kann. Der Himmel begünstigte das Unternehmen, denn zur Stunde des Wettrennens war es kühl, die Sonne ganz umwölkt, daher mancher vorsichtige Hausvater noch zur Frühstücks-Stunde mit einem Regenschirm im Augarten erschien, der ihm aber ziemlich ungelegen wurde; denn als der eigentliche Morgen, das heißt, jene Stunde erschien, welche die elegante Welt Morgen nennt, war der schönste Mittag. So wie am Himmel, ging auch im Garten eine Aenderung vor sich. Die große Allee wechselte ihre Farbe, nicht das Grün der Blätter, wohl aber die unter dem Grün wandelnde Welt. Diese hatte, statt der bunten Farbe, die der Trauer angenommen. Man sah nämlich zu der späteren Stunde blos schwarze und grau gekleidete Damen auf- und niederwallen. Die früher zu Fuß angelangte Welt hatte der in Equipagen angelangten Platz gemacht. Es blieb nur eine kleine Anzahl von Schönen ohne Hoftrauer, und diese verlor sich bald in dem großen Saal, in welchem für ein Paar Kreuzer die Ohren und für eine etwas größere Summe der Magen Nahrung erhielt. Ein Walzer von Strauß und eine Tasse Caffee wurde zugleich servirt, doch begnügten sich nur Wenige mit diesem frugalen Frühstück, denn an der langen Tafel, an welcher über hundert Personen Platz fanden, so wie an den vielen Seitentischen wurde so gegessen und getrunken, daß die Vorübergehenden aus dem Inhalt der Nahrung schwerlich die eigentliche Tageszeit entnehmen konnten. Das in meinem letzten Briefe erwähnte musikalische Potpourri fand dabei Statt. Indem man der Melodie der Casta diva, oder einer Rossini'schen Ouverture lauschte, hörte man zugleich eine Portion Lungenbratl mit Erdäpfeln ausrufen. Strauß war in seinem Spiel so unermüdet als die schönen Wienerinnen in ihrem Appetit; es wurde unausgesetzt mit Musik-Begleitung gegessen und getrunken. Die Ruhestunde für alle Theile war um ein Uhr, weil die Tische neuerlich und zierlicher zu dem Mittagsmahl gedeckt wurden, das nur bis nach fünf Uhr währen sollte, um die Prater-Spazierfahrt nicht zu versäumen, welche eine der schönsten des heurigen Frühjahrs war, obgleich die schwarzen Livreen außer den Wagen und die schwarz gekleideten Damen in den Wagen dieser Lustfahrt ein etwas lugubres Ansehen gaben. Die sonst gewöhnlich gar nicht beachteten Fiacres bildeten zwischen den gleichförmigen Equipagen einen in die Augen springenden Contrast. Die Zahl der Fußgänger war etwas geringer als andere Jahre, was, abgesehen davon, daß die Füße schon seit Morgens sieben Uhr in unausgesetzter Thätigkeit erhalten wurden, wohl auch daher kommen mochte, daß jedes Jahr die Zahl der Orte sich vermehrt, an welchen man dem ersten Mai seine gebührende Huldigung bringt. Hitzing's Caffeehaus, Tivoli, Sperl, Kunstreitereien, die goldne Birne, Schwarzenberg's Garten und so mancher andere mir bekannte oder unbekannte Belustigungs-Ort empfängt mit offenen Armen die Einsprechenden, welche die schöne Natur des ersten Mais auch einmal von einer andern als der Prater-Seite bewundern wollen. Jeder dieser Orte erschien einige Tage später in einem noch glänzenderen Galakleide. So gab Tivoli ein großes Fest, welches den Titel führte: Champs élysées der Wiener. Die Ankündigung lautete: „Die Champs élysées in Paris werden jedem Dortgewesenen unvergeßlich seyn;" allein eben deswegen hätte man diesem Feste einen andern Titel geben sollen, da das wiener Tivoli mit den Champs élysées so wenig Aehnlichkeit hat als das pariser Tivoli mit unserm Prater. — Ich sehe keinen Grund ein zu diesem Vergleich; die Lage unseres Tivoli, seine herrliche Aussicht, die freundliche, schöne Natur stellt es weit über die Champs élysées. — Leider ist dieser Vorzug, so wie überhaupt sein Verdienst, viel zu wenig erkannt. Ich sah vorigen Sommer manche fête extraordinaire des pariser Tivoli, das Entrée zu 5 Francs, und sie war nicht viel glänzender als bei uns une fête ordinaire zu 24 Kreuzer. — Schlimm, daß es so ist, aber es ist so. Als Gegensatz des stets großen Schwunges muß ich den Sperl nennen, bei dessen letztem Blumenfeste es hieß:

„Der weite Sperl faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend kommen zu dem Blumenfeste."

Da jedoch Essen, Trinken, Musik und Tanz weit mehr als die Blumen in Betracht kommen, so will ich den letztern eine vollgültige Genugthuung geben. Sie spielten an andern Orten die Hauptrolle, zeigten sich in voller Herrlichkeit und erlebten dieses Frühjahr sogar zwei Ausstellungen im fürstlich Schwarzenberg'schen Garten. Obwohl die zweite einen sehr edlen Zweck hatte (die Einnahme wurde für die armen Abgebrannten von Ottakrin verwendet), so zog sie doch, rücksichtlich ihres äußeren Werthes, den kürzern Theil. Bei der ersten Ausstellung befand sich in der Mitte der Blumen und Pflanzen eine Pyramide, von Cypressen gebildet, mit Camelien umkränzt, dem Andenken des uns so früh entrissenen Erzherzogs Anton geweiht. Der erhabne Prinz war seit einer Reihe von Jahren, wie Sie wissen, der Beschützer dieser freundlich blühenden Anstalt, daher galt dieses Blumen-Monument als das sinnigste Zeichen dankbarer Erinnerung. Diese aber lebt nicht blos in jenen Blumen, nicht nur auf den Bergen und Spaziergängen Baadens, welche er mit so vielen nützlichen Verschönerungen verherrlichte, sie lebt lebendiger noch in den Herzen der Armen, die er väterlich unterstützte, und vorzüglich bei den Blinden, deren Thränen der menschenfreundliche Prinz als Beschützer des Blinden-Institutes zu trocknen verstand.

Es wird Sie nicht sonderlich interessiren, zu erfahren, daß die heurige Ausstellung aus 1112 Exemplaren von Blumen und Pflanzen bestand, eben so wenig, welche derselben so glücklich waren, daß ihnen die Preise zuerkannt wurden, aber eine Bemerkung erlaube ich mir. Man hat zwei Preise für die geschmackvollsten Bouquets bestimmt; den ersten derselben erhielt Abel. — Ich glaube nicht, daß der unglückliche Sohn Adam's ein so geschickter Gärtner war als unser Bouquet-Abel, welcher Gärtner-Gehülfe bei Baron Hügel ist, deswegen nehme ich an seinem Blumensinn so lebhaften Antheil, weil es wieder das Sprichwort bestätigt: Tel maitre, tel valet! — Während sein botanisch gesinnter und Botanikkundiger Herr in andern Welttheilen Blumen und Pflanzen sammelt und auch einige davon nach Europa sendet, windet der Gärtner-Gehülfe in seinem Garten so schöne Bouquets, daß ihm dafür 15 Fl. C. M. Belohnung zuerkannt wurden, wenn er nicht die Rosa Maria Leonida coccinea vorziehen sollte. — Seine Wahl blieb mir unbekannt. In den Gärten zu Penzing bei Steinmetz Mayer, so wie auf der Landstraße bei Klier boten die Pelargonien-Ausstellungen auch heuer die herrlichste Augenweide. Man ergötzte sich an dem schönsten Farbenschmuck, den man sich nur denken kann. Die Blumen sind so sinnig als geschmackvoll geordnet und werden den Besuchenden mit großer Bereitwilligkeit und Freundlichkeit gezeigt. In dem minder großen, doch zierlichen Garten des letztern sind die schönsten Rosen-Arkaden, die, ich weiß nicht warum, in Wien zu den seltenen Erscheinungen gezählt werden, die aber gewiß Nachahmung verdienten. Da ich von diesem einfachen und natürlichen Kunstgenusse zu ganz verschiedenen Genüssen der Kunst wandelte, nämlich zu den höchst complicirten Reitkünsten des Herrn Alexander Guerra, so erlauben Sie mir wohl, Ihnen auch von diesem neuangelangten Wundermann etwas zu berichten. Er macht so ungewöhnliches Aufsehen, daß man die ersten acht Tage seines Hierseyns an der allgemeinen Conversation nicht Theil nehmen konnte, wenn man nichts von der Geschicklichkeit der Dem. Schier und Letard, oder von den Springern Cocci und Filipuzzi, besonders aber von den staunenswerthen Künstlern Brand und Einiselli zu erzählen wußte. Die beiden letzten, welche man irrigerweise Gladiatoren nennt, obwohl ihre Productionen eigentlich zu den Leistungen der Athleten gehören, sind meiner Meinung nach das Interessanteste. Sowohl die ungeheure Kraft, einen Menschen mit einer Hand in freier

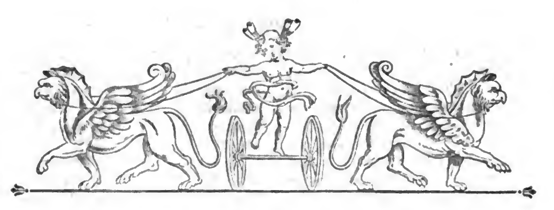
Luft zu halten und gleich einer Fahne zu drehen und zu wenden, als die Grazie, mit der jede Schwierigkeit besiegt wird, ist zu bewundern. Cinisolli bewegt sich in Brand's Arm, als wäre er ein leichter Fächer in einer Damen-Hand, und dabei fliegen die beiden Rosse, auf welchen der Athlet mehr schwebt als steht, durch den Circus. Daß Brand ein Wiener ist, giebt dem Kunststück bei einem Theil der Zuschauer einen erhöhten Reiz. Der in seiner Art ganz einzige Komiker zeichnet sich vor allen seinen bis jetzt in Wien gesehenen Pagliacci-Brüdern vortheilhaft aus; da ist kein gemeiner, pöbelhafter Spaß, keine Zotenreißerei, keine Verzerrung oder ekelhaft verzogenes Gesicht, kurz, Herr Dallot ist gleichsam ein spanischer Grazioso, ein Lustigmacher im eigentlichen Sinn, der nicht blos die letzte Galerie ergetzt, sondern der auch des gebildeten Zuschauers Beifall wohl verdient. Noch ein großes Verdienst, das der ganzen Gesellschaft nachgerühmt werden muß, ist die Schicklichkeit, der Geschmack, der in Allem herrscht, und die Sicherheit der Ausführung. Daß der Zudrang zu diesem Schauspiele ungeheuer groß ist, können Sie leicht vermuthen, wenn ich auch nicht erwähnte, daß die Entrée im ersten Parterre blos 20 Kreuzer kostet, ein Preis, der meiner Ansicht nach noch so gering ist, daß man das, was hier geleistet wird, nicht glauben könnte, wenn man es nicht gesehen hätte. Von all den öffentlichen Schaustücken oder Belustigungen dieser Art, welche bis jetzt zu Wien gezeigt wurden, ist mir keine erinnerlich, die sich mit jener des Alexander Guerra messen könnte. Versetzen sie diese Gesellschaft in Franconi's oder in Astley's Cirque olympique, und Guerra hat weit mehr Anspruch auf die Preise, welche wir 32 Mal für die letzte wälsche Oper zahlten, da seine Gesellschaft ein vollkommenes Ganzes bildet, wobei sich kein Catalano, kein Rigola zeigt. Die Costüme sind nicht nur neu, sondern auch so reich und geschmackvoll wie die bei der Kunstreiter-Gesellschaft der Laura de Bach, welche sich troz dieses gefährlichen Nebenbuhlers dennoch eines großen Zuspruches zu erfreuen hat. Es wäre wirklich traurig, wenn es nicht so wäre, da der verstorbene de Bach so viele Jahre mit vollem Rechte die Bewunderung von Wien erregte, da seine herrlichen Pferde für wahre fashionables der Bildung galten. Ganz irrig war es, zu wähnen, daß Alexander und Laura, wie Don Cäsar und Don Manuel, als feindliche Brüder sich gegenüber stünden. — Diesen Wahn zu zerstören, fanden mehrere Vorstellungen in dem k. k. Belvedere Statt, bei welchen beide Gesellschaften vereint wirkten und in gleichem Maße Beifall ernteten. Ihre Kunstleistungen vereinigen, was die edle Reitkunst vermag. Kühnheit, Kraft und Sicherheit, Grazie, französische Leichtigkeit und Schicklichkeit zeichnen dieses kunstverwandte Paar aus. Des Sprichwortes eingedenk: Ehre dem Ehre gebührt, darf man die vierbeinigen Wesen, auf welchen die zweifüßigen Künstler täglich wohlverdienten Lorbeer sammeln, nicht mit Stillschweigen übergehen; denn nicht blos ihre schöne Gestalt, auch ihre Geschicklichkeit, man könnte beinahe sagen, ihr Verstand, erregt Bewunderung und gereicht ihren Lehrern zur größten Ehre. Die Contredanse verschafft den erstern die meiste Gelegenheit, sich in vollem Glanz und all ihrer Schönheit zu zeigen. Zu dem Interessantesten und wohl auch Schwierigsten, was wir bei der Vorstellung im Belvedere sahen, gehört der Ritt von Cochi und Crasselt, welche stehend auf sieben ungesattelten Pferden den Circus drei Mal umritten. Der Sieger bei diesem Wettlauf erhielt einen silbernen Becher. Ein Paar silberne Sporen wurden als Preis dem geschickten Leiter zuerkannt, der bei dem Wettfahren mit der Biga (altrömischem Triumphwagen) zuerst an das Ziel gelangte. Schon vor drei Jahren zeigte Guerra dieses Schauspiel zu Neapel, und es erregte, so wie bei uns, Staunen. Die meister- und musterhaften Productionen dieser beiden Gesellschaften erinnerten mich sehr lebhaft an jene, die ich in Astley's Circus zu London mehrmal bewunderte. Da mich der Gedanke dorthin versetzte, so erlauben Sie mir, der Ideen-Association wegen, Ihnen am Schluße dieser Zeilen ein Paar Worte über jenes Locale zu sprechen. Ein Gebäude, das drei Mal so groß als de Bach's Circus ist, wo aus sieben Stöcken die entzückten Zuschauer ihren tobenden Beifall erschallen lassen und das mit vielem Geschmack ausgestattet ist. Die Brüstungen der Logen des ersten Stockes sind mit rothen Feldern geziert, und in jedem Felde ist ein goldenes Pferd im gestreckten Carrière abgebildet. An den Circus ist eine ungeheure Schaubühne angebaut, auf welcher große Spectakelstücke dargestellt werden, und bei welchen die Spielenden Zuschauer des Spectakels in dem Circus vorstellen, wie es bei dem Schauspiel: The turnament of London der Fall war, welches mehrere Wochen lang so ungeheuren Zulauf hatte, daß ich leider kein anderes Schauspiel zu sehen bekam. Nach Ende eines solchen, zwei Stunden lang währenden Schau- oder Trauerspiels, denn es geht gewöhnlich sehr tragisch auf der Bühne zu, fällt der Vorhang, der Circus wird dann durch einen enorm großen Reif, der blos in Blumen-Guirlanden hängt, mit Gas erleuchtet, und Spiele anderer Art beginnen. Der Pagliaccio, den ich sah, hatte sehr große Aehnlichkeit mit Dallot, dessen ich vorhin erwähnte; er gehörte wegen seiner Gewandtheit und wegen der besondern Anmuth, mit der er seine Kunststücke machte, zu den beliebtesten Künstlern, dabei hatte er eine starke Dosis Geistesgegenwart, denn als auf der Galerie ein Streit entstand, wobei sich ein Elegant durch Geschrei auszeichnete, hält Bajazzo plötzlich sein Pferd an und sagt: „Das ist seltsam, ich werde von meinem Herrn bezahlt, um Aufsehen zu machen (to make a' noise), der Gentleman aber thut es umsonst." — Dieses Impromptu ward zwar mit vielem Gelächter, doch auch mit einigem Pfeifen aufgenommen. Ein sechsjähriger Knabe, welcher, auf zwei Ponys stehend, vier Mal über ein Bret sprang, entzückte allgemein. Ein kleinerer Knabe folgte ihm, und beide Kinder wurden hierauf in einer pantomimischen Vorstellung: „The ogress and her son" von der ungeheuren Menschenfresserin verschlungen. So abgeschmackt der Spaß ist, wurde er doch täuschend ausgeführt. Dann kamen Reitkünste an die Reihe und eine Posse, auf der Bühne dargestellt, machte den Schluß der Production, welche von 7 Uhr bis Mitternacht währte.

Notiz.

[Pariser Theater-Neuigkeit.]

Die Herren d'Epagny und Comberousse haben unter dem Titel: „Das schlechterzogene Mädchen" eine Comedie-Vaudeville in zwei Acten geschrieben, die mehrere Motive aus der Katastrophe des Lieutenants la Roncière mit Marie de Morell entlehnt. Die zerbrochene Fensterscheibe spielt dabei eine Hauptrolle. Dies schlechterzogene Mädchen wird von einem jungen Manne bei Nachtzeit überrascht, während die liebe Unschuld — denn das ist in Paris mit schlechter Erziehung identisch — an nichts weniger als ein Abenteuer denkt. Dagegen erwartet im Nebenzimmer ein guterzogenes Mädchen ihren Geliebten, wie es sich auf gut Parisisch zu verstehen scheint. Beide junge Roués treffen zusammen, und diese Collision der Verhältnisse scheint dem Publicum zu gefallen. Der Schluß ist sozusagen glücklich: — denn man giebt nicht soviel auf eine zerbrochene Fensterscheibe; zerbricht doch in Paris kein Herz mehr dabei! —

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 8.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 156. —— den 10. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Humor aus der wiener Küche.

In einem halben Dutzend hübsch ausgestatteter Duodezbändchen hat der alte gute Castelli sämmtliche Späßchen und Schnurrpfeifereien seiner harmlosen Muse zusammengefaßt, und man hat nun seine Gedichte in einer „einzig vollständigen" Ausgabe, die, mit dem Bildnisse des Dichters geziert, bei Duncker und Humblot in Berlin erschienen ist. Es gibt alte gutlaunige Kriegscameraden, die gern von den jocosen Begebenheiten ihres Lebens reden, und ihr ganzes Daseyn wie ein Schicksalsspäßchen ansehen und schildern. So kommt mir Castelli als Dichter vor, alle seine Musenthaten tischt er wie eine lange Reihe von scherzhaften Abenteuern auf, die ihm irgend einmal aufstießen im lustigen Leben. Der Humor der Norddeutschen ist von einem ganz andern Schlage. Er sieht etwas heißhungrig aus, hat größere, gewölbtere Augen, eine höhere, steilere Stirn, eine spitze Nase, magere, wenn nicht gar bleiche und eingefallene Wangen. Der Humor der Norddeutschen gehört zu den hagern Cassius-Menschen, die Cäsar fürchtete, weil sie viel lesen und denken. Der wiener Humor ist ein wohlbeleibter Mann mit Stumpfnase und feisten Wangen; wenn er lacht, kneift er die Augen zu, er sieht überhaupt weniger als er betastet. Der wiener Humor ist ein dicker, und also, wie Cervantes sagt, ein guter Mann. Der norddeutsche Humor hat oft seine trüben, seine düstern Quellen, oft nagt ein tragisches Ereigniß an seinem Herzen, ein nebelhafter Traum färbt ihm die rothen Wolken der Laune dunkelviolett, irgend ein schweres Element, und wär' es ein Alp der Einbildung, lagert sich auf seine Brust. Der norddeutsche Humor hat viele Quellen, Verzweiflung, Haß, verunglückte Liebe, und oft genug ist er blos ein Mittel, um gegen erlebte Verfolgung Repressalien zu ergreifen, für verschmähte Liebe sich zu rächen, ein erstorbenes Herz wieder wund und lebendig zu stacheln. Der wiener Humor hat nur eine Quelle, das gesättigte Wohlgefühl, die süße Gewohnheit des materiell schönen Daseyns, und so ist denn die wiener Küche der Castelli'sche und Castelli's castalischer Quell. Wenn Castelli ein Gedicht schreiben will, sieht er aus, als setzte er sich zu Tische, und es ist immer spaßhaft, wenn ein wohlbeleibter Mann sich zu Tische setzt, man begreift nicht, wie ihn hungern kann. Und doch sitzt ein corpulenter Mann weit lieber und mehr con amore bei Tische; ein magerer steht auf, wie er war, oft mit Widerwillen. Ein hagerer Mensch ißt wenig und spricht wenig bei Tafel, sein Herz hängt schwer und nach andern Dingen. Ein wohlbeleibter Mann, und Castelli ist, geistig genommen, ein wohlbeleibter Mann, hält ein tüchtiges Mahl, ist redselig und froher Dinge, aber er füttert und mästet mit alle dem mehr seine Leber als sein Herz. Der wiener dicke Mann läßt Gott einen so guten Mann seyn, wie er selber ist, er weiß von keinem Fatum, oder er nennt es ein Fatum, wenn ihm das Lungenbratl verbrannt ist. Castelli nannte sich früher „Bruder Fatalis", aber etwas Fatales ist ihm nie passirt.

Ueber treulose Liebe lacht er, und er hat gut lachen, denn ihm behagt es bei Tische und er sagt: hier ist's gut seyn, laßt uns Pasteten bauen. In seinen Liebesliedern sieht er oft aus wie sein eigener Kammerdiener, der ihm mit jenem seligen österreichischen Lächeln ins Angesicht blickt und ihn fragt: Nu, wie bekommt's Ew. Gnaden? Castelli ist ein so glücklicher Lebemann, daß man ihm eine Unze Wermuth in den Freudenbecher der behäbigsten Laune träufeln möchte, wäre er nicht so liebenswürdig gemüthlich; er ist ein so sehr glücklicher Mann, daß ich sein Glück nicht möchte. Aber ich lese ihn gern, er ist so unverhohlen und so ungesucht wie möglich ein wienerisches Naturproduct. Alle Ideen, die das Menschenleben tragen, hat er sich materiell zugerichtet; und daß er selbst darüber lächelt, versöhnt wieder mit ihm. Es giebt eine zweifache deutsche Bonhomie, eine sächsische und eine österreichische. Die sächsische Bonhomie ist wie ein schlankes, blondlockiges, sanftes Weib, das dich heute küßt und dich morgen nicht mag, weil Du inzwischen das Malheur gehabt, irgend etwas zu sagen, das wie ein Witz klang. Die österreichische Bonhomie ist ein allzeit feister, rothbäckiger, flotter Junge, er wird nie müde, dich zu fêtiren, und in seiner harmlos, ungenirten, gevatterhaften Lebenslust, in seiner gesunden Biederherzigkeit wirst du ihn immer lieb haben, wenn du nicht bei ihm suchst, was du aus dem Norden oder aus dem Westen in dir selber mitbringst. Man kann es sich in der Lectüre der Castelli'schen Gedichte recht wohl seyn lassen auf gut wienerisch; es ist hier lauter wiener Küche, wiener Comfortable. Man dürfte nur nicht nach Champagnerschaum, wenn man in Wien ist, ein gutes Glas Ofner macht auch aufgeräumt. In die schwerdunkle Tiefe des Rheinweins darfst du nicht verliebt seyn, das Beefsteak darfst du nicht so derb und kräftig wie ein Stück englische Freiheit verlangen, aber ein Backhähnl ist auch etwas Solides, und bei einer linzer Torte wirst du nicht der Thor seyn, blos an die linzer Torte zu denken. Der alte Castelli sagt dir das, woran du denken mußt, wenn er dir ein poetisches Lungenbratl mit seinem Küchenhumor vorlegt. Der alte liebe Mann hat viel Epigramme gemacht, ohne attisches Salz und nur mit Gutmüthigkeit gepfeffert, viel Satyren ohne Satyr geschrieben, viel Witze ohne Spitze losgelassen. Die Pfeile seiner Gedanken sind oft menschenfreundlich stumpf, damit sie nicht wehe thun, mit Gedanken hat er sich nicht viel befassen mögen, aber woran du bei Caffee mit Obers zu denken hast, das weiß er schier aufs Haar. Es lebe die wiener Bonhomie! So lange die lebt, geht die Menschheit nicht unter, sondern nährt sich rechtschaffen. Ich wollte, alle nord- und mitteldeutschen Pietisten läsen die sechs Bände Castelli, damit sie lernten, daß einer ein alter Schäker und nichts als ein alter Schäker und doch ein guter Christ — und was noch mehr ist, ein lieber Mensch seyn kann. K.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Die Abgesandten legten einen genauen Bericht von ihrer Sendung ab. Als nun Holm seiner geheimen Unterredung mit dem Herzoge erwähnte, sahen viele der Vorsteher ihn mit argwöhnischen Blicken an, selbst Isebrand, der jedoch in seinen Plan eingeweiht seyn mochte, hörte mit zweideutigem Lächeln zu: Meine Absicht war, — erwiederte Holm auf die ihm deshalb gemachte Frage — theils die Absicht des Feindes zu erspähen, theils auch ihn in eine doppelte Falle zu locken; — ich stellte mich, als verzweifelte ich an einem glücklichen Erfolge für uns in diesem Kriege, und geneigt, ihm unsere Pläne zu verrathen, ja, um ihn sicher zu machen, bat ich ihn um Schutz für mich und mein Haus, insofern sie das Land in ihre Gewalt bekommen. — Ich merkte wohl, daß er mir nicht recht traute, darum sagte ich ihm die Wahrheit, in der Voraussetzung, daß er sie nicht glauben würde, nämlich, daß unsere größte Stärke sich bei Nordhamme versammeln und Meldorp sich selbst und den wenigen gemietheten Schützen überlassen bleiben sollte. Ich meine, daß er jetzt das umgekehrte annehmen wird. Ich rathe also, daß wir die Mehrzahl unserer Fahnen hier vereinen, ohne jedoch Meldorp aus dem Gesichte zu verlieren.

Du bist ein schlauer Mann, Carsten Holm! — bemerkte einer der Achtundzierzig. — Nur etwas zu künstlich in Deinen Berechnungen. Du hast durch Deine feinen und klugen Anschläge nichts anders bewirkt, als uns in den unsrigen zu verwirren. — Kannst Du nun besser als ein Anderer von uns sagen, woher der Feind kommen wird?

Ganz gewiß nicht. — erwiederte der Abgesandte — vielleicht weiß der Herzog oder der König es selbst noch nicht; wahrscheinlich aber werden wir sie bei Hamme erwarten können.

Nach vielfachen Einwendungen und Widersprüchen wurde endlich der Vorschlag des schlauen Müllers angenommen; obgleich die Bewohner des südlichen Theils des Lan-

des fest auf der entgegengesetzten Meinung bestanden. — Ein Fähnchen oder zwei könnt Ihr doch wenigstens unsertwegen entbehren! — rief zuletzt einer dieser Männer — und komm selbst mit, Carsten Holm, weil Du glaubst, daß Meldorp nichts zu befürchten habe.

Wo ich am besten dem Vaterlande dienen kann, will ich am liebsten bleiben! — gab dieser zur Antwort, — meinen indessen die Vorsteher, daß ich mit meinem Fähnchen nach Meldorp ziehen soll, werde ich mich dessen nicht weigern: ist auch dort kein Ruhm zu holen, wird die Gefahr auch geringer da seyn —. — Und so wurde es auch beschlossen.

Indessen traten die Priester aus der Kirche und näherten sich, an ihrer Spitze der älteste Priester, ein goldenes Crucifix tragend, dem versammelten Rathe. — Jener machte das Zeichen des Segens und sprach: Ihr wollt also bis zum letzten Blutstropfen für Land und Freiheit kämpfen! Dieser Entschluß kommt von Gott; vergesset auch nicht, Gott zu geben, was Gottes ist. Machet, um den Sieg zu erhalten, dem Herrn der Heerschaaren, der Israel durch das Meer rettete und ihm gebot, Pharao und seine Hunderttausend zu verschlingen — ein Gelübde! Was wollt Ihr ihm geloben, wenn er den Feind in Eure Hände gibt. — Er schwieg. Da ihm aber nur aufmerksame Blicke, keine Worte begegneten, fuhr er fort: Unser Land ist im Christenthume das einzige, das keine Nonnenklöster besitzt. Gelobet denn ein solches zu bauen und der heiligen Mutter Gottes zu weihen.

Das geloben und beschwören wir! — rief freudig die ganze Versammlung mit emporgehobenen Händen. —

Nun denn, — versetzte der Priester feierlich mit noch kräftigerer Stimme, das Crucifix mit gefaltenen Händen emporstreckend; — so sey denn dies Euer Panier, Ihr Ditmarscher! Unter diesem Zeichen werdet Ihr siegen! Das Bild des Erlösers wird die Feinde mit Entsetzen, mit Sanherib's Entsetzen, mit Pharao's Verheerung schlagen. — Ihre Bogensehnen sollen bersten, ihre Schwerter stumpf werden, und mit den Händen, die sie tragen, vor Ermüdung zur Erde sinken. — Ihre große Anzahl soll ihr Verderben werden; sie sollen unter den Pferdehufen, unter den Rädern der eigenen Streitwagen zertreten werden; die Mächte der Tiefe werden sich bewegen und die Wogen des Meeres sie verschlingen. Thränen und Geheul und Händeringen von Kindern und Weibern der Erschlagenen sollen vernommen werden, und das Gerücht von ihrer Verwüstung sich über die ganze Welt verbreiten! —

Ein stürmischer Beifall folgte dieser prophetischen Rede, mit Jauchzen wurde das Crucifix von den Vorstehern des Landes empfangen; da rief eine kräftige Stimme aus dem Freudenlärme heraus: Wer soll das heilige Panier tragen?

Eine tiefe Stille folgte dieser Frage. Nach alter Sitte und der Weise der Vorfahren — nahm Carsten Holm das Wort — geziemt nur dies einer ehrenwerthen Jungfrau — —

Wohl gesprochen, mein Sohn! — fiel der Prediger ein. — Einer reinen und unbefleckten Jungfrau geziemt es, den Sohn der gebenedeiten Jungfrau zu tragen, und ihr ganzes Leben der Keuschheit und dem Dienste des Herrn zu weihen. Welche von Euch jungen Töchtern des Landes will zuerst hervortreten. Obgleich uns die Wahl unter vielen zusteht, soll doch die, welche ein heiliger Beruf treibt, den Vorzug haben.

Niemand gab Antwort; im Gegentheil schien es, als suchten die jungen Mädchen sich unter die Menge zu verbergen; zwar fehlte es ihnen nicht an Muth und hohem Sinne, allein die Liebe hatte sich schon in die meisten Herzen eingeschlichen und ein leises Gefühl von Schuld oder Unwürdigkeit flößte ihnen diesmal mehr Freude als Schrecken ein.

Es würde nur Unzufriedenheit und Neid erwecken, Eine unter den freiwillig Hervortretenden zu wählen, und vielleicht die Würdigste möchte die Bescheidenheit zurückhalten, — nahm Carsten Holm das Wort — besser, daß ein Vater selbst seine Tochter anbietet, oder daß die Vorsteher und das Volk einig werden, wessen Tochter sie mit einer solchen Wahl beehren wollen. — Ich kenne keinen würdigern, — fuhr Holm leise zu den ihm umstehenden Männern fort — als Hans Wollersien in Währden; er ist einer der ältesten und angesehensten Männer im Lande. —

Ja! ja! — riefen nun jene laut: — Hans Wollersien! Was meint Ihr von seiner Tochter Telse! Wollt Ihr ihr die Ehre gönnen?

Ei! ja! Telse! — wiederholten mehrere. — Sie möge es seyn. — Was sagt Ihr dazu, Hans Wollersien?

Ich habe nur eine Tochter, — sagte Hans Wollersien hervortretend — und sie ist Reimer von Wimersstädt's verlobte Braut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus München, im Julius.

[Journalistik und Theater.]

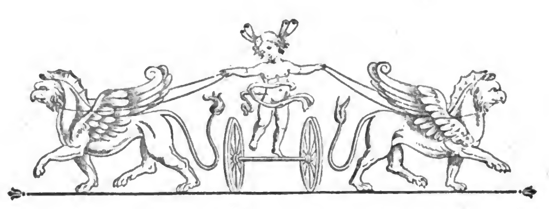
— Es ist eine traurige Erscheinung in Deutschland, daß es so wenig Dramaturgen zählt, denen es um eine wahre Verbesserung der Bühne und ihrer Mitglieder zu thun wäre, und daß die wenigen so selten etwas von sich verlauten lassen, wohl gar ganz abtreten, während der Uebrigen Schwarm entweder aus Schmähsucht, Geldgier oder andern unlautern Beweggründen sich mit Lob und Tadel besudelt. München ist gerade diejenige Stadt unter den deutschen Residenzen, wo Recensionen über Kunst am miserabelsten ausfallen, und zwar nicht aus dem Grunde, daß es hier an Männern fehlte, denen Verstand dafür abging, nein — sondern lediglich daher, weil kein einziges Blatt existirt, in welches etwas einzurücken ein Schriftsteller sich nicht zu schämen oder nicht seinen Ruf zu wagen hätte. Das Journal, das sich aus dem Sumpfe und Moraste jener ephemeren Literatur hervorzuarbeiten suchte, die baiersche Nationalzeitung, ging angeblich aus Mangel an Theilnahme zu Grunde. Zwar ist sie, ein Phönix, wieder erstanden, aber die besten Federn hat der arme Vogel sich verbrannt, und ist so matt geworden, daß er nur drei Mal die Woche zu singen vermag. So wird z. B. statt der frühern Beurtheilungen über die Leistungen des Kunstvereins, die sich bei großer Gediegenheit mit passender Kürze durch Gerechtigkeit und lobenswerthe Schonung auszeichneten, ein so extrahirter Extract gegeben, daß der beabsichtigte Zweck: Anleitung der jüngern und Aufmunterung der ältern Künstler, beinahe ganz verloren geht. — Drei andere Zeitungen, die eigentlich populair seyn möchten, denen aber das Epitheton plebej viel charakteristischer wäre, übergehe ich. Die „baiersche Dorfzeitung“ ist ein recht praktisches Blatt für den Kreis ihrer Leser, der ihr gebührt. Das Tageblättchen, eine alte Jungfer, welche über alles skandalisirt, hat seine Kühnheit, eine kritisirende Theaterbeilage geben zu wollen, durch Eingebung der Unfähigkeit dazu, stark büßen müssen. Die kleine Tagesfliege wird wohl nun merken, daß der, welcher selbst unter der Kritik ist, andere schwerlich kritisiren dürfe. Vorstehende flüchtige Uebersicht, die ohne geringste Parteilichkeit abgefaßt wurde, sollte der Beweis für meine obigen Bemerkungen seyn. Daher ist unter solchen Bedingungen der vortreffliche Zustand der bildenden und malenden Künste allhier nur der großmüthigen Unterstützung durch die Regierung und edle Mäcene zuzuschreiben, und eben so wird der münchner Thalia Ruhm durch die Vorzüge einiger, gegen einseitiges Urtheil durch ihren Ruf geschützten, Mitglieder erhalten. Vor allen glänzt hier Madame Schröder. Noch nie habe ich eine Frau gesehen, der es so wie ihr gelungen wäre, sich mit dem Geiste der Alten zu verständigen, diesem tiefpoetischen Geist, der sich wie eine wandernde Seele in die Werke unserer neuern großern Dichter übergepflanzt hat. Er hat ihren Worten, Mienen, ihrer Haltung jenen edlen altgriechischen Ernst beigesellt, der, durch das wahre Verständniß zur zweiten Natur geworden, ohne alle Affectation und Berechnung erscheint. Wer sie im Verein mit dem bescheidenen Vespermann und dem greisen Eßlair sieht, der wird mit Göthe rufen: „Jung oder alt, was kümmern mich die Jahre, der Geist bleibt jung, nur Schelme sind die Haare.“ — Daß die Intendanz diese vorzüglichen Schauspieler sich zu erhalten sucht und sie angemessen beschäftigt, ist höchst lobenswerth; eben so, daß sie brave Gäste herbeizieht. Dadurch entsteht ein schöner Wettstreit und das Publicum erkennt zugleich den Werth der hiesigen Bühne. Zuerst betrat Herr Lowe aus Wien die Bretter, und er verdient mit Recht den Beifall, der ihm von allen Seiten gezollt wird, selbst in den Rollen, wo er mit Eßlair rivalisirt. Wenn ich zwischen beiden eine Parallele ziehen sollte, so würde sie dahin ausfallen, daß des Letzteren Spiel durch langjähriges Studium sich begründet auf eine klare, durchdachte Auffassung seiner Rolle, gepaart mit der gehörigen Einsicht sowohl in den Plan als in die einzelnen Motiven des Stückes nebst einem hohen ästhetischen Gefühl, während bei Löwe mehr ein feiner Takt vorherrscht, der ihn das Richtige leicht und sicher finden läßt, wie so oft das wahre Genie die Gesetze, nach denen es handeln soll, sich schafft, ohne eigentlich den Grund ihrer Nothwendigkeit einzusehen. — Ihm folgte Wild, der gewiß ein dramatischer Sänger genannt zu werden verdient. Ueber seine einzelnen Rollen zu sprechen, ist hier nicht der Raum, nur muß ich bemerken, daß, während Parterre, erster und zweiter Rang seinen Verdiensten die gebührende Gerechtigkeit widerfahren ließ, der dritte und vierte Rang mehrmals darüber seine Unzufriedenheit zu erkennen gab. Es wäre dies ein Zeichen von lächerlicher und bedauernswürdiger Schwäche, wenn dieser Unwille über das Lob eines andern wirklich das Resultat der getäuschten Erwartung von Baier's, des ersten hiesigen Tenoristen, Künstlerreise nach Wien und dem Norden gewesen seyn sollte. Auch glaube ich kaum, daß, so wie Herrn Baier's Charakter bekannt, derselbe diese unedle kindische Weise seiner Partei, sich zu äußern, billigen werde. — Und nun kein Wort weiter von der Bühne. —

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Pariser Theater-Neuigkeit.]

Wie in Frankreich alles Parteiung ist, so auch der Enthusiasmus für Demoiselle Mars und Madame Dorval, die beiden Sterne der Comédie-Française und der Porte-St.-Martin. Die Herren Dumersan und Alexandre haben aus dieser Parteiuung des Theaterenthusiasmus sich den Stoff entnommen zu einem Vaudeville: „Die Marsisten und die Dorvalisten“, das in den ersten Tagen des Julius auf dem Theater des Variétés mit großem Beifalle gegeben wurde. Das Stück spielt in der Provinz. Zwei ehrsame Bürger sind dem Theater-Parteigeist verfallen, denn diese Spaltung des Interesses zieht sich von Paris aus durch alle Städte des Landes. Man liest überall die pariser Journale, man erhitzt sich über Alles, was in dem Centrum Frankreichs geschieht, man schwärmt auch in der kleinen Winkelstadt einerseits für die Mars, andererseits für die Dorval. Die beiden ehrsamen Bürger haben die Sterne, auf deren Schönheit und Glanz sie schworen, nie gesehen; es geschieht auch blos der Parteiung wegen, daß der Eine für die Mars, der Andere für die Dorval sich todtschlagen ließe. Da schreibt ein Theater-Correspondent aus Paris, daß die große Künstlerin auf dem Wege nach dem Städtchen wäre. Die große Künstlerin! Die ganze Stadt ist in Aufruhr darüber, und jeder der beiden Bürgersleute schwört, es könne nur seine Göttin seyn. Wirklich erscheint im Hotel eine Dame aus Paris. Die Enthusiasten stürzen hin, jeder träumt, sein Stern sey ihm erschienen, bis es sich ergibt, daß die Dame, die etwas Mysteriöses an sich trägt, eine Unglückliche ist, die der Salpetrière entlaufen ist. Toll wie sie ist, läßt sie sich die Huldigungen beider Schwärmer gefallen, für den Einen ist sie die Mars, für den Andern die Dorval, bis zwei Gendarmen sie holen und die Enthusiasten ablösen.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 157. — den 11. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Möge sie sich dem himmlischen Bräutigam verloben! — rief der Priester. — So steht es um ihre Seligkeit, um beider Ruhm, und den Ruhm Eures ganzen Hauses noch besser.

Es geschehe Gottes und des Volkes Wille! — entgegnete der Vater. — Doch müssen wir erst sie fragen, ob sie will und ob sie kann; — ich werde sie keinesweges zwingen, da doch viele eben so würdig sind.

Es gibt nur einen denkbaren Fall, — bemerkte Holm boshaft lächelnd — über welchen das Mädchen selbst entscheiden muß.

Jephta — fiel der Priester ein — war auch ein Richter des Volks, und er gab auch, freilich nicht mit Absicht, dem Herrn seine einzige Tochter hin. Euer Opfer wird ihm um so lieber seyn, als es freiwillig ist.

Nun denn in Gottes Namen, — erwiederte der alte Wollersien. — Gehen wir, das Mädchen zu fragen. —

Außer ihm wurden vier Vorsteher nebst zwei Priestern ernannt, ihm nach Wöhrden zu folgen, und das Crucifix Telsen zu übergeben, falls sie es annehmen wollte. Carsten Holm blieb zurück, um an den weiteren Vorkehrungen zur Vertheidigung des Landes Antheil zu nehmen, unter welchen die wichtigste war, Leute an die Schleusen zu beordern, um im Falle der Noth das niedrige Land unter Wasser setzen zu können.

Hans Wollersien und dessen sechs Begleiter fanden das Mädchen an ihrem Webstuhle. — Sie erbleichte bei der Botschaft, und das Webschiffchen entfiel ihren Händen. — Mit der Beistimmung meines Vaters — erwiederte sie langsam und zögernd — bin ich die verlobte Braut Reimer's von Wimerstädt.

Deiner harret ein größeres Glück, eine höhere Ehre, — entgegnete einer der Priester. — Das Panier des Landes, das heilige Crucifix soll Deinen Händen anvertraut werden. Dein Vater hat schon in Deinem Namen vor dem versammelten Volke zugesagt. Zeige nun, daß Dir Dein Vaterland theurer ist als das eigene unsichere Glück und sinnliche Triebe.

Telse erröthete. Streitende Neigungen kämpften in ihrem Busen, der unruhig wie die Wogen des Meeres sich hob und wieder senkte: die Liebe zog sie zu Reimer, die Ehre zu dem goldflammenden Kreuze, doch siegte noch immer der Drang des Herzens. — Ist es wirklich Euer Wille, Vater? — fragte sie ungewiß.

Mein Wunsch allerdings, — antwortete dieser. — Ich dachte, Du würdest uns zeigen, daß Du eine Wollersien bist, aus einem Geschlechte, dem immer Vaterland und Ehre vor allem theuer gewesen.

Telse senkte die thränenvollen Augen; es war wie ein

Zeichen der Weigerung. Indessen zeigte ihr die Liebe einen Ausweg. — Weiß Reimer darum? — fragte sie, — er hat unser Wort, ohne seine Beistimmung dürfen wir es nicht zurücknehmen.

Reimer war in der Nähe. Das Gerücht von dieser Botschaft hatte seine Füße beflügelt; allein er verweigerte entschlossen seine Beistimmung und nannte dagegen verschiedene ehrenwerthe Mädchen, die, so weit es bekannt war, keinen Bräutigam hatten. — Meinem Vaterlande, — rief er, als man mit allen erdenklichen Gründen in ihn drang — meinem Vaterlande bin ich mein Blut schuldig, und werde ihm, wenn es Noth thut, meine Schuld bis zum letzten Tropfen bezahlen; warum aber sollte ich vor allen andern das, was mir auf der Welt das Theuerste ist, hingeben?

Weil, — erwiederte einer der Priester — weil Du nicht die Vorsteher des Volkes in der Meinung täuschen darfst, daß kein Voigdemann das eigene Glück höher als das seines Landes schätzen würde.

Weil — fiel einer der Vorsteher ein — demjenigen, dem wir eine Fahne anvertraut haben, die noch nie in feindlicher oder feiger Hand gewesen — weil es dem Reimer Vaget von dem alten und unbefleckten Stamme der Voigdemänner geziemt, uns zu zeigen, daß er ein Mann und kein starrsinniger, zärtlich verliebter Knabe ist. —

Weil, — unterbrach ihn der zweite Priester — weil es der Wille des Himmels ist, dem Du Dich nicht ohne Vermessenheit widersetzen kannst!

Der von allen Seiten so heftig bestürmte Jüngling sah sich mit düstern unschlüssigen Blicken um. Als er sie auf die Geliebte richtete, um in den ihrigen zu lesen, schlug sie die Augen nieder und veränderte keinen Zug des bleichen Angesichts.

Du bedenkst Dich, mein Sohn? — nahm nun der alte Vater das Wort, — siehst Du denn nicht ein, daß eine solche Weigerung ein Flecken ist an der angeerbten Ehre unserer beiden Geschlechter.

Den Flecken, — erwiederte der Jüngling stolz — insofern ein solcher wirklich vorhanden ist — werden wir — Ihr wie ich — in Feindesblut auswaschen!

Hast Du gehört, Jungfrau! — rief nun einer der Vorsteher, ein älterer Halbbruder Carsten Holm's. — Ich nenne Dich noch so, trotz jener zweideutigen Zuversicht, weil nur eine unbefleckte Jungfrau das heilige Panier ohne Lästerung berühren darf — beharrst Du aber in Deiner Weigerung, dem Verlangen eines ganzen Volkes Dich zu fügen, so gibst Du nur zu erkennen, daß wir uns in unserer Wahl geirrt haben.

Da siegte das Gefühl der Ehre. Eine tiefe Gluth färbte das schöne Antlitz des Mädchens. Tief verletzt, mit offenen stolzen Blicken, schritt sie von dem Webestuhle gegen die Abgesandten hin. — Ich bin die Eurige, — sprach sie — der himmlischen Jungfrau, die meine Unschuld kennt, will ich von nun an gehören. Lebe wohl, Reimer Vaget! — fuhr sie, ihm die Hand reichend, fort. — Es ist das letzte Mal, daß Ihr diese Hand berührt! Bekennt es laut, daß wir uns immer nur in Zucht und Ehrbarkeit geliebt.

Der Jüngling, den diese unerwartete Wendung stumm gemacht hatte, seufzte ein leises Ja hervor.

So nimm denn für Deine Liebe und Treue meinen Dank, — versetzte sie — und nun, ehrwürdiger Vater! sagt mir jetzt schnell, schnell den Eid vor, den ich ablegen muß.

Reimer ballte seine Faust gegen den Busen und stürzte ins Freie; der alte Wollersien vergoß einige Thränen. Telse wurde in die Kirche geführt, wo das Gelübde ewiger Keuschheit, ewiger Entsagung des süßesten Lebensglückes abgelegt, beschworen und von den feierlichen Ceremonien des Priesters besiegelt wurde: Telse Wollersien war nun die geweihte Braut des Himmels.

Als sie sich des Abends auf das einsame, früher zum Brautbette bestimmte Lager warf, das niemals mit dem geliebten Bräutigam getheilt werden durfte — ach! welche ganz andere Empfindungen füllten jetzt das unschuldige Herz, als einige Nächte früher, da sie sich der Umarmung des Geliebten entrissen und sich den Träumen von einer Wonne der Zukunft hingegeben hatte.

Und der düster zurückkehrende Jüngling! — auch ihm war die schönste Hoffnung des Lebens wie ein flüchtiger Jugendtraum verschwunden, nur Eins blieb ihm übrig, seinen Schmerz im Blute des Feindes zu ertränken. Wehe denen, die dem jungen blutdürstigen Leuen begegnen werden!

Die Fürsten folgten wirklich dem von dem Ditmarscher, sey es nur im Ernst oder aus Schlauheit, vorgeschlagenen Wege, gerade auf Meldorp. — Es ging fröhlich wie zum Tanze, und mit Tanz, Musik und Gesang begann der Krieg. In den südlichen Dörfern und Flecken war Alles, was sich retten konnte, geflüchtet; die Häuser waren leer; in Windbergen aber kam der Vortrab uneingeladen zu einem Festgelage, wo ein Theil der sorglosen Einwohner sich bei einer Hochzeit belustigte.

Als der Vortrab in der stillen Nacht sich dem Flecken näherte, vernahm man schon in weiter Entfernung die Musik. — Es wurde still gehalten, gelauscht, weiter fortgeschritten, Späher ausgeschickt, welche den Flecken umgingen, und sich bald überzeugten, daß alle Häuser, eins ausgenommen, verlassen waren. — Die Bewohner desselben, obgleich sie schon, so wie die übrigen, den größten Theil ihrer Habe fortgeschafft, hatten jedoch aus einem unglücklichen Uebermuthe die schon bestimmte Feier nicht verschieben wollen. Dieser Troz kam ihnen und den wenigen Gästen, die kühn genug gewesen, der Einladung zu folgen, theuer zu stehen. Als die Späher mit ihrem Berichte zurückgekehrt waren, wurde das Haus bald von allen Seiten umringt. — Die tollkühnen und fahrlosen Hochzeitsleute wußten noch von nichts als die Thür aufsprang und die Lanzenknechte in den Saal stürzten. An Gegenwehr und Flucht war nicht zu denken. — Wehrlos wurden alle Männer ermordet; nur die Spielleute nebst den jungen Weibern wurden anfangs verschont. Diese wurden bei dem Anblicke ihrer in wenigen Minuten ermordeten, oder blutig verstümmelten Gatten, Verlobten und Verwandten, von einem versteinernden Entsetzen ergriffen und kehrten erst zu einer noch schaudervolleren Besinnung zurück, als die gemeinen Krieger nach verübtem Morde, während die Leichen von ihren Gefährten hinausgeschleppt wurden, sie zum Tanze hervorzogen, und den zitternden Musikanten geboten, aufzuspielen. Die zitternden grellen Töne der Geigen, mit dem wilden Brüllen der Soldaten und dem Jammergeschrei der Weiber vermischt, gaben eine wahre Höllenmusik. — Der würdige Führer dieser Ungeheuer hatte sich der Braut bemächtigt und drehte sich mit ihr in wilden wollüstigen Schwingungen herum. Die Unglückliche, vor kurzem in dem Arme des Geliebten dem süßen Rausche der Liebe hingegeben, jezt Witwe, der Gewalt eines Unmenschen bloßgestellt, fühlte sich auf einmal von dem Muthe der Verzweiflung und dem bittersüßen Gefühle der Rache beseelt: sie versezte dem im Blute strauchelnden Schufte einen so gewaltigen Stoß vor die Brust, daß er rücklings zur Erde stürzte; und so wie er fiel, ergriff sie eine der hingestellten Partisanen und bohrte sie tief in seine Seite. — Mit einem einzigen Schmerzensschrei lag der Krieger todt am Boden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Langbein's sämmtliche Schriften.

Die Berliner wollen für den alten todten Jocosus Beiträge zu einem Denkmale sammeln. Es soll nicht blos Familiensache seyn, als solche wäre es ehrenwerth, denn Langbein war ein guter lieber Mann. Es soll Nationalsache werden, wie die Berliner wollen, und der Aufforderung zufolge habe ich mich bereit erklärt, zu sammeln. Allein ich fürchte, es findet sich nichts. Du gutes Deutschland bist notorisch arm. „Hast keine Augen im Kopfe, kein Geld im Beutel? Steht's so mit Dir?" sagt Lear, der greise Lear. Mich dünkt, daß passendste Denkmal für Langbein ist die in Stuttgart bei Scheible in dreißig Bänden erscheinende Originalausgabe seiner sämmtlichen Schriften, an die er selbst noch die lezte Hand gelegt hat. Der erste Band davon, Gedichte enthaltend, ist bereits in zwei Duodezheften erschienen, ein guter Stahlstich gibt uns des Autors ziemlich getroffenes Profil, ein zweiter eine Scene aus einem Gedichte. Jeden Band soll fortgesezt ein Stahlstich begleiten. Jedes Heft, deren zwei einen Band machen, kostet 6 gGr. In den vorliegenden findet man gleich den beliebten „Vatermörder", „das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel", auch den „Gesang für gute Menschen", ein seltsam sanguinisches Lobgedicht auf die Tugend, das des alten Langbein sonstige Späßchen so ziemlich wieder zu Wasser machen. Wenn ich mir Langbein's lyrische Muse personificiren will, muß ich immer an Fallstaff's Dortchen Lakenreißer denken. Dortchen Lakenreißer ist Langbein's Muse von Kopf zu Fuß. Und wenn eine solche Dame von Tugend spricht, so geschieht es vielleicht immer mit einem komischen Beigeschmacke von wehmüthiger Sentimentalität. Langbein's Gedichte werden schon um deswillen in Deutschland nicht ganz vergessen werden, weil sie in abstracto die Tugend predigen und in concreto die scurrilsten Geschichten, die das Gegentheil preisen, mit möglichster Wohlschmeckerei auftischen. Es ist gerade so mit vielen guten Deutschen, die gern prüde Bücher lesen, deren Weisheit in praxi ihnen keineswegs mundet. Es gehört so das zu den deutschen Absonderlichkeiten. Und wenn der Deutsche sich seine spaßhaften Antiquitäten, zu denen Langbein's Gedichte gehören, nicht nehmen läßt, sollte er sich dieselben auch kaufen. So ein melancholisch sentimentales Lied über die Tugend, wie es das zweite Heft bietet, ist schon allein 6 gGr. unter Brüdern werth. Es macht heut zu Tage keiner mehr dergleichen. Wohlfeil sind tugendhafte Lieder keineswegs geworden, vielmehr enorm theuer, man bezahlt gegenwärtig so ein Lied mit einem mephistophelischen Gelächter. K.

Correspondenz.

Aus München. (Fortsetz.)

[Unser Correspondent ist ein Vertheidiger der Klöster!]

Die Nachricht von jener bedeutenden Pulverexplosion ist Ihnen durch die Allgemeine mitgetheilt worden. Es war ein erschütternder Anblick, so von allen Seiten her die halbzerrissenen, halbverbrannten Gebeine herbeitragen zu sehen. Das Feld war nach zwei Seiten hin so dicht mit Ziegelsteinen bedeckt, als wenn man sie darauf gesäet hätte. Der Thurm stand auf dem sogenannten Kugelfange, eine kleine Stunde von der innern Stadt, und ein Glück war es, daß die vernichtende Kraft sich mehr seitwärts der Stadt gewendet, sonst würde trotz des Kiesbodens, der den Stoß schwächte, der schönere Theil Münchens, mit Glyptothek und Pinakothek in Trümmer gestürzt seyn. Man hat gegen acht Meilen weit einen erdbebenartigen Stoß gefühlt, und an heben Orten über drei Stunden weit, z. B. in Freising, Grünwald wurden noch Fenster zerschmettert. Ein Soldat, welcher die Wacht am Laboratorium kaum 10 Minuten von der unheilvollen Stelle hatte, sah plötzlich den Pulverthurm sich heben, war aber auch im nächsten Augenblick schon zu Boden geworfen, und als er sich wieder aufraffte, sah er rings um sich zerplatzende Bombenkugeln, Granaten und Raqueten; trotz der Gefahr, wenn eins dieser Geschosse das Laboratorium anzündete, blieb er ruhig auf seinem Posten bis zur Ablösung. Unbeschreiblich würde das Unglück gewesen seyn, hätte sich statt dieses Magazines jenes in Grünwald entzündet, wo 4000 Centner Pulver in unterirdischen Gewölben liegen. Das Isarthal wäre dort zusammengestürzt; und alle umliegenden Ortschaften, so wie ein Theil Münchens, waren dem Untergange geweiht. Ist jener Stanislaus Schmitt wirklich Verfasser des gefundenen Briefes, und also Urheber des Unglücks, so wird auch die Aussage eines Subalternofficiers wahrscheinlich, daß Schmitt bei seiner letzten Stationirung in Grünwald sein Vorhaben auszuführen versucht, und nur durch besondere Abneigung jenes Subaltern, der ihn, den schon in die Gewölbe, wo frisch gefüllte Patronen lagen, Hinabgestiegenen, mit Strenge zurückberief, ward es verhindert. Die Katastrophe hat mittelbar noch mehr unglückliche Folgen gehabt. So z. B. verunglückten Personen beim Einhängen der restaurirten Fenster; ein Diener des Grafen N. stürzte aus dem dritten Stocke und brach den Hals. Allgemeine Theilnahme finden die Hinterlassenen der armen Schlachtopfer, und die Königin Mutter hat sich namentlich recht edel der Witwe und fünf Waisen des Oberkanonier Dahler angenommen. —

München ist überhaupt jetzt sehr heimgesucht worden, denn außer diesen und andern Unglücksfällen ist auch der Tod des jungen Leuchtenberg hier besonders schmerzlich gefühlt. Diesen Winter, als der liebenswürdige Prinz noch Theil nahm an einer Hofschlittenfahrt, ahnte Niemand, daß diese frische Jugendgestalt sobald ein Raub des Todes werden konnte. Nur nach und nach soll man es gewagt haben, die Fürstin Mutter mit dem traurigen Ereignisse bekannt zu machen. — Von der Vermählung des zweiten Prinzen von Leuchtenberg mit Maria da Gloria hört man hier nichts, vielmehr beabsichtigt dieser eine Reise nach Schweden zu seiner dort verheiratheten Schwester.

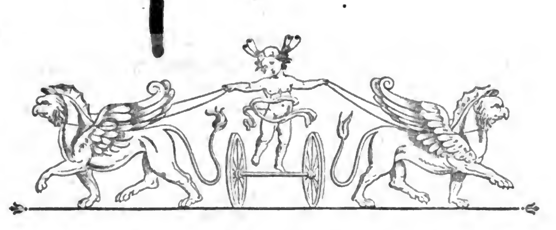
Ein neues Gebäude wird in der ersten Straße Münchens, in der Ludwigstraße, entstehen, angemessen denen, welche schon jetzt Baierns Könige zum unvergänglichen Ruhme gereichen, es ist das projectirte neue Universitätsgebäude, indem das jetzige Local, das ehemalige Jesuitercollegium, nur ein provisorisches und zwar der Akademie der Künste und Wissenschaften gehöriges ist. Es ist der Plan, mit dem neuen Gebäude ein eignes Klinicum (bisher das allgemeine Krankenhaus) und einen botanischen Garten zu verbinden. Der Glyptothek gegenüber wird sich eine Benedictinerabtei erheben, da sich Baiern durch das Concordat zur Einsetzung einer bestimmten Anzahl Klöster verbunden hat. Ob diese freilich ihre frühere Glanzperiode wieder erleben werden, steht sehr zu erwarten. — Die unbedingte Aufhebung der Orden fängt man an, hier auf eine sehr nachtheilige Weise zu spüren. Es ist so zu sagen das Kind mit dem Bad ausgeschüttet worden. Die Klostergüter wurden größtentheils mehr dem Staat zum Schaden veräußert. Reiche brachten dieselben um geringe Summen an sich, veräußerten sie dann einzeln um gute Preise, und so gingen sie in die dritte und vierte Hand. Die letzten Käufer konnten nichts mehr gewinnen, ja mehrere sind darüber zu Grunde gerichtet worden. Die prachtvollen Wohngebäude der Mönche können wegen der Kostspieligkeit nicht im baulichen Stande erhalten werden und müssen bald als Ruinen dastehen. Hätte man statt dessen mit den Orden eine strengere Revision vorgenommen, ihre Lasten und Abgaben mit denen der Weltleute gleich gemacht und diejenigen Verbrüderungen aufgehoben, welche zu den sogenannten Bettelorden sich zählen und die in der That für das Land schädlich waren, so würde man diese Stiftungen auf das, was sie seyn sollten, zurückgeführt haben, nämlich: ein Asyl für das Unglück, der Betriebsamkeit eine Quelle des Erwerbes, für die Armuth eine milde Hand, der Wissenschaften Hort und Stütze. Man betrachte nur jenes Schäftlarn, Benedictbeuern, Tegernsee — abgeschieden von der Welt, inmitten jener großartigen Alpennatur, besäet mit überschwenglichen Reizen einer reichen Vegetation, wo konnte dem für Forschung entflammten Geist sich ein günstigerer Wohnsitz darbieten? —

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Besuche, Briefe, Beiträge.]

Von Besuchen, die mir von Durchreisenden in letzten Tagen geworden, wäre manches Erfreuliche und manches Spaßhafte mitzutheilen. Von sehr erfreulicher Art war die Erscheinung des Hrn. Louis Lax aus Aachen, der zur Mitwirkung zu dieser Zeitschrift seine lebhafte Bereitwilligkeit an den Tag legte. Der Besuch eines andern Mannes aus dem Norden mag hier nicht weiter berührt werden; es möchte sich schwarz auf weiß seltsam ausnehmen, wenn die Welt erfährt, dieser Herr habe mir seine Theilnahme bezeigt, mir die Hand gedrückt, mich geküßt. Er war ohne Orden bei mir, also incognito, da der Orden mit zu diesem Mann gehört. So nahm ich auch seinen Kuß incognito hin. — Hr. Ludwig Rellstab, der durch Thüringen eine Reise nach Belgien und Holland macht, beschenkte mich bei seiner Durchreise mit einer tüchtigen Novelle aus der venetianischen Geschichte, die ich den Lesern nicht lange vorenthalten darf. — Dem anonymen Briefsteller in Berlin, der mir in Bezug auf Nr. 107. dieser Blätter über den Grafen Blankensee und dessen „Nachlaß eines Geschiedenen" beipflichtende und interessante Mittheilungen gemacht, statte ich hier meinen herzlichen Dank ab und bitte um seine fernere, mir so ehrenvolle Theilnahme. Von Frau Betina v. Arnim steht ein Beitrag für uns zu hoffen. Fanny Tarnow verspricht Briefe von Therese Huber. Vom Hofrath Amadeus Wendt in Göttingen liegen Reiseberichte zum Abdrucke bereit. Desgleichen Literaturbriefe von Dr. Carové in Frankfurt a. M.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 158. — den 13. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Merkwürdiger Brief an den Dichter Johann Heinrich Voß *).

...., 25. Mai 1811.

Ew. Hochedelgebohren feines Ehrgefühl, in dessen Besitze Sie sind, läßt mich hoffen, daß ich keine Fehlbitte thue, wenn ich so frei bin, zu bitten, Sie möchten mir zu der Vermählungsfeier meiner Prinzessin Tochter ein Hochzeitscarmen machen. Diese meine Prinzessin Tochter sowohl als ihr Hr. Bräutigam des Fürsten ——— Durchlaucht sind ausnehmende Verehrer der Poesie, und vorzüglich derer, so Ew. Hochedelgebohren produciren.

Ich habe von manchen Kennern in diesem Fache gehört, daß Ew. Hochedelgebohren vorzügliche Force in ungereimter Poesie haben sollen, und mir mehrmalen nach der Tafel von meinen Prinzessinnen Töchtern davon einige Proben vortragen lassen, so wie auch von Dero gereimten Poesien, und ich kann die Ehre haben, Ew. Hochedelgebohren zu versichern, daß mir beides ungemein convenirt hat, doch scheint mir zu diesem Zweck das Gereimte besser zu fließen und mehr geeignet, eine Gesellschaft aufzuheitern. Ein wenig schalkhaft dürfte es unmaßgeblich immer ausfallen, wenn nur dabei, wie ich von Ew. Hochedelgebohren versichert bin, die gehörige Delikatesse an sich gehalten wird. Ich meines Theils werde nicht ermangeln, ein Produkt eines Geistes, welches nicht anderst als schön ausfallen kann, mit gehöriger Eleganz auf weißen Atlas drucken zu lassen, und bitte auf dieses Vermählungsfest, wo ich auf dem Schloßberge eine Fête zu geben gedenke, uns das Vergnügen Ihrer Gegenwart nicht zu entziehen.

Sollten Sie allenfalls vorziehen, Ihren Namen bei dieses Geistesprodukt nicht vordrucken zu lassen, so hängt dieses völlig von Ihro eignen Willkür ab, doch muß ich bemerken, daß ich sowohl als meine fürstl. Familie es uns zur Ehre schätzen werden, Ihren Namen bei dieser Gelegenheit vordrucken zu lassen. Unter der ungeheuchelten Versicherung meiner Gnade und Gewogenheit verharre ich

Ew. Hochedelgebohren

wohlaffektionirter

— — — —

*) Bei Mittheilung dieser Curiosität, die wir aus der Hand eines hochverehrten Mannes erhalten und buchstäblich (nur muß der Name des fürstlichen Briefstellers leider hier verschwiegen bleiben) zum Abdruck bringen, sey vor allen Dingen auf die Jahresangabe hingewiesen. Man könnte allerdings verführt werden, diesen wohlaffectionirten Cabinetsstyl mindestens um einige Jahrzehende in das vorige Jahrhundert hinaufzurücken; allein das Datum ist sicher. Dies macht diese Rarität zu einem unschätzbaren Beitrage zur Geschichte deutscher Gesittung. D. R.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

So schnell war dieses geschehen, daß ihr Zeit blieb, noch einen zweiten und dritten niederzustoßen und ihre Gefährtinnen mit lauter Stimme aufzufordern, ihrem Bei-

spiele zu folgen, die Erschlagenen zu rächen und Leben und Ehre theuer zu verkaufen.

Nur das Letztere geschah. Die Krieger, über den Tod des Führers und der Gefährten von weiblicher Hand erbittert, hieben nun schnell diejenigen nieder, von deren Leben sie sich noch so manche Gunst versprochen hatten.

So war das Ende des Gelages und der Anfang des Krieges. Diese empörende, von dem Vortrabe der Garde verübte Unthat war das Vorspiel des großen Todestanzes auf Hemmingstädts Fluren.

Diese Ungeheuer — ein Schwarm von Miethlingen, der Abschaum aller europäischen Völker, — in deren Brust der letzte Funken menschlichen Gefühls längst verloschen war, verbrachten den Rest der Nacht unter lautem Jubel, das Hochzeitshaus ertönte von deutschen, französischen, spanischen und italienischen Gesängen, oder vielmehr Zoten beim Spiel und Trunk. Dann stellten sie an der Giebelseite des Hauses die Leichen der ermordeten Weiber in einer Reihe auf, und in deren Mitte die Braut mit ihrem blutbetünchten Kranze um die todte bleiche Stirn. Mit Tagesanbruch zogen sie mit dem nachrückenden Heere weiter zum Sengen und Brennen.

Es war ein stiller Wintermorgen. Der Himmel trug die Farbe der Treue und der Liebe, die Erde die der Unschuld. An dem hellblauen Gewölbe der Luft funkelten noch einzelne Sterne; der Mond hing bleich im Westen; der östliche, purpurroth umzogene Horizont verkündete durch eine goldgestreifte Glorie den nahen Aufgang der Sonne, bei deren ersten Strahlen die in Eisen gekleideten Kämpferreihen sich durch den unglücklichen Ort bewegten. — Die Straße zog sich dicht an dem Hochzeitshause vorüber. Die Leichen der ermordeten Gäste lagen in dem blutbesprengten Schnee vor den Stufen der Thür, und hinter ihnen die Wand entlang saßen die weiblichen Todten in ihrem zerrissenen und besudelten Hochzeitsstaate. — Die Garde zog spottend an ihnen vorüber; mit lustigen Kriegsgesängen folgten die Dänen und die Holsteiner, welche die Erschlagenen kaum eines flüchtigen Hinblicks würdigten. — Als die fürstlichen Brüder, neben einander reitend, gerade vor dem Hause angelangt waren, erhob sich ein halbtodter wieder erwachender Ditmarscher, die Hände auf die Brust eines gestorbenen Gefährten stützend; geronnenes Blut färbte sein weißes Haar, rothe Wunden bedeckten sein todtenbleiches Gesicht. So richtete er sich auf und warf seine wahnsinnigen Blicke auf die Vorüberziehenden. Ihre Gäule entsetzten sich und blieben schnaubend stehen; gegen ihren Willen mußten die Brüder die Anrede des sterbenden Greises anhören. Einen fürchterlichen prophetischen Fluch rief der Greis über die Thäter. Plötzlich aber sank er todt zurück; ein Pfeil traf seine Brust, einer der Reiter hatte gut sein Ziel getroffen. Dann ging der Zug weiter und am Todtenhause vorüber.

Ein trauriger Anblick! — seufzte der König, als er vorbei ritt. — Diesen gemißhandelten Greis, diese so erbärmlich gemordeten Weiber werde ich nie vergessen. — Es dünkt mich, als sitzen sie da wie Richter am jüngsten Tage! Dieser Krieg nimmt einen traurigen Anfang. Es reut mich fast, diese Garde in unsern Dienst genommen zu haben, es sind nicht Menschen, es sind Teufel!

Darum mögen sie auch die Enfans perdus des Heeres seyn, — erwiederte der Herzog — der erste Stoß wird sie treffen und der Ditmarscher seinen Tollmuth an ihnen kühlen. Vermag die Wuth eines wahnsinnigen Greises Euch, mein Herr Bruder, aus Eurer guten Laune zu bringen, so wäre es besser, Ihr wäret nie in diese Räuberhöhle gezogen.

Das Land zu gewinnen, nicht zu verheeren, sind wir hergekommen, — entgegnete der König mit einem Blicke des Vorwurfs. — Wir brauchen keine Mordbrenner, sie bringen nur die Einwohner zur Verzweiflung. —

Lieber Bruder! — versetzte der Herzog. — Wir sind bald am Ende. Sobald Meldorp genommen ist, wird das ganze Land uns zu Füßen fallen; bei der Theilung der Beute aber wird es übel hergehen, denn diese Raubbienen sind unersättlich; allein fünfundzwanzig tausend gegen fünftausend, wenn ihre Anzahl nicht vorher vermindert wird, sind hinreichend, sie im Zaume zu halten.

Kanonenschüsse unterbrachen das Gespräch. Die Garde hatte den Angriff auf Meldorp begonnen.

Diese Stadt wurde ziemlich unvorbereitet überrumpelt, wenigstens hatte man dort nicht davon geträumt, von einer so ansehnlichen Macht angefallen zu werden. Die Miethstruppen, ungefähr hundert Mann, riethen beim Anblick des ungeheuren Heeres den Einwohnern zur Flucht, und gingen selbst beim ersten Schusse zum Feinde über. Jene aber, statt dem Beispiele der Fremden zu folgen, beharrten noch fester in ihrem Entschlusse, bis zum Aeußersten zu streiten, und nur über ihre Leichen die Feinde in die Stadt dringen zu lassen. — Und wiewohl die Vertheidigung wild und verzweifelt war, schwankten sie nicht in ihrem kühnen Entschlusse; sicher und schnell schossen sie zuerst mit den Stücken und brachten große Löcher in der Fronte der Garde hervor; dann warfen sie Pfeile und wehrten sich zuletzt mit ihren langen Spießen, der Lieblingswaffe der Ditmarscher, Mann gegen

Mann im Thore. Den Lanzenknechten wurde es ein blutiger Weg und theuer mußte der Eingang erkauft werden. So viel wurde doch durch die Selbstaufopferung der Vertheidiger gewonnen, daß der größte Theil der Wehrlosen Zeit erhielt, sich aus der entgegengesetzten Seite der Stadt zu retten; wozu freilich Carsten Holm viel beitrug. Dieser war, so wie bestimmt wurde, mit ein paar hundert Mann der Stadt zu Hülfe geeilt und bei dem ersten Lärme begab er sich mit seinen Leuten nach der Südseite des Ortes. Bei dem Anblicke der langen Reihe von Fußvolk und Reitern, die bis an das jetzt angezündete und brennende Windbergen reichte, rief er aus: Der Feind hat uns getäuscht! fällt er uns doch hier mit seiner ganzen Stärke an, statt über Hamme zu ziehen; ihm zu widerstehen, ist unmöglich; mögen wir ihn nur so lange zurückhalten, bis Greise, Weiber und Kinder sich durch die Flucht nordwärts retten können. Um diesen Zweck zu erreichen, ist es ohne Nutzen, daß wir alle geopfert werden; nur ein Theil mag den Fliehenden beistehen. Wählt nun, Ihr Meldorper, was Ihr selbst wollt. Ich mit den Meinen bin zum Bleiben oder Gehen gleich bereit.

Habt Dank für Euren guten Willen, — erwiederte ein Greis; — aber nie soll es gesagt werden, daß wir Meldorper unserm Neste entflohen und dessen Vertheidigung Andern überließen. Eilt und rettet was Ihr könnt.

Nun stürzte Carsten Holm mit seinen Nordmarschern in das Innere des Orts zurück, trieb die Zögernden aus den Häusern und half die kleinen Kinder retten. Viele aber hinderte Krankheit oder Alter zu folgen, viele Greise wollten nicht ihren Geburtsort verlassen, und eine Menge Weiber waffneten sich, um an der Seite ihrer Gatten zu streiten, und mit ihnen zu fallen.

Die Entfliehenden theilten sich in zwei Haufen, wovon ein jeder einen verschiedenen Weg zog. Die Bedeckung theilte sich, und Holm mit seiner Bedeckung schlug den Weg nach Hemmingstädt ein. Sie entkamen alle, der Führer ausgenommen. — Er war der Letzte auf der Flucht gewesen: wo er geblieben, wußte Niemand, bis die Trauerbotschaft anlangte, er sey gefangen genommen und in das eroberte Meldorp eingebracht.

Die Stadt wurde mit Sturm genommen; Veranlassung genug für die Garde, ihrer Grausamkeit den Zügel schießen zu lassen. Alles, was Leben hatte, mußte sterben, und das Leblose zerstört werden, nur die Häuser verschonte man, um sein selbst willen, weil es die Strenge des Winters gebot. Obgleich dies von dem Vortrabe mit solcher Eile vollbracht wurde, daß dem Hauptheere nichts übrig gelassen war, mußten hier die fürstlichen Brüder Zeuge eines nicht weniger empörenden Kriegsauftrittes, als jener in Windsbergen war, werden. Ein halberwachsenes Mädchen, dem es wahrscheinlich bisher gelungen war, sich zu verbergen, suchte mit einem kleinen Kinde auf dem Arme einem sie verfolgenden Lanzenknechte zu entfliehen. Da sie die Unmöglichkeit vor sich sah, wandte sie sich um und hielt das Kind wie einen Schild gegen den Verfolger hin. Während jenes lächelnd die kleinen Hände nach dem blanken Helm ausstreckte, spaltete der Barbar dessen Kopf. Zwar schoß der Herzog den Unmenschen nieder und rettete das Mädchen; weiter aber geschah nichts, der auf vielen Seiten verübten Grausamkeit wurde weiter nicht gesteuert. Finster und schweigend ritten der König und der Herzog durch das düstere Thor des Franciscaner-Klosters. — Auch der Himmel war finster und bedeckt, und deutlich wurde in der Ferne das hohle Dröhnen des Westmeeres, ein Vorbote der Veränderung von Wind und Wetter, vernommen. Während die fürstlichen Brüder in dem großen Refectorium auf und nieder gingen, blieb der König oft lauschend stehen. — Was ist das für ein Geräusch, das ich in der Ferne höre? —

Das Westmeer, — erwiederte der Herzog. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreisylbige Charade.

An meine Freundin.

Der flüchtige Gedank' enteilt so gerne,
Und sehnend schweift mein Blick der Weite zu:
Da bringt, nach langem Harren, aus der Ferne
Die Erste endlich mir des Herzens Ruh,
Gibt traulich plaudernd mir aus Deinem Munde
Die heiß und längst ersehnte liebe Kunde.

Was nur das Leben schuf, was ihm entkeimt,
Muß stets den beiden Letzten unterliegen;
Nur Deine Liebe, theure Freundin, wollte
Dieselben, treu beharrlich, stets besiegen!
Die Mächt'gen — darf ich Deinen Worten glauben! —
Sie könnten nie mir Deine Neigung rauben?

Laß uns, zur Bürgschaft gegenseit'ger Treue,
Das Ganze lebhaft zwischen uns erhalten;
Dann wollen wir den beiden Letzten trotzen,
Freundschaft und Liebe wird dann nie erkalten,
Und jede Erste wird sie neu beleben,
Bei jeder Ersten mich Dein Bild umschweben.

Fanny Gumpel.

Correspondenz.

Aus Athen.

[Eine Spazierfahrt nach Aegina.]

I.

Ich weiß nicht mehr, welcher griechische Schöngeist, als man ihn um seine Meinung in Bezug auf die atheniensischen Philosophen fragte, die Antwort gab: „ich verehre den Sokrates, ich bewundere den Diogenes, und ich liebe den Aristipp". Daran liegt aber nichts. Ich wollte Ihnen blos sagen, daß mir's ungefähr eben so ergeht mit den berühmten Frauen der alten Perikleischen Zeit. Mögen die Plutarche, Xenophon's und Aristophanes schreiben, was sie wollen, und unsre modernen Nachkläffer obendrein, die Aspasia bleibt mir verehrungswürdig, die Laïs bewundernswerth und die Phryne, ja dieselbe Phryne, die einmal zu Eleusis nackt ins Meer stieg und vom Volk als die der Fluth entstiegene Venus angebetet wurde — sie bleibt mir liebenswürdig.

Aristipp wollte das Leben mit Vernunft und Weisheit angenehm genießen, er wollte glücklich seyn, weil er weise war. Das wollte auch Laïs, seine unabhängige Geliebte. Sie war nicht liederlich, sie war nur aufgeklärt, simonisiisch, freisinnig, tolerant. Es gehörte ein großstädtischeres Volk dazu, als die damaligen Griechen waren, um ihren Charakter zu verstehen.

Nach meiner Meinung kann ein geistreiches und schönes Weib nicht der bösen Kritik des Publicums entgehen. Sie hat außer allen pöbelhaften Frauen auch die Zungen derjenigen Männer zu Feinden, die sie nicht lieben mochte.

Nichts mehr davon. Sie sollen blos durch diesen Introitus erfahren, daß es nicht die Säulen des alten Tempels oder die drei Statuen und Baufragmente, oder die griechische Lancasterschule der Insel war, die mich zu Schiffe trieb. Dorische Tempel und Homerische Götter sind hier so gemein als Brombeeren; ich hatte Tags vorher bei einem sentimentalen Gentleman, der hierher kam wie die Lady Stanhope nach Syrien, blos um die Engländer zu fliehen, eine dicke Abhandlung über Sybaris, Elea, Cyrene, Samos und Milet gelesen und darin unter andern gefunden, daß meine angebetete sicilianisch-ionische Philosophin, Anadyomene-Laïs, zur Zeit auf Aegina gewohnt und in ihrem Hause zugleich mit Sokrates über das höchste Wesen und mit Alcibiades über die Kunst, eine Schlacht zu gewinnen, Disputatorien gehalten habe. Das reizte, entzückte, begeisterte mich. Ich miethete einen Esel im neuen baierischen Prytaneum und trabte dem Piräeus zu, um günstigen Wind zu suchen.

Ich war ganz allein, blos die Wolken des Aristophanes hatte ich in der Tasche, um sie, falls es regnete, auf dem Eiland der Liebe zu lesen. Der französische Kellner des Gasthofes hatte sie mit einer Scheibe triester Schinken und vier Salamiwürsten eingebunden.

Als ich am Sanitätshause ankam, war eben ein Paketboot von Livorno gelandet, das deutsche und welsche Passagiere am Bord hatte, und mir wurde das Vergnügen, zu sehen, wie sich die sentimentalen guten Landsleute ob des herzerbebenden Anblicks der classischen Erde freuten. Einer davon war ein Stück Poet oder Baumeister, ein Mann nach meinem Herzen, der mir bei Seite auf unverständliches barbarisches Deutsch sagte: „Wenn ich mich nicht schämte vor den griechischen Jacken und Rothmützen, ich würde auf die Knie fallen und den Staub küssen. Sie sehen, die Menschen wissen nicht, daß hier das Thor der Welt war, und daß Alles, was Groß und Schön heißt, daraus hervorkam, um auf diesem blauen Meere der Nachwelt zuzuschwimmen."

„Wie heißen Sie?" fragte ich.

„Ich bin ein Dilettant und pfusche allen Künsten ins Handwerk. Meine Augen sind blau, mein Haar blond, aber meine Sinne und mein Charakter haben nichts von einem Lande allein. Ich bin ausgegangen, um wie Diogenes von Sinope Menschen zu suchen, sey es auch unter den Barbaren der Wüste."

„Sie thaten Recht. Die Barbaren ehren den inneren Menschen und nehmen nur den äußern in Beschlag. Wollen Sie jetzt hinüber in Theseus' Stadt."

„Es gelüstet mich nach der Akropolis."

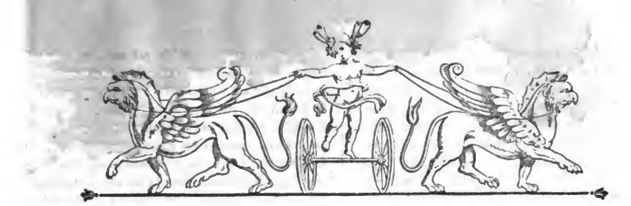
„Ich mache Ihnen den Vorschlag, sich den Genuß und die Ueberraschung bis Morgen zu versparen und mit mir nach Aegina zu segeln. Aeolus sendet uns vielleicht nicht bald wieder so gefällige Winde." (D. F. f.)

Aus München. (Beschluß.)

[Vertheidigung des Benedictinerordens!]

Norddeutschland vernichtete zur Zeit der Reformation das Mönchthum, aber nicht um seine Güter zu zersplittern und einzelnen Privaten zu überlassen, sondern um sie für die Gründung weltberühmter Schulen zu benutzen. Der Protestantismus war genöthigt, Institute, welche ihm höchst feindselig gegenüberstanden, zu vernichten. Er that es; aber wohl erkennend, was die Klöster für Bildung gewesen, ersetzte er dies durch eine noch nützlichere Einrichtung. Spanien und Portugal sollten den Wink, welchen jene alte Zeit uns giebt, nicht unbenutzt lassen. Hier in Baiern empfindet man recht deutlich die Folgen, welche vorschnelle Schritte herbeigeführt haben, und Deputationen und Bittschriften von mehreren Seiten des Landes um Herstellung von Mönchsklöstern sind hierzu ein Beweis. Ohne Furcht, den Vorwurf der Bigotterie mir zuzuziehen, behaupte ich, daß der Benedictinerorden eine Wohlthat für die katholischen Länder war. Die Blätter seiner Annalen sind leer von Erzählungen dunkler Umtriebe, Sucht nach weltlicher Oberherrschaft, Beförderung des Aberglaubens. — Ich glaube, diese Vertheidigung dem Orden um so mehr schuldig zu seyn, da ich als Fremder am Besten weiß, wie nachtheilig man im Auslande von seiner Wiedereinsetzung geurtheilt hat. Unparteiisch habe ich beide Theile gehört und billigende Gutachten von Männern darüber vernommen, die Protestanten nichts weniger als zu den Frömmlern, vielmehr zu den Freigeistern rechnen würden. —

Die höchsten Herrschaften, so wie die Welt von gutem Ton haben die hiesige Metropole bereits verlassen, um Erholung und Langeweile in den Bädern zu suchen, die sich auch in diesem Jahre eines großen Zuspruches erfreuen, wie Nachrichten aus Kissingen, Kreuth u. s. w. berichten. Im Ersteren sorgt ein besonders dazu ernannter Vergnügungsmeister für Bequemlichkeiten und Freuden aller Art. Er hat sogar, wie Fama sagt, über einen kleinen ausgetrockneten Bach einen Steg anlegen lassen, der täuschend zwei und mehr Personen den Uebergang zu gewähren scheint. Drei Damen, in höchstwichtigem Gespräch begriffen, wie Damen meist in Badeörtern angelegentliche Sachen zu verhandeln haben, ließen sich hintergehen, betraten zugleich das verrätherische Bret, und rechts und links mußte eine der Schönen einen kleinen salto mortale auf den Kiesboden wagen. Die Mittlere, sey es nun, daß sie dabei das Gleichgewicht verlor oder aus der angeborenen Neigung der Frauen, nicht allein zu gehen, folgte nach. Die beiden ersten verstanden Spaß, die dritte aber nahm diese unfreiwillige Sprungübung sehr übel auf und verwünschte den unglücklichen Maitre de plaisir. —z—



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 159. — den 14. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Faust und kein Ende!

Will denn unter den Deutschen Niemand aufstehen, der genug Aristophanische Keckheit und Aristophanischen Tiefsinn besitzt, um die alte deutsche Faustmythe zu travestiren und mit einem Satyrspiel die elegischen Quälereien unserer Poeten zu beenden? Der Faust sitzt dem Deutschen wie Blei auf den Schultern, hat sich ihm ins Herz genistet, in sein Blut eingesogen; wir sitzen und dichten und dämmern über das Schicksal, das wir in uns selber tragen, wir kauen und käuen daran und können uns selbst nicht verdauen. Einer Ruthe bedarf es, von den Nesseln der Satyre und den Skorpionen der Ironie gewunden, um uns den alten metaphysisch gekrümmten Rücken zu peitschen, eines speculativen Cirkelbohrers bedarf es, um uns die Hirnschale zu trepaniren, damit das Gehirn licht wird und der alte Faust in uns wie eine Phosphorflamme herausschlägt und von dannen fährt. Es ist zu bedauern, daß Börne aus dem Zusammenhange der deutschen Interessen so gut wie losgerissen ist. Er hätte in Deutschland bleiben müssen, und das wäre möglich gewesen, hätte er einige diabolische Finten versteckt gehalten, einige hyperdämonische Uebereilungen sich nicht zu Schulden gemacht, einen Theil von sich geopfert und des allgemeinen Besten wegen unterdrückt. Es birgt gar mancher unter uns ein Stück Jakobinismus hinter seiner Brusttasche, selbst hinter dem Ordensbande trägt mancher ein Herz, das, bei Gott! nicht verdiente, so gezeichnet zu werden. Der Mensch soll gut seyn, d. h. um seines Gottes willen der Satzung der Welt und dem Geplärre der Pharisäer seine feste Stirn entgegenbieten; der Mensch soll gut seyn: aber doch noch klüger als gut. Man soll sein Herz sich nicht aus dem Busen reißen, um der Welt zu zeigen, wie es in natura aussieht. Man soll nicht Schlitten fahren wollen, wenn ein perfider Thauwind aus allen Ecken bläst und ein gemeines Regenwasser die Schneebahn unsicher macht. Der Börne hat die Deutschen aufs Glatteis führen wollen und ist selber eingebrochen. Nun sitzt er im Sumpfe und läßt uns die Qual, uns weiter zu organisiren in unserm Gedankenknäuel und uns möglichst einzurichten wie Gott will und der Mephistopheles der Zeit. Wäre Börne nicht so ausrangirt aus dem Mittelpuncte der geistigen Interessen des deutschen Lebens in Kunst und Wissenschaft, so müßte dieser Aristophanische Godegiesel ein Satyrspiel „Faust" schreiben comme il faut, und das metaphysische Haargekräusel des deutschen denkenden Kopfes lichten und strählen mit dem Kamme des Witzes, mit der Burste eines demokritischen Hohnes*). Nun aber kommen die gutmüthigen deutschen Minnesänger von Norden und Süden und dichten ihr Fäustchen und flicken sich ein armselig Mäntelchen für Mephisto aus alten längst bekann-

*) Ueber die neuesten Thaten, Fahrten und Begebenheiten des alten deutschen Faust siehe die eben erschienene Novelle: „Eine Quarantäne im Irrenhause." Leipzig, Brockhaus. S. 40 ff. Hieran schließen sich auch die Phantasien über Don Juan. Ebend. S. 228 ff.

ten elegischen Läppchen zusammen. Nikolaus Lenau bringt sein Scherflein zum Faust, er macht den Wagner klug und den Teufel dumm, und seinen Helden läßt er schön thun mit metaphysischen Bonmots. B. v. B. (Braun v. Braunthal) tischt uns die ganze Geschichte vom Pacte zwischen Faust und Mephistopheles in einer fünfactigen Tragödie wieder auf, die schön gedruckt (Leipzig, bei Brockhaus) vor mir liegt. Die Herren leben noch immer der Ansicht, der metaphysische Sünder sey keineswegs auf loyale Weise dem Himmel vindicirt, Göthe habe nur durch unchristliche Finten den Faust der Hölle entwunden und das Fegefeuer listig übersprungen. Als wenn der Heinrich Faust, wie er in Göthe's Dichtung vor uns wandelt, nicht die Qualen der Hölle mit sich herumtrüge, das Fegefeuer sein Gehirn nicht durchglüht und gereinigt hätte! Es ist genug Hölle, diesseitige Hölle in diesem Heinrich, und nachdem sich die Flamme der Erdenqual an ihm gesättigt, bleibt nichts weiter übrig, als daß die göttlichen Weiber, in denen das Princip der Gnade am Throne des Ewigen lebendig und persönlich wird, aus ihrem Himmel steigen und das wundgestochene, gramzernagte Herz des Dulders an den Busen der Liebe drücken. Den metaphysischen Faust hat der alte Göthe fertig gedichtet und gerettet. Faust aufgeben, hieße die ganze moderne Welt aufgeben, denn Faust sind wir Alle selber, und so war es Göthe's Vermächtniß, diesen Vertreter der modernen Menschheit nach überwundenem Leben in den Schooß der ewigen Seligkeit zu betten. Wollt ihr noch immer an der alten Sage dichten, so zeigt uns den Faust im Völkerleben und in weltgeschichtlicher Bewegung. Dies hat der Patriarch von Weimar nur mit schwächlicher, mit schwankender Hand in seinem zweiten Faustheile gezeichnet. Er hatte wohl gefühlt, daß sein Heinrich auch diese Bahnen zu durchmessen habe, sollte die Universaldichtung des modernen Lebens zu Ende geführt werden; allein hier ging ihm die Luft aus, die Finger tappten unsicher in diesen Stoffen umher, der weise Mann des alten Deutschlands hatte keinen rechten Sinn für Völkerleben, Staatenentwickelung, Weltgeschichte. Das sind die Schwächen und die Lücken in der großen Dichtung; wer diese zu füllen weiß, mag an der Sage weiter dichten. Aber der metaphysische Mensch ist in Göthe's Faust fertig, die metaphysischen Sünden des Geschlechts sind durch ihn vollauf gesühnt.

Der Faust von B. v. B., den ich eben las, hat auch in den lyrischen Passagen nicht den Werth, der in dieser Beziehung dem Gedichte von Lenau nicht abzusprechen ist. Der Autor hat einige Theatercoups zu Hülfe genommen und Bühneneffecte erzielt. Göthe gab uns ein liebefrisches Gretchen mit Veilchenduft und erstem Maiblumenschmelz. B. v. B. gibt uns die Concubine eines Grafen zum Besten, in die wir uns als Faust verlieben sollen. Es ist eigen, daß Faust und Leser sich leicht identisch setzen, eben weil der Faust der Vertreter des modern Menschlichen ist. Und so müssen wir denn gegen diese Zumuthung, diese Bianca einem metaphysischen Feinschmecker als genießbar aufzunöthigen, von vorn herein protestiren. Indessen was hilft's, der Autor will es so haben! Faust entführt die Geliebte des Grafen Robert, und dieser verfolgt ihn. Da jedoch alle menschlichen Mittel fehl schlagen, sich an dem Bündner des Teufels zu rächen, geht der Mann in die Einsamkeit, wird ganz privatim verrückt und anachoretisirt in der Wüste. So trifft ihn Faust wieder an. Bianca und sein Sohn begleiten ihn. Da schäumt der Tolle auf, erwürgt das Kind seines Feindes und stürzt sich vom Felsen hinab. Das alles geht, Gott sey Dank! ohne Allegorie zu; aber die ganze Dichtung klingt wie ein Operntext und müßte als Melodram auf der Bühne nicht ohne schauderhafte Wirkung seyn. Auch ist der Einfall, den Faust mit Kaiser Karl V. in St. Just zusammenzuführen, nicht von übler Erfindung; nur entspricht ihr die Ausführung nicht. Mephisto spielt im Stücke eine dürftige Rolle. Faust wird schließlich seiner überdrüssig und sucht ihn los zu werden, was denn leicht genug geschieht. Er schlägt blos das Zeichen des Kreuzes, und durch diese katholische Manipulation läßt sich der Satan verscheuchen. Faust endet mit Reue und mit Ekel, wie die Maitressen in Frankreichs ancien régime. Alles hat ihn verlassen, Gott und Teufel, und, was eben so schlimm ist, er sich selbst, nur der alberne Wagner will nicht von ihm. So greift er zur Phiole und vergiftet sich. Bos humum cadit, das Melodram ist aus. Der Vorhang fällt, Ekel und Reue waren die Elemente, womit das Stück schließt, mit diesen Gefühlen gehen wir auch richtig nach Hause.

Wollte der Autor zeigen, wie man auf gut katholisch die Mythe zu Ende führen müsse, so steht ihm auch das nicht mehr frei, da bereits Calderon seinen Cyriacus, den wunderthätigen Magus, in diesem Sinne gedichtet hat. Hier hat die katholische Welt über den Faust gerichtet. Gelöst und gesühnt ist der Faust — und mithin die moderne Menschheit — nur durch die Kraft des protestantischen Geistes, durch die tiefe Milde des protestantischen Dichters. K.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Es klingt mir wie Donner der Rache, — seufzte der König. — Ich wollte, dieser Krieg wäre zu Ende.

Er ist zu Ende! — fiel der Herzog ein. — Gedenke meiner Worte, mit Meldorp ist das Land unser.

In demselben Augenblicke traten die Generäle und mehrere Officiere, unter ihnen der Führer der Garde, ein. Zu diesem trat der König und sagte kalt: Junker Slenitz, Eure Leute sind tapfer, aber grausam, sie verschonen weder Weib noch Kind.

Ew. Gnaden, — erwiederte Slenitz mit derselben Kälte — wenn der Falke losgelassen wird, hat er nicht Zeit, seine Beute zu wählen. Im Kriege geht es nicht anders. — Ich dachte, Ew. Gnaden wüßten Bescheid damit von Schweden her.

Den Krieg kenne ich wohl, aber nur den, der gegen bewaffnete Männer geführt wird, — versetzte König Hans. — An Wehrlosen haben meine Soldaten nie ihren Muth gekühlt; ein General muß wissen, Kriegszucht zu halten.

Ich bin immer der Meinung gewesen, — erwiederte der Junker — daß die große Garde, die mit Ehren so vielen Potentaten gedient hat, in Dienst genommen wurde, um Krieg zu führen, und nicht, um das Elend des Krieges zu beweinen! Fällt etwas Ungebührliches vor, ist es nicht meine Schuld, ich kann nicht überall seyn.

Der König biß sich in die Lippen, und an seinen Bruder sich wendend, sagte er: Der Jäger ist nicht besser als die Hunde! Eilen wir mit der Jagd, damit wir sie sämmtlich entlassen können.

Der König zeigte, statt darauf Antwort zu geben, auf Carsten Holm, der so eben eingeführt wurde. Beide traten zu ihm, und der König unterbrach seine Glückwünsche mit der Erklärung, daß er mit ihm zufrieden sey, und nannte ein Gut, das er ihm zum Beweise seiner Dankbarkeit schenkte.

Holm verbeugte sich tief und erbot sich, zu seinen Landsleuten zurückzukehren, um sie zur Unterwerfung zu bereden. Freilich nicht als Vermittler oder Abgesandter, — fügte er hinzu — ich muß als Flüchtling, der Gefangenschaft entflohen, auftreten, wenn ich Euch nützen soll, jedoch in dem möglichen Falle, daß der Starrsinn noch immer obsiegt, oder meine friedliche Gesinnung Argwohn erregen und mir die Rückkehr erschweren möchte, rathe ich Euch vorläufig einen Anfall auf Nordermarschen, und gerade auf Heide los; auf dem Wege erwartet Niemand den Feind, und ich dürfte dann auf die große Gnade hoffen, Ew. Gnaden in meinem geringen Hause zu Heide beherbergen zu können.

König Hans, durch die nahe Aussicht, den Krieg beendigt zu sehen, heiterer gestimmt, nickte ihm Beistimmung zu, entließ ihn, indem er die nöthigen Befehle zur Förderung seiner Flucht gab, und beschloß nun, vor der Hand ruhig in Meldorp zu verweilen, wohin er die holsteinischen Damen einlud, um die in Melbeck unterbrochenen Lustbarkeiten fortzusetzen. Aus der ganzen Nachbarschaft ließ er alle dazu nöthigen Vorkehrungen nebst Eß- und Trinkwaaren im Ueberflusse durch einige Escadronen holen.

Es war Sonntag früh am Morgen; die Bergglocken klangen dumpf schwermüthig durch die graue neblige Thauluft, wie ein Sterbegeläute, — als wäre es Ditmarschens Freiheit, die man zu Grabe trüge. Drei Tage lang hatte ein starker Thau ganz das Ansehen des Landes verändert. Der Schnee war von Bäumen und Dächern, von Bergen, Deich- und Ackerrücken verschwunden; nur in den Furchen, in den Graben und in den Thälern der Geest war er noch vorhanden; lange, gerade, weiße und schwarze Streifen bezeichneten die flache Marsch.

In Wöhrden hielten die Achtundvierzig Rath; eine große Menge Bürger aus dem ganzen Lande, besonders aber aus den nächsten Gemeinden, saß mit in der Versammlung. Die Gesinnungen waren auch jetzt getheilt. Carsten Holm sprach für den Feind, und beschrieb mit lebhaften Farben die Gräuel, bei welchen er, als er als Gefangener zurückgeführt wurde, in Meldorp Zeuge gewesen. — Alle Zuhörer erbleichten vor Schrecken und Zorn und wütheten vor Erbitterung. Da nahm der Landvogt Johann Arens also das Wort: Was Du uns da erzählst, muß uns vielmehr zu gerechter Rache entflammen, als zu schändlicher Ergebung bewegen. Das Blut der Ermordeten schreit zum Himmel. Was werden wir durch feige Unterwerfung gewinnen? Nur langsameren Tod, noch schlimmere Knechtschaft. Was ist denn geschehen, das unseren mit voller Ueberzeugung gefaßten Entschluß umwerfen könnte. Was haben wir verloren? ein paar Oerter, die sich nicht vertheidigen ließen — ist denn nicht das ganze Land, von dem die Feinde in allen frühern Kriegen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen worden, in unserer Gewalt? Was haben wir verloren? ein paar hundert von unsern Gefährten, aber wir, wir Tausende ha-

den zehnfachen Haß gewonnen, den unmenschlichen Gewaltthätern, die zu uns herkommen, mit dem Schwerte in der einen und Fesseln in der andern Hand? Was haben wir verloren? ein paar hundert Weiber und Kinder — aber gewonnen haben wir zehnfachen Muth, ihr unschuldiges Blut zu rächen. Nichts haben wir verloren, als vielleicht den Muth einiger Wenigen, die auch vorher keinen Ueberfluß daran hatten. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Athen. (Fortsetz.)

„Ist viel zu sehen in Aegina?"

„Wenig, Freund, aber zu denken. Wir setzen uns in Laïs' Gartenlaube, die hoch am Ufer steht, und lassen aus den Nebeln des Elementes die Geister von Sokrates und Plato, Parrhasius, Praxiteles, Aristipp und Alcibiades, wir lassen Euripides, Xenophon, Demosthenes, Anaxagoras und Aristophanes kommen. Den Letzteren habe ich in der Tasche."

Berühmte Namen sind wie Teufelsgeißeln und Zauberworte. Unser Jason ließ seine Tabakspfeife und seinen Koffer im Zollhause und bestieg mit mir und einer niedlichen Aegineserin, die an die holden Dienerinnen der Laïs erinnerte, den Nachen eines Sepiafischers, der gerade Feiertag machte.

„Wir gehen zuerst nach Salamis, Fährmann! — bemerkte ich, — „Ihr werdet nicht unterlassen, uns in die große Bucht zu führen, worin Eure Väter die Perserflotte vernichteten."

Die Griechen sind nicht so unwissend als die Italiener. Wenn auch das Land nur wenig oder gar nicht im Vergleich zu Hesperien bereist worden, so findet man doch aller Orten einen Greis mit Silberbart, einen Krieger mit Türkendolch oder einen Hirten mit einem Schaffell, der ein Wort von goldnen Zeiten oder ein Lied von alten Helden weiß. Die Fischer zu Marathon und Thermopylä kennen jeden Steinhaufen, und die Schäfer des Helikon und Kythäron jedes Plätzchen bei Platää und Leuktra. Gleichwohl ist die schöne Hellas entvölkert, und auf den Fluren, wo die Venetianer noch Städte und Scharen von fleißigen Bürgern fanden, haust allerhöchstens ein Nomade, der noch reich ist, wenn er Zelt und Pferd besitzt.

Das Meer der Athener ist ein großer See zu nennen. Auf einer Seite umschließt ihn die Landspitze Atticas mit dem Vorgebirge von Sunium, und auf den übrigen die große Kette von Epidaurus, die von Korinths Isthmus herläuft, mit den Inseln von Paros, Pythioneses *) und Aegina, das allein seinen alten Namen behielt. In ihrer Mitte, nahe am Strande von Eleusis und Megara, befindet sich Coluri, das ist: Salamis, worauf zwei Dörfchen mit Bauern und Fischern die einzigen Ueberbleibsel alter Zeit sind. Das Eiland ist ein merkwürdiger fortgesetzter Berg, der gegen Korinths Gegend seinen Schooß dem Meere öffnet und einen großen Naturhafen bildet. Inzwischen war es nicht auf dieser Seite, sondern im Gewässer zwischen Eleusis, Salamis (bei Ambulaki) und dem Piräeus und Phalereus, wo die denkwürdige Seeschlacht geschlagen und Mardonius mit zwölf hundert Schiffen unter Anführung phönicischer Admirale, Angesichts des großen Monarchen von Susa, vernichtet wurde.

*) Wohl das alte Psittalia (?), wohin Xerxes Truppen schickte, als Mardonius die Flotte angriff.

Die Stelle, auf welcher Xerxes mit seinen Adjutanten und Schreibern wie Napoleon dem Kampfe bei Leipzig zusah, kann keine andere gewesen seyn als der Hügel des Munichiums, welcher Berg die drei atheniensischen Häfen berührt und offenbar das ganze Meer von Aegina beherrscht. Es muß dem kaiserlichen Selbstherrscher aller damaligen Reußen ein herrliches Schauspiel gewesen seyn, und ich bin im Stande, mir die Scene vor dem Zelte recht gut vorzustellen, in der die Herolde und ihre Hiobsposten die Hauptrollen spielten. Gewiß war gegen das Gemälde so großer und patriotischer Art die moderne Schlacht bei Navarin trotz allen Pulverdampfs und Kanonengedonners nur ein Theatergefecht ohne Zweck und Leidenschaft. Der Sultan hätte wenigstens dabei seyn müssen.

Ich habe bei dem historischen Rappert der alten Geschichte etwas zu bemerken, das sich auf Mardonius' Retirade bezieht. Es heißt darin, der Admiral habe sich auf der geschlagenen Flotte in den Hafen Phalereus zurückgezogen, der nach seiner jetzigen noch ganz vorhandenen Gestalt nur ein sehr kleiner Handelshafen war. Es wird wohl Piräeus oder Rhede des Phalereus heißen müssen.

Unsere Fischer ruderten dicht an der Küste von Salamis vorbei und verschafften uns dadurch eine pittoreske Ansicht der Felsen, die einst persische Schiffsbäuche zersplitterten. Hier mußten schon damals die Griechen mit einer Geschicklichkeit, wie Miaulis mit seinen Brandern und Schaluppen, zu manövriren verstanden und gleichfalls einen Kampf der kleinen Fische gegen die großen gefochten haben. Themistokles kannte den Golf wie seine Tasche und Mardonius und sein Ariabigenes, der todt blieb, nicht viel mehr davon als ich. Die griechische Flotte zählte nur 380 Segeln, und darunter nicht einen persischen Haifisch von schwerem Kaliber, wie man sie unter der schönen Amazone von Karien sah.

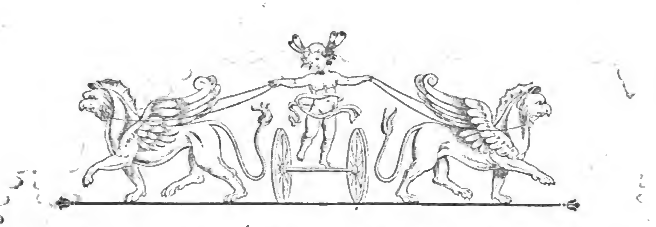
Als wir Salamis mit seinen grünen und graurothen Felsenhöhen hinter uns hatten, erblickten wir die schwimmenden Häuser des Städchens Aegina und die Ruinen des erhabenen Tempels, deren stolze wohlerhaltene Säulen an die alten Götter mahnen. Er war der Juno heilig. Wenige Stadien vor ihm erhob sich der Felsenberg Lagusi aus der blauen Fluth, und weiter hin gegen Sunium das Inselchen Gerontissa. Mit bloßem Auge konnte ich von da aus die Säulenhalle der schützenden Minerva des Vorgebirgs erkennen. Es schwamm ein britischer Schoner daran vorüber, dem schönen Smyrna und Istambul zu.

Bis dahin hatte ich außer Acht gelassen, daß das äginesische Mädchen, das uns der Fischer als Ueberfracht einschmuggelte, in einer ganz malerischreizenden Lage zu meinen Füßen saß und mit großen kühnen holden attischen Augen unsere fremdartigen Physiognomien und Ueberröcke betrachtete. Ich ließ augenblicklich meine Hand zu der ihrigen gleiten und fragte so gut ich konnte, ob ihr der Schnitt meines Kleides und meines Gesichtes nicht gefalle.

Hierauf antwortete sie: „Du bist ein spaßiger Mensch und scheinst mir Wohlgefallen an unseren Bergen zu haben."

„Nicht blos an den Bergen," fuhr ich fort, „auch an so schönen Kindern wie Du." Und nach diesen Worten zerrte ich mit den Fingern an ihrer weißen mit rother Einfassung versehenen Tunika. Unwillkührlich sprang ein silberner Haken am Busen auf. Die Götter wollten es, alle Archäologie ließ mich im Stich, und Amors lustiges Volk, die Sylphen und Grazien, zogen in mein Herz.

„Panurgos," rief sie, den verrätherischen Haken wieder schließend, — „Panurgos," (das heißt: Schalk,) „Du denkst, Du bist in Deinem Vaterlande!" (D. B. f.)



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 160. — den 15. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Nicht immer ist der feig, — unterbrach ihn Carsten Holm — der zum Frieden räthet! Vorsicht ist nicht Furcht.

Nicht immer, — erwiederte Arens — wohl wahr, und ich klage auch Niemand an, nicht einmal Euch! Ihr müßt selbst wissen, ob es nur Vorsicht war, die Euch bewog, den Weibern zu folgen, statt — —

Hier sind deren genug, — unterbrach ihn Holm, sich in der Versammlung stolz umsehend — die für mich zeugen können. Wollt Ihr den Streit, bin ich dabei, erwägt aber vorher, wer sich der Wehrlosen annehmen soll, wenn wir gefallen sind.

Da trat Arens zwei rasche Schritte hervor, streckte seinen Arm aus und rief: Kennt Ihr den Flecken dort? Ist es nicht Meldorp, wo vor drei Tagen unsere Brüder und Schwestern geschlachtet wurden? wo Menschenblut, Ditmarscherblut wie ein Strom durch die Gassen floß? Und Ihr sprechet vom Frieden? Bei Gott und der heiligen Jungfrau, wer gesehen hatte, was Holm sah, müßte zum brüllenden Löwen werden, hätte ihm auch die Natur ein Hasenherz gegeben. Seht Ihr jene kleine dunkle Wolke über Meldorp's Kirchthurme? Wißt Ihr sie zu deuten? — Es ist das Königspanier, die Blutfahne, die wie ein Siegeszeichen über das freie Ditmarschen in den Lüften flattert, uns zum Trotz und zur Schmach! nun so eilt hin, Ihr alle, die Ihr das Leben der Freiheit, die Knechtschaft dem Tode vorzieht, und kniet vor dem Danebroge, das kein Ditmarscher seit dem Siege bei Bornhöft gesehen! Hört Ihr, wie es donnert? Sie trinken sich Ditmarschen zu! Sie trinken auf Euer Verderben — wollt Ihr nicht fort, Euch zu bedanken? — — Er schwieg, aber die erbitterten Blicke Aller richteten sich gen Meldorp, wo Schuß auf Schuß fiel, Rauchwirbel auf Rauchwirbel aufstieg, bis der ganze Horizont in Pulverdampf gehüllt war.

Es wagte Niemand, dem verwegenen Arens zu erwiedern. Einige schwiegen aus Scham, Andere freuten sich in der Stille einer Rede, die ihre Gefühle aussprach. Da stimmte Wolf Isebrand also in den angegebenen Ton: Wollen wir demüthig vor unsere gnädigen Herren hinziehen, so vergessen wir nur nicht als Zeichen tiefer Unterwürfigkeit die Fahnen mit zu nehmen, die unsere eitlen Vorfahren dort in der Kirche aufgestellt haben, — die Fahnen, welche jene so vermessen und frech den hochgebornen Herzögen und Grafen einst abgenommen haben, sollten wir dem Feinde hübsch fromm und bescheiden zu Füßen legen, um dadurch unsere Reue und Mißbilligung an den Tag zu legen, daß die Vorfahren so thöricht waren, Habe und Leben, Freiheit und Vaterland zu vertheidigen und die fremden Gäste so unfreundlich aus dem Lande zu jagen. —

Er hatte kaum ausgeredet, als die lange zurückgehalte-

'nen Gefühle des Muthes aus tausend streitlustigen Herzen wie eine jähe Fluth hervorbrachen. — Mit wildem Geschrei und fürchterlichen Flüchen wurde der früher gefaßte Entschluß, bis zum letzten Blutstropfen für die Freiheit zu streiten, erneuert; fast wären Holm und die übrigen Verfechter des Friedens Opfer geworden des ersten Ausbruchs der wüthenden Kampfbegierde. — Aber Arens und mehrere der Achtundvierzig schützten sie, wohl wissend, wie sehr Einigkeit Noth thäte, und wie unheildrohend es wäre, die Bluttaufe an Landsleuten zu beginnen. Isebrand schwieg mit anscheinendem Gleichmuth, als aber die Berathung wegen der Vertheidigung begann, sagte er spöttisch: Fragen wir doch Carsten, vielleicht wird er uns diesmal sagen können, wo wir dem Feinde zu begegnen haben.

Das erste Mal — erwiederte dieser mit Fassung — hat der Feind uns getäuscht; allein jetzt glaube ich so viel gemerkt zu haben, daß ich ihn gewiß erwarte auf dem nächsten Wege von Meldorp nach Hemmingstädt.

Ich glaube nicht, — sagte Arens lächelnd — daß Carsten Holm glücklich im Errathen ist, es trifft oft das Gegentheil seiner Vermuthung ein, daher errathe ich, daß wir die fremden Gäste entweder von Nordhamme oder von Busum her haben werden.

Ich aber, — bemerkte Isebrand trocken — bin jetzt derselben Meinung wie Carsten; es ist nicht wahrscheinlich, daß er jedesmal unrecht errathen wird; das vorige Mal glaubten wir ihm und irrten uns! Wenn wir ihm diesmal nicht glauben, möchten wir uns leicht auch irren. — Nach langer Berathung drang die Meinung durch, daß alle Zugänge zu Nordmarschen besetzt werden sollten, jedoch der nach Hemmingstädt am schwächsten, weil dieser von der Natur der stärkste war. — Die Meisten hielten es für hinreichend, wenn man hier eine Fahne und ein paar Kanonen postirte. — Allein von drei von einer Streifpartie in diesem Augenblicke eingebrachten Spähern, bekannte der Eine, den es Isebrand nur mit Mühe gelang aus den Händen des Volks zu retten, daß der Feind, da wo Holm vermuthete, den Angriff beginnen würde, wodurch doch so viel bewirkt wurde, daß man beschloß, die Besatzung auf dem Wege von Hemmingstädt vierfach zu verstärken; die drei Gemeinden Neuenkirchen, Hemmingstädt und Wöhrden gaben die Mannschaft dazu her, und wählten Wolf Isebrand zum Führer. — Zur Verwunderung Vieler verlangte er Carsten Holm zum Mitbefehlshaber, indem er ruhig erklärte, weil Carsten sein Begleiter bei der Gesandtschaft gewesen, wünsche er nun auch, daß sie im Kampfe nicht getrennt würden, denn er hoffe, daß sein Verstand und seine kluge Vorsicht ihm zu Nutzen kommen würden.

Zu diesen Aeußerungen lächelte Holm; indessen würde es einem scharfen Beobachter nicht entgangen seyn, daß sowohl Mißtrauen in Isebrand's Lob, als Mißbehagen ob seines Antrages in diesem Lächeln lag. Als aber die Frage entstand, welcher Theil der Landwehr das heilige Panier — das geweihte Crucifix führen sollte, und Alle, ihren Posten für den gefährlichsten ausgebend, so heftig Anspruch darauf machten, daß die Achtundvierzig es am angemessensten fanden, das Loos entscheiden zu lassen, trat Carsten Holm vor und erklärte trotzig: daß, wo das Panier sey, auch er stehen wolle, um gewisse Leute, die an seinem Muthe, an seiner Rechtlichkeit zu zweifeln schienen, Lügen zu strafen. Man müsse ihm die Gelegenheit geben, an der wichtigsten Stelle zu stehen, und Dusend Düvels Werff sey der rechte Ort dazu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Journalschau.

In Folge einer wiederholten Aufforderung von befreundeter Seite, den Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in diesen Blättern zum Gegenstande der Betrachtung zu machen, ziehe ich's doch vor, meiner neulich in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" abgedruckten Abhandlung über dies Thema folgende wenige Stellen zu entheben, die freilich nur in dem dort gegebenen Zusammenhange ihre angemessene Färbung erhalten.

— — „Soviel glaub' ich andeuten zu können, daß sich Zelter in seinen kirchlichen Compositionen doch wohl sehr enge in den Gränzen seiner Schule hielt; aber daß er durch und durch der Mann dieser seiner Schule war, ist der charakteristische Zug des seltenen Mannes, und so mußte denn eine derbe, kerngesunde Frömmigkeit, wie sie auf verwandtem Gebiete nur in der Luther'schen Diction zu finden ist, ihm wie seiner Schule angehören. Ein Oratorium zu componiren, in welchem sich das simple, einsame, nicht selten auch eintönige Gebet zu einer religiösen Weltanschauung steigert, hätte man dem alten Musikus wohl zutrauen dürfen, allein zwischen einer Zelter'schen Kirchencomposition und einem Oratorium von Händel und Haydn liegt doch vielleicht derselbe Abstand wie zwischen einem streng protestantischen Kirchenliede und Dante's göttlicher Komödie. War nun Zelter's Talent hier auf einem engen Kreise geblieben, wenn auch innerhalb dieser Gränze höchst vollendet und wirksam, so setzten ihn doch seine Balladencompositionen in ei-

nen weitern Conner mit Richtungen der Cultur seiner Zeit. Schiller und Göthe waren entzückt, ihre Lieder auf so ganz eigene Weise tönen zu hören. Ihre Entzückung mochte aber fast nur eine freudige Ueberraschung darüber seyn, wie es möglich sey, so treu zu componiren und mit so viel Enthaltsamkeit von Seiten des musikalischen Künstlers die Worte nur in Tönen zu wiegen, aus denen nichts anders herausklingt, als der zur Melodie herausgeborene Rhythmus des Verses und die Seele des Liedes selber. Beethoven's Composition eines lyrischen Gedichtes giebt uns auch die Seele des Textes, aber doch in ganz anderer, bedeutsamerer Weise, denn sie ist nicht die Seele, die sich an den schlanken Leib des Verses schmiegt, nicht eingekörpert bleibt und nur mit den Gliedern des Gedichtes sich gleichmäßig verlautbart. Beethoven's Liedercomposition ist vielmehr die frei gewordene Psyche, die ihren Körper zerbricht, erst in dieser Freiheit zu sich selbst kommt, und abgelöst von aller Fessel ein eigenes, selbstständiges, mithin erst ein wirkliches Daseyn erreicht. So gewiß aber Mozart's Zauberflöte noch etwas ganz Anderes ist und gibt als der Schikaneder'sche Text, so gewiß ist es auch, daß die Musik durch ein dienerisches Anschmiegen an die Worte des Dichters nicht ihr Eigenstes und Höchstes zu geben vermag. In diesem dämonischen Anschmiegen hat aber Zelter's Balladencomposition lediglich ihre Bedeutsamkeit. Bei Gedichten, die wie „Erlkönig", „der König von Thule", in dem strengeren, mehr an den nordischen und englischen Rhythmus erinnernden Balladenstyl gehalten sind, bemächtigt sich Zelter's Intuition auf die glücklichste Weise des Stoffes, während seine Töne bei Producten, in denen, wie in der „Braut von Korinth", der romantischen Ausmalerei schon vom Dichter mehr Spielraum gegeben ist, die Fülle des weiter ausgebauten Inhalts gewiß nicht erschöpfen, geschweige überflügeln." — —

— — „Bei mehreren seiner Compositionen lief mir der Gedanke durch den Sinn, daß die ganze Zelter'sche Muse gewissermaßen im Mutterschooße der Kunst sitzen geblieben sey. Er war ein Ettrik-Schäfer in der Musik, wobei jedoch wohl zu beachten seyn dürfte, daß es weit leichter Naturdichter als Naturcomponisten geben könne, weil der letztere zur Entfaltung und Entäußerung seines musikalischen Gedankens einer Menge künstlicher Mittel bedarf, denen der Poet überhoben ist. Daher aber auch bei Zelter, der das Technische seiner Kunst auf ungewöhnliche Weise im Besitze hatte, dieser Widerstreit zwischen seinem Naturtalente und seiner künstlichen Kunst, ein Widerstreit, der sich in der Person des Mannes in Bezug auf Literatur, Welt, Zeit und Geselligkeit in gesteigerter Potenz zeigte, da sein innerer Mensch in die Cultur seines Jahrhunderts nicht völlig aufgenommen war. Liegt in diesem Zwiespalte nun auch das eigentlich Interessante seiner ganzen Erscheinung, und können wir einen gewissen stillen Jubel nicht ganz unterdrücken, der sich in uns regt, wenn im Musikus sich der alte Maurermeister geltend macht, und Zelter seinen banausisch gesunden und naturkräftigen Humor wie ein unbehauenes Cyklopenstück seines Metiers in die verzärtelte und verzimperte Affectation mancher Richtungen im geselligen und Kunst-Leben hineinschleudert, so müssen wir doch in diesem Zusammentreffen unvermittelter Kräfte und Regungen zugleich auch die Zerbrechlichkeit der Urtheile dieses Mannes über Zeit und Zeitgenossen bedingt sehen." — —

„Was Zelter als Componist schuf," heißt es an einer andern Stelle, „hat er eigentlich weniger geschaffen, als es ihn wie eine plötzliche Eingebung und wie ein kurzer Lichtblick überkam, der ein Leben voll angelernter Vegetation erhellte. Daher die Naturmaximen seiner Melodien, daher auch die Ueberraschung über sich selbst und die Freude an der eigenen ungeahnten Schöpfung. Diese Naivetät versöhnt durchaus wieder mit ihm. Und so war denn Göthe's Liebe zu ihm auch ein etwas ungeahnt Ueberkommenes, sie war für Zelter ein Evangelium, das ihn wie den Hirten des Feldes überrascht, der mit offenen Augen und Ohren der frohen Botschaft entgegenstaunt. Dieser Gesichtszug des Hirten an der Krippe blieb ihm eigen, da er die ganze Erscheinung des Geistes nicht zu fassen vermochte. Dies gehört mit zur Charakteristik des Verhältnisses zwischen Göthe und Zelter." K.

Correspondenz.

Aus Paris, den 6. August.

[Ein National-Begräbniß.]

„Das Grab ist tief und stille."
Matthisson.

Ich bin unendlich traurig, nicht blos weil die Menschen so unbegreiflich schlecht sind, sondern weil es noch immer schlechtere giebt, die sich ihre Schlechtigkeit zu Nutze machen. Von Frankreich kann man in politischer Beziehung sagen: Wo das Aas, versammeln sich die Raben. Die Raben aber das sind die Fanatiker, die Egoisten, die fürchterlichen Menschen, deren ganzer Körper Bauch ist. Ach, ich wollte, ich wäre weit weg aus dem Lande, unter den Hottentotten oder unter jenen unpolitischen Menschen, die ihre Nationalfarben tättowirt auf dem Leibe tragen. Das sind aufrichtige Leute.

Die Ambition ist die eigentliche Höllenmaschine von Frankreich, sie ist schon seine Guillotine gewesen. Aus Ambition handelte Robespierre, aus Ambition Napoleon, und seit ihm war Alles Ambition, was irgend den Schein des Guten und Bösen hatte. Nach der Julirevolution hat sich die Am-

bition mit dem Eigennutz verheirathet, und darob ist es gar was Arges geworden. Die Menschen haben keine Seele, keinen Glauben, keine Liebe, keine Hoffnung mehr, sie legen sich auf die Gasse und verzweifeln, und die Verzweiflung sieht wie Wahnsinn aus.

Die hiesige Gesellschaft ist somnambul vom Minister bis zum Bettler. Ihr dürft sie nicht ausgehen lassen ohne polizeiliche Aufsicht; denn sie versteigt sich auf die Dächer und Kamine. Hütet euch, ihr eine Flinte oder einen Säbel anzuvertrauen, sie legt Hand an sich. Das ist die Folge der Reaction, vor der so viel Aerzte gewarnt haben.

Laßt uns ein de Profundis beten für die Gemordeten! Das Grab ist tief und stille.

Es war ein feierlicher Tag der gestrige. Sechzehn Särge wurden unter Kanonendonner von einer Million Menschen über die Boulevards in den Dom der Invaliden getragen, zwölf Legionen Nationalgarden, zehn Regimenter der Linie, das ganze Heer der Staatscollegien, Akademien und Societäten, endlich der Hof und der König selbst begleiteten dieselben. Ich stand auf dem Balcon des italienischen Theaters und sah dem Gepränge zu, ohne gerührt zu werden. Die Trommeln wirbelten, die Musik spielte, die Fahnen und Federbüsche wallten — dies hatte ich schon oft viel besser und bequemer aus einer Loge der Opera oder des Circus Franconi gesehen. Ich will, ich kann nicht zur Andacht gestimmt werden, wenn das Volk ein Schauspiel giebt. Ich vergaß die Todten und zerstreute mich unter den Lebenden, wie ich es gewöhnlich thue.

Die französische Nation ist in tragischen Augenblicken der Mercutio des Shakspeare. Setzt ihr das Messer an die Kehle, sie sagt eine Plaisanterie und stirbt mit einem Witz. Diese Eigenschaft ist ihre beste Tugend.

Man hatte erwartet, daß sich die Nationalgarde zu Gunsten gewisser Gewaltschritte äußern würde, allein es wurde kein Laut vernommen, keine Hand gerührt. Der Messager des Chambres sagt, er habe auf der Esplanade der Invaliden ein Paar Legionen: vive la charte, und vive la presse! rufen hören, ich glaube es nicht. Ganz Paris ist von dem elektrischen Schlage der Höllenmaschine gelähmt, das Ministerium ausgenommen, welches sogleich den Schuß als Theatercoup benutzte, um der Welt durch eclatante Maßregeln zu beweisen, daß Karls X. Politik die ganz richtige und vernünftige, und daß es schändliches Unrecht gewesen, seine Minister zu bestrafen und die Dynastie zu ändern.

Laßt uns ein de Profundis beten für die Gemordeten! Das Grab ist tief und stille.

Es hat mich nur erschreckt, daß Krieger fielen von dem Mordinstrumente des Boulevard du Temple, aber es that mir unendlich weh, als ich hörte, daß auch Weiber und Mädchen unter den Kugeln gefallen waren. Der erste Sarg des gestrigen Trauerzuges enthielt die sterblichen Ueberreste einer vierzehnjährigen Jungfrau und wurde von weißgekleideten Vestalinnen begleitet, die Rosen- und Immortellenkränze trugen. Ihm folgte die Leiche eines jungen Dänen, der zum ersten Male die Uniform der Nationalgarde trug und seine Braut mit der Diligence Lafitte aus Kopenhagen erwartete. Zuletzt kam der Marschall Mortier, umgeben von vier lebenden Marschallen und seiner zahlreichen Familie. Sein Wagen war der Leichenwagen der Könige von Frankreich, in welchem zuletzt Ludwig XVIII. zu Grabe geführt worden.

Laßt uns ein de Profundis beten für die Gemordeten! Das Grab ist tief und stille.

Die Ceremonie in der Invalidenkirche hat bis fünf Uhr gedauert. Das diplomatische Corps begab sich von seiner Tribüne geraden Weges zum Mittagessen. Ich habe gehört, daß der karlistische Erzbischof von Paris die Messe gelesen und ein Abbate von Talleyrand'schem Talent den Leichensermon gesprochen habe. Heute Mittag wird in der Notredame ein „Te deum" gesungen und Morgen Nachmittag in der Deputirtenkammer ein Gesetz votirt, das die Censur wieder einführt. Hiezu war die Höllenmaschine, wie es scheint, der nothwendige mathematische Hebel.

Laßt uns ein de Profundis beten für die Gemordeten! Das Grab ist tief und stille.

Der fürchterliche Mensch, der uns die neue politische Cholera brachte, den Tod und die Censur, er ist noch immer seinen Richtern ein Räthsel. So viel ist ausgemacht, er ist weder ein Legitimist noch ein Republicaner, und heißt nicht Gerard, sondern Fieschi. Sein Leben ist eine Kette von Sonderbarkeiten, Verbrechen oder Leiden, ein Kampf um Existenz, der zum Bösen ausschlug. Gewiß ist, daß derselbe gegen die Aufwiegler vor drei Jahren der Polizei diente, daß der Verlust einer Pension ihn aufbrachte, daß er Maitressen hielt und mit Generälen genau bekannt war. Ich vermuthe in ihm einen mehr durch die Verhältnisse zur Verzweiflung gebrachten Fanatiker, als einen Parteigänger, er fiel tief und litt viel, er mußte die Menschen hassen, die nach seinen Begriffen sein Elend erzeugten. Der Entschluß, zu sterben, war nicht in ihm erwacht, er wählte darum gerade den schrecklichsten Weg zu morden, um desto sicherer zu entkommen.

Fieschi ist übrigens kein eigentlicher Franzose, sondern ein Italiener, von Geburt ein Corse. Er wurde in Neapel groß unter Kriegsvolk und Mönchen, er war immer ein guter Christ, der viel Messen hörte und oft seine Sünden beichtete. Welch ein neuer Beweis der Schädlichkeit des Ablasses und Aberglaubens! Vielleicht wäre das Ungeheuer menschlicher gewesen, wenn es keine Religion gehabt, vielleicht hätte es sein Gewissen verrathen, wenn es nicht Vergebung der Sünden gehofft, oder gar ein Gott gefälliges Werk in der Vernichtung eines Usurpators und seines Anhanges erblickt hätte. Ein gläubiger Chouan ist eher des Königsmordes fähig, als ein republicanischer Atheist, das ist meine Meinung.

Wer in diesem Augenblicke das überhand genommene Lesen der Journale sieht und hinterdrein erfährt, daß die Regierung von der Höllenmaschine Gebrauch machen will, um die Presse und die Theater unter Aufsicht zu stellen und mit Deportation und 50,000 Franken zu strafen, sofern sie fortan nur das Gouvernementsprincip angreifen, der muß von bangen Ahnungen erfüllt werden. Ueberall bilden sich Gruppen, die das hineingeworfene Wort: „la police", oder „un mouchard", auseinandersprengt. Die Indignation hat ihren Culminationspunct erreicht, man hält es nicht der Mühe werth, sich zu ereifern, und macht blos ein langes gothisches Gesicht dazu. Unterdeß declamiren alle Blätter, mit Ausnahme der polizeilich besoldeten, sprechend: „Ce sont les ministres journalistes qui veulent nous tuer." Die Minister-Journalisten sind allein das im Stande, sie kennen den Organismus der Presse.

Was wird aber die zukünftige Folge der Reaction seyn? was wird geschehen, wenn dies geschehen ist, wenn abermal und abermal hunderte und tausende von Individuen an ihren Meinungswunden verbluten? Wird man nicht den Tiger der Revolution am Ende wieder entfesseln, indem man den edlern Löwen tödtet, wird man nicht den Wahn in allen seinen Schrecken loslassen? Ich fürchte, ich fürchte —

Laßt uns ein de Profundis beten für die Gemordeten! Das Grab ist tief und stille. T.

(Hierbei eine Beilage der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen.)

// Intelligenzblatt
der
Zeitung für die elegante Welt.
Sonnabends — 8. — den 8. August 1835.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Literarische Unredlichkeit der Frankfurter Ober-Post-Amtszeitung.

Der planmäßige Nachdruck, welcher in der Beilage zur Frankfurter Ober-Post-Amtszeitung, die unter dem Titel: Frankfurter Conversations-Blatt erscheint, unaufhörlich und mit besondern, den Verfassern nachtheiligen Intriguen betrieben wird, hat in der öffentlichen Meinung ein so gehässiges Licht auf die Frankfurter Ober-Post-Amtszeitung geworfen, daß man sich wundern muß, von einer Behörde wie das Fürstl. Turn- und Taxische-Post-Amt diesen Unfug in einer unter ihren Auspizien erscheinenden Zeitung noch länger geduldet zu sehen.

Die deutsche Journalistik muß durch ein solches Verfahren zu Grunde gerichtet werden, da die täglich erscheinende Beilage zur Ober-Post-Amtszeitung, die fast alle Journale ausschöpft und aussaugt, die entwendeten Artikel oft noch früher ins Publikum bringt, als es in manchen Provinzialblättern möglich ist. Dazu kommt, daß die Aufsätze dort oft in einer gänzlich verstümmelten Form nachgedruckt werden und doch der Name des rechtmäßigen Verfassers hinzugefügt wird, der dann bei vielen Lesern, denen das Original nie zu Gesichte kommt, etwas zu vertreten hat, dessen er sich schämen muß. Dies wiederfährt namentlich dem von mir redigirten literarischen Zodiacus; ich führe nur den unbegreiflich schnell nachgedruckten „Besuch bei Louis-Philipp," vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen (s. Juniheft des Zodiacus), und mehrere Aufsätze des Herrn Prof. Jacob an. Vielleicht hilft es, hier öffentlich eine nachdrückliche Demonstration an das Fürstl. Turn- und Taxische Postamt zu versuchen, das von diesem verderblichen Treiben ihrer Redaction, für das sich Hr. Dr. Thomas wenigstens verantwortlich nennt, offenbar noch nicht die gehörige Kenntniß genommen. Ich fordere alle deutschen Journalredactoren, an deren rechtmäßigem Eigenthum ähnliches Unrecht vielfältig dort verübt werden, auf, sich mit mir dazu zu verbinden, indem sie fürerst diesen Zeilen, die spätere gemeinsame Schritte einleiten können, eine Stelle in ihren Spalten einräumen. Aber es läßt sich von dem Fürstl. Turn- und Taxischen Postamt erwarten, daß es jenen Redacteur endlich zu einer moralischen Berücksichtigung des allgemeinen Rechtszustandes der Literatur anhalten wird. Berlin, den 19. Juli 1835.

Dr. Theodor Mundt.

Für Militair-Musikchöre.

Um allen Anfragen zu begegnen, zeige ich hiermit an: daß ich mit Arrangements mich niemals befaßt habe und auch niemals befassen werde; dahingegen lasse ich aber von allen meinen Original-Partituren, so weit ich kann — gegen ein solides Honorar gern Abschriften verabfolgen, nota bene, wenn ich vor möglichem Mißbrauch sicher gestellt werde. Näheres schriftlich. Berlin, 28. Mai 1835.

C. F. Müller Hof-Componist ꝛc.
Rosengasse Nr. 21. im Garten.

An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt:

König und Zwerg.

Nationelles Licht- und Nachtstück aus Irland, herausgegeben von F. Adami. 8. Suhl. Leipzig. Wienbrack in Commiss. Preis geh. 1½ Thlr.

Glänzende Licht- und Schattenpartien, auf denen das Auge gezwungen wird zu haften, eine engverbundene Kette naturwahrer Begebenheiten, eine Reihe festgehaltener Charaktere, die durch ihr dramatisches Eingreifen Geist und Gemüth magisch fesseln, dazu gedrängte Einheit des Ganzen und der gewählte Bilderschmuck einer farbenglühenden dichterischen Sprache — das Alles dient dieser National-Novelle zum Netz, in welchem sich die gebildete Lesewelt fangen wird.

Der letzte Wäringer. Historische Novelle aus den Tagen der Eroberung Constantinopels, von Armin. 8. Ebend. Preis geh. ¾ Thlr.

Vermischte Dichtungen von F. W. v. Kawaczinsky. 8. Ebend. Preis geh. ⅚ Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Reise

durch Deutschland, Italien und die Schweiz im Jahre 1828,

von

C. G. Carus.

2 Theile.

Leipzig, 1835. Verlag von Gerhard Fleischer.

In Commission bei A. Frobberger. br. 3 Thlr.

In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Newton's Farbenlehre aus ihren richtigen Prinzipien berichtigt, von L. F. Hellwag. gr. 8. 2 Bogen mit 2 Tabellen und 2 Steintafeln. geh. 6 gGr.

In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Marianne Strüf.

Ein wirthschaftliches

Haus- und Lese-Buch

für

Frauen und Töchter jeden Standes.

Von Anna Fürst.

Die allgemeine deutsche Garten-Zeitung fällt folgendes Urtheil über dieses Werk:

Es fehlt zwar nicht an Werken für Mädchen und Frauen, allein keines hat es sich bisher zur Aufgabe gemacht, den Frauen und Töchtern jeden Standes ein bequemes und umfassendes Buch in die Hand zu geben, vermittelst dessen sie sich die gemeinnützigsten Kenntnisse und neuesten Erfahrungen in der Führung der Hauswirthschaft sowohl auf dem Lande, als in der Stadt erwerben und Aufschluß über so Vieles verschaffen können, was in Beziehung auf dieselbe ihnen zu wissen nöthig ist.

Es war ein glücklicher Gedanke der talentvollen Verfasserin, und gewiß eben so glücklich ausgeführt, wie die bereits versendeten fünf Hefte beweisen, den reifern Töchtern und Hausfrauen eine so herrliche Gabe in dem oben erwähnten Werke darzubieten. Der sittliche Ernst, der darin herrscht, die trefflichen Winke über die früheste Erziehung des Kindes, die Bemerkungen über Gatten- und Unterthansliebe u. s. w., so wie die zum Vortrage gewählte familiengeschichtliche Einkleidung und die darin herrschende dialogische Form gewähren eine eben so reich belehrende als anziehende Lectüre. Wen würde z. B. die meisterhafte Schilderung des Festes, welches die Unterthanen ihrem Gutsherrn veranstalteten, und die Abendunterhaltungen der Mutter mit der Tochter ungerührt lassen? Mit einer wahren Meisterschaft weiß die geistvolle Schriftstellerin zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geist zu stärken, das sittliche Gefühl zu erheben, und namentlich die schöne Bestimmung der Frauen im hellsten Lichte zu zeigen, durch deren gewissenhafte Erfüllung sie sich des Lobes, wie es ihnen der unsterbliche Schiller in seinem herrlichen Liede „Würde der Frauen" spendet und dessen Anfangsworte dem Titelkupfer zur Devise dienen, würdig zeigen.

Aus dieser Ursache sollte diese Schrift in keiner Damenbibliothek fehlen.

Viel des Guten wird durch die treue Befolgung der darin aufgestellten Lehren und durch den Betrieb der daselbst in Anregung gebrachten edlen, wohlthätigen und lohnenden Beschäftigungen selbst für hochgestellte Frauen gestiftet werden und die Quelle unsäglichen Unheils versiegen, welches dadurch, daß so Viele blos in den weitern und weitesten Kreisen der menschlichen Gesellschaft das Glück suchen und es verfehlen, bereitet wird. Wer nicht in seiner eigenen Brust und demnächst in dem Kreise seiner Familie und in der treuen Erfüllung seines Berufes das Glück findet, dem kann es kein Erdengott geben.

Möge demnach diesem Werke, dessen Verfasserin mit so viel Geist und Anmuth eine fühlbare Lücke in den Schriften dieser Art ausgefüllt und diese Aufgabe so glücklich gelöst hat, eine warme Aufnahme in allen Familien zu Theil werden.

Von diesem Buche ist erschienen die 1—5. Lieferung, à 6 gr. sächs. oder 24. kr. Das Ganze in 9 Lieferungen, welche in kurzer Zeit fertig seyn werden. Exemplare sind vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder.

Neue Zeitschrift für Musik.

Im Vereine mit mehreren Künstlern und Kunstfreunden

herausgegeben von R. Schumann.

Dritter Band. Juli bis December 1835.

Preis 1 Thlr. 16 Gr. Wöchentlich 2 halbe Bogen in gr. 4.

Die fortwährend gesteigerte Theilnahme des Publicums an dieser Zeitschrift macht es der Redaction zur Pflicht, das Unternehmen mit doppelter Thätigkeit weiter zu führen. Sie wird fortfahren, mit freimüthiger Kritik und im raschen Verfolge der Gegenwart die musikalischen Werke jeder Gattung und jedes Landes, und die Leistungen der Künstler zu besprechen, sodann größere Aufsätze (Biographien, Novellen u. dgl.),

so wie Berichte über die Musikzustände in den ersten europäischen Städten zu liefern, endlich in kürzeren Artikeln auf alle bemerkenswerthe Erzeugnisse aufmerksam zu machen.

Die HH. Banck, Becker, Dorn, Kahlert, Ritter Kretzschmer, Loser, Mainzer, Nauenburg, Panofka, Rellstab, Dr. Schilling, Dr. Seidel, Ritter von Seyfried, Dr. K. Stein u. A. haben dem Institute auch fernerhin ihre Mitwirkung zugesagt.

Die ersten Nummern, die eine Skizze Bernhard Klein's von Rellstab, Kritiken über die phantastische Symphonie von Berlioz und über die neuesten italienischen Opern, Berichte aus London, Paris und Neapel u. a. m. bringen, liegen in allen Buch-, Musik- und Kunsthandlungen zur Ansicht bereit. Diese, wie sämmtliche Postämter, nehmen auf die Zeitschrift Bestellungen an.

Leipzig, Ende Juni 1835.

Joh. Ambr. Barth.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von einem der geistvollsten und gründlichsten Beobachter des alten und neuen Spaniens ist so eben folgendes Werk erschienen:

Etudes sur l'Histoire des institutions de la littérature, du théâtre et des beaux arts en Espagne, par Viardot.

und wird in kurzer Zeit eine deutsche Uebersetzung erscheinen.

Leipzig, Juli 1835.

Fr. August Leo.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Newton Forster.

Roman von Captain Marryat.

Aus dem Englischen
von
C. Richard.

8. Drei Bände elegant geheftet Preis 4 Thaler.

Captain Marryat ist durch seine beiden Romane Peter Simpel und Jakob Ehrlich der deutschen Lesewelt bereits so sehr befreundet, daß sein Name hinreicht, auch diesem Buche eine freundliche Aufnahme zu sichern.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Brüggemann, Dr. A. F., Gesundheitslehre. Von dem Baue und dem Leben des menschlichen Körpers und der Erhaltung seiner Gesundheit. In Vorträgen an Gebildete für Jedermann fasslich dargestellt. 1r. Band. 1⅓ Thlr. (3 Fl. 9 Kr.)

Burchardt, die Wirksamkeit der Provinzialstände der Provinz Sachsen, dargestellt nach den Verhandlungen und Abschieden der Landtage 1825, 27, 29, 33. Geheftet. ½ Thlr. (54 Kr.)

Heinzelmann, F., Schattenrisse aus Waller's Tagebuche (Poesien). ⅞ Thlr. (1 Fl. 24 Kr.)

Hygiea. Blätter für Freunde der Gesundheit und des Familienglückes, herausgegeben von Dr. P. M. Philippson. Jahrgang 1835. 12 Hefte 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

Platt's, A., Elementarkarten von Europa, Deutschland und Preußen, jede von 4 Blättern. 1/12 Thlr. (oder 9 Kr.)

Meyer, F. Die Vor- und Nachsilben der hochdeutschen Sprache. ¾ Thlr. (1 Fl. 20 Kr.)

Predigt- und Schulmagazin, israelitisches, herausgegeben von Dr. L. Philippson, 2. Jahrgang 12 Hefte 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)
(Der erste Jahrgang dieses mit so viel verdientem Beifall aufgenommenen Magazins ist zu demselben Preise zu haben.)

Ribbeck, W. Jungfer Emerentia Lorenz von Tangermünde, eine Legende mit 2 Abbild. ⅙ Thlr. (18 Kr.)

Rust, J. F., über d. Ablösung der Servitute, und die dafür zu gebende Entschädigung. 1½ Thlr. (2 Fl. 42 Kr.)

Siegfried, Baurath, sichere und erprobte Mittel, den Rauch aus Zimmer und Küchen bei jeder Witterung und unter den nachtheiligsten Umständen zu vertreiben. Neue vermehrte Ausg. mit Abbild. ½ Thlr. (54 Kr.)

Von unterzeichneter Verlagshandlung wurde am 1. Juli versandt:

Literarischer Zodiacus. Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst. Redigirt von Dr. Th. Mundt in Berlin. Juli 1835.

Dies Monatsheft, womit der liter. Zodiacus seinen zweiten Halbjahrgang beginnt, enthält unter mehreren der gehaltreichsten, interessantesten Beiträge Folgendes: „Ueber die poetische Behandlung des Ehebruchs. Von Prof. C. Rosenkranz." — „Die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar. Briefe von ihr (an von Knebel) und an sie (von Herder und Wieland)." — „Charlotte Stieglitz. Mündliches und Niedergeschriebenes von ihr." —

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Monat ein Heft von 5 enggedruckten Bogen gr. 8.; man abonnirt auf den ganzen Jahrgang mit 5 Thlr. — und halbjährig mit 2½ Thlr. Ct. bei allen wohllöbl. Postämtern und Buchhandlungen.

Leipzig, im Juli 1835.

Gebrüder Reichenbach.

So eben ist erschienen:

Das Thierreich

in seinen Hauptformen systematisch beschrieben

von Dr. J. J. Kaup,

mit mehr als 1000 in den Text eingedruckten Abbildungen.

gr. 8. Velinpapier in monatlichen Heften von 4 Bogen (64 Seiten) mit 24 bis 30 Abbildungen.

4tes Heft (Bogen 9, 10, 11 u. 12)

6 gGr. (7½ sGr.) oder 24 Kr. rhein.

Privatsammler erhalten von jeder Buchhandlung auf 12 Ex. 1, auf 25 3 Frei-Exemplare.

Die günstige Aufnahme dieses Werks zeigt am besten für seine Vortrefflichkeit. Kaum sind die ersten 8 Bogen ins Publicum gekommen und schon sind gegen 5000 Exemplare abgesetzt. Wir hoffen, die Abbildungen dieses Hefts werden alle Erwartungen befriedigen und Jedermann überzeugen, daß wir immer Besseres liefern.

Darmstadt, den 1. Juli 1835.

Joh. Phil. Diehl's
Verlagsbuchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die berühmtesten

Staatsmänner

und

Diplomaten

unserer Zeit.

Politische Charakterskizzen in Copien und Originalen,

von

Dr. A. Diezmann.

3 Hefte. gr. 8. 1835. brosch. à 12 Gr.

1s Heft, enthaltend: Lord Brougham. Casimir Perrier. Villèle. Sebastiani.

2s Heft, enthaltend: Benjamin Constant. Guizot. O'Connell.

3s Heft, enthaltend: Francia, Dictator von Paraguay. Pozzo di Borgo. Mehemed Ali.

In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Forsell, Carl af, Statistik von Schweden nach öffentlichen Documenten. Nach der zweiten vermehrten, und verbesserten Auflage, übersetzt von A. G. F. Freese. Mit einer Charte. gr. 8. 24 Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

Italienische Literatur.

Soeben erschien in meinem Verlage und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von der ersten Ausgabe in gr. 8., mit dem Originaltext gegenüber, sind noch Exemplare zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

Früher erschienen:

Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. 3 Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. 1832. Gr. 8. 3 Thlr.

Dessen Lyrische Gedichte. Italienisch und Deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. 1827. Gr. 8. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr., jetzt 1 Thlr.

Petrarca's (Francesco) sämmtliche Canzonen, Balladen und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite verbesserte Aufl. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen eines Pascha.

Von

Captain Marryat,

Verfasser des Peter Simpel, Jakob Ehrlich u. s. w.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände elegant geheftet 3 Thlr. (oder 5 fl. 24 kr.)

In diesem neuen Werke hat der beliebte Verfasser wiederum den unerschöpflichen Reichthum seines komischen Talentes bewährt; kunstvoll weiß er die gewonnene Theilnahme mit jeder neuen Erzählung zu steigern und hat diese mannichfachen Wechselbilder an einen Faden gereiht, welcher dem Leser sogar ein gewisses Interesse für den stockdummen Pascha einflößt, der sich die Geschichten vorerzählen läßt.

Geschichte des russischen Feldzuges.

Einladung zur Subscription

auf eine

schöne, enorm wohlfeile Ausgabe des unsterblichen Geschichtswerkes

Geschichte Napoleons

und

der großen Armee

im Jahre 1812

von dem

General Grafen von Ségur.

Nach der 10. französischen Ausgabe neu übersetzt von Dr. Kottenkamp.

8°. In einem Band, in 4 Lieferungen jede zu 4 gGr. Das ganze Werk, welches in der französischen Ausgabe 15 Franken kostet, 16 gGr., also um den sechsten Theil des Originals.

Vergebens wird man in der Geschichtschreibung neuerer Nationen irgend ein Werk aufsuchen, welches der Erhabenheit des Stoffes, durch Begeisterung und Lebhaftigkeit der Darstellung so sehr entspräche, wie Ségur's Geschichte von Napoleons Feldzug nach Rußland, eines Werkes, welches einzig und unvergleichlich dasteht, gleich dem Helden, welchen unsere Zeit erschuf, und in dem alle kommende Jahrhunderte das unsrige einst anstaunen werden. Selten war es Zeitgenossen vorbehalten, mit unparteiischer Darstellung zugleich die Lebhaftigkeit der Anschauung zu verbinden, womit die eigene Erfahrung das Erlebte zu schildern vermag. — Ségur hat das Höchstmögliche hierin geleistet. Seine Geschichte des russischen Feldzuges führt uns alle kriegerischen Helden, wie sie noch keine Zeit in solcher Vereinigung hervorbrachte, in so deutlichen und bestimmten Umrissen handelnd vor Augen, daß es keiner Geschichtserzählung auf noch so ausgedehntem Felde je gelingen wird, die Feldherrn des großen und schönen Heeres auf würdige Weise und treffender zu schildern, als es in Ségur's Darstellung der 6 Monate des merkwürdigsten und unglücklichsten aller Kriege geschah. Auch läßt er überall und zu jederzeit den Gegnern vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und schildert ihre Feldherrn und ihre Operationen in gleicher Art, wie die seiner Landsleute.

Allerdings wird in dem kurzen Zeitraum das Höchste zusammengedrängt, was das menschliche Leben an Unglück wie an Größe bietet, und zwar ersteres in solcher Tiefe, daß kein Ereigniß früherer Zeiten schmerzlichere Trübsal erschuf und eine größere Zahl von Familien mit Trauer erfüllte. Kummervoll ist der Eindruck, den Ségur's Erzählung in der Seele zurückläßt; der Bericht der Thaten und Leiden des großen Heeres wie sie der Verfasser mit eigenen Augen schaute, erfüllt das Herz zugleich mit Bewunderung, Schmerz und Mitleid. Begeisterte Ausdrücke, die ergreifende Beredsamkeit des Gefühls reißen das Gemüth des Lesers zu Empfindungen hin, welche der Größe des Stoffes entsprechen. Auch erkennt die französische Nation genugsam den Werth dieses Werkes. Niemand wagte es dort nach Ségur die Geschichte des Feldzuges zu schreiben, und zehn starke Auflagen, zum Preis von 15 Franken, welche das Werk in die Hände aller Gebildeten brachten, beweisen zur Genüge, wie sehr man dort den Verfasser bewundert.

Die Revue germanique sprach sich jüngst bei Gelegenheit der Kritik des vielgelesenen deutschen Romans: „1812 von Rellstab", nachdem sie auf die Vorzüge des Werks aufmerksam gemacht hatte, folgendermaßen aus:

„Zu was aber einen Roman über diese blutige „Seite der Geschichte! Wir haben ein Buch über „das Jahr 1812 wie wir es brauchen, ein Ge„schichtsbuch mit dem Feuer und der hinreißenden „Darstellung eines Soldaten geschrieben, der selbst „alle Scenen dieses heldenmüthigen und unglück„lichen Kriegszuges gesehen hat, ein Buch, vor „welchem alle Romane erbleichen werden, die man „jemals über diesen Gegenstand wagen wird zu „schreiben: es ist Ségur's Geschichte des russischen „Feldzugs". —

Dem deutschen Publikum wird nun hier dieses Werk in einer sorgfältig ausgearbeiteten gediegenen Uebersetzung, welche die Eleganz des Styls möglichst treu wieder zu geben sucht und gelungen zu nennen ist, in einer hübschen Ausgabe, zu dem enorm billigen Preis von 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr., also für den sechsten Theil der Orginal-Ausgabe, geboten. Möge sich diese daher eines recht grossen Absatzes zu erfreuen haben!

Die erste Lieferung erscheint Ende August's, jede der drei andern immer 6 Wochen später, dass in einem Vierteljahr das Werk vollständig geliefert ist.

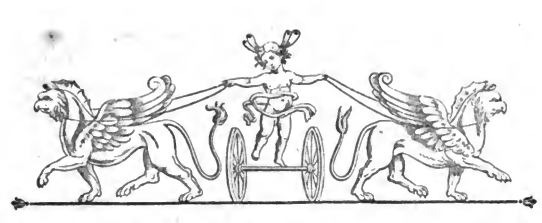
Sammler von Subscribenten, welche Listen zu diesem Zweck in jeder Buchhandlung haben können, erhalten auf 10 Exemplare das 11te frey, und können ausserdem bei grössern Quantitäten von jeder Buchhandlung noch andere vortheilhafte Bedingungen erlangen.

Mannheim, den 1. Juli 1835.

Heinrich Hoff.

Bestellungen nehmen an

in Dresden: die Arnold'sche und Walther'sche Hofbuchhandlung.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 161. — den 17. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Blatt aus meinem Reisejournale.

Von Amadeus Wendt.

1. Fahrt nach Cöln.

Die Sehnsucht erwachte wieder, durch neue Lebensanschauungen den Geist zu erfrischen, und die Mücken und Mucken kleinstädtischer Gewohnheit sich ein wenig vom Halse zu schaffen, der Mantelsack wurde gepackt, der Blick nach Süden gerichtet, den Theuren ein kurzes Adieu gesagt. Cöln war das erste Ziel. Den zwei Strömen, die sich bei Münden zu gemeinschaftlicher Reise freundlich verbinden, kamen zwei Freunde voll heiterer Erwartung entgegen. Ueber das stattliche Cassel ging der Weg. Der Frühling schien in der Nähe zu seyn — es war am Ende des März — und die wohlberittenen Lieutenants machten in der „Aue" Jagd auf ihn. Wir aber hofften ihn, mit Hülfe des cölner Eilwagens, südlicher zu finden. — Leider scheiterte dieses Project zur Hälfte an der frankfurter Messe, welche gerade damals eine so respectable Anzahl von Handelsleuten mit jener ansehnlichen Maschine von der Oder zurückspedirte, daß mir und meinen Reisegefährten nichts übrig blieb, als im Gefolge derselben, jedoch in einer kleinen Entfernung, dem fröhlichen Jagen zuzuschauen. Wer übrigens die Leiden einer armen abgesetzten und vom herrschaftlichen Lustwagen zum unterthänigen Beiwagen degradirten Carrosse kennt, die in jeder Fuge ein Luftloch aufzuweisen hat, und deren zusammengeschrumpftes Leder bei Wind und Wetter nirgends schließen will, der wird die Seufzer verstehen, die wir auf einigen Stationen unseres Weges ausstießen, auch wenn ich ihn nicht auf den äußerst abenteuerlichen Käfig mit zwei großen runden Fenstern verweise, der uns in Schwelm einschloß. Die erste Nacht war rauh und dunkel und deckte nur wenig Interessantes zu. Wer weiß auch von Westphalen etwas zu sagen. In dem hübschen Arolsen, wo wir in der qualmenden Wirthsstube hielten, bedauerte man indeß, die herzoglichen Sammlungen vorbeizugehen. Die Straße ging nun hinauf nach Bredelar und erreichte ihren höchsten Gipfel in Brilon. Hier lebte man noch im vollkommenen Winter. Am ersten Orte bot sich uns ein Anblick eigener Art dar. Als wir nämlich hier auf der Post abstiegen, befanden wir uns unter den Mauern eines ehemaligen Klostergebäudes, dessen finstere Massen gespensterhaft auf uns herniederschauten. Etwas weiter fortgehend und den Lärm der Passagiere hinter uns lassend, gewahrten wir die aufleuchtenden Flammen der nahen Eisenwerke, welche auf die Bogenfenster des stillen Klosters gluthrothe Blitze warfen. Das rastlose Arbeiten des Feuers in der finstern Einsamkeit führt unwillkürlich dem Geiste Bilder von den zu endloser Mühe Verdammten herbei, wie Dante sie in seiner Hölle gesehen. Aus solchen schreckenden Phantasien weckte mich erst der auf der freundlichen Kreisstadt Arensberg liegende Sonnenschein. Die Ruhr umfließt hier in einem anmuthigen Thale den sanften Bergrücken, auf welchen diese sich herabsenkt, und die Stadt, über welcher das

alte Schloß hervorragt, wird immer jünger und heiterer, je näher sie dem Flusse kommt und sich in seinem Spiegel beschaut. So poetisch uns das freundliche Bild stimmte, so versetzte uns doch der sogleich beim Absteigen vom Wagen zur Pflicht gemachte Gang auf die königliche Polizei, um die im fremden Lande empfangenen Pässe prüfen und visiren zu lassen, in den herkömmlichen Trott der Prosa zurück. Als nun noch überdies das ganze männliche Personal der Passagiere in einem dazu angewiesenen Gemache des Wirthshauses eine allgemeine körperliche Wäsche vollzogen hatte, so konnte man nun wohl als vollkommen gereinigt und geläutert von jeder hohen Behörde angesehen werden und vorwurfsfrei einen neuen Abschnitt der Reise beginnen.

Wollte ich mir aber lebendig die Fahrt dieses Vormittags vergegenwärtigen, so würde ich genöthigt seyn, mich bei dem westphälischen Dialekte etwas aufzuhalten, der mir von jeher einigen Ohrenschmerz erregt hat; denn ein gesprächiger westphälischer Geschäftsmann gab in unserm Beiwagen für einige Stationen eine Gastrolle und blieb zu unserm und seinem Vergnügen endlich bei dem reichlichen Mahle sitzen, welches wir in Hagen empfingen. —

Dagegen gab uns der Nachmittag die reichste Befriedigung; denn wir fuhren nun durch die bis Elberfeld sich ununterbrochen fortziehenden, mit gewerbfleißigen Hütten reich besäeten Thäler dahin, innerhalb welcher man überall Spuren eines von der Natur geförderten Lebens erblickt. Die geschickte Benutzung des Bodens und der Umgebung, die Bewältigung der Elemente für reichlich belohnenden Zweck, geordnete Thätigkeit und Wohlhabenheit kündigen sich überall an. In der That, es gibt kaum in Deutschland eine Gegend, in welcher sich der Gewerbfleiß so angebaut und heimisch gemacht hat, und wo die Ortschaften unvermerkt zu Städten anwachsen. Das Auge wird dabei nicht gelangweilt; denn überall blickt die Natur mit eigenthümlichen Formen zwischen hindurch. Bald schaut ein freundlichländliches Haus, auf einer einsamen Höhe im Grünen, zu welcher nur ein schmaler Steig aufführt, auf uns nieder und ladet zu ruhiger Abgeschiedenheit ein; bald lehnen sich mehrere Häuser zu geselliger Unterstützung aneinander. Ueberall springen Bäche zu Tage, welche lustige Mühlen treiben, bald hört man das Geräusch der Maschinen in den breiten Fabrikgebäuden. Zwischen den lauten Ansiedelungen suchen die Heerden ihre Nahrung auf frischem Grün. Selten ist die wohlgebaute Enneperstraße und das Wipperthal leer; überall werden Ladungen von dem, was die fleißige Hand gefördert hat, in Bewegung gesetzt, oder Stoffe zu neuer Bearbeitung zugeführt. — Immer näher treten die Ortschaften mit geschmackvollen Landhäusern der reichen Fabrik- und Handelsherren ausgestattet, und so kam uns am Abende Elberfeld in seiner reichen Beleuchtung mit Reverbèren wie eine vornehme bürgerliche Dame vor, die ihre Lüstres angezündet hat, um die Wohlhabenheit und den Credit ihres Eheherrn, zugleich mit ihren Reizen sehen zu lassen und die Freunde des Hauses gehörig zu empfangen. In der That schien auch die Mehrzahl der bisherigen Bewohner des Eilwagens dieses Loos zu treffen, die nach wohlbeendigtem Geschäftslaufe hier in ihre Heimath zurückkehrten, wodurch wir Beiwagner endlich zum Besitze des soliden Hauptwagens gelangten. Hier wohnte ich mich sogleich im Cabriolette so sehr ein, daß ich erst völlig erwachte, als unser Postillon blasend vor Deutz hielt und die Spiegelfläche des Rheins vom Monde beschienen vor uns lag. Ich sage mit Absicht: völlig erwachte; denn ich saß schon längst in jenem halben Wachen, in welchem die unbestimmten Gegenstände, die in einer Mondscheinnacht an dem Fahrenden vorüberziehen, sich in Gestalten der Phantasie verflüchtigen. Ich pflege dies die Magie des Postwagens zu nennen, weil dies die angenehmste Täuschung ist, die gerade dieser gewährt. Allein der Wagen thut's freilich nicht, sondern es gehört vornehmlich noch ein besonderer Gemüthszustand dazu. Aber nun denke man sich am Kutschenschlage sitzend: die große Oeffnung des niedergelassenen Fensters bildet einen breiten Rahmen, in dem das Bild immer wechselt, am zauberhaftesten, wenn man den Mond selbst, der eben über oder hinter dem Wagen steht, nicht in dem Bilde sieht, und die Gegenstände, die nur in feinen Unterschieden von Licht und Schatten beim angespannten Sehen zu erkennen sind, ihre Körperlichkeit der Phantasie zum Stoffe bieten, die sie dann zu ihren Idealen, der vorwaltenden Stimmung entsprechend, ausbildet. Oft ist es, besonders wo dieselben Gegenstände im Vorgrunde sich wiederholen, als säße man ganz ruhig in einer Pergola, oder in einem reizenden Pavillon, vor welchem sich Meer und Bergesfernen in geheimnißvoller Stille ausbreiten.

Aus einem solchen Zustande trat ich in das volle Wachen zurück, als wir bei Deutz zum Rheine gelangten. Es wandelte mich ein süßes Grauen an, den alten deutschen Strom hier zum ersten Male und zwar in so magischem Lichte zu schauen. Es war eine helle, sehr frische Märznacht. Der Mond stand hoch am blauen Himmel; die Laternen zu beiden Seiten der langen Schiffbrücke, die uns über den Strom trug, wetteiferten mit ihm und erleuchteten

die Wellen, welche strudelnd und grollend sich unter die Verbindungskähne verloren. Aus der dämmernden Ferne winkten uns alte finstere Thürme, näher zu kommen, und bald rollte unser Wagen (es war Nachts 4 Uhr) durch das Thor der alten Colonia Agrippina.

(Die Fortsetzung folgt.)

T e l s e.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Dies wurde nun von Allen bestätigt, und zwar mit der Hinzufügung: daß dieser Ort mitten in der Vertheidigungslinie läge und das Panier bei einem der Angriffe auf einen der Flügel bald nach dem bedrohten Puncte getragen werden könnte. — Ein schadenfrohes Lächeln flog über Holm's düstere Züge, indem er einen schnellen Blick auf Isebrand warf und dann sein Auge auf Reimer heftete, der bisher stumm und in sich versunken, scheinbar untheilnehmend, außerhalb des Kreises gestanden. Plötzlich aber drängte er sich zwischen die Aeltesten hindurch und sprach: Nun glaube auch ich, daß der Feind bei Hemmingsstädt angreifen wird, und ersuche Euch, daß wir Wimerstädter dort stehen dürfen! — So wurde ebenfalls beschlossen.

Darauf strömte die ganze Versammlung in die reich ausgeschmückte Kirche; die Priester standen vor dem Hauptaltare und segneten die achtundvierzig Landvoigte und die hinter ihnen knieenden Scharen. Chorgesänge füllten den weiten Raum, und die Fahnen, stolze Denkmäler der Heldenthaten der Väter, wogten über den Häuptern der Betenden. — Da trat, von zwei Priestern aus der Sacristei geführt, ein verschleiertes Weib in grauer demüthiger Nonnentracht hervor. Es war Telse Wollersen. Hinter ihr trug ein dritter Priester das heilige Kreuz. — Sie führten die geweihte Jungfrau dicht vor den Altar und nahmen ihr unter Psalmengesange den Schleier und das Nonnenkleid ab, bedeckten ihren Busen mit einer goldenen Rüstung, ihre Arme mit Schienen, setzten ihr einen glänzenden Helm mit hochwehenden Federn auf das Haupt und gaben das Crucifix in ihre Hände. So wie sie da stand in jugendlicher Schönheit mit funkelnden Augen und glänzenden Wangen sah sie einer heidnischen Walkyre ähnlich.

Am Schlusse des Gottesdienstes wurde die schöne Schildjungfrau Wolf Isebrand übergeben, der sowohl sie als die Führung der Fahnenwache Reimern übertrug, und der liebende aber nicht weichherzige Jüngling zog nun stolz auf das ihm von einem braven Nebenbuhler anvertraute Ehrenamt, unter den Glückwünschen und dem Segen der Versammlung, an der Spitze der kleinen Heldenschar, die Ditmarschens dunkles Verhängniß in ihren Händen hielt, von hinnen. —

Gegen Mittag erreichte dieser Trupp den äußersten Punct des Geestlandes, wo es südlich von Hemmingstädt sich zwischen diesem Flecken und Meldorp in die Marsch hinausstreckt. Hier hielt Wolf Isebrand mit seiner Schar an und ließ ohne Verzug eine Schanze aufwerfen. Greise und Frauen, die theils dem Zuge gefolgt, theils von den nächsten Dörfern hergeströmt waren, nahmen eifrig an der Arbeit Antheil; Isebrand war überall zugegen; nur Aufsicht, keine Ermuthigung war vonnöthen. — Noch ehe es dunkel wurde, war die Schanze fertig und mit Stücken bepflanzt, von welchen sechs den geraden Weg, die übrigen dessen Krümmung gegen Westen bestreichen konnten. — Ein tiefer Graben streckte sich außerhalb der Veste ganz um dieselbe, und in gehöriger Entfernung noch zwei andere, jedoch mit niedrigerer Brustwehr. Ein dicker Nebel, der den ganzen Tag hindurch über dem Lande ruhte, hatte den Augen des Feindes dies Unternehmen entzogen.

Es war Mitternacht; die Sterne schimmerten matt durch den dünnen Nebelschleier; die Witterung war gelind und still; der Wind ruhte. Es fand ein Stillstand in der Luft Statt, als bedächte sich der Himmel, woher und gegen wen er den Sturm hervorrufen wollte. Nur das immer aufgerührte Westmeer ließ sein hohles Brummen wie eine warnende Stimme vernehmen, die niemals erfolglos an das Ohr des Marschbewohners dringt.

Isebrand vernahm sie, als er seinen neuaufgedämmten Wall entlang wandelte, und sagte zu Reimer, der sich mit gesenktem Kopfe an eine Kanone lehnte: Wir werden morgen unruhige Witterung und nördliche Winde erhalten. — Denkt der Feind uns zu besuchen, wird er vielleicht waten oder schwimmen müssen. Frisch auf, Reimer! Die Nacht ist lang, und ich sehe, daß Du eben so wenig wie ich schlafen magst. Gib uns denn ein Lied. — Reimer richtete sich in die Höhe und blickte zurück! Dort erhob sich das Zelt, in dem sich Telse mit dem Vater und einigen weiblichen Verwandten befand. Fürchtest Du die Fahnenträgerin zu wecken? — fragte Isebrand. — Sie schläft so wenig als Du! ich habe drinnen flüstern gehört. Singe, mein Junge, und sey heiter!

Da sprang der Jüngling auf, und den Spieß schwingend, der neben ihm ruhte, stimmte er ein volksthümliches

Kriegslied an. So wie er sang, strömten immer mehrere hinzu, die in den Schlußreim einfielen, und den ganzen Wall entlang begleiteten die dort gelagerten Krieger die wohlbekannte Weise des Liedes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Athen. (Beschluß.)

[Eine Spazierfahrt nach Aegina.]

II.

Warum hat das Alterthum allein berühmte Frauen aufzuweisen, die große und gemeine Eigenschaften, Laster und Tugend, Weisheit und Unverstand in gleichem Grade besaßen! Ich spreche jetzt wie ein Pfarrer. Wahrhaftig, die Frage wird schwer zu beantworten seyn. In neueren Zeiten sahen wir am französischen Hofe viel Buhlerinnen, aber sie waren ohne Tugend und meist ohne Talent. Diejenigen, die solches hatten, waren nicht verführerisch.

Es ist unrecht, daß wir den Griechen nicht nachahmen und uns in Bezug auf den Umgang der Frauen und ihre geistige Ausbildung nicht so tolerant zeigen als Sokrates, Perikles, Alcibiades, Anaxagoras, Aristipp und Demosthenes! Sie haben alle dabei gewonnen.

Was würde man jetzt sagen, wenn die Frau eines Ministers in ihrem Boudoir einem Philosophen Rhetorik lehrte, der nach Gall's Schädellehre *) große Anlagen zum Schwelgen besitzt. Wenn sie einen jungen Officier in die Schule nähme, um dem Staate einen Helden zu erziehen, einen Dichter, um ihm einen Begriff des Schönen beizubringen, und einen Plastiker, um ihm als Modell zu idealen Gestalten zu sitzen? Und das Alles that doch die himmlische Aspasia, welche der erste Bürger Griechenlands mit Thränen in den Augen vor dem Areopag gegen die Anklage des Atheismus vertheidigte, dieselbe Aspasia, die der Heiland der Moral, derselbe Sokrates, der den Dummköpfen geschlachtet wurde, seine weise Lehrmeisterin und das Muster aller Frauen nannte.

Die Sache geht über unsere Begriffe. Denn die Alten waren immer strenge Hausväter und gaben was auf pythagoräische Schule in Betracht des schönen Geschlechts. Es ist recht schade, daß die Aspasia und ihre minder sittsamen Geschwister nichts schrieben. Ihre Memoiren dürften alle Gedichte einer Sappho aufwiegen.

Die Geschichte der Laïs ist mir noch wunderbarer. In Sicilien geboren, in Korinth verdorben und in Milet und Athen gekrönt von Allem, was Mann heißt, finden wir sie mit Sokrates und Diogenes, mit Aristipp und Anaxagoras, alle liebend, aller spottend; denn die Weisheit wie die Ausschweifung belehrte sie, um mit Ueberzeugung sagen zu können, daß die schönen Grundsätze von Tugend und Enthaltsamkeit in der Probe nicht aushielten. Ich habe mir den Cyniker und Stoiker zugleich zu ihren Füßen gedacht, und über das Phantasiegemälde ein lautes Gelächter aufgeschlagen. Der Gedanke ist aber auch zu lustig: Laïs und Diogenes von Sinope, die persische Göttin auf Gold- und Purpurpolstern, und der Lazaronikönig des alten Weinfasses mit einem halbzerrissenen Mantel. Wenn ich ein Maler wäre, die Gruppe müßte der Gegenstand meines Pinsels werden.

Ich bin nun in Aegina gewesen, und wahrscheinlich auch n der Villa der Laïs. Ein paar Mauerblöcke bedecken tragisch das Ufer, und eine Gruppe Cypressen den nahen Hügel. Das Geschick erreichte die Nymphe in Thracien, wo sie im Tempel der Liebesgöttin als Atheistin umgebracht wurde.

Die Wahrheit zu gestehen, es ist kein großer Ruhm für die Philosophie, daß ihre eifrigsten Anhänger aufgeklärte Weiber waren, und noch weniger, daß die meisten unter ihnen in des tollen Anaxagoras' Fußstapfen traten, oder an einen sokratischen Gott glaubten. Muß man erst liederlich, um vernünftig zu werden, erst ausschweifen, um sich zu mäßigen, so stehe es schlimm mit uns. Indeß hat Johann Jakob Rousseau durch sein Leben der griechischen Weiberphilosophie viel Lob gesprochen und seit der Zeit einen Schwarm von Nachbetern gefunden. Laßt nur die Simonisten erst die freie Frau, die Laïs und Aspasia, gefunden haben, so sollt ihr sehen, welche reißende Fortschritte wir machen, wir Poeten, Prosaiker und Philosophen von 1830.

Einstweilen hat sich in Athen das schöne Geschlecht auf die Erziehung des solonischen und platonischen Menschen gelegt, und ich muß bezeugen, daß sich sogar eine britische Dame, Mistreß Hill, mit vieler Liebe und echt antiker Tugend damit beschäftigt, der kommenden Generation und dem neuen Königreiche ehrenfeste und häusliche Frauen zu überliefern. In Aegina ist, wie in der Hauptstadt, eine gute Schulanstalt. Die Regierung braucht sie nur zu unterstützen, um sie emporzuheben.

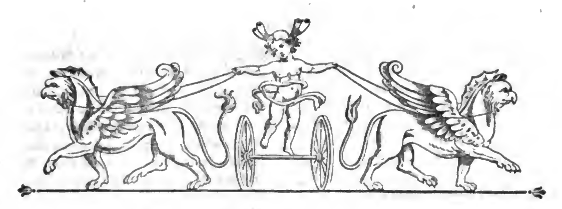
Wir haben auf der Rückkehr von der Insel, die jetzt noch ziemlich bevölkert und angebaut ist, an die Küste gelegt und sind den Hymettus entlang nach Phalereus gerudert. Auf dieser Fahrt stellte sich uns zum ersten Male Athen mit seinen pittoresken Ruinen und Umgebungen von der Wasserseite dar. Ein einziges imposantes und doch recht erquicklich mildes und freundliches Gemälde. Man fühlt darin, daß es nicht Rom ist, dem man sich nähert, die Hügel sprechen gegen alle Weltgröße, und nur von bescheidenem Bürgerglücke und Kunstsinn, von einer Colonie von Weisen und Helden, von einer Heimath der Civilisation.

Unendlich schön ist der Contrast des Augenblicks. Das neue Leben im alten Hafen, die Bewegung auf der Straße des Piräeus bis zum Berge Leukobetus, wo moderne europäische Häuser wundersam mit den benachbarten türkischen Kuppeln und Minarets zusammentreffen. Ich sehe asiatische Kameele und berliner Phaëtons, eine Dame mit pariser Hut und Schleier und eine attische Dirne mit antiker kurzer Robe, die Homerische Spindel in der Hand. Ja, trügt mich mein Auge nicht, so gehen dort Männer mit weißen griechischen Schürzen und langen Haaren in Gesellschaft blauuniformirter baierscher Soldaten, um auf der Höhe des vorher erwähnten Munichiums, vielleicht auf der Stelle, wo Xerxes seiner Niederlage zusah, die blauweiße, griechisch-baiersche Standarte aufzupflanzen. Das ist recht wunderbar anzuschauen!

Ich bin mit meinem neuen Freunde an den Bruchstücken der alten Perikles'schen langen Mauern zu meinem Gasthofe gegangen und habe unterwegs mich an der Freude ergetzt, die denselben überkam, als er zwischen den Hügeln des Pnyx und Philopagus hervorging und dort plötzlich die alte und neue Stadt, den Theseustempel und die Akropolis mit den Ruinen des Jupiter-Olympius erblickte. „Das haben Sie gut gemacht," rief er, „das haben Sie herrlich gemacht; denn hier ist der schönste Punct, um Athen zu sehen."

Und ich sah, daß eine große Thräne über seine Wimpern glitt und den Weg zum Backenbart einschlug. Der Anblick der Ruinen unter diesem Himmel, in dieser modern komischen Umgebung ist auch in der That beweinenswerth schön. —λ.

*) Wie Sokrates.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 162. — den 18. August 1835.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Es ist Reimer! — seufzte Telse, die glühende Wange an das Crucifix drückend, das sie von dem Geliebten trennte. Ihre Gefährtinnen traten aus dem Zelte, um die wohlklingende Stimme besser zu hören, denn oft bei heitern Gelagen hatten sie sich dem Jünglinge genähert und mit klopfendem Herzen und stiller Lust auf seine Lieder gelauscht. —

Es dämmerte der 17. Februar — für viele Tausende ein Todestag. Nach Mitternacht hatte sich ein Nordwestwind erhoben und kalte, regenschwangere Wolken über das Land gejagt. In Meldorp war Alles in Bewegung. Gesang und Jubel tönte in den Häusern und den menschenvollen Straßen; der muntere Klang der Geigen und Hörner mischte sich grell in das Gebrause des Windes, der um die düstern Mauern des alten Klosters heulte. Da fiel der erste Kanonenschuß und die Fenster klirrten. Der Tanz hörte auf, die Instrumente schwiegen, ein schneller zärtlicher Händedruck, beredte Blicke, tändelnde Worte wurden noch in der Eile der Trennung gewechselt.

Im Schloßhofe stampften ungeduldig die Streitpferde der hohen Herrschaften, die im Begriffe waren, aufzusitzen. Hans Alefeld trat zu den fürstlichen Brüdern hin und sagte in anscheinend gleichgültigem Tone: Unangenehmes Reisewetter nach durchschwärmter Nacht! — Nicht schlimmer für uns als für die Feinde, — fiel Herzog Friedrich, sich in den Sattel schwingend, ein. — Wir haben den Wind uns gerade entgegen, — fuhr Alefeld fort. — Um so eifriger werden unsere Leute Quartier suchen, — erwiederte der Herzog. — Der Weg aber wird sehr sumpfig und die Stücke unbrauchbar werden. — Dann haben wir Lanzen und Degen mehr als hinreichend, Euer Danebrog sicher zu stellen, — entgegnete der Herzog schnell. — Dem verletzten Anführer brannte eine stolze Antwort auf den Lippen, allein sie wurde von einem Blicke des Königs zurückgehalten, der, sich verdrießlich im Sattel zurücksetzend, murrte: Einen Tag hätten wir doch zögern können, Bruder Friedrich. — Es ist ja ein Höllenwetter.

Scheltet nicht das Wetter Gottes, — sagte der Herzog — dies ist der Tag unserer Vermählung mit der reichen Marsch. Es regnet Gold herab in den Schooß der Braut.

Es regnet Wasser, das sehe ich, und später wird es Blut regnen! — rief der König. — Hole der Teufel solch Hochzeitswetter! — Dem schnaubenden Hengste die Sporen gebend, sprengte er mit seinem Gefolge fort, die aufgestellten Truppen zu mustern.

An der Spitze eines Heeres von dreißigtausend Mann hielt Slenitz auf seinem rabenschwarzen Gaul ganz in Eisen gekleidet. Mit seinem langen Schwerte grüßend und das

Helmgitter lüpfend, sagte er: Mit Ew. Gnaden Genehmigung reite ich voraus und bestelle uns ein warmes Abendessen in Heide. — Der König nickte, und der Junker trabte mit dem unter ihm stöhnenden Pferde fort, nach ihm rollten die Kanonen der Garde, dann folgten die fünftausend weit berühmten furchtbaren Lanzenknechte, mit ihren gewaltigen Spießen. Die langen Reihen schlängelten sich wie ein breiter Strom durch das nördliche Thor von Meldorp den weit gestreckten Berg hinab. Ihnen folgte das holsteinische Fußvolk mit seinen Stücken, dann die dänischen Soldaten, und zuletzt die Reiter. Diesen schlossen sich die fürstlichen Brüder mit ihrem Gefolge, Hans Alefeld mit dem Danebrog an der Spitze, dem Zuge an. Die holsteinischen Reiter machten den Nachtrab aus, — ihnen folgte der Troß, unendliche Reihen von Futter- und Packwagen, mit Bier und Wein beladen. Andere waren mit Betten, Tischservicen und allerlei feinern Lebensmitteln bepackt, und endlich schloß der Zug mit Marketenderinnen, Spielmännern, allerlei Weibern, Soldatenfrauen und Kindern bunt unter einander. Wäre die Witterung leidlicher gewesen, würden die vornehmen Damen schwerlich zurückgeblieben seyn, die nun von den Fenstern des Klosters ihren Gatten, Bräutigamen und Verwandten ein sorgloses Lebewohl zuwinkten.

Auf der Schanze am „Dusend Duwels Werff" hatte man zwar die Signalschüsse in Meldorp, obgleich der Wind den Schall abwärts trug, gehört, allein die Luft war von Schnee und Nebel so dick, daß es unmöglich war, dahinüber zu sehen, oder zu errathen, wohin der Feind sich wenden würde. — Der Sturm und das Schneegestöber nahm immer zu. — Endlich nach Verlauf von mehr als einer Stunde rief Reimer, der unaufhörlich ausgelugt hatte: „Da sind sie!" — Alle wollten nach der Brustwehr eilen, aber Wolf hielt sie mit dem Zurufe zurück: Was wollt Ihr? der Feind darf nichts von uns wissen, eher als er den Rauch von unsern Stücken gesehen. — Fort! jeder auf seinen Posten — und Ihr — fuhr er zu den mit Pferden in Bereitschaft stehenden Eilboten fort — sprenget nun so schnell, als es die Pferde ertragen können, nach Heide, und sagt den Achtundvierzigern, daß sie uns die Verstärkung von den Nordgemeinden senden und ohne Zögern nach Busum schicken. Wenn sie nicht schon die Schleusen geöffnet haben, ist kein Augenblick zu verlieren. Und Ihr, Kanoniere, richtet die Geschütze gerade auf den Weg, aber schießt nicht eher, bis ich es gebiete.

Nur langsam rückte das feindliche Heer vorwärts. Die Haltung und Ordnung, womit von Meldorp der Ausmarsch geschah, war schon verloren gegangen. Mit der immer rauheren Witterung wurde der Weg auch sumpfiger. Die Vorspannspferde vermochten kaum die Stücke zu ziehen; hier blieb ein Pferd ermüdet liegen, dort brach ein Geschirr; dadurch entstand überall Hemmung. Das nachfolgende Fußvolk durchwatete mit vieler Mühe und noch größerem Unmuthe den Schlamm, welchen die Artillerie zerweicht hatte. Die Glieder schwankten und brachen; die Aeußersten wurden oft in die Seitengraben gedrängt, den Officieren gelang es kaum mehr, den ausbrechenden Unmuth zu dämpfen, nur wenn der Führer sich umkehrend seine Löwenstimme vernehmen ließ, trat eine kurze Stille ein.

Erst zwei hundert Faden von der Schanze bemerkte Sleniß, der in seiner Ungeduld eine Strecke vorausgeritten war, trotz dem Schneegestöber, das ihm ins Angesicht schlug, den ersten, den Weg gerade in seiner Krümmung abschneidenden Graben. Er hielt und entdeckte nun sowohl den zweiten Graben als die Schanze selbst, über deren Brustwehr die Stücke und einzelne Köpfe zum Vorschein kamen. Schnell eilte er zurück, ließ Halt machen und gebot, die Schanze zu beschießen. Die Stille des Feindes beunruhigte ihn.

Als Isebrand jetzt gewahrte, daß die Stücke gewandt und die Pferde ausgespannt wurden, ließ er das blutige Tagewerk beginnen, und zwar von seiner Seite mit furchtbarer Wirkung, denn er selbst stand mit seinen Leuten von dem starken Walle geschützt. (D. F. f.)

Ein Blatt aus meinem Reisejournale.

Von Amadeus Wendt.

(Fortsetzung.)

II. Cöln und seine Kunstalterthümer.

Der unweit der Post gelegene, übrigens vortreffliche mainzer Hof, in welchen sich die Mehrzahl der Passagiere begab, machte uns ein verdrießliches, schlaftrunkenes Gesicht. Der Hausknecht, welcher denselben repräsentirte, erklärte sich völlig außer Stand und Vollmacht, uns jetzt etwas Weiteres als ein Nachtlager zu verschaffen. Man mußte sich, ungeachtet aller Bitten und Fragen — obwohl mit Mühe — darein finden und sich tüchtig ausgekältet in mehreren neben einander liegenden Zimmerchen, welche noch frei waren, zur Ruhe verfügen. Damit ging es denn auch ziemlich schnell, weil es in den kalten Gemächern nicht gut lange auszuhalten war.

Aber wer voller Erwartung ist, ruht nicht lange. We-

nige Stunden waren vergangen, und es drang der Strahl des vollen Morgenlichts, begleitet von dem ernsten Glockenrufe des Doms, an unser Ohr. Alles kündigte den Sonntag an, der mir die ehrwürdige Umgebung doppelt feierlich machte. In solcher Stimmung ist es uns, als ob die Gegenstände schon längst auf uns warteten, als ob die Denkmale der Vorzeit riefen, nicht zu säumen, sie wollen gesehen und erlebt seyn, um in dem Sinne der Nachwelt fortzuleben; da macht uns jeder Aufenthalt, welchen das äußere Bedürfniß verursacht, ungeduldig. Wir sahen die Straße unter uns schon voll von Leuten, die, unstreitig alle mit echtem cölnischem Wasser — gereinigt und sonntagsmäßig herausgeputzt, zu dem Frühgottesdienste nach verschiedenen Seiten hinzogen, nicht still und einzeln, wie anderwärts, sondern fröhlich zu muntern Reihen verbunden. Wir waren bald mitten unter ihnen. Man hatte mir Cöln als eine alte, finstere Stadt geschildert, seine Gassen als eng, schmuzig, öde. Allein das Letztere konnte ich nicht finden. Denn wenn ich die außerordentlich alten öffentlichen Denkmäler der Baukunst daselbst hinwegnehme, welche diese Stadt vor allen so interessant machen, so scheint mir in der letztern Zeit fast nur zu viel moderner Putz zum Nachtheile des bestimmten Charakters eingedrungen und das äußere Ansehen dieser Handelsstadt durch die alles gleichförmig machende Mode bedeutend verändert worden zu seyn. Die Wohnhäuser der Hauptstraßen wenigstens tragen nicht mehr so das bestimmte Gepräge einer ältern Zeit wie Nürnberg, Prag und manche niederländische Städte. Auch fand ich mindere Eigenthümlichkeit in Trachten und äußerer Weise der Menschen als in letzteren. Aber freilich, was jene großen Bauwerke anlangt, so gibt es wohl nicht eine zweite Stadt, welche eine so ununterbrochene Geschichte in Monumenten der bildenden Künste, vornehmlich aber der Architektur, aufzuweisen hat. Schon mit der römischen Kaiserzeit, die auch der Stadt den Namen gab, beginnt diese Geschichte. Ihre Spuren finden sich noch in den alten Thürmen, welche den Hafen, und wohl auch die ehemals vorhandene steinerne Brücke schützten, in der durch dunkel- und hellfarbige Backsteine gebildeten Figurenmosaik, welche der alte Thurm bei St. Claren zeigt, in mehreren ausgegrabenen Denksteinen und Basreliefs, welche die Wallraf'sche Sammlung aufbewahrt u. s. w. Dann zeigen sie uns die ältesten Spuren der christlichen Baukunst in der Frankenzeit — in der Kirche Maria auf dem Capitol (aus dem 7ten oder 8ten Jahrhundert; die Sage schreibt ihre Erbauung auf einem römischen Capitol der Mutter Karl Martel's, Plectrudis, zu). Das alte Bauwerk bekundet von außen die derben und schwerfälligen Formen des ältesten und einfachsten Rundbogenstyls, während es im Innern licht und hell geworden ist, wie die heutige Generation, und durch seine Rundung einen freundlichen Eindruck macht. Aus derselben Zeit mag der unförmliche breite Thurm der nach unten verbauten Martinskirche seyn. Einige halten noch die Ruinen der alten Cäcilienkirche, den Vorbau der Peterskirche für älter. Dann zeigt sich die St. Apostelkirche, welche mit ihren festungsmäßigen Thürmchen, Giebeln und Rotunden schon einen größern Reichthum der architektonischen Formen verräth (man setzt ihre Erbauung in das elfte Jahrhundert). Den Eingang bildet ein längliches Viereck, welches einen schweren Thurm trägt; das Innere ist rund, und der Chor besteht aus drei halben Rotunden, über welche sich eine sechseckige Kuppel erhebt, so wie denn überhaupt der Chor der Kirchen dieser Zeit meistens von außen in einem Halbkreis oder als Muschel (concha) schließt.

In einem entfernten Stadttheile erhebt sich dann die (im 11ten u. 12ten Jahrhundert erbaute) Kirche des heil. Gereon mit ihrer hohen Kuppel und dem von zwei Thürmen zu beiden Seiten geschlossenen Chor, zierlich geschmückt mit rings umherlaufenden Galerien von doppelten Säulchen. Aber alles dies, wie die verschiedenartigen, nicht aus einem Principe hervorgegangenen Verzierungsformen überhaupt, macht den Eindruck einer fremdartigen Kunst, die, obwohl auf deutschem Boden aufgenommen, doch eigentlich nicht aus deutschem Boden erwachsen ist. So wie aber dieses Gebäude über seine Umgebung wie eine fremde Erscheinung hervorragt, so steht es auch im Innern durch seine Symbolik, in der Anlage einzelner Theile, durch die bunte Ausschmückung der Galerien und des von hohen Säulen getragenen Gewölbes, so wie die noch erhaltene merkwürdige byzantinische Mosaik (in dem Krypten unter dem Chore) einzig da. Es gehört das Gebäude einer Zeit an, welche allen Reichthum auf die sinnliche Verehrung des ihm Geheiligten wendete und sich dasselbe dadurch möglichst nah zu bringen meinte. In der gegenwärtigen Zeit, wo der Zweifel noch ganz andere Gegenstände als die Authenticität von Gebeinen ergriffen hat, von welchen dieser Tempel so reiche Sammlungen enthält, scheint es etwas in Verfall zu kommen. Die Cunibertskirche aber, die in der Nähe des Rheins stand und aus gleicher Zeit stammen soll, ist seit kurzem zur Ruine geworden. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris, den 7. August.

[Rothschild auf dem Theater des Variétés.]

In Frankfurt hält man was auf Gesetz und Ordnung, das muß wahr seyn, denn noch bis heutigen Tag gelang es dem Einflusse der Dynastie Rothschild nicht, die Juden dieser Stadt zu emancipiren. Mehr als dreizehn Paar Israeliten durfen das Jahr über nicht heirathen.

Aber wenn der vierzehnte Bräutigam ein Rothschild wäre? — fragt Ihr ungläubig. — Thut nichts. Der regierende Burgermeister legt die Hand auf den Codex francofurtorum und replicirt wie Göthe's Mephisto: „'Sist ein Gesetz der Herren und Gespenster, die Hölle selber muß sich unterwerfen."

Ich glaube nicht, daß irgend ein Baron Banquier des heiligen römischen Reichs mit seiner Frau in die Nothwendigkeit versetzt wurde, ein Jahr lang die Hochzeit aufzuschieben, weil zufällig ein Schneider israelitischer Confession mit seiner Rahel das dreizehnte Monopol erwischt hatte. Genug, die Dichter des Variétés setzten den Fall, weil er im Gebiete der Möglichkeit ist, und beauftragten einen Komiker, die Majestät Rothschild, wie sie leibt und lebt, auf die Breter zu bringen.

Da ich ein Freund von mehreren Juden bin, die wiederum Freunde Rothschild's sind, so konnte ich nicht umhin, die poetische Licenz der Bühne zu tadeln. Wie, sagte ich, man erlaubt es in einer Stadt, in welcher der erste Banquier bei Hofe „mon cher ami" genannt wird, die Persönlichkeit desselben zu persifliren, ihn zum Bramarbas zu machen, der blos Millionen im Munde hat, und endlich von einer Grisette genasführt wird? Das ist polizeiwidrig, macht die Theatercensur nothwendig.

Indem ich also raisonnirte, klopfte mich ein melancholischer Dichter auf die Schulter, der des Abends häufig gegen zehn Uhr auf dem Boulevard des Italiens experimentirt und sehr verliebter Natur ist. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund," hub er an, „ich habe eben erfahren, daß wir diesem Stücke: „le treizième mariage", und der durchlauchtigen Verwendung des rothen Barons das neue Gesetzproject über die Censur der Bühne verdanken. Herr Guizot, Minister-Exprofessor, will keine Preßfreiheit mehr, weil die Presse seine neue Theorie der Geschichte nicht lobt, Herr Thiers, Minister-Professor dito keine Carricaturen, weil seine Figur dazu täglich plausiblen Stoff darbietet, und endlich Herr Rothschild kein freies Theater, aus Furcht, sein Conterfei in einem Ischariot oder Ahasver zu erblicken." Sie sehen, der Baron ist kein Narciß, der in sein Portrait verliebt ist.

Das neue Vaudeville hat dem Publicum gefallen. Herr Rothschild singt darin verschiedene Couplets und thut ganz verzweifelt verliebt. Der Schneider ist ein Liberaler, der sich den Henker um den Baren kümmert und lieber gleich heirathen als reich werden will. Es ist die einzige Unnatürlichkeit im Stucke, da der Held, so wie sein Gegner, ein Jude ist. Bis dahin habe ich noch keinen Juden angetroffen, dessen Herz nicht bei blinkenden Goldstücken ungetreu geworden wäre.

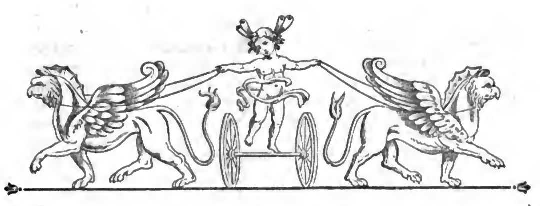
Notizen.

[Pariser Theater-Neuigkeit.]

Das von unserm Correspondenten neulich erwähnte fünfactige Drama: „la Berline de l'Emigré" hat Mélesville u. Daubigno zu Verfassern. Mélesville's „Wahnsinnige" hat uns Achtung eingeflößt vor der Kraft dieses Dichters, die Romantik der tieferen Leidenschaft zu schildern. Auch in dem neuen Stücke finden sich Elemente, die den großen Beifall in Paris erklärlich machen. Bei geschickter Umschmelzung einiger ultranationalen Züge, die das Drama zu haben scheint, müßte es jedoch auf der deutschen Bühne von ergreifender Wirkung seyn. Die Kutsche des Emigranten hat nicht die Wichtigkeit, die der Titel verrathen will. Der Emigrant, ein Marquis de Savigny, ist das Bild der rührendsten Anhänglichkeit an sein Vaterland. Er will Paris im Jahre 1793 nicht verlassen, obschon fast alle Mitglieder seiner Familie Opfer der Volkswuth geworden sind. Er hält diesen Zeitraum der Wuthausbrüche nur für eine Episode, die sich schnell wenden werde, und diese Episode will er überdauern. Er zieht sich in das entlegenste Zimmer seines Palastes zurück, bis Robespierre's Wäscherin ihm entdeckt, sie habe in der Westentasche des furchtbaren Mannes eine Proscriptionsliste gefunden, auf der auch des Marquis Name gestanden. Endlich wird die Flucht bereitet. Der alte Germain, das schönste Exemplar von Dienertreue aus dem ancien régime der adeligen Zeit Frankreichs, läßt von seinem Sohne, der im Hotel des Marquis erzogen wurde und Kutschenmacher ist, eine Berline mit geheimen Fächern versehen, welche die Schätze des alten Herrn bergen sollen. Als alles bereit ist, wird der Marquis beim Einsteigen in den Wagen verhaftet. Man staunt, wie das Geheimniß verrathen wurde. Germain folgt seinem Herrn. Im Gefangnisse trifft man einen jungen Maler, der mit dem Ankläger des Marquis vor Gericht stand. Den Namen des Verräthers weiß er nicht, aber er zeichnet sein Gesicht auf ein Stück Papier, und der alte Germain erkennt nach und nach die Züge seines Sohnes. Diese Scene soll tief ergreifen. Nicht minder die nachfolgende. Der Marquis ist zur Guillotine verdammt. Die Stunde, wo die Henker kommen, schlägt; der Greis ist eingeschlafen. Germain benutzt diesen Moment; er wirft sich in die Kleider seines Herrn, gibt sich für diesen aus und läßt sich zum Richtplatze führen. Als der Marquis erwacht, steht sein Kerker offen, er ist frei, sein Diener hat sich wider sein Wollen und Wissen für ihn geopfert. Auf der Flucht trifft er mit dem Sohne Germain's wieder zusammen, er erreicht die Gränze, während dieser den Lohn seines Verrathes erntet, indem er als Spion ergriffen wird.

[Stuttgart und seine Umgebungen.]

So heißt ein von Bührlen verfaßter „Wegweiser für Einheimische und Fremde", der für Würtembergs Hauptstadt von demselben Werth ist als Lindau's Gemälde für Dresden. Stuttgart hat seit einem Menschenalter in vieler Beziehung höchst bedeutende Fortschritte gemacht, um eine Stadt höheren Ranges zu werden. Es zählte 1797 noch 18,000 Einwohner, gegenwärtig 30,000, durch Seydelmann ist das dortige Theater von neuem ein Gegenstand von Interesse geworden. Wolfgang Menzel hat dort seine kritische Schere gewetzt, um der Literatur manchen Zopf abzuschneiden. Noch jetzt sitzt er eben dort und treibt sein Haarschneiderhandwerk so weit, daß er den alten todten Göthe noch einmal vorgenommen, noch einmal ihm den Haarbeutel von seinem Jovis-kopf abgerissen, aber ihm auch die schönen feinen Ohrläppchen mit grober täppischer Faust weggeschnitten hat. Man sieht, wie wichtig Stuttgart schon Menzel's wegen ist! Seit 30 Jahren hat sich die Zahl von Buchhandlungen beinahe verdreifacht, Stuttgart zählt deren 17, und 24 Druckereien. Wir machen Reisende auf das hübsch ausgestattete, mit einer Ansicht von Stuttgart, und mit zwei Plänen von der Stadt und der Umgegend geschmückte Taschenbuch aufmerksam, das dort bei Hoffmann erschienen ist.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 163. — den 20. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Blatt aus meinem Reisejournale.

Von Amadeus Wendt.

(Fortsetzung.)

Haben wir die bisher genannten Bauwerke als Vorschule der echten deutschen Kirchenbaukunst zu betrachten, so zieht alle Aufmerksamkeit das beabsichtigte Wunder der Welt, wie Göthe es nennt, das uns in der erhabenen Domruine übrig geblieben ist, auf sich; denn in ihm ist die germanische Kirchenbaukunst in ihrer edelsten Reinheit und höchsten Einigkeit vor Augen gestellt. Die Unvollendetheit dieses Baues (der, 1248 begonnen, bis zur Reformation hin fortgesetzt wurde und noch lange nicht bis zur Hälfte ausgebaut ist) machte darum keinen so schmerzlichen Eindruck auf mich, weil die Spuren des gegenwärtigen Arbeitens an demselben, durch welches die Erhaltung des ehrwürdigen Denkmals — Dank sey es der großen Liberalität des Königs von Preußen — gesichert ist, mich in die Illusion versetzte, der Bau schreite noch immer seinem Ziele zu. Wem außerdem noch durch Boisserée's verdienstvolle Bemühungen der Riesengeist, der dieses Meisterwerk erfüllt, näher getreten ist, dem wird es noch leichter möglich, das Fehlende durch Phantasie zu ergänzen. Uebrigens strebt der schon halbvollendete Thurm, den man zuerst vor sich sieht, wenn man hinzutritt, gleich einem Gewächse wie von selbst in die Höhe; warum sollte er, meint man, nicht auch noch höher steigen können? — Weit mehr empfand ich den Mangel der Vollendung im Innern, als ich aus der würdigen Vorhalle, zu welcher die westliche Pforte führt, in das breite Schiff getreten war und über den fast an 100 Säulen, welche aus diesem und den Nebengängen aufsteigen, die hölzerne Bedeckung wahrnahm. Hier ist das kühne Wachsthum sichtbar gehemmt. Ein großes Menschengewühl rauschte in dem Helldunkel zwischen der vierfachen Säulenreihe, ohne die Hallen zu füllen, und wie in weiter Ferne hörte man den Gesang des Credo, das auf dem Orgelchore mit Begleitung von Instrumenten erschallte. In dem 1320 vollendeten hohen Chore von 200 Fuß Höhe, in welchem das Hochamt von einer Menge von Priestern feierlich vollzogen wurde, erschien uns das Innere auf dem Gipfel jener Kunst, die sich allein aus einem von religiösem Enthusiasmus getragenen Kunstfleiß und der freigebigen Andacht wohlhabender Städte des Mittelalters erklären läßt. Zwar sind die schönen Gestalten, womit ein hochbegabter Zeitgenosse des Ghiberti den hohen Chor schmückte, nicht mehr versammelt, auch entspricht der neuere Altar, ungeachtet seiner Pracht, nicht dem edlen Style des Ganzen; aber ein frommes Herz fühlt sich noch immer in der Gemeinde erhoben, wenn durch diese hohen Hallen der Ruf des Glaubens tönt, und das Gemüth sammelt sich von der Zerstreuung der Welt, wenn das himmlische Licht die herrlichen Farbengestalten weckt und verklärt, die der andächtige Künstler der Vorzeit hier auf durchsichtigem Grunde gezeichnet hat. Denn wenn die Glasmalerei dieses hohe Bauwerk

zwar nach allen Seiten würdig ausgeschmückt hat, so hat sie doch gerade den hohen Chor als das Allerheiligste bezeichnet. Hat man dies empfunden, so hat man kaum mehr Lust, die sogenannte goldene Kammer mit dem Domschatze, und die sonst hochverehrten Reliquien, welche sich in einer Capelle hinter dem Hochaltare befinden, in Augenschein zu nehmen. Aber mit Ehrfurcht schaut man in den Capellen die ausgehauenen Bilder der Lehrer dieser Kirche.

In der That gibt man sich unbefangen dem Eindrucke eines solchen Denkmals aus der schönsten Zeit der christlichen Kirchenbaukunst hin, und erwägt man zugleich das immer steigende Bedürfniß, auf welches sie gegründet war, so verschwindet nicht nur jeder Wahn von Willkür und Laune, welche von den blinden Verehrern der antiken Architektur ausgegangen und lange befördert worden ist, sondern es erscheint uns auch in derselben eine weit größere, umfassendere Harmonie, als in den Tempeln der Griechen und Römer vorhanden seyn konnte, weil in den besten Denkmälern der christlich-germanischen Kirchenbaukunst eine weit größere Mannichfaltigkeit zu bewältigen war und der Einheit des Gefühls — jedoch gedankenmäßig — unterworfen worden ist. Wenn man den Zweck der Kathedralen und Dome — denn das Größte, wonach man strebte, ward Muster des Kleinen — darein zu setzen hat, den christlichen Gottesdienst im feierlichsten Glanze in der Versammlung der Gemeinde auszuüben, wobei der vorzugsweise handelnde Theil der Klerus war, und der eigentliche Platz, an welchem dieser vor allem Volke die gottesdienstlichen Handlungen verrichtete, der hohe Chor, der mit seinem Hochaltare an die Stelle des Allerheiligsten trat, so bedurfte es, wie man leicht sieht, weiter, bedeckter Räume, und die, der Weite angemessen, und mit dem Charakter der christlichen Erhebung im Einklange, zugleich hohe Räume wären. Dies führt mit sich hohe starke Mauern und schlanke Stützen der Decke im Innern. Nun war aber die Aufgabe, die Gemeinde nicht durch Stützen zu trennen, sondern sie vielmehr zu vereinigen: es sollten so viel Menschen als möglich die heilige Handlung, welche sichtbar vorging, schauen und betend, singend vereinigt werden. Daher besonders die Weite des dem Chor zugewandten Schiffs und Kreuzes. Daher aber auch das Streben der Baukunst auf eine solche Einrichtung der Decken gerichtet seyn mußte, durch welche die jenem Zwecke entsprechende Stellung der Stützen möglich wurde. Man sieht, daß es hier auf die Kunst der Gewölbe ankam; denn an die leichten Decken niedriger griechischer Tempel, die auch geringer Stützen bedurften, war hier nicht zu denken. Das Mittel wurde endlich in der durchgreifenden Anwendung der Spitzbogenwölbung gefunden, mit welcher auch der Charakter des Hochstrebenden wie das Klima im vollkommensten Einklange stand. Die einzelnen Säulen als Stützen verschwanden nun immer mehr; sie wurden bald nur als untergeordnete Verzierungen angewendet. An ihre Stelle traten die Säulenbündel, welche über den Boden hinauszustreben und sich in der Wölbung zu verzweigen schienen. Ihre Stellung gegen einander gestattete freie Durchsichten. Die hohen breiten Mauern mußten des Lichts wegen mit hohen Fenstern durchbrochen werden, die ebenfalls die Form des Spitzbogens annahmen. Dies führte zugleich eine erwünschte Mannichfaltigkeit herbei, welche durch Malerei der Gläser noch erhöht und zu einer kunstmäßigen gemacht wurde. Sehr treffend hat Boisserée bemerkt, daß die Erfindung der gemalten Fenster aus der Anwendung der Mosaik, — zu welcher man ohnedies auch buntes Glas brauchte — möchte entsprungen seyn; — so seyen die Mauern leichter und durchsichtig geworden, das Tageslicht sey gemildert und verklärt in Farben eingedrungen. Indem dann die gemalten Glasfenster in den Hallen zwischen den Säulen gesehen wurden, erhielten sie durch diese einen dunklen Rahmen, der ihre Wirkung erhöht. (D. F. f.)

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Die Garde zielte mit weniger Sicherheit; auch wurde bald ihr Feuer schwächer; denn einige Stücke wurden zerschossen, an andern wollte das naßgewordene Pulver nicht brennen. Jetzt gebot Slenitz, die Schanze zu stürmen; die tapfern Krieger, ungewohnt, sich so wehrlos niederschießen zu lassen, eilten an den unnützen Stücken vorüber nach den ersten Quergräben hin, über welche sie ihre Lanzen und die zu diesem Zwecke bereiteten Reisbündel und Korbgeflechte legten. Muthig sprangen sie hinüber, und bald wurde der Raum zwischen dem ersten und zweiten Graben ausgefüllt. — Aber hier trat ein größeres Hinderniß ein. Bündel und Geflechte mußten von hinten geholt und durch die dichtgeschlossenen Haufen geführt werden, die sich nicht einmal seitwärts ausbreiten konnten, weil sie auch hier von breiten und tiefen Graben eingesperrt wurden. Die Kugeln der Ditmarschen schossen Bresche in dem zusammengedrängten wogenden Knäuel. Die Besonnenheit verschwand, die Furcht schlich

sich ein. Die unsichern sich oft widersprechenden Commandoworte der Officiere, das Geschrei und Stöhnen der Verwundeten, das Jauchzen der Ditmarscher, ihr Spott, ihre Flüche, die der Wind deutlich herüber trug, Alles vermehrte die Verwirrung der plötzlich entmuthigten, noch vor kurzem so siegestrunkenen Krieger. — Sie mußten zurück, um sich dieser furchtbaren Falle zu entwinden. — Der Rückzug war noch verworrener als das Hervordrängen. Alle stürzten hinzu, um über den Graben zu kommen; an vielen Stellen brach die schwache Brücke zusammen; die Vordern wurden niedergetreten, um den Nachfolgenden zur Brücke zu dienen. Ruhig und unverzagt, von Kugeln umsaust, hielt Jörgen Slenitz auf seinem großen Streithengste zwischen dem zurückkehrenden Vortrabe, auf Herstellung der Ordnung bedacht. Seine Riesengestalt ragte über seine Umgebung empor, die sich um ihn drängte, wie die Woge um einen bei der Brandung des aufgerührten Meeres unerschütterten Felsen.

Auf der Brustwehr der Schanze stand Isebrand und betrachtete stumm und lächelnd die Verwirrung im feindlichen Heere, während seine Stücke immerfort donnerten. Da trat Reimer zu ihm mit den Worten: Sie weichen! Werden wir ihnen nicht in den Rücken fallen? —

Zu früh, Reimer! — erwiederte er. — Warum, ehe es noth thut, die Unsrigen aufopfern? Zögern wir, bis uns das Meer zu Hülfe kommt! — Doch sieh! wer stürmt da den Weg herab, an der Schanze vorüber! Es ist die Fahne der Tellingstädter, die uns zur Verstärkung von Heide gesandt sind, allein diese Heftigkeit taugt nicht. Sieh nur, wie die Garde sich ordnet, sie zu empfangen.

Sieh! — rief Reimer. — Sie springen schon über den letzten Graben! Jetzt geht's los! Zu Hülfe denn?

Keineswegs! — entgegnete der besonnene Führer. — Ditmarschens Rettung hängt an einem Haare. Verlassen wir die Schanze und werden wir von der ungeheuren Menge überflügelt, so ist Alles aus.

Nun begann ein heftiger Kampf. Anfangs konnte die Garde dem stürmischen Angriffe der Ditmarscher und ihren langen Spießen nicht widerstehen; aber weit vermochten sie nicht zurückzuweichen, denn der Weg war gesperrt, die hintern Haufen trieben die Vordern vorwärts, und so zwang sie die Unmöglichkeit, zu fliehen, den kleinen vermessenen Trupp zurückzudrängen. Der vierte Theil der hundert Tellingstädter fiel, und die Uebrigen sprangen mit Hülfe der umgekehrten Spieße, die sie wie Springstangen gebrauchten, über den Graben zurück, wohin die Garde unfähig war, ihnen zu folgen.

Seht Ihr! — sagte Isebrand zu seiner Umgebung, — wie ich gesagt, Blutverlust ohne Vortheil! Fort Du und Du nach Heide! sagt, daß das Gefecht sich nur auf diesem Puncte entspinnt, denn von keiner andern Seite wird ein Schuß gehört. — Alle müssen sie hierher eilen, und frage, was bei den Schleusen geschieht! Wo bleibt das Meer mit seiner Hülfe?

Die beiden Ditmarscher schwangen sich aufs Pferd und eilten von hinnen, ihnen kam ein neuer Trupp mit Sturmschritten entgegen. Es waren die Delver. —

Das augenblickliche Glück benutzend, ließ der erfahrene General der Garde alle brauchbaren Stücke gegen die Tellingstädter richten, die, unschlüssig, weder zurück noch vorwärts gingen. Aber schnell gebot nun Isebrand Reimer'n, mit den Delvern die feindliche Batterie zu umgehen, zwischen diese und die Truppen sich zu drängen und die Stücke umzustürzen oder zu vernageln. Dies gefährliche Unternehmen wurde zum Erstaunen des unschlüssigen Feindes in wenigen Minuten ausgeführt. Die Artilleristen waren niedergestoßen, bevor die Lanzenknechte, die auf dem schmalen Wege hinter ihnen standen, sie zu retten vermocht. Zwar wurden durch einen muthigen Angriff mehrere Ditmarscher, die zu lange auf dem Wege zögerten, niedergemacht, aber die Uebrigen schwangen sich auf ihren Spießen über die Gräben wieder zurück. Slenitz traf indessen schleunige Vorkehr, die Gegner zu vertreiben, und nachdem er durch Reisbündel, Lavetten und Räder sich einen Uebergang über die Graben verschafft hatte, gebot er mit dem Feldgeschrei: Hüte dich, Bauer! die Garde kommt! — einen allgemeinen Angriff. —

Als Isebrand Slenitz's Absicht gewahrte, und in demselben Augenblicke das Wasser in den Fluren gegen Westen steigen sah, rief er: Nun, Landsleute! ist die Zeit da, nicht zum Sterben, sondern zum Siege, zur Rache des in Windbergen und Meldorp vergossenen Blutes! Frisch heran! Seht Ihr nicht, daß sowohl der Himmel als das Meer mit uns ist! Folgt mir! Vorwärts, und schaut nicht zurück! — Mit diesen Worten sprang er über die Brustwehr und den Graben; die vierhundert Wöhrdener und Hemmingstädter folgten ihm. (D. F. f.)

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nr. 158:

Briefwechsel.

Correspondenz.

Aus Neapel.

[Die Volkstheater.]

„Very well, very well, oggi vado a San Carlino," also rief eine großbritannische Herrlichkeit ihrem italienischen Jokel zu, der außer dem Geschäft des Stiefelputzens noch die Obliegenheit hatte, den Gentleman in der Sprache Tasso's zu unterrichten. Der Mann hatte gehört, es gebe ein kleines Theater in Neapel, das sich die Freiheit nahm, alle Stücke des großen San Carlo zu parodiren, und ein Reisender, der hierher komme und den Vesuv gesehen, dürfe noch viel weniger unterlassen, einen Palco in diesem Theater zu miethen und darin türkisch declamiren zu hören.

Ein Palco, das heißt: eine Loge in San Carlino, kostet nur acht Carlini, folglich hat man das Vergnügen sechs Mal wohlfeiler als in San Carlo.

Der Bediente unsres Gentleman war ein Satyrikus, der zuweilen einen Witz machte und diejenigen, die ihn bezahlten, zum Besten hatte. „Eccellenza," antwortete er, indem er den wohlgebürsteten londoner Dandy-Anzug über die Lehne eines Stuhls legte, „Eccellenza, se vuol fare miglior figura, si vada questa sera."

Ich hörte den Dialog aus dem Nebenzimmer und erkundigte mich bei dem Sohne Albion's nach dem Theaterbülletin. Wir waren seit einigen Tagen gute Bekannte geworden. „Ach!" sagte er, „es ist nichts, das Carlino hat blos Ihre Landsleute persiflirt, um sich an zwei Operistinnen zu reiben, welche die Neapolitaner Deutsche nennen und wovon die Eine gleichwohl eine Schwedin und die andere eine Lombardin ist."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Daß die Possenreißer ein Stück geben, das den plausiblen Titel führt: „Madama Gross e Madama Brand."

Es versteht sich, daß auch ich das sehen wollte.

Da aber noch nicht Theaterzeit ist, so ergreife ich diese Gelegenheit, um Ihnen meinen Nachbar „Very well" vorzustellen, wie es in England Sitte ist. Seine Herrlichkeit hat mich während der Zeit unsrer kurzen Bekanntschaft so viel als möglich in London eingeführt und mir unter Anderem bemerkt, daß die Menschen in dieser Stadt ganz gleichgültig einen Mitbürger vor ihren Augen ertrinken sähen, wenn er gleich durch Ausstreckung einer Hand gerettet werden könnte, blos weil er ihnen — noch nicht vorgestellt worden. Zu einer londoner Vorstellung, ich meine zu einer Vorstellung in einem guten Hause, gehört aber nicht ein wohlempfohlener, sondern ein anständiger vermögender Herr, der nicht zu Fuß geht und alle Abende zwei Paar Handschuhe braucht, ein Mann, der bei den Ministern Zutritt hat und eine Tänzerin oder Sängerin unterhält, mit einem Wort ein aristokratischer noble man.

Ich möchte nicht behaupten, daß mein Nachbar ein Narr sey. Er ist blos ein Engländer. Sein Sparren macht mir ihn schätzenswerth und seine Trockenheit unterhaltend. Außerdem hat er die Eigenheit seiner Nation und der schönen Abenteurerin Lady Stanhope, denn er haßt und verflucht seine Landsleute in eben dem Grade, als er die Pferde liebt und ihnen nachläuft. Wenn er einen schönen Renner sieht, verklärt sich sein ganzes Wesen und kommt außer Fassung, ungefähr wie mir's ergeht, wenn ich auf dem Toledo das Bild einer Julia schaue. Zuweilen trifft es sich, daß wir zugleich von niedlichen Füßen, glänzenden Augen und fliegenden Haaren sprechen, ohne daß ein Mensch merkt, daß von einer liebenswürdigen Frau und einem — Pferde zu gleicher Zeit die Rede ist.

Sir W. Bulwer (nicht Sir Edward, der Verfasser der letzten Tage von Pompeji) ist ein unschuldiger Jüngling, der vergangenes Jahr zu Oxford Advocat wurde; sein Vater hat ihn nach Welschland geschickt, um daselbst Ton und Farbe zu bekommen und Broccoli zu essen. Doch ich fürchte, der alte Herr bekommt seinen Sohn eben so wieder, wie er ihn herschickte; er sagt, die Neapolitaner verständen kein Beefsteack zu bereiten. Am besten gefällt mir sein Geschmack an Kunstwerken und Alterthümern, zum Beispiel seine Vorliebe für Rossini, von dem er sagt, er verstehe in Tönen wie ein Roß zu wiehern, und seine Anbetung Heinrich Zorg's, der die besten Schinken und Bouteillen malte. Als ich die vorige Woche mit ihm über den Largo di Castello ging, wo in einer langen Gasse eiserne Betten zum Verkauf ausgestellt waren, blieb er in Bewunderung stehen und sprach: „Wenn ich mir etwas aus Neapel mitnehmen möchte, wär es so ein Bett, ich begreife nicht, warum man in unsrem Norden dem Kriege mit Wanzen durch Anwendung eines so einfachen Mebels kein Ende machte." Hieraus ersah ich den speculativen Mann der Industrie, und ich vergaß es gern, daß er in Pompeji lange Weile bekam, weil die Stadt nicht bevölkert war. Die neapolitanische Regierung erlaubt weder das Fahren noch das Reiten auf dem römischen Pflaster.

Ich komme nun nach San Carlino, das an einer Ecke des Regierungsplatzes und wie alle die kleinen hiesigen Theater mehr in als über der Erde liegt. Vor der miserablen Façade hängen zwei schlecht gemalte Bilder, die man für die Repräsentanten einer Mordgeschichte halten könnte, welche deutsche Drehorgler zu ihrem Instrumente erklären, die aber nichts destoweniger die figürliche Darstellung des Stückes sind, das die Gesellschaft aufzuführen gedenkt. Es ist sieben Uhr und das Publicum belagert die Kasse und die verschiedenen Eingänge.

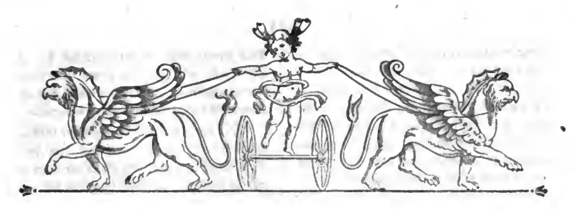
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Ein Wort Alberoni's, mit einer Betrachtung darüber.]

Der Cardinal Alberoni konnte zu Anfang des 18. Jahrhunderts sagen: „Wenn der Kaiser meinem Rathe folgen wollte, so müßte er sich der Stadt Rom ganz respectvoll bemächtigen und sodann den Papst zu seinem Hauskaplan machen." Das Erstere geschah übrigens schon, wenn auch gerade nicht ganz respectvoll, unter Karl V. und von Seiten Napoleon's; das Andere wird vielleicht nach Jahrhunderten einmal geschehen. Aber an dem guten Rathe kann man wenigstens so Viel erkennen, daß, wenn die abendländischen Kaiser, von Karl dem Großen an, statt des Mißgriffs, römischen Bischöfen Länderbesitz einzuräumen und das römische Reich nebst dem römischen Rechte (das freilich Jenen selbst, gleichsam als wäre ihr Kaiserreich eine Art Fortsetzung der römischen Weltmonarchie, manche großen Vortheile gewährte) auf deutschen Boden zu verpflanzen, vielmehr die kühnere Idee gehabt und ausgeführt hätten, ihren Regierungssitz nach Rom zu verlegen, so würde die ultramontane Hirarchie sich wenigstens nicht so monströs ausgebildet haben. Die deutschen Kaiser, die sich vom Papste salben und krönen ließen, machten selbst dadurch diesen weis, als habe nur er über ihre Krone und ihr Recht zu verfügen; und so haben denn auch sie selbst für diese Schwäche büßen müssen. Die historische Gerechtigkeit läßt in der That seltener auf sich warten, als man glauben mag, wennschon sie manchmal erst spät das Rächeramt ausübt; aber oft kann oder will man sie nicht erkennen.

— d.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 164. — den 21. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Wie ein Sturmwind setzte der Haufen über den zweiten und dritten Graben; mit dem Rufe: Waor di, Garde! Nu kümmt de Buuer! — stürmte er auf den Feind ein, der sich nun auf drei Seiten zu vertheidigen hatte. Diejenigen, welche gegen Osten und Westen über die Gräben gesprungen waren, wurden von ihren an der Fronte geängsteten Gefährten verlassen und fielen alle vor den Spießen und Hellebarden der Ditmarscher, die sich der vom Feinde gemachten Uebergänge bedienten und sich mit Isebrand's Haufen vereinigten. Die geängstigten und zusammengepreßten Lanzenknechte fielen, fast ohne Widerstand leisten zu können; der ganze Vortrab war vernichtet.

Aber vor dem Mitteltreffen hielt noch der unverzagte Slenitz. Zu einem muthigen Angriffe bereit, hatte er doch dem Hintertrabe befohlen, sich zu theilen, in weiter Entfernung die Ditmarscher und die Schanze zu umgehen, und sich dieser, die er verlassen wähnte, zu bemächtigen. Er wußte nicht, daß Johann Arens sie indessen mit fünfhundert Mann frischer Truppen besetzt hatte. Indessen drangen an der Spitze des kleinen muthigen Heeres, dem schon ein Sechstheil der Garde erlag, Isebrand und Reimer auf das Centrum ein. Der erste zeigte mit dem Spieße auf Slenitz. Nimm Du das Pferd, ich nehme den Mann, — sagte er, und mit dem Rufe: Waor di, Junker! nu kümmt de Buuer! — rann er mit seinem Spieße gegen dessen Brust, während Reimer's Lanze das Pferd traf. — Verdammtes Pack! — donnerte Slenitz und hieb mit einem Streiche beide Spießschafte durch. Isebrand's Lanze war indessen durch den Brustharnisch gedrungen, aber seitwärts, so daß die Spitze nur die Rippen berührte, sich an den Rückenschienen umbog und mit dem Widerhaken hängen blieb. Der Junker spornte in demselben Augenblicke seinen Gaul, um die Angreifer niederzumachen, allein dieser, von der tiefen Todeswunde gepeinigt, bäumte sich und sank dann mit seiner schweren Last todt zur Erde nieder, zwar kam der eben so behende als starke Reiter aufrecht zu stehen und erhob wieder sein ungeheures Schlachtschwert; aber Reimer unterlief ihn und faßte ihn um den Leib, während Isebrand mit einer Hellebarde ihm das Schwert aus der Hand schlug. Ein dritter Ditmarscher sprang hinzu, klammerte sich um seinen Hals, und als nun die beiden nachschoben, zog er ihn rückwärts nieder. Es erdröhnte der Boden, als der mächtige Kämpfer, von seinen Leuten verlassen, fiel. Obgleich nur leicht verwundet, war es ihm in der schweren Rüstung nicht möglich, gegen drei kräftige Feinde sich aufzurichten, und dennoch fiel es diesen schwerer, ihn zu tödten als niederzuwerfen; der felsenharte Helm und Harnisch widerstanden allen Hieben und Stößen. Kann er nicht wie ein ehrlicher Mann sterben, — rief Isebrand — mag er wie ein Hund ertrin-

ken! — Und nun wälzten alle drei den halberstickten Kämpen in den Graben und das todte Pferd über ihn.

Der Muth der Garde war gesunken. Zur Flucht, — erscholl es nun durch die schwankenden Glieder, — der Oberst ist gefallen, der Feind siegt! — Die Hintersten des Mitteltreffens wandten sich um zur Flucht; die vordern sprangen zu beiden Seiten in die Gräben und suchten die Fluren zu gewinnen, deren westliche Seite jedoch schon unter Wasser stand. Die östlich hin Fliehenden retteten sich zum Theil in dem dortigen Gehölze, bevor die wachsende Ueberschwemmung sie erreichte. — Der Hintertrab, der, dem Befehle zufolge, schon über die Gräben hinaus war und die Flucht der vordern gewahrte, folgte ihrem Beispiele. Die große Garde, die vor kaum einer Stunde fünftausend kampfgewohnte, siegesstolze Leute zählte, war — geschlagen, zerstreut, vernichtet.

Das übrige große Heer war indessen völlig unbekannt mit dem geblieben, was bei „Dusend Duvels Werff" vorging. Das Vorrücken wurde immer langsamer, zuletzt hörte es ganz auf. Niemand konnte die Ursache dieser Hemmung angeben. So weit das Schneegestöber einen Blick in die Weite gestattete, stand das Fußvolk unbeweglich. Von den ausgeschickten Boten kamen nur die zurück, die außerhalb des Weges fortgeritten waren, aber sie wußten nichts anders zu berichten, als daß die Sümpfe sie gezwungen hatten, zurückzukehren, und daß der dicke Pulverdampf und das Schneegestöber, das ihnen ins Gesicht schlug, sie verhindert hatte, die Bewegung der Garde zu sehen.

Endlich schwiegen die Feldstücke, allein das Fußvolk stand noch immer still. Ich begreife heute nicht den Junker Slenitz! — rief der König unmuthig. — Er ist eben so vorsichtig als tapfer, — bemerkte der Herzog — und des Krieges in den Marschlanden gewohnt; er will den Weg gereinigt haben, bevor er vorrückt.

Mit Ew. Gnaden Erlaubniß, — sagte Alefeld. — Es dünkt mich, als höre ich ein dumpfes, undeutliches Geräusch von dort her. — Man horchte — aber das Pfeifen des Sturmes und das Getrampel und Stöhnen der Pferde in den kothigen Wegen machten jenes ferne Geräusch noch undeutlicher. Allmälig drangen indessen mehrere Gerüchte hindurch, die anfangs den prahlerischen Muth wieder hoben. Der Vortrab, hieß es, war auf eine ungeheure starke Schanze gestoßen, welche nun die Garde mit Sturm nahm. Endlich erblickte man einige der fliehenden Lanzenknechte, die auf die Geest zueilten, und nun wurde gerufen: Es sind die Bauern, die da laufen; nun wird es bald klar werden! — Doch wenige Minuten darauf erscholl der Schreckensruf: Die Garde ist's, die dort flieht! Der Oberst ist gefallen oder gefangen. — Kurz darauf wußte man es im dänischen Heere, daß die Holsteiner geschlagen waren.

Der bitterste Unmuth beschlich die Gemüther der fürstlichen Brüder. — Sie waren auf dem engen sumpfigen Wege eingesperrt, ohne dem Heere vor ihnen zu Hülfe kommen zu können. Unsichere Gerüchte, das eine schrecklicher, unglaublicher als das andere, vermehrten die ängstliche Stimmung. Auf beiden Seiten stieg das Wasser immer höher und höher über die Wiesen; der Wind jagte die dichten Schneeflocken im Kreise umher; alle Elemente schienen sich gegen das Dänenheer verschworen zu haben.

Und die Gefahr stieg noch immer, sie kam in noch drohenderer Gestalt näher. Das Waffengeräusch und das Geschrei der Kämpfenden wurde jetzt deutlicher, — das Fußvolk immer unruhiger; schon gewahrte man Flüchtlinge springend, watend, taumelnd, um Hülfe rufend zu beiden Seiten im Wasser. Der Herzog nannte endlich zuerst das kränkende Wort: Rückzug. Mit bittern Gefühlen wandten die Brüder ihre Pferde, ihrem Stabe mit der Hälfte der Reiterei es überlassend, zu retten, was gerettet werden konnte. — Mit großer Mühe drangen sie durch den Reiterhaufen und die Troßwagen; nur Ehrfurcht öffnete ihnen einen Weg, der sich bald vielen Tausenden verschloß; und kaum waren sie glücklich aus dem Gedränge, als die Flucht allgemein wurde, sogar bei dem bisher unangegriffenen Theil des Heeres. Vergebens bestrebten sich die holsteinischen und dänischen Herren, wenigstens einen weniger entehrenden Rückzug zu bewirken. Muth, Besonnenheit, Kriegszucht, Alles war verloren. Die große Menge des königlichen Heeres gereichte zum Verderben. Die Hälfte hätte sich leichter bewegen und nach der ersten Verwirrung wieder ordnen können. Nun aber war alles aufgelöst, von einer unbezwinglichen Angst benommen — Der zürnende Himmel von oben, das treulose Meer zu beiden Seiten, vor ihnen der heranstürmende Feind, überall drohte der Tod.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Blatt aus meinem Reisejournale.

Von Amadeus Wendt.

(Fortsetzung.)

Die Verhältnisse der Haupttheile des Gotteshauses, zu welchen noch die für den stillen und gleichsam speciel-

len Gottesdienst bestimmten Capellen kamen, die sich an den hohen Chor anschlossen, ordnete ein Gesetz, welches zwar auf eine geometrische Formel zurückgeführt werden kann — wie der Bau der Tonreihen auf arithmetische Proportionen, das aber auch, wie diese, in der Fülle der lebendigsten Erscheinung sich verbirgt. — Und wenn daher diese der Anschauung verborgene Grundform gleich einem unsichtbaren Keime die mannichfaltigsten Gestalten und Umwandlungen bedingt und zur sinnlichen Einheit vermittelt, so daß die letztern wie Glieder einer weit in den Raum hinaufwachsenden Organisation aus ihr heraustreten — (die geometrische Grundform soll in diesem Dome das aus der Eintheilung des gleichseitigen Dreiecks entspringende Sechseck seyn, und eben so ist eine Proportion der Länge zur Breite und Höhe dem Plane zufolge nicht zu verkennen *)): — so ward dieselbe doch wieder einer religiösen Idee unterworfen, welche an den örtlichbestimmten Gottesdienst sich anschloß, — wie dies mit Beziehung auf die Heiligthümer der Domkirche von Boisserée vorzüglich auseinander gesetzt worden ist. — Mit dem Innern wurde das Aeußere in Uebereinstimmung gebracht. Die Streberpfeiler und Bogen, welche die auf den Wänden ruhende Last nothwendig machten, verkleidet durch bedeutsame Zierathen, bilden Nischen für die dazwischen liegenden Bogenfenster, durchbrochene Galerien verbinden und führen empor zu freier Aussicht, überall wechseln schlanke Spitzsäulen, Thürmchen und Bildsäulen unter laubenförmigen Bedeckungen; alles strebt und endet gern in einfachen Laubbüscheln. Der vegetabilische Schmuck, der an den Capitälern, Festern und Ecken in großer Mannichfaltigkeit sich zeigt, war hier durch das schlanke Hinaufwachsen des Unorganischen — das ja überhaupt sich zu dem Vegetabilischen erhebt — bedingt. Außerdem waren dem Aeußern eigenthümlich die Thürme, in welchen die zur Versammlung rufenden und die Acte des Gottesdienstes verlautbarenden Glocken hingen; sie nahmen Pyramidengestalt an, aber der Masse ward durch die Kunst der durchbrochenen Arbeit und durch die dabei angewendete Fülle schlanker Säulchen und übereinander steigender Geschosse von Bogenfenstern ebenfalls die Leichtigkeit des Wuchses verschafft. — Die äußern Pforten, größtentheils in Hallen führend, deren buntes Helldunkel den von dem Vorplatze Eintretenden zu dem Ernste der Kirche stimmte, kündigten durch reiche Verzierung mit biblischen Gegenständen die Bedeutsamkeit des Innern an.

*) Andere haben — wie Böker — die Siebenzahl an und in diesem Gebäude überall nachzuweisen versucht. Interessant ist auch die Auffassung dieser architektonischen Verhältnisse, wie sie sich im Romane „Erwin von Steinbach" von Theodor Melas findet.

Doch es ist Zeit, zu dem Gegenwärtigen zurückzukehren. Ist in diesem Gebäude die reinste Form der Kirchenbaukunst in Deutschland anzuerkennen, wie sie im 13. Jahrhundert entstand, und welche im ganzen zur Norm erhoben wurde, ist ferner die Bauhütte an dem cölner Dom wirklich der Hauptsitz der Kirchenbaukunst für Niederdeutschland gewesen, so ist er ein doppeltes Heiligthum der vaterländischen Kunst, indem das herrlichste Denkmal aus der Blüthezeit der deutschen Baukunst auch das Hauptdenkmal der großen niederrheinischen Malerschule, die in Cöln ihren Hauptsitz hatte, nämlich das berühmte Dombild, einschließt, welches die heiligen Patrone der Stadt zusammenstellend feiern sollte, nämlich im Mittelbilde die das Christuskind verehrenden drei Könige, deren Gebeine die Stadt in jenem kostbaren Grabe im Dome einst zu besitzen glaubte, auf dem linken Flügel die heil. Jungfrau Ursula mit ihrem geliebten Artherius und einer Schar von Begleiterinnen, zur Rechten der heilige Gereon mit seinen thebaischen Streitern. Ueber die holde Demuth und Hoheit der Mutter, über die Tiefe im Ausdrucke des Kindes, über die Zartheit der Ursula, über die Innigkeit und Klarheit des Ganzen, über das Leben, in welches der alte byzantinische Typus hier übergeht, und über die Gluth der Farben in diesem Bilde ist so viel geschrieben worden, daß ich nichts hinzusetzen mag. Im Uebrigen ist es fast erwiesen und mit dem Plane des Domes in Uebereinstimmung, daß hauptsächlich die der Baukunst näher stehende Bildnerei den großen Bau zu verzieren bestimmt gewesen sey, was auch die Menge der noch innen und außen vorhandenen Statuen und der für dieselben bestimmten Plätze bezeugt. Ja, die niederrheinische Malerei scheint selbst mit Nachahmung geschnitzter Bildnisse begonnen zu haben.

Aus dem Dome gingen wir — es war kurz vor Mittag — in das in der Nähe befindliche Haus, in welchem jetzt die Wallraf'sche Sammlung von cölnischen Alterthümern aufgestellt ist. Wir durften nur der Menge nachgehen, die in großen Scharen den alten Sälen dieses Hauses zuströmte. Die Unruhe und das Geräusch der Schaulustigen aber bewog uns, am folgenden Tage in größerer Ruhe zu betrachten, was der gute, seiner Vaterstadt mit frommem Enthusiasmus zugethane Greis mit anerkannt großen Aufopferungen zusammengebracht hatte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Neapel. (Beschluß.)

[Die Volkstheater.]

„Madama Brand, Madama Gross," wir sahen hier die grellen Farben über unsren Köpfen schweben. Eine Viertelstunde später erschienen sie wirklich hinter den Lampen, und ich war erstaunt, zu sehen, daß Publicum, Drama und Schauspieler meine Erwartung übertrafen. Wir verstanden nicht viel von dem, was gesprochen wurde, der Dialekt däuchte mir eine andere Sprache, dagegen entwickelten wir uns die Handlung, so gut wir konnten, und gelangten damit bis an die Parisina. Diesen Namen führt eine Oper, die der königliche zweite Impressario diesen Winter häufig im Teatro del Fondo mit der Sängerin Ungher gab.

Mein Hôtelnachbar, der ohne seinen Sprachmeister und Jokei nicht ausging und selbigen im Hintergrund unsrer Loge als Statue aufgepflanzt hatte, um nach Belieben mit ihm Italienisch zu conversiren, verhielt sich während der Aufführung ganz still; höchstens probirte er seinen Operngucker an der Madama Brand, welche keine üble Figur machte. Sobald der Vorhang fiel, erhob er sich ganz langsam und fragte: „Che cosa fanno questi appassionati di Madama Brand?"

Die Antwort war: „Non importa" und: „Che dio vuole." Wir hatten gelacht, weil wir lachen sahen, geklatscht, weil wir klatschen sahen, gehorcht, weil wir sprechen hörten. Hieraus folgt, daß wir uns mit der Gesellschaft nach Herzenslust amusirten, ohne etwas dabei empfunden zu haben. Es ist so Mode unter den hiesigen Ausländern und wird's wohl noch lange bleiben.

Soviel ist ausgemacht, San Carlino hat gute Schauspieler, vortreffliche Spaßmacher, und wenn irgend Jemandem daran gelegen ist, die neapolitanischen Menschen und Sitten anstatt im Umgang in effigie kennen zu lernen, der gehe blos sieben Mal wöchentlich in seine Platea und wehklage nicht, wenn er geschoben und gequetscht wird. San Carlino ist die hiesige Vaudeville-Bühne, das parodirende Théâtre des variétés, es hat seinen Odry, seinen Vernet, seinen Arnal — seinen Wurm. Kurz, in demselben werden die Staberliaden des Vesuvs gegeben, und Pulcinell heißt der Staberl.

Was ich von San Carlino sagte, gilt einigermaßen auch von „la Fenice." Dies eben so kleine und eben so schlecht situirte Theater desselben Schloßplatzes hat sich die Aufgabe gestellt, mit Unterstützung eines andern Instituts, des Teatro nuovo vom Toledo, alle Opern des großen königlichen Hauses den ärmeren Classen vorzuführen. Es gewährt einen eigenen Genuß, wenn ein Tonwerk, das man gestern mit allem scenischen Glanze von den ersten europäischen Talenten executiren sah und hörte, heute von Quasi-Dilettanten auf einem Brettergerüste vorgetragen wird, das nicht viel von dem alten Karrn des Thespis unterschieden ist. Ich habe in „la Fenice" den Pirat, die Somnambula, die Straniera, sogar die Norma Bellini's gesehen und in den Zwischenacten — vermittelst einer kleinen Tapetenthür des Corridors — den jungen Actricen hinter dem Vorhang einen Besuch abgestattet. Wieviel meinen Sie wohl, daß eine solche prima donna Taglohn bekommt? Zwei Piaster, und darin ist Schminke und Frisur einbegriffen. Seit ich das weiß, wundere ich mich nicht mehr über die Improvisatoren der Piazza reale, die des Abends, sobald es dunkel wird „una bellissima ballerina" dem geneigten Andenken empfehlen.

Das Theater San Ferdinando war mir lange eine unbekannte Größe, weil es geschlossen war. Es ist gleichwohl eines der größten von Neapel und viel fester und stattlicher als die übrigen secundären Bühnen. Diese Woche hatte das Stadtviertel des ponte nuovo ein Fest, und da wurde „il Barbiere" darin von den Gesellschaften des Fenice und teatro nuovo gegeben, welchen ich natürlich nicht versäumte. Der Weg aus unsrer Gegend dahin beträgt über eine halbe Stunde, man ist so gut als in der Vorstadt, weit hinter dem Museum Bourbon, in der Nachbarschaft des botanischen Gartens. Der vorletzte König hat das Gebäude für sein Publicum erbauen lassen, wie ich auf den ersten Blick merkte. Ich war beinahe der Einzige, der einen europäischen Rock trug.

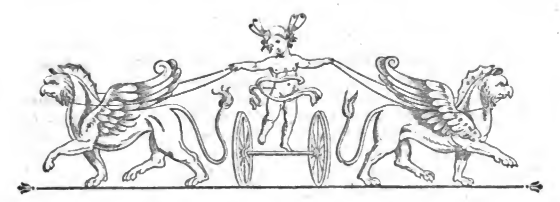
Und so habe ich denn nun alle hiesigen Oper- und Schauspielanstalten, vom San Carlo bis zum San Carlino, vom Fiorentino bis zum Pulcinell de Ragazzi besucht und kann mein Tagewerk in dieser Hinsicht für geschlossen halten. Seitdem die Malibran fort ist, hat die Bühne ihren Reiz verloren. Wenn der Vesuv nicht bald ein Schauspiel giebt, wozu er wirklich die Anzeige gemacht hat, so thue ich ein Uebriges und singe auch — claudatur! A.

Notiz.

[Thomas Münzer und der Abbé de la Mennais.]

Wie der einseitige und selbstsüchtig fanatische Supernaturalismus in der, die Heiligkeit der Monarchie an und für sich anerkennenden, sowohl katholischen als evangelischen Kirche sich gleichwohl hoch über die Monarchie selbst erhebt und von dieser nur für sich Gehorsam fordert, indem er blos so lange monarchisch ist, als er diesen Gehorsam bei der Monarchie findet, sich aber in ächt-demagogischem Streben an den Glauben des Volks wendet, wenn die Monarchie seinen Willen nicht thut: das lehren in verschiedenen Zeitepochen die Beispiele des Thomas Münzer und des Abbé de la Mennais. Die Bauern in Franken, Schwaben und Thüringen, welche im Jahre 1525 den furchtbaren Aufruhr erregten, gründeten ihre 12 Artikel, welche sie forderten, in ihrem Sinne ganz auf die Bibel, weil sie auf der einen Seite eben so eifrig einzig und allein nur ihr Recht geltend machten und auf der andern die Vorstellung von der Göttlichkeit und Allgemeingültigkeit der Bibel in gutem oder in bösem Glauben auf die Spitze trieben; und welchen gefährlichen Gebrauch der fanatische Supernaturalismus des Thomas Münzer von der Bibel machte, lehren die Schreiben desselben (in Luther's Werken, Th. 16.). Aehnliches wagte in unsern Tagen der, den starren Kirchenglauben auf die äußerste Spitze des päpstlichen Revolutionismus hinauftreibende, Abbé de la Mennais, indem er in seinen „Paroles d'un croyant" die Hülfe der Demokratie gegen den Ungehorsam der dermaligen Monarchie in Frankreich ansprach. Er beginnt seine aufrührerische Schrift „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" (und doch! — zu welchen anmaßend-freventlichen Aeußerungen treibt ihn sein Fanatismus!), eben so wie einst Münzer seine Ermahnung an die mansfelder Bergleute zum Aufruhr mit den Worten anfing: „die reine Furcht Gottes zuvor," und sich unterschrieb: „Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottlosen." — Gleiche Ideen erzeugen in verschiedenen Jahrhunderten und unter scheinbar verschiedenen Formen die nämlichen Erscheinungen. Der „Servus servorum" war aus selbstsüchtigem Fanatismus der ärgste Despot.

— b.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 165. —— den 22. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Blatt aus meinem Reisejournale.

Von Amadeus Wendt.

(Fortsetzung.)

Nun war es uns auch darum zu thun, die weltliche Seite von Cöln flüchtig kennen zu lernen. Wir durchwanderten daher die Hauptstraßen der Stadt und fanden in dem alten und neuen Markte, ferner in dem Heumarkte die heitersten Plätze, und an den Häusern meistens die Physiognomie des Wohlstandes, welchen Handel und Gewerbe gewährt. Ueberall sahen wir ein fröhliches Völkchen sich herumtreiben, deren Aeußeres schon eine gewisse Behäbigkeit und Laune verkündete — die Leute meist von kurzem, rundem Bau; — auch die Frauenzimmer, deren runde Häubchen das volle, oft bausbackige Gesicht noch runder machten. Als wir daher durch einige kleine Höfe zu dem alten Gürzenich — dem ehemaligen Kaufhause, in den edelsten Formen erbaut — kamen und nach Ersteigung der breiten, steilen Treppe, welche vor dem Gebäude liegt, in den weiten schönen Saal, auf welchem wohl ehedem auch Reichstage gehalten wurden, eintraten, und denselben zu dem jährlich gefeierten Narrenfeste originell eingerichtet und mit carnevalesken Darstellungen voll der lustigsten Uebertreibung bemalt sahen, fanden wir die seltene Bewahrung dieses fast verschwundenen Cultus minder auffallend.

Nachdem wir uns an der reichlichen und wohlausgewählten Tafel des mainzer Hofes, welche wir auch von Einheimischen besucht sahen, leiblich gestärkt hatten, gingen wir wieder dem starken Zuge der wandelnden Menschen nach. Es ging über die Rheinbrücke nach Deutz, wo wir einen großen Theil der schönen Welt von Cöln in einem Caffeegarten nach dem Strome — vielleicht zum ersten Male in dem zu erwartenden Frühlinge — versammelt fanden, der sich hier an Caffee und Bier und an dem einförmigen Jodeln eines Israelitenknaben ergetzte, wegen des rauheren Zephyrs aber sich doch den Rücken an der Wand des Wirthshauses frei zu halten suchte. Der Punct ist für eine Uebersicht ein sehr erwünschter. Vor uns die Brücke und eine bewegte Menschenmenge, welche geruhig über den breiten Strom hin- und herspazierte. Jenseits die alte Stadt, die sich in Form des Halbmonds an den Strom anschmiegt und mit ihren alten Thürmen über eine weite Ebene hervorragt.

Der Strom war schon sehr belebt mit allerlei Fahrzeugen; von Cöln herabwärts sollen sie an 3 bis 400 Tonnen laden. Das Dampfschiff kündigte eben seine Ankunft durch den schon in weiter Ferne über dem Wasser sichtbaren schwarzgrauen Dampf an. Im Hafen lagen mehrere Holländer und lockten uns durch ihre Sauberkeit an, einen Besuch zu machen. Der verständige Schiffsherr war allein zu Hause, indem seine Leute wahrscheinlich den Sonntag auf dem Lande feiern durften; er hatte seit zwanzig Jahren ohne Unterbrechung herunter und hinauf seine Fahrt gemacht, so daß man wohl sagen konnte, er sey nicht aus dem Hause gekommen; und sein langes, für Waaren und Personen

wohleingerichtetes Fahrzeug war in der That ein gutverwahrtes Haus. Daneben wurden andern Fahrzeugen mit geschäftigen Händen und knarrenden Maschinen Lasten von Waaren zugetheilt; und eine große Menschenmasse wandelte, ungeachtet des scharfen Zuges, am Hafen auf und nieder, um dem geschäftigen Treiben der Auf- und Abladenden zuzuschauen. Das Theater zog uns nicht an; es ward eben, wenn ich nicht irre, ein bekanntes Spectakel der Frau Birch-Pfeifer von ganz unbekannten Künstlern gegeben; von vielen Seiten aber hörten wir, daß das Theater durch eine Mißhelligkeit, welche die letztere Carnevalslustbarkeit veranlaßt, seinen vorzüglichsten Schauspieler verloren habe. Die Straßen durchlaufend, bemerkten wir, wie noch spät am Tage viele Leute die Kirchen besuchten. Uns zog es noch einmal zu der herrlichen Domruine zurück; deren grauer Sandsteinkörper, von einem grellen Abendschein beleuchtet, noch viel fremdartiger und mit ehrfurchtgebietender Würde auf die Gegenwart hernieder sah. Ueberhaupt schließt jede neue Beleuchtung eines unendlich reichhaltigen Bauwerkes eine eigne Fülle von Schönheit auf. Aber jetzt, wie ein Greis mit langem Silberbarte, so stand die Domruine vor uns und erzählte uns von dem, was sie zu ihren Füßen gesehen. Sie sah in ihrer Jugend einen blühenden Handel, durch einen Bund geschützt, zu deren Häuptern Cöln gehörte; sie sah die ersten scholastischen Gelehrten des 13ten Jahrhunderts — den Wundermann Albert d. Gr. (st. 1280), seinen Schüler Thomas von Aquino, und dessen Gegner Duns Scotus, welcher hier starb (1308) —; sie sah die Errichtung einer lange blühenden Universität (gestiftet 1388) und eine treffliche Kunstschule in ihren Mauern, deren bewundernswürdige Werke erst eine neuere Zeit wieder zu Ehren gebracht; sie sah aber auch das alles untergehen, die geistliche Macht sinken, die weltliche Herrschaft wechseln, ward Fremden unterthänig und zuletzt in eines edlen deutschen Fürsten Schutz gegeben. Die Sonne erleuchtete den Dom mit ihrem letzten Strahle, und wir gingen unserer Wohnung zu. (D. F. f.)

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Nur die kleinste Anzahl fiel von den Spießen der Ditmarscher. Mehrere ertranken ohne Wunden in den Gräben; Andere wurden von den Pferden oder von ihren Gefährten zertreten.

Dennoch fehlte es selbst bei dieser allgemeinen Muthlosigkeit nicht an einzelnen Beispielen von Standhaftigkeit und männlicher Todesverachtung. Das schönste gab der General Hans Alefeld nebst funfzig holsteinischen und dänischen Edelleuten, die an ihn und das dreihundertjährige Reichspanier, das stolze Danebrog, das seiner Hand anvertraut war, sich schlossen. Ihre Gegenwehr rettete das Leben mehrerer tausend Fliehenden und die Ehre der Ritterschaft, aber nicht die alte sieggewohnte Dänenfahne. Der eine ihrer Vertheidiger nach dem andern fiel, zuletzt sank auch Hans Alefeld mit der Fahne. In diesem Augenblicke hatten die jungen oldenburgischen Grafen mit einem von dem Hintertrabe gesammelten Reiterhaufen sich zu seinem Entsatze durchgearbeitet. Es war zu spät. Sie wurden von ihrem Haufen getrennt und umringt. Da alle Vertheidigung vergeblich war, rief der Aelteste: Ihr guten Ditmarscher! fordert Lösegeld für unser Leben, so viel Ihr wollt! Wir sind die Grafen von Oldenburg!

Wir sind die Bauern aus Ditmarschen, — entgegnete Wolf Isebrand — und haben heute kein Zeit, Gefangene zu machen. — Mit diesen Worten stieß er seinen Spieß in die Brust des Jünglings; der Bruder fiel neben ihm.

Die Schlacht war zu Ende. Von dem großen wohlgerüsteten Heere, desgleichen Holstein noch nicht gesehen, kehrte kaum ein Viertheil zurück, — so wie es im Liede heißt: „Wo vier vorher geritten, da reitet einer jetzt." — Ganz Holstein, ganz Dänemark wurde mit Trauer erfüllt. Vergebens wurde Lösegeld für die Leichen der Gefallenen geboten. Die Ditmarscher schlugen es aus. — Die Körper wurden ein Raub der Vögel und Thiere, und die Knochen wurden wie Pallisaden auf beiden Seiten des Weges zwischen Meldorp und Hemmingstädt aufgepflanzt; ein Denkmal der Demüthigung der Mächtigen und der Erhebung der Geringen.

Die Ditmarscher drangen indessen über die entseelten Reste des Königsheeres immer weiter vorwärts. Das bleiche blutige Haupt an ein Wagenrad gelehnt, mit zerhauenem Schilde und zerspaltenem Helme lag Ebbe Geist auf Isebrand's Wege. Der Sieger kannte ihn: So sehen wir uns doch wieder, Herr Ritter? — sagte er. — Besser für Euch, hättet Ihr meiner Warnung gefolgt; allein ich stehe in Eurer Schuld; könnt Ihr den Lebensathem festhalten, werde ich Euch unter Obdach bringen. — Doch kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als eine Hellebarde die Brust des Verwundeten durchdrang, und eine Stimme neben ihm

brüllte: Ritterblut ist nicht besser als Grafenblut. Die kürzeste Qual ist die beste. —

Der Troß wurde erreicht; die Wagen hatte man verlassen; alles war nach Meldorp entflohen. Aber auch diese Stadt fanden die Sieger menschenleer, dagegen fiel eine ungeheure Beute, die ganze Kriegscasse, das Silberzeug des Herzogs und des Königs, reiche für die Siegesfeier in Heide bestimmte Kleider, und ein unermeßlicher Vorrath von Eß- und Trinkwaaren in ihre Hände. Nicht in Heide, sondern in Meldorp, nicht von Fürsten und Rittern, sondern von Bauern wurde nun an großen, mit kostbarem Linnen bedeckten Tischen, die von Gold und Silber und geschliffenen Krystallen glänzten, das Fest gefeiert. Becher auf Becher wurden auf Ditmarschens ewige Freiheit geleert.

Eine solche Nacht folgte dem siebzehnten Februar.

Die Nacht auf den achtzehnten Februar, ein Jahr nach der großen Schlacht bei Hemmingstädt, fensterte Reimer von Wimerstädt wieder bei Telse Wollersien, allein nicht in gleicher Stimmung wie in jener Nacht, als er heiter und frohen Sinnes unter dem sternenklaren Winterhimmel durch ihr Fenster stieg. Unschlüssig, ängstlich schleichend, kam er auf verbotenem Wege an. Nebel umhüllte seinen Gang, der Thauwind pfiff durch die feuchten Locken, und von Wöhrdens Kirchthurme heulte die Eule ihren schwermüthigen Mitternachtsgesang. — Er blieb vor dem ehrwürdigen Gebäude stehen, wo seine Trophäe, das alte Danebrog unter vierzig kleinern Fahnen, ein Andenken des Freiheitskampfes, eine heilige Reliquie für die noch ungeborenen Geschlechter, aufgestellt war. — Kriegerische Freude erhob seinen stolzen Busen, ein Hoffnungsstrahl drang in sein Herz, dessen Nacht plötzlich von einem lichten Gedanken erhellt wurde. — Schnell eilte er an die Wohnung des jungfräulichen Mädchens und klopfte leise an das wohlbekannte Fenster. Eben so leise ging es auf, und eine zitternde Stimme flüsterte: Bist Du es?

Noch weiter auf, Telse! ich bringe gute Nachricht, — erwiederte Reimer. — Ich bin in Meldorp gewesen.

Ach, Reimer! — seufzte sie — bleibe lieber draußen. Ich darf Dich ja nicht aufnehmen!

Warum nicht? — versetzte er, indem er schon im Zimmer stand, — mit dem Kloster ist es aus. Du wirst weder Nonne noch Aebtissin.

Wie denn? — fragte sie. — Erzähle!

Nun erzählte er ihr in einem Tone, dessen Heiterkeit doch nicht recht vom Herzen ging, daß vor kurzem in einer großen öffentlichen Rathsversammlung ein Brief vom Erzbischofe in Bremen laut vorgelesen worden, in welchem dieser die Ditmarscher wegen ihres gottgefälligen Entschlusses rühmt, ein Nonnenkloster errichten zu wollen; welches Schreiben nun die Priester mit frommen und dringenden Ermahnungen begleiteten. Die Achtundvierziger erwiederten darauf: Das Gelübde ist gethan und muß gehalten werden, aber wo nehmen wir die Nonnen her? Kennen wir die ditmarscher Mädchen recht, nehmen sie lieber einen Mann als den Schleier, und das Klostergelübde muß ja doch freiwillig seyn; unsere Frauen, so wie wir, schätzen die Freiheit über Alles. — Die Priester zürnten über solche gottlose Rede, wie sie sich ausdrückten, und so gab ein Wort das andere; bis endlich Arens sagte: Nun, es kommt auf einen Versuch an! Hier in Meldorp allein befinden sich wohl hundert heirathsfähige Mädchen jung und alt; wollet Ihr sie fragen, und erhaltet Ihr ein Ja nur von Dreien derselben, gebe ich aus eigenem Vermögen dem Hochaltare in Heidekirche drei schwere silberne Leuchter. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreisylbige Charade.

Wo ist das Bild, das jüngst vom Rebenhügel
Dein Blick in sanfter Kümmung gern belauscht?
Ein rauher Gast hat es zum blanken Spiegel,
Die Jugend es zum Lustplatz umgetauscht.
Die Zauberbahn Gefahr verhüllt im Spiele,
Die meine erste Sylbe deutlich nennt.
In heißer Sommergluth als würz'ge Kühle
Sie jedes Leckermäulchen trefflich kennt. —

Was freuet sich der Wurm im niedern Staube?
Was treibt das Weltenrad ohn' Ruh' und Rast?
Was tönt aus heiterm Blau, aus grünem Laube?
Was hält noch selbst der Greis mit Lieb' umfaßt?
Was füllt die Brust des Jünglings mit Entzücken?
Was ist ein Traum, und dennoch heilig wahr?
Was spricht mit Gottes Schrift aus Deinen Blicken?
Es ist mein letztes theures Sylbenpaar.

Aus meines Ganzen nächtlich dunkeln Schooße
Führt Kunst und Fleiß Gewinn zum lichten Tag.
In meinem kleinen Raum das wundergroße
Und schöne Licht zur hellen Leucht' anbrach.
Du kennst mein Ganzes, ja, Du kennst die Wiege,
In der ein Mann zuerst das Licht erblickt,
Das er, im Kampf mit Wahn, ein Held im Siege,
Zur Aufklärung in alle Welt geschickt.

Fanny Gumpel, geb. Heß.

Correspondenz.

Aus Chur.

[Ein Entsagungs-Roman auf dem Bernhardino.]

Bellinzona ist ein schöner Name, eine pittoreske Stadt, aber ein trauriger Aufenthaltsort an den Straßen des Gotthard und Bernhardin. Wenn man vom Lago Maggiore kommt und in Magadino von einem schönen Mädchen polizeilich schlau inquirirt worden, ob man kein Flüchtling sey, der in Oesterreich und Savoyen conspirirte, begiebt man sich dahin in einer baufälligen Chaise, die bereits einige Worte deutsch versteht, und läßt sich auf eine Viertelstunde weit durch die Lage zweier alten Schlösser überraschen, die die Herrn des Mittelalters, welche in Mailand wohnten und Herzoge waren, zur Vertheidigung des Passes auf römischen Ruinen aus Cäsar's Zeit anlegten. Ihre Namen sind Castell Mezzo und Sasse Corbario, und ihre Besatzung besteht aus Schweizer-Invaliden und Sträflingen, von denen ein Blinder merkwürdiger Weise das Geschäft überkommen hat, die Fremden als Cicerone herumzuführen.

Wenn man diese Schlösser, die unter der Herrschaft der Waldstädte von den freien Bauern Burg Uri und Schwyz genannt wurden, und das schöne Levinerthal und val misocco mit dem zwischen beiden liegenden Gebirge voll Schnee und Gletscher besehen, wenn man im Gasthof zur Post oder im Adler vor dem Thore mit einer Gesellschaft geistlicher Herrn des Jesuitercollegiums getafelt und die tessiner Zeitung gelesen und ein Mädchen mit einer Strahlenkrone voll goldener Kugeln caressirt und „mia cara amica" genannt hat, nimmt man sich gewöhnlich einen Führer für die bündtner Alpen und schickt seinen Koffer mit der Post nach Chur. Ich habe es wenigstens so gemacht, weil ich nicht zu denen gehöre, die im Schnellwagen Felsenburgen, Wasserfälle und Alpenfirnen besehen wollen.

Bellinzona ist hinlänglich versehen mit Mönchen und Frauenklöstern, mit Benedictinern und Ursulinerinnen. Die Mailänder und Genueser schicken ihnen Jünglinge und Töchter zur Erziehung, und der Abt von Einsiedeln ernennt die Professoren und Pädagogen. In der Nachbarschaft des Dorfs Arbedo, wo dem heiligen Paulus eine sogenannte Chiesa rossa erbaut wurde, haben die republicanischen Verbündeten vor 400 Jahren die lombardische Armee geschlagen, nachdem sieben von ihren Landammännern gefallen waren. Die Urner riefen damals wie Pyrrhus in Italien: „Noch ein solcher Sieg und wir sind verloren."

Ich habe das Misoccothal mit ächter Frühlingslust durchpilgert. Alles blühte, Alles grünte, Alles duftete, und von den Bergen stürzten die weißen Quellen, hundert Cascaden bildend, die alle nur einen Monat leben, ich meine, so lange der Schnee schmilzt und der Mai dauert. O warum geht man nicht immer im Frühling in die Schweiz, warum wartet man, bis der heiße Sommer alle Bäche getrocknet hat und das Laub entfärbt ist!

Wer diese Gegend früher sah, wird sie kaum wieder kennen. Ein fürchterliches Unwetter hat im vorigen Herbste Dörfer und Hügel versetzt und dem Flusse Moësa ein neues Bett gegraben. Die Landstraße ist zur Hälfte verschwunden, alle Brücken fortgerissen. Hie und da hängt ein Wald am Abgrund, eine Hütte in den Lüften; die gigantesten Granitfelsen sind ins Centrum grüner Anger geschleudert, ganze Gebirge von Gestein vor den Mündungen versiegter Bäche aufgethürmt. Um die Verbindung mit Italien herzustellen, haben die Regierungen Bündtens und Tessins eine Nothstraße bauen lassen und Holzbrücken gelegt. Das sieht gefährlich aus.

Wie es scheint, wird diese schöne Gegend nur wenig von Fremden besucht, die die Schweiz zum Gegenstande ihrer Lustercursionen machen. Die Wirthshäuser sind schlecht und selten, und die Leute haben die Besonderheit, keine Schilder auszuhängen. Auf den Poststationen fand ich inzwischen nicht nur guten Wein und gutes Essen, sondern mehrmals Pianofortes und niedliche Mädchen. Ich empfehle in dieser Hinsicht das Dorf Misocco am Ende des Thales, das sehr malerisch liegt und eine schöne Burgruine hat, das tiefer liegende Roveredo und das Dörfchen Bernhardino, auf der Thalhöhe des Berges.

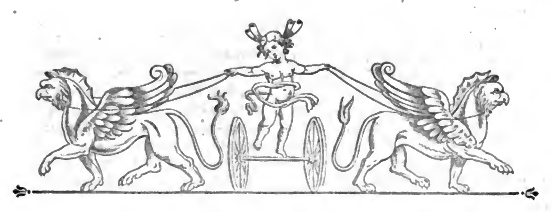
Der König von Würtemberg hat im vorigen Jahre das Unglück gehabt, als er aus Italien heimkehrte, im Dorf Misocco oder Roveredo von jenem Wolkenbruch überrascht und von seinem Vor- und Nachtrab, sogar von seinem Zahlmeister abgeschnitten zu werden. Ich hatte nichts in den Zeitungen gelesen, darum amüsirte mich ein Bericht des Posthalters über den Vorfall ganz weidlich, zumal der Mann sich nicht entblödete, zu äußern, er habe Seiner Majestät nicht aufs Wort geglaubt, daß er, weil er so ganz allein bei ihm einkehrte, ein ehrlicher Mann sey. Wie ich erfuhr, gelangte der von den Stürmen solchergestalt bedrohte Fürst nur nach großen Abenteuern zu Fuß und zu Roß zurück nach Bellinzona und von da nach Como, wo er wieder Geld und Postpferde bekam, um in sein Land zu fahren.

Ich habe zwei Tage spaziert, um nach Dorf Bernhardino zu kommen. In diesen zwei Tagen durchstrich ich Italien, Deutschland und Schweden, indem ich allmälig von Mandels-, Feigen- und Maulbeerbäumen zu Eichen, Ulmen, Birken und Buchen und endlich zu Tannen, Fichten und Alpensträuchen kam. In Bellinzona war es Sommer, in Misocco Frühling und in Bernhardin noch Winter. Ich mußte auf einem Schlitten über den Kulm oder Col de St. Bernhard nach Hinterrhein fahren, und auf dieser Schlittenfahrt, die im Regen vor sich ging, fiel ich sehr unsanft in einen natürlichen Graben und brach meinen Regenschirm. Ich habe die Wasserfälle von Cabiolo, Soazzo und Cremeo und endlich die rauhe Cascadengegend unterhalb des Bernhardin mit Ziegen und Gemsen erklettert, auch frische Milch in einer Sennhütte getrunken. Als Mond und Sterne über den glänzenden weißen Firnen aufgingen und zum letzten Mal die Heerdeglocken und das Alphorn tönten, da hatte ich das hohe Thal des Berges erstiegen und unter der Aegide eines goldenen Kreuzes für Geld nach Gastfreundschaft gefragt. Ich war im Bade des heiligen Bernhard's. (D. B. f.)

Notiz.

[Die Schiller-Vereine in Stuttgart und in Marbach.]

Seit dem Aufrufe im letzten Herbste sind zu Schiller's Denkmal bereits 15000 Fl. baar eingegangen und bei der königlichen Bank in Stuttgart deponirt. Thorwaldsen ist mit dem Modell beschäftigt. Der münchner Künstler, der den Guß leiten wird, hat sich erboten, ohne Entschädigung für seine Mühwaltung und nur gegen Erstattung der Kosten des Materials die Arbeit zu übernehmen. Hieraus erwächst der Vortheil, daß der Guß höchstens 7000 Fl. kosten wird. Gegen den stuttgarter Verein hat sich jedoch ein marbacher Schiller-Verein als Opposition gestaltet. Diese kleine Coterie behauptet steif und fest, Schiller's Geburtsort Marbach sey der einzig würdige Ort für das Denkmal. Dieser kleine Verein bestand schon seit längerer Zeit und ging, ohne zu irgend einem Ziele zu kommen, mit dem Plan um, das Haus, in welchem der Dichter geboren, anzukaufen und dort allerlei kleine Memorabilien und Reliquien, etwa seine Nachtmütze und die Rudera eines alten Schlafrocks, zum ewigen Gedächtniß aufzustellen. Das ist der Humor davon!



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 166. — den 24. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Telse.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Die Priester schienen geneigt, darauf einzugehen, allein Carsten Holm, der wie immer es mit der Geistlichkeit hielt, meinte, daß ein solcher Versuch einem Fastnachtsspiele nur zu ähnlich sähe, und daß man hier zu Lande der Kirche und ihren Dienern nicht Ehrfurcht genug bezeige; aber Arens erwiederte sogleich: Was Ehrfurcht? besuchen wir nicht die Messen und den Beichtstuhl, und sorgen wir nicht dafür, daß die Geistlichen ihr reichliches Auskommen haben. Was willst Du mehr? Gegen Fürstengewalt haben wir viel hundert Jahre hindurch uns mit Leben und Blut gewehrt, und jetzt sollen wir uns von Priestern regieren lassen? Wir sind ein freies Volk, und regieren uns selbst. — Diese Rede wurde von Allen gelobt, und der Müller mußte schweigen. — Der Pfarrer von Heide indessen, der in jeden Ton zu stimmen wußte, und den wohl auch das silberne Geschenk reizen mochte, sagte heiter: Warum nicht diese heilige Freiwerberei anstellen und den weltlichen Sinn beschämen? Kommt, meine Brüder! jeder von uns mag eine Straße nehmen, und so verhelfen wir auf einmal dem Kloster zu Bräuten und der Kirche zu silbernen Leuchtern. — Aber nach einer guten Weile kehrten die Priester einzeln und recht kleinmüthig zurück, der Priester aus Heide ausgenommen; denn ihn begleiteten zwei beinahe sechszehnjährige Mädchen. Als sie ihre freiwillige Zustimmung wiederholen sollten, thaten sie zwar solches, aber die eine fügte hinzu: Es muß mir aber gestattet seyn, zuweilen Freunde und Verwandte zu besuchen und an einem ehrbaren Gelage Antheil zu nehmen. — Und ich — fiel die Andere ein — mache es zur Bedingung, daß ich das Kloster wieder verlassen darf, wenn ich willens werden sollte, mich zu verändern. — Es entstand nun ein so allgemeines Gelächter, daß selbst der Priester davon angesteckt wurde.

Ernst sprach dann Arens, Stille gebietend: Da seht Ihr — ich kenne wohl unsere Mädchen, sie mögen lieber den Brautkranz als den Rosenkranz. Nonnenklöster werden nie in Ditmarschen fortkommen. — Dagegen nahm nun der reiche Greis Peter Junge das Wort: Nun, so laßt uns ein Mönchskloster errichten. — Unser Gelübde müssen wir erfüllen, haben wir doch den Sieg erhalten. Kloster ist ja Kloster, und ich gebe mein Vermögen dazu! — Diesem Antrage stimmten die Priester und dann die ganze Versammlung bei, und so wurde beschlossen, daß ein Franciskaner-Haus in Lunden eingeweiht werden sollte. Du siehst also, liebe Telse! daß wir von der Seite nichts zu befürchten haben.

Ach! Reimer! — seufzte sie. — Was kann das uns helfen — wir sind doch nicht besser daran! — Das Gelübde, mein Gelübde darf doch nicht gebrochen werden.

Und warum nicht? — entgegnete er. — Vor wem hast

Du das Gelübde abgelegt? Vor den Priestern? Aber der Bischof steht über den Priestern, und der Papst über dem Bischofe. — Sein ist die Macht, zu lösen wie zu binden. — Kann er ein Klostergelübde auflösen, wie oft geschehen ist, kann er auch Deinen Schwur ungültig machen. Liebstes Mädchen! ich ziehe nach Bremen zu unserm Schutzherrn, dem Erzbischofe, und rede für unsere Sache sowohl mit Worten als mit Gold — und so viel besitze ich an Erbschaft als an gemachter Beute, daß ich ein Pergament erkaufen kann, das Dein halb erzwungenes, halb abgelocktes Gelübde vernichtet.

Allein, wenn der Erzbischof nicht will, wenn er nicht kann, nicht darf? — sagte Telse zitternd, aber die Freude lachte in Thränen aus ihrem schwimmenden Auge.

So gehe ich gerade zum Papste, — erwiederte der Jüngling entschlossen. — Mit Geld vermag man Alles auszurichten, und Rom ist nicht so fern, daß ich nicht in wenigen Monaten hin und zurückziehen kann.

Mit schwankender Hoffnung, aber mit heiß erwachender Liebe warf sich das Mädchen an den Busen des theuren Jünglings.

In dem darauf folgenden Herbste ritt Carsten Holm an einem November-Tage gegen Abend von Heide nach Holstein hinein. Sein Weg ging durch Neuenkirchen. Als er an dem äußersten westlichen Gebäude des Fleckens — an einer etwas abgelegenen Scheune vorüber kam — vernahm er von innen ein leises Wimmern. Er hielt still, stieg vom Pferde und guckte durch einen Riß in der Thür. — Auf einem Strohlager ruhte eine junge Frau mit ihrem neugeborenen Kinde im Arme. Die untergehende Sonne fiel durch eine schmale Oeffnung in der Wand gerade auf ihr thränenfeuchtes Antlitz. Still schlich er zurück, schwang sich aufs Pferd und trabte in den Flecken hinein. — Er erwog eben bei sich selbst, ob er dem Eigenthümer der Scheune oder dem Pfarrer die gemachte Entdeckung mittheilen sollte, als er vor einem Hause zwei ehrenwerthe Frauen des Fleckens erblickte. Er hielt das Pferd an, grüßte und sagte: Wie heißt dieser Ort? — Ihr müßt wohl kein Ditmarscher seyn, — gab die Eine zur Antwort — weil Ihr nicht wißt, daß er Neuenkirchen heißt.

Holm schüttelte lächelnd den Kopf. Neuenkirchen kann es wohl nicht seyn; Neuenkirchen hat immer den Ruf einer rechtlichen und ehrlichen Stadt, wie nur irgend eine in Ditmarschen gehabt; allein sie scheint jetzt voller Dirnen zu seyn; — gleich in dem ersten Hause, dem ich nahte, habe ich eine gesehen.

Das Erstaunen der Weiber ging bald in Erbitterung über, und diese ergoß sich in einen Strom von Schmähworten, unter welchen „Lügner" und „Ehrenschänder" nicht die gröbsten waren.

Nun! nun! nicht so laut! — rief Holm dazwischen — Ihr braucht Euch blos nach jener Scheune dort zu bemühen, da könnt Ihr sogleich das Weibsbild mit dem neugeborenen Bankert finden, und Ihr werdet dann erfahren, ob sie hier zu Hause sey oder ob eine Fremde Euch und Eurer Stadt diese Ehre anthut. — Mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen und setzte seinen Weg östlich aus Neuenkirchen fort.

Nachdem die Frauen ihm mehrere Schmähworte nachgeschickt hatten, erwogen sie erst seine Worte und kamen überein, das bezeichnete Haus zu durchsuchen. Einigen Nachbarn, welche der laute Wortwechsel herbeigeführt hatte, wurde dieser zweifelhafte Bericht mitgetheilt, und alle eilten nach der Scheune hinaus. Schweigend schlichen sie immer näher, guckten durch den Riß in der Thür, und sahen ebenfalls dasselbe, was Carsten Holm gesehen hatte. Mit stummen Zeichen des Entsetzens und des Abscheues eilten sie nach dem Hause des Mannes, dem die Scheune gehörte. Als die Eheleute dort endlich den Zusammenhang des von mehreren Stimmen zugleich vorgebrachten Berichts begriffen, rief die Frau: Nun so hole der Gottseybeiuns sie mit ihrem Kinde! Aber wer ist sie nur?

Daß wußte Niemand zu beantworten, aber alle waren darüber einig, daß sie eine Fremde seyn müsse, weil keiner von ihnen sich zu erinnern wußte, sie vorher gesehen zu haben. Die Frau vom Hause behauptete, daß die Unglückliche sogleich fort gejagt werden müsse, allein der Gatte, der diese angebliche Entehrung, die seiner Scheune widerfahren, nicht so hoch aufnahm, meinte, daß man ihr doch Obdach bis zum nächsten Morgen vergönnen solle, weil sonst sowohl sie als das Kind in der kalten Herbstnacht umkommen würden. Dem widersprachen nun aus allen Kräften die ehrliebenden Weiber, und da eine derselben der Gattin unbemerkt zuflüsterte, daß ihr Mann vielleicht gute Gründe habe, warum er sich des fremden Weibes annehme, schrie ihm die argwöhnische Frau ins Gesicht, daß, wenn er die Dirne nicht sogleich hinausjage, die Leute glauben müßten, er habe hier seine eigene Buhlschaft beherbergt.

Da stieg ihm das ditmarscher Blut zu Kopfe, und noch wüthender als die Weiber rief er: Ehe ich mich sol-

chem Verdachte bloßstelle, will ich meine eigene Scheune anzünden und dies verfluchte Gesindel verbrennen —. — Mit einem wilden Geschrei wurde ihm beigestimmt. Da riß er einen Feuerbrand vom Herde und eilte von den Weibern begleitet nach der Scheune. Nun fiel ihm die über seine Treue beruhigte Frau in die Arme, ihn flehend, doch ihr Eigenthum zu schonen und blos das Weibsbild fortzujagen, allein bis zur Wuth aufgebracht, stieß er sie weit von sich fort, eilte wie ein Blitz um die Scheune herum, und steckte an allen vier Ecken das Dach in Brand. — Einige Augenblicke standen die entsetzten Weiber wie versteinert still und starrten das Feuer an, als jedoch das dürre Stroh auf einmal in Flammen stand, brachen sie in ein wildes Geschrei aus und eilten nach der Thür hin. Der wüthende Ditmarscher stellte sich, den Feuerbrand schwingend, vor den Eingang, denselben vertheidigend, bis die Gattin ihm zurief: Bist Du von Sinnen; wenn Du das Weib verbrennen läßt, werden die Leute sagen, daß Du nicht gewagt hast, uns sie sehen zu lassen. — Dies wirkte. (D. B. f.)

Ein Blatt aus meinem Reisejournale.

Von Amadeus Wendt.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage zog es uns nochmals in das Innere des Heiligthums. Die hohen Hallen standen so einsam, daß jeder Tritt des Gehenden wiederhallte, und der Gottesdienst, welcher in einer der Capellen hinter dem Chore gehalten wurde, verlor sich in dem weiten Gebäude wie der Seufzer eines Flehenden in dem ungemessenen Weltall. Nur ein Höherer vernimmt ihn.

Von da wendeten wir uns der Kirche des heil. Petrus zu. Von allen Seiten verbaut, weist sie äußerlich auf älteste und neue Zeiten hin; der Grundtypus ist byzantinisch; im Innern ist sie freundlich angeordnet nach dem Geschmacke einer neuern Zeit. Das Merkwürdigste, was uns hier anzog, ist das ausgezeichnete Werk des Rubens, welches dieser dem Schutzpatron der Stadt, die seine Eltern als brabantische Flüchtlinge aufnahm, und der Kirche, in welcher er 1577 getauft ward, in den letzten Jahren seines Lebens widmete. Merkwürdig ist, daß Rubens in demselben Hause geboren ward, in welchem die ebenfalls flüchtige, aber zugleich vertriebene Maria von Medicis, welche sein Pinsel in der Galerie von Luxemburg verherrlichte, ihr Leben im Elende beschloß. Wallraff hat das Haus durch eine lateinische Inschrift bezeichnet. Daß der Maler es jedoch selbst der Kirche geschenkt, ist unrichtig, da ein Senator, Jebach, es der Kirche verehrte. Es ist das Bild des Hochaltars, Petri Kreuzigung darstellend. Es bedarf nicht des Kunstgriffs, welchen der herumführende Küster anzuwenden pflegt (zuerst die während der Beraubung der Kirche in der französischen Zeit gefertigte Copie zu zeigen), um durch Umdrehung dann das Original in seiner vollen Macht erscheinen zu lassen. Die Kraft des meisterlichen Pinsels ist in diesem Bilde, scheint es, durch den Gegenstand gemäßigt, und das Feuer durch die Besonnenheit des reiferen Alters. — Zu den schönsten Glasmalereien in Cöln gehören dann auch die auf den Fenstern vor dem hohen Chor dargestellten kolossalen Apostel, ferner im Chor hinter dem Hochaltare die wundervolle Kreuzigung und die Familie des Donetar (ein Mann in voller Rüstung und eine Betende, zwischen welchen die Gestalt des Erlösers steht); eine milde Beleuchtung von außen setzte diese Gestalten ins volle Leben, die unstreitig von niederländischer Arbeit sind.

Als wir heraustraten aus dem Gotteshause, nahm uns ein wohlgekleideter Mann gar freundlich in Empfang, der unsere Liebhaberei an Kirchen mochte bemerkt haben, und pries uns die Jesuiterkirche als die prächtigste und sehenswürdigste der Stadt. Obgleich wir nun mit Besichtigung dieses Gebäudes unserer Uebersicht der Monumentalkirchengeschichte von Cöln den eigentlichen Schluß gegeben haben würden, so war uns doch das Unvollendete lieber, und die einförmige, pedantische Eleganz der Gebäude dieses Styls hatte uns oft gelangweilt. Gleichwohl konnten wir uns nur schwer von dem Manne losmachen, der uns seine freundlichen Dienste so uneigennützig anzubieten schien, doch, als er sah, daß wir nicht zu bereden waren, mindestens für die verlorenen Schritte einen Lohn forderte.

Von da wendeten wir uns nun, mit Einlaßkarten vom Magistrate ausgerüstet, zu den Schätzen, welche der gute alte Wallraff seiner Vaterstadt als Vermächtniß hinterlassen, deren Betrachtung man sich jetzt ganz ungestört hingeben konnte. Die Sammlung enthält Alterthümlichkeiten von verschiedenster Art und von verschiedenem Werthe und bietet allerdings eine gute Grundlage zu einem der Kunst und dem Alterthume von Cöln gewidmeten Museum. In dem selbst alterthümlichen Giebelhause nehmen die Gemälde fünf Zimmer des ersten Geschosses ein; im Erdgeschosse, und zwar auf der Hausflur, waren größere römische Denkmäler, Grabsteine, Säulen rc., aufgestellt; in den Sälen kleinere Skulpturen (unter andern eine sehr hübsche kleine Bronzestatue des Jupiter) und Antieaglien, Schnitzwerke, alte Geräthschaften, besonders Trinkgefäße, aufbewahrt. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Paris, den 12. August.

[Die Restauration von 1835.]

Ist es Wahrheit, ist es Traum? Die Censur wieder eingeführt in Frankreich, eine Höllenmaschine auf dem Boulevard und die Ordonnanzen Karls X. in der Kammer, ein Requiem in der Invalidenkirche, ein Te deum laudamus in der Notre-Dame und die Sophisten vor dem Erzbischofe auf den Knien, dessen Palast ihre Doctrin zerstörte! —

Da sehen Sie doch, daß ich Recht hatte, mich zum allerbesten Royalismus zu halten, und ein Buch zu schreiben über die Legitimität und gegen die Folgen der Julirevolution. Wer anders denkt als die Gazette de France, der hat keine politische Logik und ficht wider Windmühlen. Der Liberalismus ist nicht mehr Mode, fort mit ihm, der Rationalismus noch weniger, Anathema! Ich habe schon vor zwei Jahren gesagt, es gehe das Weltverhängniß in Frankreich an einer Scheibe, und ehe man sich's versehe, so sey sie umgedreht und das Ende mache wieder den Anfang. Die Minister Karls X. haben die glänzendste Satisfaction, ihre verurtheilten und mit Kerkerhaft verdammten Maßregeln von ihren Richtern gerechtfertigt und als unvermeidlich dargestellt zu sehen, mit einem Worte, die Revolution hat ihren Regimentsstab zerbrochen, und es ist nichts davon mehr übrig als die drei Farben und der gallische Hahn. Der Hahn aber ist seiner Federn baar und des Kampfes müde. Kaum wird er noch krähen können, wenn der Morgen anbricht.

Ich weiß recht gut, daß die projectirten Gesetze wider Presse, Bilder, Theater und Jury nicht durchgehen. Die Deputirten schämen sich der offenbaren Reaction. Aber es hindert mich doch nicht, daraus zu ersehen, daß die Ambition und der Eigennutz den Franzosen den Genuß jeglicher socialen Wohlthat verdirbt. Länger als fünf Jahre war es ihnen nicht möglich an einem Grundsatze zu halten, ein System zu verfolgen und consequent zu seyn. Das populaire Bürgerkönigthum, die Volkssouverainetät lag schon nach dem ersten Jahre darnieder, nur die Charte, der Nationalvertrag, hielt sie. Endlich fand man behufs der Ordnung und Julifreiheit für nöthig, Hand an das Allerheiligste zu legen, und auch das Palladium ergab sich.

Die Restauration ist de facto eingetreten, nur die Personen haben noch nicht gewechselt.

Ach! welche Freude haben die Karlisten! Ich glaube, sie umarmen, sie küssen die Doctrinaire, besonders den Minister Persil, der die neuen Ordonnanzen, wie Zeus die Athene aus seinem Kopfe gebar, nachdem er sie lange darin verschlossen, und blos einen Capital-Accoucheur erwartet hatte. Die fromme Quotidienne soll sich entschlossen haben, mit allen Moucharden der Seineinsel eine Menuet zu tanzen und hernach blos die Sünde zu beichten. Sie ist arretirt worden, weil sie den londoner John Bull wegen seiner außerordentlichen Freimüthigkeit inbrünstig umarmte und mit lauter Stimme: „God save the King Henry V.“ anstimmte.

Auch die Gazette de France ist arretirt worden, in Folge eines Schreibens an ihren Nachbar, den König, worin sie sagt, er marschire in Sieben-Meilenstiefeln, und sie bewundere den Weg, den er darin seit dem 28. Julius 1830 zurückgelegt habe, nebst verschiedenen andern Bemerkungen, die an dem Verschen hängen:

Hic est magister omnium
Quem pronus orbis audiat —

und von denen ich nichts Besseres zu sagen weiß, als daß sie maliciös gründlich und unendlich mörderischer sind als die fünfundzwanzig Büchsen des Teufels Fieschi. (D. F. f.)

Aus Chur. (Beschluß.)

[Ein Entsagungsroman auf dem Bernhardino.]

Sie werden vielleicht noch nichts von diesem Bade gehört haben, da es allmälig erst in Cours kam. Es hat viel Besonderheiten, z. B. daß es 6000 Fuß hoch liegt und nur zwei Monate ohne Schnee ist, daß man darin lauter Italiener findet, und auf der Gränze von Oesterreich, oder ganz nahe daran, ohne alle Gefahr den „National“ lesen kann. Ich habe außerdem im Posthause, wie schon bemerkt, ein artiges blauäugiges deutsches Mädchen angetroffen, und mit ihr, weil ich in dieser Jahreszeit auch der einzige Curgast war, im Kamine viel dürres Fichtenholz verbrannt. Das Fichtenholz flackert so schön, knistert so vertraulich, kurz, ist so unterhaltend, daß man dabei ein Dichter werden und sich verlieben kann. Ich will es nicht läugnen, ich habe die Maria vom Bernbardino sehr zärtlich bei der Hand genommen und ihr bewiesen, daß diese Flamme schon in alten Zeiten eine heilige Flamme gewesen, die sogar die Vestalin und die Pythia von Delphi zu nähren gehabt haben. Während meiner Vorlesung fing es an zu regnen und die Bäche schwollen an vom Schneewasser, daß mir alle Lust weiterzureisen verging.

„Maria,“ fragte ich, „wie lange wollen Sie mich hier behalten?“

„So lange Sie wollen,“ war die Antwort.

„Ich werde viel Holz verbrennen in Ihrem Kamin.“

„Sie verbrennen nicht alles Holz, denk' ich.“

„Wer weiß, mein Kind! wenn ich so bei Ihnen sitze und vom Feuer spreche.“

Ich griff die Sache anders an, ich begann vom Heirathen zu sprechen. Das ist schweizerischer. Es hat mir einmal ein Bauerbursche im berner Oberlande gesagt, wenn man die Mädchen zu einem nächtlichen Rendezvous bewegen wolle, müsse man, bei Leibe! nur den Ehecontract gleich ins Gespräch bringen. Unsere Mädchen, bemerkte er, thun nichts ohne bräuchlichen Vertrag, aber dann verschreiben sie sich auch dem Fürsten der Unterwelt.

Maria beklagte sich sehr, daß sie so einsam, eine dem Winter preisgegebene Alpenrose sey, ich glaube, sie sang täglich das Liedchen von Kind's Anna:

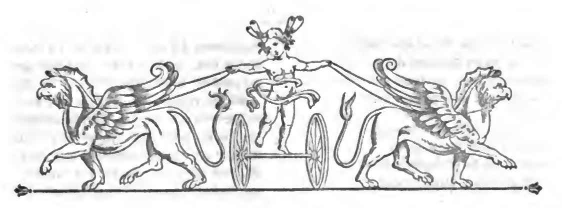
Wie lang' bleibt doch der Freiersmann!
Ich kann ihn kaum erwarten.

Von mir können Sie unter solchen Umständen nur einen christlichen Entschluß zur Resignation erwarten. Ich drückte wie Karlos meine Königin der Alpen ans Herz und nahm Abschied mit den Worten: „Bin ich nicht stark!“ Es waren vier Stunden Weges bis zur neuen Poststation zurückzulegen über winterliche Eisgefilde hinweg. Mich fror äußerlich vor Kälte, innerlich vor Resignation. Das Unglück meines Regenschirms abgerechnet, ging die Reise glücklich von Statten.

Diesseits des Bernhardin sind die Verheerungen minder grausig, zum Theil auch wieder ausgetilgt. Ich fuhr mit dem erwarteten Mailänderwagen von Hinterrhein bis Ander, wo das schöne Rheinthal, das Urnerloch und die Via mala beginnen. Dort stieg ich wieder aus und ergriff den Wanderstab, um von Dorf zu Dorf bis in die Hauptstadt des bündner Landes zu gehen. In dieser Gegend wird kein Romanisch gesprochen und die Leute wissen nicht recht, ob sie katholisch oder protestantisch sind. Sie haben mit dem Bischofe einen Krieg angefangen und wider den Papst protestirt.

Zu Ander fand ich wieder die deutsche allgemeine Zeitung mit Bundestagsbeschlüssen. „O, Germania,“ sagte ich, „sey — gegrüßt!“ — —

v. R.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 167. — den 25. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Gastmahl des Lebens.

(Aus den Papieren eines Ertrunkenen.)

Seyd mir willkommen, ihr lieben Gäste —
O welch' ein buntes reiches Gemisch!
Kommt her und zehrt von meinem Reste,
Hier, setzt Euch all' an meinen Tisch.

Mein feister Herr Plutus, laßt euch nur nieder,
Frau Venus, gleich bedien' ich euch.
Herr Phöbus, ihr kommt mal endlich wieder?
Und ihr, Herr Fremder? — nun gleich, Herr, gleich!

Der feiste Plutus tadelt die Speisen:
Darob entspinnt sich ein heftiger Strauß.
Ich sagte, er könne zum Teufel reisen —
Er fluchte: — ich warf ihn zur Thür hinaus.

Wem's nicht behagt, der soll mir nicht kommen;
Es giebt der Gastgeber noch genug.
Selbst wenn er zahlte, was soll mir's frommen:
Er bringt in mein ehrlich Haus den Fluch.

Frau Venus tractirt' ich mit Zuckerbröten,
Dann schlürfte sie süßen spanischen Wein;
Ich küßte sie still, trotz ihrem Erröthen,
In meinen Armen schlief sie ein.

„Ihr seyd ein Grobian, mögt ihr's nur wissen!"
Sprach Herr Apoll im zornigen Sinn,
„Den gleich zu prügeln, die gleich zu küssen!"
Und lief im Zimmer her und hin.

Und hab' ich's denn mit Allen verdorben:
Herr Fremdling, so bewirth' ich euch.
Sey eure Gunst mir denn erworben;
Mein stiller Herr, ihr seht so bleich!

Der Kummer schaut aus euren Mienen,
In eurem Herzen wohnt der Gram:
Hier trinkt Burgunder, der wird euch dienen,
Der Manchem schon die Trübsal nahm.

„Eh' du getrunken, trink' ich nimmer!"
Der Fremde spricht's und reicht mir die Hand;
Da ward es düster und öd' im Zimmer,
Ich trank: mich hielt das Freundschaftsband.

Du stiller Mann, wir sind nun Brüder,
Wir stoßen unsre Becher an,
Wir singen zusammen Bundeslieder,
Doch sprich, wie nenn' ich dich, bleicher Mann?

„Ich bin ein namenloser Geselle,
Und schweife so Land aus, Land ein,
Ich fliehe vor des Tages Helle
Und schwärme gern bei Mondenschein."

„Wo Venus schläft, wo Plutus nicht hauset;
Da kehr' ich ewiger Flüchtling ein.
Die Armuth ernährt mich, vom Gram wird geschmauset;
Die Sehnsucht ist mein Herzenswein."

O Sehnsucht, Pförtnerin des Himmels,
O Gram im stillen Mondenschein,
Fern vom Geräusch des Weltgetümmels —
Ja, das ist dunkler, blutiger Wein!

Wir tranken Burgunder, die Wangen glühten,
Ich küßte seinen bleichen Mund,
Und als die Augen selig sprühten,
Trat Phöbus versöhnt in unsern Bund.

Ein Blatt aus meinem Reisejournale.

Von Amadeus Wendt.

(Beschluß.)

Unter den Gemälden zog zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich, „die sterbende Maria, von den Jüngern des Herrn umgeben", ein Bild, welches, ungeachtet mancher Veränderungen in der Anordnung und Stellung der Figuren, doch mit dem in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen größern (dem Schoreel zugeeigneten Bilde) sehr genau zusammenhängt. Die Seele der geheiligten Jungfrau will hier der Erde entfliehen. Feierlicher Ernst, Bewunderung, Betrübniß, Trost und Ermahnung sind unter die Schüler des Herrn vertheilt, welche das Scheiden von der Verehrten und ihre Verklärung im Sterben erleben. Auch der Apostel mit dem Weihrauchgefäße am Ende des Bettes, und die betende Familie des Donatar auf dem Flügelbilde ist da. Auch ist dieses Bild durch Farben, Scenerie und Gruppirung außerordentlich wirksam. Ich weiß nicht, worauf sich die Annahme gründet, daß Schoreel der Meister des Boisserée'schen Bildes sey, und vermuthe, daß man hierbei vornehmlich den Einfluß des italienischen auf den niederländischen Styl berücksichtigt, welcher in demselben die Grundlage bildet. Ist es nun wahr, daß auf jenem kleinen Bilde die Jahrzahl 1515 sich befinden soll, so kann das kleine Bild weder von Schoreel, noch weniger ihm nachgeahmt seyn, da Schoreel nach den vorhandenen Nachrichten erst im 22sten Jahre seines Lebens nach Italien kam, und im Jahre 1515 erst 20 Jahr gewesen seyn müßte. Uebrigens reflectirt auch das kleine Bild eine große Reife des Meisters, wenn auch mehr im Einzelnen als im Ganzen, und es könnte wohl eine Nachahmung des großen Bildes von der Hand eines cölner Malers seyn, welche sich selbst aus dem Interesse an den ausgezeichnet meisterhaften Portraits der cölnischen Patricierfamilie erklären ließe. Dann aber würde das Boisserée'sche Bild noch weiter im Alter hinaufrücken. Zu wünschen wäre, daß irgend Jemand beide besonders vergliche. Dasselbe gilt von dem hübschen kleinen Bilde, den heiligen Christoph darstellend, welches hier den heil. Rochus (der, wie gewöhnlich, immer die Unanständigkeit begehen muß, den Leuten seine Pestbeule zu zeigen) zum Gegenstande hat.

Unter den übrigen Bildern dieser Sammlung sind noch einige, welche auf den Styl des Dombildes hinweisen, z. B. eine Geisselung des dorngekrönten Erlösers, obgleich hier sich kein Goldgrund findet. Die Zeichnung ist edel, besonders die des Christus, und charakteristisch der eine der Henkersknechte; ferner möchte ich hierher auch die 12 kleinen Apostelbilder rechnen. Ein interessantes Bild, wahrscheinlich aus der spätern Zeit, wo die niederländische Art und ihr Charakterisiren die alte ins Allgemeine gehende Darstellungsweise verdrängte, ist das „jüngste Gericht." Die Spitze und den Gipfel desselben bildet, von einer Glorie umschwebt, der weltrichtende Heiland, den eine Lilie in das rechte Ohr, ein Schwert aus dem linken geht, und dem Maria und Johannes am nächsten stehen. Nach unten, wo sich die Frommen, welche Petrus aufnimmt, von den Verdammten auch durch Gegensatz der Farben trennen, welche von höllischen Geistern empfangen werden, und in der Mitte noch Todte aus den Gräbern hervorkommen, deren Loos noch unentschieden ist, entfernt sich die Darstellung immer weiter von dem Idealen. Die Flügel enthalten unter anderem Paulus' Märtyrerthum.

Bis zum Widrigen und Lächerlichen schreitet die Darstellung in einem großen Bilde mit Flügeln, der Marter des heil. Sebastian, fort. Auf den äußern Flügeln jedoch ist einiges auffallend Bessere und Gelungene, z. B. die gekrönte blonde Maria mit dem lieblichen Blicke und das Christuskind auf ihrem Arme, welches aus dem Blumenkörbchen einer zur Seite stehenden Heiligen (ich weiß nicht, welcher) eine weiße Rose langt. — Von A. Dürer sieht man hier zwei trefflich gezeichnete Männergestalten, welche ein Stück eines größern Bildes (Hiob's Verspottung) ausmachen sollen, und von Rubens den heil. Franciskus, dem eine Himmelserscheinung zu Theil wird. — Der Zufall traf, daß neben dem Aeltesten, Mittleren und Neueren auch ein Werk der neuesten Kunst sich hier befand, dessen unverhoffte Bekanntschaft wir machten. Es waren Bendemann's Israeliten in den Fesseln Babylons, welches Bild in dem Saale

des Erdgeschosses zu Jedermanns Beschauung aufgestellt worden war. Ein großer und würdiger Stoff, groß und einfach behandelt; der Eindruck, welchen die Erinnerung einer großen glänzenden Vergangenheit und eine drückende Gegenwart auf Individuen macht, die durch Geschlecht und Lebensalter verschieden zu einer Gruppe vereinigt sind, trefflich festgehalten, und Ton, Zeichnung und Ausdruck in einem seltenen Einklange, so daß man wohl kaum ein Bild der neuesten Zeit antreffen wird, welches so durch und durch aus einem Gusse geschaffen und ausgeführt ist. Mit diesem erfreulichen Blicke auf die Gegenwart schließe ich diese Schilderungen, die nur zu lange bei dem Alten verweilten.

T e l s e.

Ein geschichtliches Nachtstück, dem Dänischen nacherzählt von L. Kruse.

(Beschluß.)

Plötzlich erweicht kehrte er sich um und riß die Thür auf; in demselben Augenblicke riefen sie ihm zu: Rette Dich, rette Dich, das Dach fällt! — Er sprang rückwärts zurück, und dicht vor ihm stürzten die brennenden Sparren vor der offenen Thür nieder. Nur einen Augenblick hatte man die beängstete Frau mit dem Kinde im Arme auf der Schwelle erblickt. Das ganze niedergestürzte Haus war auf einmal ein Aschenhaufen. Kein Laut wurde von den Unglücklichen gehört.

Zu derselben Zeit ritt Reimer von Holstein Ditmarschen zu auf dem Wege nach Neuenkirchen und Wöhrden. — Der Erzbischof in Bremen hatte seinen Wunsch nicht erfüllen können, oder vielmehr es nicht gewollt. Er trug nur den leeren Titel eines Schutzherrn ohne Macht und ohne Vortheil. Er war nur die Schirmwand, hinter welcher die stolzen Marschbewohner Königen und Fürsten trotzten, und nach Belieben in ihrem Lande schalteten und walteten. Reimer zog daher nach Rom, allein dort waren für den einfältigen und geraden Marschbauer so viele krumme Wege zu betreten, so viele niedrige und hohe Stufen mit Gold zu belegen, daß er erst spät zu den Füßen des päpstlichen Thrones gelangte und das Ziel seiner Wünsche erreichte. Endlich erhielt er die Dispensation. Mit dem Pergamente, das sie beurkundete, auf dem Herzen, verließ er so eben den letzten holsteinischen Gränzflecken, als er jene Feuersbrunst in der Marsch bemerkte. — Es däuchte ihm ein von der Geliebten angestecktes Freudenfeuer, um seine Heimkehr zu feiern.

Spät am Abende erreichte er Neuenkirchen. — An dem westlichen Ende des Fleckens kam er dicht bei der Brandstätte vorüber und sah den Aschenhaufen, den noch einzelne glühende Kohlen und Funken erhellten. Sorglos ritt er weiter auf Wöhrden zu, sich an dem Gedanken erfreuend, wie er mit dem theuren Documente das sehnsuchtsvolle Mädchen überraschen würde.

Es war Mitternacht, als er durch sein heftiges Klopfen alle Leute in Wollersien's Hause aufstörte. Wo ist Telse? — war seine erste Frage. — Sie wäre vor zwei Tagen nach Lunden gewandert, um ihre Base zu besuchen, — lautete die Antwort. — Kaum ließ er sich Zeit, dem Vater den päpstlichen Dispensationsbrief zu zeigen; er schwang sich auf eins von dessen Pferden und sprengte nach Lunden. — Niemand aber wußte dort von Telse.

Von schweren Ahnungen bestürmt, seines letzten nicht schuldlosen Besuches bei der Geliebten gedenkend, kehrte er zurück und füllte das Haus mit Angst und Entsetzen. Beim ersten Strahl des Tages zogen alle hinaus zu suchen.

Man fand Telsens Spur unweit Neuenkirchen: Ein Mann aus der Nachbarschaft, der Telse Wollersien kannte, war ihr dorten jenem Abend begegnet, und hatte mit Verwunderung sie in jene jetzt abgebrannte Scheune hineingehen gesehen.

Das furchtbare Räthsel war gelöst. Was half es wohl dem racheschnaubenden Jüngling, dem unglücklichen kinderlosen Vater, hätten sie einen Bürgerkrieg zwischen beiden Flecken erregt, hätten hunderte von Männern ihr unschuldiges Blut vergossen, bis der Mordbrenner ausgeliefert und niedergestoßen war! Das verbrannte Herz der armen Telse war ja doch vergeudet; aus ihrer Asche konnte sich keine neue Telse wie ein Phönix erheben, sie war todt, nicht kalt und todt, sondern todt geglüht, die arme Telse mit dem kleinen Kinde. Die Menschen schauderten, die an den Aschenhaufen traten; aber die Priester wiesen darauf hin mit schnödem Bedeuten, es sey ein Beispiel der göttlichen Rache.

Im Jahre 1559 ging die Freiheit Ditmarschens unter. Von achtundvierzig Vögten waren noch fünf übrig geblieben; die andern waren in dem Kampfe der Verzweiflung gefallen. Diese fünf Vögte zogen demüthig flehend vor den Enkelsohn des Königs Hans, um den Huldigungseid zu leisten. Unter diesen Fünfen war auch Reimer Vaget von Wimerstädt, ein zweiundachtzigjähriger Greis, — ein alter Junggesell mit schneeigem Haar.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Das Juste-milieu als Jesuitismus!]

Die Zeiten sind vorbei, in denen Louis Philipp mit Don Pedro ins Pantheon ging, um dort wie Antiochus den Thron über dem Altare aufzurichten, Niemand singt mehr die Marseillaise und die Hymne von Victor Hugo: „Ceux qui pieusement sont morts pour la patrie," sondern die Glocken tönen, die Kanonen donnern und die Musketen blitzen von den Tuilerien bis zur Kathedrale. In dieser wird — Te deum laudamus gesungen.

O, die prager Königlichen sind schlau. Ich habe nicht geglaubt, daß man gut jesuitisch seyn, und so viel Witz haben könne, als sie entwickeln. Es ist ein handgreiflicher Beweis, daß es mit dem Pfaffenthume nicht so schlimm gemeint ist. Der Dumme glaubt, der Gescheidte läßt glauben, wenn man der Philosophie ein Pförtchen offen läßt und den Ketzern keinen Proceß macht, so kann man sich nicht über die Toleranz beklagen.

Te deum laudamus! Das Journal, welches sich „die Zeit" nennt, und bis dahin festhielt am Glauben an Volkssouverainetät, Pflaster, Sonne und Julitage, es hat im heiligen Unwillen ausgerufen: „A quoi donc ont servi les héros de 1830? Pour paver la route de Prague?" — und jenes Andere, das der Minister Thiers redigirte, und worin er mit seinen jetzigen Feinden die Protestation der Journalisten unterzeichnete, „der National", es erklärte sich der Polemik müde, die nichts ändern und bessern kann, und scheint sich in sein royalistisches Schicksal zu ergeben. Die Nation ist für alle Erscheinungen unempfänglich geworden, politisch todt, commerciell aufgeklärt. Und hieran war die Presse Schuld, da sie die Leute auf dem Papiere kämpfen lehrte. Ich wollte jetzt Dictator werden in Frankreich, und diejenigen köpfen lassen, deren Schnitt mir nicht ansteht, alle Leute würden es in den Zeitungen lesen, ruhig daheim bleiben, „est-il possible?" sagen, und hernach ins Theater gehen. Fiat voluntas Dei!

Die Civilisation muß sich bewegen. Kann sie nicht vorwärts, so geht sie zurück. Ich sehe nicht ein, warum das Gute gerade vor uns liegen müsse. Die Staatsmaschine von Frankreich ist zu schnell gemacht worden, die dreitägige nämlich; der Schreiber der Charte conceptirte noch im Vorzimmer der Deputirtenkammer. Jetzt ist es so weit gekommen, daß man seine Zuflucht zu den Sicherheitsventilen nehmen muß, um nicht in die Luft gesprengt zu werden. Die Massen handeln nicht mehr, es schlagen sich die Individuen — eine traurige Politik, die gehenkt werden muß. Wehe denen, die sie herbeiführten!

Es hat sich allmälig herausgestellt, daß die Revolution von 1830 nicht der Impuls des Augenblicks und das Gefühl des Rechts und der Unabhängigkeit war. Eine Gesellschaft exploitirte das Volk, das ewig blinde und wilde Element, um eine andere Gesellschaft um Geld und Ehrenstellen zu bringen: „Verlasse Deinen Platz, damit ich ihn einnehme!" war ihre Devise. Sie behauptete das Feld. Aber kaum war die Faction am Ziele ihrer Wünsche, so schlug sie ganz den alten Weg ein, männiglich beweisend, daß die Jesuiten nicht leiden konnte, blos weil sie selbst jesuitisch war. Ich lobe mir die Aufrichtigkeit des Hofs von Karl X. Es war Religion, es war Gottesfurcht in seinen Fehlern, die mit Religion und Gottesfurcht geheilt werden konnten. Die Koryphäen der Revolution aber haben die Philosophie zu ihrer Aegide genommen, sie können keine Absolution erwarten.

Ich bleibe dabei, daß ein Volk vernünftiger Weise sich nicht zu einem Juste-milieu von Royalismus bekennen kann. Entweder Democratie oder Legitimität und heiliges Festhalten an der von der Zeit und dem Glauben geadelten Dynastie. Die Republik ist eine Theorie, man lasse sie auf den Schulen, in der Geschichte, in der Phantasie — mit dem Alter von dreißig Jahren wird sie in der Regel in allen Köpfen der Praxis Platz machen. Reform ist die Losung, Reform und Gesetze!

Soll irgend etwas Gutes aus unserer Epoche übrig bleiben, so muß der Schwindel aufhören, in der Höhe und in der Tiefe. Es gibt eine vernünftige Annäherung, eine allgemeine Politik der Ehre und Intelligenz. Zu der laßt uns schwören, es ist die rechte. Kein Fanatismus mehr, kein Haß, keine unzeitige Furcht. Wir wollen ja Alle Ordnung und Zufriedenheit, eine glückliche Gesellschaft unter einem glücklichen Oberhirten.

Entnehmen Sie etwa meinen Worten, daß ich auch am sechsten August in der Notre-Dame war und den Psalm „Exaudiat" und das „Domine, salvum fac Regem" singen half? Sie haben Recht. Und zwar dachte ich dabei nicht an Ludwig Philipp, den König der Franzosen, sondern an Heinrich V. von Bourbon, den mit der ganzen Familie ein ungerechtes Schicksal, der Starrsinn weniger Volksmänner, seines Thrones beraubte. Alles Uebel, das seitdem über Europa gekommen ist, war ihr Werk, das Werk der Opposition von 1827, das Werk der Doctrinaire. Die Geschichte hat kein Beispiel ähnlicher Täuschung und Heuchelei.

Die Royalisten der Legitimität von 1815 haben es ehrlich gemeint und menschlich gefehlt, die Royalisten mit republicanischen Institutionen haben Europa unehrlich betrogen und in Noth und Jammer und Anarchie versetzt. Es mußte erst ein fürchterlicher Mord geschehen, ehe die Welt es inne wurde, daß ihr Schicksal mit Frankreich Eins geworden, daß der Friede der Welt an dem Leben eines Mannes hänge. Genug davon. Wir wollen den Wink benutzen und zu allen Ohren sagen: „Die da gefallen sind in den drei Tagen und nach denselben, sie waren gute Acteurs und loyale Figuranten, aber die Verfasser ihres Dramas haben alle Schande verdient."

Keine Revolution mehr! Aber andere Mittel, sie zu verhüten. Es gibt deren, kein Zweifel, man muß sie in den Menschen und nicht in den Begebenheiten suchen.

Herr von Semonville schrieb im August von 1830 an den Herzog von Orleans, jetzt König der Franzosen:

„Ew. Hoheit wissen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich Ihnen heute als Generallieutenant des Reichs meine Glückwünsche abstatte. Ich hatte blos zu wählen zwischen der Anarchie und Ihrer Nachkommenschaft, deren einziger Repräsentant Sie sind. Mögen meine Wünsche glücklicher seyn als mein Rath."

Derselbe schrieb an die Herzogin, Königin Amalia:

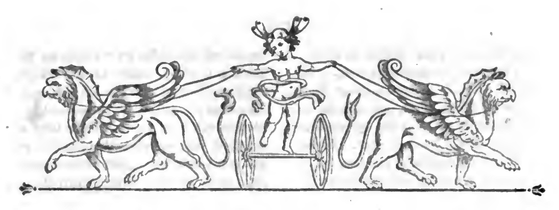
„Die Krone ist dem Weisen übergeben. Wenn Seine Hoheit das Unglück hat, dieselbe zu berühren, so werden Ströme von Koth den Brand nicht löschen und das ewige Erbtheil Ihrer Familie seyn. Zehn Jahre, dreißig Jahre der Regentschaft, sofern es nöthig ist, aber nicht mehr!"

Außer diesem Propheten gibt es noch andere, die zum Theil historische Basis haben, nämlich in der Ligue und der Fronde, welche eben sechs Jahre lebten, und im famösen Nostradamus. In diesem schwarzkünstlerischen Evangelium hat die Gazette folgende Stelle gefunden:

Sept ans sera Philippe, fortune prospère,
Arrêtera des barbares l'effort;
Puis, son midi perplexe, rebourse affaire,
Un jeune oignon abîmera son fort.

Es ist merkwürdig.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 9. und eine Beilage von W. Lauffer in Leipzig.)



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 168. — den 27. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mehul's erster Besuch beim Ritter Gluck.

Von Adolph Adam.

Der erste Januar des Jahres 1779 bot zu Paris ein sonderbares Schauspiel dar. Der während der Nacht in Massen gefallene Schnee bedeckte die Straßen, aber schon verlor der glänzende Teppich seinen ursprünglichen Glanz unter den immer erneuten Fußstapfen der Auf- und Abgehenden, und die Straße St. Honoré glich in der That einem mit Schmuz erfüllten Graben, in welchem die in Festgewändern prangenden Fußgänger sich stoßend und doch sorgfältig ausweichend durch einander wogten, um nach der Sitte der Zeit ihren Gönnern die pflichtschuldige Hochachtung zu bezeugen. Damals war der bequeme Gebrauch der Gratulationskarten noch nicht eingeführt, und man war gezwungen, die lügnerischen Wünsche für das Heil des kommenden Jahres den Leuten persönlich vorzutragen, um die man sich vielleicht wenig kümmerte, die jedoch zu achten das persönliche Interesse erheischte. Die Thore der Paläste hochstehender Personen waren von Lieferanten und Bittenden bestürmt, welche ihre Namen beim Schweizer einschrieben, der in seiner schimmernden Livree einigen huldvoll zulächelte, weil sie, um sich bei Zeiten den ersprießlichen Zutritt zu sichern, die Sorgfalt nicht unterlassen hatten, den Cerberus mit einigen Sechsfrankenstücken zu füttern und gefällig zu stimmen, während sein ernst gerunzeltes Antlitz andern, die aus Armuth oder Unkenntniß des Gebrauchs sich lediglich in das Register eingezeichnet, ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß der edle Herr im Laufe des angebrochenen Jahres für sie höchst selten sichtbar seyn würde. Ein geschäftiges Treiben belebte die Straßen, die Sänften kreuzten sich in allen Richtungen, und die Fußgänger, welche so glücklich waren, der Unannehmlichkeit auszuweichen, von den Carossen überfahren zu werden, hatten die höchste Vorsicht anzuwenden, die an den Häusern hinstreifenden Sänften zu vermeiden, welche den Straßenrand suchten, um vor den Pferden, den Läufern und den Windspielen sicher zu seyn, die damals der Equipage jedes feinen Mannes voraufeilten.

Am ergetzlichsten war das betrübte Gesicht einiger unglücklichen Fußgänger, die, aller Vorsicht ungeachtet, von unten bis oben mit dem nur in Paris einheimischen kaustisch schwarzen Kothe bespritzt waren, der einen höchst sonderbaren Effect auf dem anmaßenden Anzuge erzeugte, in welchem sie schon ohnedies so sehr fremdartig erschienen. Wenn heut zu Tage ein pariser Ladendiener des Sonntags ausgeht, unterscheidet sich sein Anzug wenig von dem, in welchem er seinen Wochenarbeiten obliegt. Damals gestaltete sich dies ganz anders, und er mußte seine weißen Strümpfe, sein französisches Kleid, den Degen an der Seite, das Haar gepudert haben, wenn er sich öffentlich zeigen wollte; man kann sich denken, welche groteske Figur ein armer Teufel spielen mußte, der vielleicht höchstens ein bis zwei Mal im Jahre einen solchen Staat anlegte. Unser Carneval, der einige Perrückenmachergesellen verleitet, als Marquis verklei-

det durch die Straßenrinne zu patschen, ist allein im Stande, uns ein Bild jenes sonderbaren Schauspiels zu geben. Die Umgebungen des Palais-Royal, wo das Opernhaus stand, waren besonders von der Menge erfüllt, und man war erstaunt, eine lange Wagenreihe vor einem sehr anspruchslosen Hause der Straße Bons-Enfans halten zu sehen. Es war weder ein Schweizer noch ein Aufseher zu bemerken, der die eifrigen Besucher empfing, nur ein einfacher Thürsteher sagte, erstaunt über den außerordentlichen Zuspruch, mit einem sehr dummen Gesichte zu den Ankommenden: „Der Herr Chevalier ist ausgegangen; wenn Sie aber die Güte haben wollen, um drei Uhr wieder vorzukommen, wird er sicher zu Hause seyn, da man ihm gerade zu dieser Zeit seine Suppe servirt." Die Lakaien lachten ihm geradezu ins Gesicht und die andern Personen zuckten mitleidig die Achseln, als sie auf ihre Frage nach einer Liste, um sich einschreiben zu können, erfuhren, daß der Portier kein Papier führe, da er weder schreiben noch lesen könne. Vom vielen Fragen ermüdet und über den geringen Effect seiner Antworten unwillig, duckte sich der Arme in den Hintergrund seines Stübchens, und rief jedem nach dem Fenster sich bewegenden Schatten mit einer die Kühnsten zurückscheuchenden Stimme zu: er ist nicht zu Hause! Ein junger Mensch von sechzehn bis siebzehn Jahren, hochgewachsen, mager aber geistreich aussehend, begnügte sich nicht mit dieser lakonischen Antwort, und verlangte die Stunde zu wissen, wenn der Herr zu Hause seyn würde; jenem aber war das Hohnlächeln noch im frischen Andenken, welches die Stunde erregte, in welcher der Herr Ritter seine Suppe zu essen gewöhnt war, und er glaubte, vorsichtiger zu Werke zu gehen, wenn er ganz einfach erwiederte, daß er es nicht wisse, worauf der junge Mensch betrübt wegging. Seit einem Jahre hatte er sich sehnlichst gewünscht, den Ritter Gluck in der Nähe zu sehen; dieser Wunsch hatte sich für ihn zu einer Nothwendigkeit gesteigert, war der Gegenstand aller seiner Bestrebungen geworden, und hatte den großen Entschluß zur Reife gebracht, den berühmten Componisten zu besuchen, der ihn zwar nicht kannte, dessen Gönnerschaft und Unterricht in der Kunst der Composition er aber bedurfte. Es war nicht genug, diesen Entschluß gefaßt zu haben, er mußte auch ausgeführt werden, und seit langer Zeit hatte er ihn von Tag zu Tage verschoben, denn seine natürliche Blödigkeit nöthigte ihn, einer bis zum Enthusiasmus gesteigerten Bewunderung für den Schöpfer des Orpheus und der Alceste ungeachtet, zu dieser Zögerung. Endlich hatte ihn der Neujahrstag kühn gemacht, er raffte allen seinen Muth zusammen und näherte sich der Wohnung des Mannes, dessen Anblick er so lebhaft wünschte und doch so ängstlich fürchtete. Schon am Vorabende hatte er sich geistig und körperlich zu dieser wichtigen Zusammenkunft vorbereitet, seine Garderobe gemustert, was ihn nicht sehr lange aufhielt, und eine schöne Eingangsunterhaltung eingeübt, von der er sich nicht wenig versprach. „Mein Herr," wollte er ihm sagen, „ich bin ein junger aber begeisterter Verehrer Ihres bewunderungswürdigen Talentes. Entzückt über die Meisterwerke, mit welchen Sie die französische Bühne schmückten, konnte ich dem feurigen Wunsche nicht widerstehen, den unsterblichen Schöpfer derselben kennen zu lernen. Vielleicht kann der eifrige Wille, mich in der Kunst zu versuchen, deren höchste Staffeln Sie erstiegen haben, die Kühnheit entschuldigen, die mich hergeführt, um Ihren guten Rath und Ihre gütige Leitung bei dem Beginne einer so schwierigen Bahn zu erbitten, die ich zu betreten im Begriffe bin."

Das scheint mir, sagte der Jüngling zu sich selbst, eine ganz passende Anrede zu seyn, und der Ritter Gluck wird mir zweifelsohne erwiedern: „Junger Mann, ich ehre diese edle Begeisterung, sie ist mir Bürge des Erfolges in einer Kunst, die Sie zu verstehen scheinen. Kommen Sie zu mir und es wird mir ein Vergnügen seyn, Sie mit den Geheimnissen der Composition bekannt zu machen." Und ich werde hingehen, er wird mir Billets zu den Vorstellungen seiner Opern geben, wird mich welche componiren lassen, sie werden Glück machen und ich einst ein großer Tonkünstler seyn! Von solchen köstlichen Bildern umgaukelt, war unser junger Künstler am 31. December 1778 schlafen gegangen.

Beim Erwachen tauchten seine Besorgnisse von neuem auf: wenn er mich übel empfinge, wenn er mich nicht anhören wollte... Bah!!! Muth gefaßt... Der alte Abbé de la Valledieu hatte Recht mit seinen lateinischen Citaten: macte animo, generose puer, sagte er, als ich nach Paris reiste; so jung Du auch bist, kann man Dich den besten Organisten aller geistlichen Gesellschaften der Provinz nennen, Paris aber ist ein größerer Schauplatz; glücklich wird das Kirchspiel seyn, dem Du angehören wirst. Vorwärts, mein Freund, es wird Dir gelingen, denn dem Kühnen lächelt Fortuna! Guter Abbé, Du würdest Dir es nicht so angelegen haben seyn lassen, hättest Du ahnen können, daß die Oper das Kirchspiel seyn würde, wo meine ersten Heldenthaten glänzen sollten. Wie dem auch sey, er hatte Recht. Ich werde vorwärts schreiten, mein Stern wird

mich führen... bis zum Ritter Gluck. Während dieses Selbstgespräches hatte der junge Musiker sein schwarzes Kleid mit Stahlknöpfen gebürstet, die seidenen Strümpfe angezogen, den Degen befestigt, den Hut unter den Arm genommen, mit einigen Sätzen die vier Treppen abgekürzt, die sein bescheidenes Zimmerchen von dem Gewölbe des Perrückenmachers trennten, welches im Erdgeschosse des Hauses in der Straße Grenelle de Saint-Honoré war. Er mußte warten, bis alle Kunden durch die Hände des Bartpflegers und Haarkräuslers gegangen waren, ehe er das geschniegelte und gepuderte Ansehen erlangte, das ihm den Anstrich von gutem Tone geben sollte, und das ihm zu seinem Besuche beim Ritter Gluck unerläßlich dünkte. Endlich kam die Reihe an ihn und, frisirt, pomadisirt, gepudert, schritt er auf den Fußspitzen nach der Straße Bons-Enfans. Wir haben bereits die niederschlagende Antwort gehört, die ihm durch den Portier zu Theil wurde. Alle seine Hoffnungen waren zerstört; mit schmerzerfülltem Herzen und gesenktem Haupte schlich er nach seiner ärmlichen Wohnung zurück. Er achtete nicht mehr auf die rollenden Wagen, Sänftenträger und Fußgänger, deren eilenden Schritt er immerfort hemmte; mit niedergesenktem Blicke achtete er auf nichts, schritt maschinenmäßig vorwärts, ward gestoßen, gedrängt, weggeschoben, und rannte in der Mitte der Straßenrinne, indem er glaubte, an den Häusern hinzuschlüpfen. Bald wurde er durch den Ruf: Vorgesehen, vorgesehen! aus seinen Träumereien erweckt, sah sich um und fand sich fast unter den Hufen zweier bäumender Pferde, die ein feister Kutscher kaum zurückzuhalten vermochte. Er will vorwärts flüchten, unmöglich, denn ein anderer Wagen kam ihm entgegen; glücklicherweise erblickte er zu seiner Rechten eine Sänfte, deren Fenster offen standen. Unser Jüngling war behend, die Angst gab ihm bis dahin ungekannte Kräfte, er schwang sich durch die Oeffnung mit dem Kopfe zuerst, ergriff die Hände des Eigenthümers, zog den übrigen Theil des Körpers nach, so daß seine beschmuzten Füße auf die Knie des rechtmäßigen Besitzers dieses engen Sitzraumes zu liegen kamen, der mit lauter Stimme: „ik sein sermalmt! ik s.in verloren!“ um Hülfe schrie. Die Träger, welchen der Zuwachs an Last etwas unerwartet kam, ließen die Sänfte plump auf die vier Beine fallen, und die beiden Bewohner hielten sich gegenseitig ab, um dem für ihre Gesichter drohenden Gegenstoße zu entgehen, und gewannen dabei Zeit, sich zu betrachten. „Ah, meine Gotte, das sein Err Méhoul!“ — „Das ist Herr Vestris!“ — Höchst komische Erkennungsscene! Méhul erzählt dem alten Vestris, wie er nur auf diese Weise der Gefahr, gerädert zu werden, habe entgehen können, und damit dieser die in seinem feinen Anzuge erregte Unordnung nicht bemerken solle, umhalst er ihn, nennt ihn seinen Befreier und versichert ihn, ohne seine Dazwischenkunft das Leben eingebüßt zu haben. Der alte Tänzer läßt ihn gewähren, brüstet sich sogar und nimmt alle Danksagungen des jungen Tonkünstlers an. „Mein sehr kuter Freund, ik sein sehr klücklik, Sie su habe gerett des Lebe und zu sein kewest der Liberatore von er, ihr sein der erste Person, das ick hab gerett, und ick will ihr vorstell an meine Freund, die gehen zu ess' bei mick. Gehn er su Haus, wechseln er die Kleid, ick erwarten für drei hora, weil ick tanzen la sera.“ (D. F. f.)

Die Wellen.

Es hüpfen die hellen,
Die schwankenden Wellen,
Auf sonniger Fluth;

Sie tauchen in Licht,
In strahlende Gluth
Ihr klares Gesicht!

Die Holden, wie Rosen,
Sie küssen und kosen,
Umarmen sich mild;

Und wie sie sich lieben,
Gar bald sie zerstieben,
Am blauen Gefild.

Wie leicht sie entschlüpfen
Den Armen der Holden,
Den Nymphen, die golden
Die Wogen umhüpfen!

Bald andre gar schnell,
Sie kommen so hell,
So rosig und licht.

Und kaum sie sich schnellen,
Auch diese zerschellen,
Auch diese enteilen,
Und wollen nicht weilen.

Die Freuden, die schnellen,
Sie blinken wie Wellen,
Umsäumet von Licht;

Man faßt sie vergebens,
Denn Freuden des Lebens,
Sie dauern ja nicht! —

Sie hüpfen und tosen,
Sie schmeicheln und kosen,
Sie locken — enteilen —
Und wollen nicht weilen! —

A. Lindenau.

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nr. 165:

Eisleben.

Correspondenz.

Aus Prag, im August 1835.

[Bohemia und die Herren Professoren Gerle und Müller.]

Ich habe Ihnen versprochen, diesmal über das hiesige literarische Treiben Mittheilungen zu machen; aber ich hätte große Lust mein Versprechen nicht zu halten. Ich wäre gewiß nicht das erste Frauenzimmer und auch nicht das letzte, welches so handelte. Ueberhaupt ist es eine eigensinnige Verblendung der Männer, daß sie verlangen, wir sollen Wort und Treue niemals brechen. Das Sprichwort heißt blos, ein Wort ein Mann, keineswegs aber — ein Wort eine Frau. Sehen Sie, mein Freund, ich brauchte nicht Wort zu halten; aber — ich bin ein Weib, weil ich es nicht brauche, will ich es! Ohnehin ist es blos schwierig, keineswegs aber schwer, eine Schilderung der hiesigen literarischen Welt zu liefern. Zwar haben einige ausländische Reisende ausgesprengt, die Welt sey hier mit Bretern verschlagen, aber das ist pure Verläumdung. Sprechen wir von der Belletristik, so besitzen wir in diesem Fache eine Unzahl Schriftsteller. Da ist erstens der bekannte Professor Gerle, zweitens der unbekannte Professor Müller, drittens der Professor Gerle, viertens der Professor Müller, und so geht es fort bis ins Unendliche. Und unsre Journalistik! Es erscheinen hier nicht weniger als drei belletristische Blätter. Das erste und gelesenste Blatt ist eine „Bohemia," welche Sonntags erscheint, denn da an diesem Tage die Caffee- und Gasthäuser am besuchtesten sind, so kommt ein Sonntags-Blatt in viele Hände. Bei weitem nicht so gesucht ist eine „Bohemia," welche Dienstags erscheint, doch wird sie eher gelesen als die „Bohemia," welche Freitags erscheint. Wenn ich mich hier drei Mal des Ausdrucks: die Bohemia erscheint, bediente, so dürfen Sie keineswegs es in dem Sinne nehmen, wie man sagt: „ein Geist erscheint" — da würden Sie mir und der Bohemia sehr Unrecht thun. Letztere ist zwar ein Schatten, von Geist aber ist keine Rede. Sie sehen, auf welchem hohen Standpunct unsre Journalistik steht. Drei solche Blätter in dem kurzen Raum einer Woche! Was braucht Böhmen mehr mit seiner Bevölkerung von drei Millionen? Die erste Million kann die Sonntags erscheinende Bohemia, die zweite die dienstägige und die dritte die freitägige lesen. Ist das nicht alles in der schönsten Ordnung? Zum Ueberfluß bringt auch Leitmeritz unter der Redaction eines gewissen Rainold monatlich ein Heft ans Tageslicht, welches den Namen „Erinnerung" trägt und die etwas undankbare Mühe übernommen hat, seine Leser an verschiedene Novellen und Erzählungen zu erinnern, die sie einst in verjährten Taschenbüchern und Journalen gelesen haben. Auch die Bohemia enthält meist Erzählungen dieser Art. Doch ist dieses nicht den Herren Haase, unter deren Redaction und in deren Verlag sie sich befindet, zur Last zu legen. Diese Herren würden, so wie bei allen ihren großartigen Entreprisen (sie besitzen die größte Buchhandlung in Böhmen, und die erste Buchdruckerei im Kaiserstaate, und beschäftigen in den verschiedenen Zweigen ihres Geschäfts als Papiermühle, Schriftgießerei, Lithographie, Xylographie, Zeitungscomptoir, allgemeine Geschäftscanzlei u. s. w. über 250 Personen) auch hier keine Kosten scheuen und gern bedeutende Honorare für gute Beiträge zahlen, wenn nur Leute da wären, die es verdienen wollten oder könnten. Allein ausländische Schriftsteller sind mit den hiesigen Censurverhältnissen zu unbekannt, um als Mitarbeiter aufgefordert zu werden, und von den hiesigen — mit Ausnahme Gerle's — ist auch nicht ein einziger im Stande, eine halbweg mittelmäßige Erzählung zu componiren. Ich kann dem patriotischen Gefühle unmöglich widerstehen, das Ausland mit den Namen jener vaterländischen Männer bekannt zu machen, die statt Acker und Pflug Tinte und Feder ergriffen haben und statt Kartoffelfelder das literarische Feld bebauen. Die besten unter ihnen habe ich bereits erwähnt. Es sind die Herren Professoren Gerle und Müller. Ersterer ist der einzige prager Prosaist, der Celebrität im Auslande hat. Es ist zum Erstaunen, was dieser Mann bereits für eine Anzahl Bücher geschrieben, von allen Arten und Farben, Topographieen, Novellen, Romane und Theaterstücke. Viele seiner ephemeren Kinder hat der Vater überlebt, aber manche seiner Schriften sichern ihm den Platz unter den besseren deutschen Schriftstellern. Als dramatischer Dichter ist er vorzüglich glücklich im Lustspiel, sein „Liebhabertheater," „Abenteuer einer Neujahrsnacht," „der letzte April," haben auf den meisten Bühnen Effect gemacht, dagegen sind seine ernsten Dramen gewöhnlich spurlos vorübergegangen.

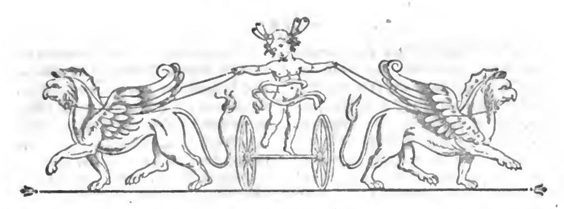
Herr Professor Müller ist der hiesige Dramaturg und das kritische Orakel unserer Stadt. Als Se. Excellenz unser Oberstburggraf noch in Insbruck war, hatte Prof. Müller daselbst die Ehre, die Kinder desselben zu unterrichten und seine Gnade sich zu erwerben. Später kam Herr Prof. Müller nach Prag, erhielt da die Professur der Aesthetik an der Universität, und endlich auch die der Philologie. Damals bestand in Prag kein literarisches Blatt. Se. Excellenz, ein Beschützer aller Künste und Wissenschaften, und vorzüglich ein großer Freund der Bühne, wünschte sowohl zur Bildung der Schauspieler als auch zur allgemeinen Beförderung des guten Geschmacks, die kritischen Urtheile eines competenten Richters über die Leitung unsrer Bühne veröffentlicht zu sehen; und diesem Wunsche verdankt die „Bohemia" ihre Existenz. Auf der letzten Seite dieses Blattes sitzt nun Hr. Prof. Müller ausgerüstet mit Wage und Schwert und spricht Urtheil und Recht über Stücke und Darstellung. Aber das Schwert dieser ästhetischen Themis ist oft absichtlich gestumpft, und es wird gar zu auffallend, daß ihr die Augen nicht verbunden sind, und sie bald dahin bald dorthin schielt, und das Zünglein ihrer Wage nicht nach der Sache, sondern nach der Person richtet. Auch heißt es, daß der Hr. Prof. seinem liebenswürdigen Weibchen zuweilen erlaubt, mit seinem Richterschwert ein wenig zu spielen; doch muß man hier Herren Müller entschuldigen, wenn man bedenkt, daß die schöne Müllerin ein völlig ausgewachsenes sechs Fuß hohes zartes Wesen ist, eine Meg Merillis, deren krauser Tituskopf keinen Widerspruch zu verstehen scheint. Ein productives Talent ist Herr Müller nicht. Ein Balladen-Cyclus Horimir erwarb ihm zwar einen beifälligen Brief von Göthe, allein wer kennt nicht Börne's Ausspruch über Göthe's Art und Weise, Individuen auszuwählen, die er seiner Protection gewürdigt! Dagegen wäre es Unrecht, wenn man Herrn Müller das kritische Talent absprechen wollte. Er hat Geist, und seine Urtheile zeigen Scharfsinn. Wenn keine diplomatische, d. h. persönliche Rücksichten ihn auf Seitenwege führen, wo er oft „zwei Fliegen mit einer Klatsche" schlagen will, so ist seine Kritik gewöhnlich gediegen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Ein Herr Albini, jedoch nicht der Gymnasial-Professor in Berlin und Verfasser von „Kunst und Natur" ꝛc., sondern ein Schauspieler bei der reisenden Gesellschaft des Herrn C. A. Santo, birchpfeiferisirt den Roman Döring's „die Mumie von Amsterdam." Das kann wieder eine hübsche Mißgeburt werden, bei der man den verdorbenen Geschmack gewiß im voraus zu Pathen laden darf.

F. W. L.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 169. — den 28. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Literaturbriefe an eine Freundin.

Von F. W. Carové.

1.

Ich habe Sie, verehrte Freundin, in meinem letzten Briefe auf Ste. Beuve's Roman (Volupté) aufmerksam gemacht, nicht weil ich dieses neueste Werk des geistreichen Belletristen für schön oder besonders geistreich halte, sondern weil es mir charakteristisch für die jetzige Stimmung der sogenannten guten Gesellschaft in Frankreich zu seyn scheint. Indem ich Ihnen nun den Inhalt jenes Romans bereits angedeutet, habe ich zugleich die Verpflichtung übernommen, Ihnen die Gründe näher anzuführen, warum ich gerade diese Schrift für charakteristisch halte. Wenn ich aber eine so lange Zeit habe verstreichen lassen, bevor ich mich einer so angenehmen Verpflichtung entledige, so werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen gestehe, daß Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde auch mich, wie so viele Andere, mit unwiderstehlicher Gewalt in seine magischen Kreise gebannt und mir auf lange die Lust benommen, bei den keinesweges zauberischen, sondern durchweg mehr oder minder gekünstelten Werken des Auslandes zu verweilen. Es lebt in jenen Briefen ein so poetischer Geist, die Poesie ist in jenem Kinde so durchaus sein Leben geworden, daß man im innersten Gemüthe davon ergriffen wird, und wir selbst noch Tiefen in uns gewahr werden, die uns bis dahin verborgen geblieben, oder über welche, erlauben Sie mir das Wort, schon längst das Gras gewachsen ist. War es mir doch, wenn ich mich in jene Blätter der Liebe versenkte, als sähe ich den Urquell jener Dichtung, die nichts Anderes ist als die Wahrheit einer schöneren Welt, — als hörte ich ihn hervorsprudeln aus einem Kranze lebendiger Blumen, die sinnend und sehnend sich hinabneigten in die aufperlende Fluth. Kein Wort, das nicht lebte, kein Gedanke, der nicht das Gepräge der Ursprünglichkeit trüge, kein Gefühl, das nicht die Weihe überschwänglicher Liebe empfangen!

Wie Petrarca im Säuseln jedes Blattes, im sanften Wehen jedes Lüftchens den Namen seiner Geliebten vernimmt, wie er jedes, auch das unbedeutendste, Begegniß zur Verkündigung, zur Verherrlichung seiner unsterblichen Liebe dienen läßt, auf ähnliche Weise offenbaren jene Briefe des Kindes den unerschöpflichen Reichthum eines in Liebe trunkenen Herzens. So ist das Kind ein weiblicher Petrarca, und dieser Petrarca ist ein deutsches Kind, ein ganz in Liebe aufgehendes, ganz von höherer Naturbegeisterung durchdrungenes, deutsches Dichterherz. Die Sonette des großen Italieners sind kunstreich getriebene Blumen von gutem Gold; aber die Briefe des deutschen Kindes sind natürlich gewachsene, schlichtgeblätterte Immortellen. Jene gewähren uns reichen Genuß, wie schöne, oft tiefempfundene, oft geistreich spielende Gedanken mit zierlichen Lettern auf milchweißes Papier gedruckt; — des Kindes Herzensergießungen ergreifen uns wie das lebendige Wort, das aus vollem

Herzen strömt, das ein freundlicher Mund zu uns spricht, das ein seelenvolles Auge uns bekräftigt. Petrarca ist immer Herr seiner Gefühle; es drängt ihn, sie in der schönsten Gestalt als sein Bestes auf dem Altar der Liebe zum Opfer darzubringen, und darum sind seine Dichtungen Kunstwerke, die ihn und seine Liebe verewigen. Aber das Kind gehört einem Herrn, und dieser Herr ist ein Genius, der das Kind bald an seiner Hand über blumige Auen führt, bald es auf den Flügeln der Begeisterung mit sich fortreißt in überirdische Gefilde, in den blauen Aether, in die Welt der Gestirne, wo es dem Gesange der Sphären lauscht und uns dann einzelne Accorde, die es vernommen, lispelnd wiederholt, fast erschreckend vor der wunderbaren Rede, die seinen Lippen entströmt, und deren Tiefen es selbst kaum erfaßt... Petrarca zeigt sich uns nur gleichsam im Silberblicke seines von Liebe durchglühten Wesens, und wir sehen nur den feierlich gestimmten, lorbeergekrönten Dichter. Das Kind ist ganz Kind; es trägt kein Bedenken, wie Gott es erschaffen vor unsern Augen zu spielen, eben weil es nicht gekostet hat vom Baume der falschen Erkenntniß, ja selbst noch nicht einmal weiß von einem Verbote, davon zu kosten, da es eines solchen Verbotes nicht bedarf.

Beide — Petrarca und das Kind — stehen auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit; aber in Petrarca erhebt sich eine reichbegabte Natur zu jener kunstvollen Gestalt, nach welcher die Bildung seines Jahrhunderts gestrebt; in unserem deutschen Kinde hingegen kehrt der Geist seiner Zeit zur Natur, zur naiven Ursprünglichkeit zurück, und verschmäht es, die köstlichen Früchte uns in künstlich gearbeiteten Schalen darzureichen, sondern führt uns hin zu des „Lebens goldenem Baume", von dessen immergrünen Zweigen uns die Früchte in duftiger Frische entgegenlachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mehul's erster Besuch beim Ritter Gluck.

Von Adolph Adam.

(Fortsetzung.)

Mehul's Verlegenheit war groß. Er hatte nur das eine Staatskleid, er mußte die Einladung ausschlagen.

Nir da, nir da, — erwiederte Vestris — ick wille seigen die Signori und le donne eine kute junge Mens, die ick hab gerett, und er werden seyn sehr froh su lerne sie kennen, es sein Err Naverre, Dauberval, Mademoiselle Guimard, Henel, Err Legnos, Larrivée, Mademoiselle Levasseur und alle die Erre und die Madame, die werden tansen und singen in der Opera von die Cavaliere Gluck.

Wie hätte Méhul bei diesem zauberischen Namen länger zögern können! Er nahm die Einladung an; aber nach seiner Wohnung konnte er nicht gehen. Er gab vor, in der Meinung, erst sehr spät zurückzukommen, seinen Kammerdiener für heute entlassen zu haben. Vestris hatte nicht Ursache, an der Wahrheit dieser Aussage zu zweifeln, und meinte, daß dies kein Hinderniß seyn sollte, da er ihm mit Kleidern zum Wechseln zu Diensten stände. Er versprach den Trägern eine außerordentliche Belohnung, nahm den Jüngling auf seinen Schooß, und so gelangte man, da Vestris glücklicherweise in der Nähe des Opernhauses wohnte, ohne weiteren Unfall an Ort und Stelle.

Nachdem der alte Tänzer den jungen Tonkünstler, so gut als es angehen wollte, mit einigen reinlichern Kleidungsstücken ausgestattet hatte, stellte er denselben seinen Genossen als einen hoffnungsvollen jungen Mann vor, dessen Bekanntschaft er in einem Hause gemacht habe, wo er Unterricht gegeben, und den er aus drohender Lebensgefahr errettet. Méhul widersprach ihm nicht nur nicht, sondern setzte noch etwas zur Verherrlichung seines Muthes hinzu. Die Herren schenkten dem jungen Künstler wenig Aufmerksamkeit, einige der Damen aber warfen ihm einige wohlwollende Seitenblicke zu, denn er hatte ein angenehmes Aeußere, und benahm sich in den geborgten Kleidern wenigstens nicht linkisch.

Das Mittagessen war von kurzer Dauer, weil die meisten der Gäste noch an demselben Abende im Theater beschäftigt waren; man ging bald auseinander, Mehul aber nahm, ehe er sich empfahl, seinen Wirth auf die Seite.

Mein verehrter Herr Vestris, Sie könnten mir einen unendlich großen Dienst erweisen: ich muß, ja ich muß um Alles in der Welt den Ritter Gluck sprechen, machen Sie mich so glücklich, mich bei ihm einzuführen.

Hm! meine theure Freund, das sein nick leickte; Err Gluck arbeiten nock an der Opera und sehn keine Mens bei sick. Ma bald, in eine Monate, wenn seine Arbeite wird mehr seyn en avant, wenn ick geh su ihm für meine Musik su die Tans, ick versprech ihn nehmen su mit mir.

Mehul war vor Freude außer sich, erschöpfte sich in Danksagungen, fiel dem alten Tänzer um den Hals, der diese Ausbrüche auf Rechnung der Dankbarkeit wegen der Lebensrettung brachte, und jener erreichte seine bescheidene Wohnung voll neuer Hoffnungen und neuer Träume künftigen Glückes.

Seit dieser Zeit war er häufig bei dem Tänzer, seinem Beschützer, war die Gefälligkeit selbst, ließ sich dessen Tänze auf dem Claviere vorspielen, applaudirte fleißig, schmeichelte

ihm und spielte von Zeit zu Zeit auf das gegebene Versprechen an. Auf diese Weise vergingen zwei Monate und Mehul fürchtete schon, sein gewünschtes Ziel nicht zu erreichen, als er eines Tages Vestris krank, fiebernd und mit zerstörtem Ansehen im Bette fand.

Ah, er sein, meine junke Freund, ick fühlen sehr viel Freud zu sehn; ma, ick sein eine Mann sehr todt. Ah, wenn er wüßten, was mir sein arrivirt.

Mein Gott, was gibt es denn? — rief Mehul.

Ah, meine caro amico, der Spitzbub, der Ungeheur Gluck haben geschworen mein Untergang, ick sein entehrt; sie will nit, daß ick tanse in sein Opera.

Und warum denn nicht?

Per che? sie haben mir gemackt eine freckliche Tans, sauderaft, su serspringen die Ohr und als ick kewollt eine etwas jübschere, hat sie kesagt, ick sein ein Esel, ick! Vestris! daß ick nicks davon verstehen, daß sie mich nit brauche, oder daß ick soll tansen nack seine öllische Musik.

Wie aber geht denn diese Weise?

Oh, das sein sauderaft; es sein blos Cymbeln in der Orchester und Violini die schreien su machen sittern, das sein gar nit sön... Das aber sein nicks, ick eben wollen tansen in die Prob von der Morgen, ick hätt angefetzt eine köstliche Pas und der Lümmel Tedesco haben mick nit lassen fortfahren. Was sein das? habe sie kesagt, tansen so der Wilde?.. sie will, daß ick tanse wie ein Wilde, ick, die erste Tänser von die Welt; ick soll machen Furcht an die Err Larrivée und Legros, die sein gefetter in ein Winkel, wo sie werden gemackt todt nack die Divertissement. Aber ick geben nit nack, ick liefen aus die Sauspielaus krank vor Sorn. Morgen aber, ick geh su sie und zwing sie su machen mir eine andere Musik; ick werde sie seigen, wie er gethan, sie lehren, daß man nit vergessen darf, die Respekt für eine Tänser von meine Verdienst, den nit hat die ganze Welt noch einmal. Ick wollten, daß der ganz Erd sein in die Kabinett von sie, sie hören, wie ick sie werd demonstriren die Hoheit von mein Kunst über sein. Unglücklicherweise werden da sein keine Mens, aber ick werden machen bekannt an die ganze Menseit.

Aber, — unterbrach ihn Mehul — wenn Sie einen Zeugen wollen, so begleite ich Sie.

Por dio! er haben reckt, meine theure Freunde, er kommen mich su holen morgen um swölf hora, und er werden sehen, wie ick will arrangir' die dicke Deutsch. Sie mir mack kein Furcht. Adieu... Morgen... Ick will versuchen, su slaf und su nehmen wieder Stärk, der Sank von heut fruh haben mick gemackt todt, ick kann nit più. —

Mehul beeilte sich, Abschied zu nehmen und fand sich am andern Tage um zwölf Uhr wieder ein. Vestris war seit einer Stunde ausgegangen und der Musiker, in der Meinung, derselbe sey schon zu Gluck vorausgeeilt, fliegt nach der Wohnung des Ritters. Er geht hinauf und klingelt. Eine Magd öffnet und berichtet, daß Herr Gluck arbeite und Niemand vorgelassen werden könne. Während Mehul bittet und die Magd verweigert, erscheint eine Dame, eine jener guten corpulenten Figuren mit offenem zutraulichem Wesen und fragt nach der Ursache des Streites.

Madame, — sagte Mehul schüchtern, dem das Herz gewaltig pochte — Herr Vestris hatte sich mit mir zu einem Besuche bei Herrn Gluck versprochen, ich glaubte ihn schon hier, und ich....

Und Sie wollen ihn hier erwarten? — unterbrach ihn die Dame mit sehr deutschem Accent. — Das kann sehr leicht geschehen, kommen Sie mit mir, mein Herr. — Sie führte ihn hierauf in ein großes, sehr gut meublirtes Zimmer, das ein prachtvolles Portrait der Königin zierte. Nach einem kurzen Stillschweigen wagte Mehul, zu fragen: Und Herr Gluck?

Mein Mann, — sagte die Dame.

Wie, Sie sind Madame Gluck? Ach, welchen Dank bin ich Ihnen schuldig, daß Sie mich so gütig aufgenommen haben! (D. F. f.)

Räthsel.

In Freuden da schmück' ich.
In Leiden da drück' ich.
Hier werd' ich von Mode und Putzsucht begehrt;
Dort seufzt das Verbrechen,
Im finstereren Winkel,
Von meiner erdrückenden Last tief beschwert.

Schelm Amor, der hat mich
Aus Rosen gewoben,
Beim Nachtigall-Girren, im flüsternden Hain;
Aus Hymen's Werkstätte
Will man mich nicht loben,
Dort soll fabricieret aus Disteln ich seyn.

Fanny Gumpel.

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschluß.)

[Dichter — Theater.]

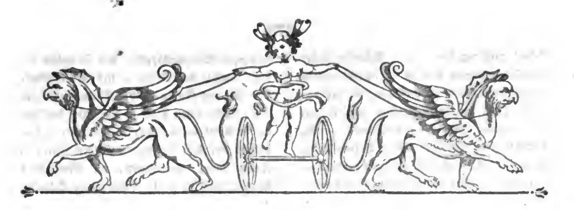
Von unserm Johannes Müller haben Sie wohl noch nichts gehört? Ja die böhmischen Steine haben oft die Stelle von Edelsteinen vertreten; aber das Vaterland verkennt seine großen Männer, und so wissen die meisten Prager nicht einmal, daß in einem Winkel ihrer Stadt, dem Dominicaner-

kloster gegenüber, ein **Johannes Müller** haust, ein Mann, der über zwanzig Werke unsterblicher Maculatur ans Tageslicht forderte, und der zu seinem Leibesunterhalte mit Puppen, Pferdchen und anderem Kinder-Spielzeug handeln muß. Von **Polt**, dem classischen Uebersetzer, haben Sie gewiß auch noch nichts gehört, ingleichen von **Sacher**, dem privilegirten Witzfabricanten und Charaktererzeuger. Wohl, so will ich noch den nicht minder berühmten Namen **Kinderfreund** hinzufügen, und das Register ist zu Ende. Vom Hauptmann **Ritter von Rittersberg** ein ander Mal. „Ein ander Mal von seinen Thaten!" heißt's ungefähr im alten Liede.

Und nun zu unsern Dichtern. Hier heißt es, aller guten Dinge sind drei. Es dürfte mehr als eine Stadt in Deutschland seyn, die ein ellenlanges Schema ihrer Dichter aufzeigt; aber da das Dichten und Trachten der Menschen eitel Stückwerk ist, wie die heilige Schrift sagt, so können wir uns daher gratuliren, nur drei Dichter zu besitzen. Der erste ist **Karl Egon Ebert**, der Sänger der Wlasta, den auch das Ausland, das **deutsche** Ausland nämlich, genugsam kennt und anerkennt. Schade, daß Ebert als Papst der prager Dichter sich auch für unfehlbar zu halten scheint. Wenigstens zeigte dies der Unmuth, den er nach Aufführung seines „Czestmir" öffentlich an den Tag legte. Ueber **Rudolph Glaser's** Talent findet sich bereits von früher her in einer Beurtheilung seiner Gedichtsammlung in diesen Blättern ein anerkennendes Wort. Leider scheint Glaser's Muse ganz verstummt zu seyn. Wenn die Bessern feiern, wer soll ihre Stelle ersetzen? Der dritte unsrer Dichter ist **Uffo Horn**, ein kaum 20jähriger Jüngling. Eine kühne feurige Phantasie, eine glühende Sprache voll herrlicher Bilder und italienischen Wohllauts zeichnen seine Gedichte aus. Zwei Dramen, „Horimir" und „König Roderich," die hier zur Aufführung kommen, circuliren im Manuscripte und beurkunden ein dramatisches Talent, welches zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigt. — Von unsern gelehrten Schriftstellern **Pallacky**, **Swoboda**, **Millauer**, **Legis** in meinem nächsten Briefe. Für heute empfiehlt sich **La Straniera.**

P. S. — Ich bleibe meinem Vornehmen treu. Geselliges Leben im Briefe, Theater als Nachschrift. Unser Theater gleicht jetzt einer table d'hôte, an welcher die ausgezeichnetsten Gäste sich versammeln. Die **Heinefetter** war hier, die **Bauer**, das **Rettig'sche Ehepaar** und **Moriz**. Die Heinefetter lieferte den Beweis von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Sie will die alten Steckenpferde Rossini und Bellini; aber die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorbei. Was Vortrag und — Caprizzen betrifft, ist Fräulein Heinefetter noch immer die Alte, aber eben weil sie die **Alte**, sollte sie das Seiltänzerstückchen, die Sopranpartie der **Norma** mit ihren halsbrecherischen Sprüngen und Colorat uren im Alt singen zu wollen, seyn lassen. — Frln. **Bauer** lieferte einen Beweis von der Liberalität unsrer Polizei. Was hat diese Dame nicht für einen Aufruhr in unserer Stadt gemacht! Unsre jungen Leute waren ganz toll, das Theater stets gedrückt voll, und an den Beifallsbezeugungen glaubte man Wüthende zu sehen. Und das Alles ist die Wirkung eines Paares schöner blauer Augen. Aber man muß die Bauer als Gabriele und Goldschmids Töchterlein sehen und man wird jenen Beifall, so enthusiastisch er sich auch äußerte, billigen. Und dennoch ist Fräulein Bauer keine Künstlerin ersten Ranges. Wenn man sie in **einer** Rolle gesehen, so kennt man sie alle. Sie ist immer liebenswürdig, aber stets auf dieselbe Art. So ausgezeichnet sie als Gast ist, so monoton muß sie als engagirtes Mitglied seyn. Es fehlt die Mannichfaltigkeit, die wir am Spiel der Mad. Rettig bewunderten. Nächst der Schröder ist **sie** meines Erachtens die erste tragische Schauspielerin in Deutschland. Ihre Eboli, Luzia und Gretchen werden uns unvergeßlich bleiben. — Unter allen Gästen war Moriz unstreitig für uns Prager der interessanteste. Er war nämlich 7 Jahre bei der hiesigen Bühne und der erklärte Favorit aller Männer und (hier werde ich etwas roth) — Damen. Aber, sey es jugendliche Veränderungslust oder sonst ein Motiv gewesen, genug Moriz verließ unerwartet seine Prager und — seinen Contract. Man wollte damals kaum seinen Ohren trauen, und manche schöne Lippe (hier werde ich röther) rief in **stummer** Verzweiflung, „ich kann und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen!" Aber Max war richtig über alle Berge und in Stuttgart als Hofschauspieler engagirt. Wenn auch Moriz die Prager verlassen hatte, so hatte doch die Gunst der Prager ihn nicht verlassen. Vergebens wandte Hr. **Stölzel** alle seine Kräfte auf, es hieß immer, „kein Moriz." Unser jetziger Liebhaber Hr. Dietz ist noch weniger geeignet, den vermißten Liebling zu ersetzen, und so stieg die Sehnsucht nach diesem immer höher und höher. Da hieß es plötzlich: Moriz kommt als Gast. Die Männer jauchzten, die Frauen zitterten; aber allgemein hieß es, man wolle ihn bei seinem ersten Auftreten zur Vergeltung auszischen. Moriz kam und trat als junger Klingsberg auf — ein Jubelruf begrüßte ihn, und das Beifallklatschen wollte nicht enden. So viel geliebt war hier noch kein Schauspieler. Trotz der großen Hitze war bei allen seinen Vorstellungen das Haus gefüllt. Aber er verdiente es auch. Sein Karl Ruf, seine Drillinge sind unvergleichlich, er ist als aimable roué ausgezeichnet. Während der drei Jahre seiner Abwesenheit hat Moriz eine Schule durchgemacht, die ihn in die Reihe der ersten Schauspieler erhoben hat. Bekanntlich hat Moriz eine junge geistreiche Dame aus höherem Stande geheirathet. Der Einfluß dieser Ehe ist nun in allen Stücken, wo er den Salonmenschen zu spielen hat, unverkennbar. Moriz **spielt** jetzt nicht mehr den feingebildeten Weltmann, er **ist** es in der That. Seine Gattin scheint ihn mit all den kleinen Mysterien des bon ton, mit all den feinen Nuancen vertraut gemacht zu haben, und man darf nur seinen Zinnburg in Bauernfeld's „Bekenntnissen" sehen, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Noch gewichtiger ist Seydelmann's Einfluß auf ihn gewesen. Moriz spielte den Hamlet, wie man ihn — nach dem einstimmigen Urtheil Aller — hier noch nicht gesehen. Das Eigenthümliche dieses Charakters: das Wollen und Nichtkönnen, die Gluth der Empfindung bei einem gänzlichen Mangel an Energie, führte Moriz mit Meisterschaft vor unsere Augen. Nicht so ausgezeichnet war er als Carlos. Moriz spielte diesen Charakter, wie ihn Schiller in seinen Briefen bezeichnet; bekanntlich hat aber Schiller durch diese Briefe der Poesie seines Carlos sehr geschadet. Dennoch war der Beifall enthusiastisch. Den größten Triumph aber feierte Moriz als Ferdinand in den Drillingen. Er wurde an jenem Abende 11 Mal, sage elf Mal, gerufen. — Wahrscheinlich wurden Moriz von unserm Theaterdirector Anträge gemacht; denn ein Mann wie Herr Stöger versteht seinen Vortheil zu gut, um nicht, bei dem schlechten Zustande unsres Schauspieles und der dadurch entstandenen Apathie gegen alles, was nicht Oper, — um nicht Alles aufzubieten, sich den Hebel zu verschaffen, der allein dem gesunkenen Schauspiele wieder auf die Beine helfen könnte. Ob aber Moriz kann und wird, ist eine Frage, deren Beantwortung meine Mitschwestern wohl noch neugieriger erwarten als

La Straniera.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 170. — den 29. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mehul's erster Besuch beim Ritter Gluck.

Von Adolph Adam.

(Fortsetzung.)

Die gute Dame begreift zwar nicht, was sie so Verdienstliches gethan habe; ihr Wesen aber athmet so viel Güte, flößt so viel Vertrauen ein, daß Mehul ihr nichts verbergen kann: er gesteht seine Begeisterung, seine Bemühungen, die er gehabt, um bis zu Gluck zu gelangen, und daß er sich heute für den Glücklichsten der Sterblichen halte, da es ihm vergönnt seyn werde, den Schöpfer so vieler Meisterwerke von Angesicht zu Angesicht sehen zu können. Die gute Deutsche hört ihm mit Theilnahme zu. Die Zeit verstrich indeß: Vestris erschien nicht, und Mehul sah, daß die Unterhaltung stockte, da er seine Geschichte erzählt und sie aus Mangel an Kenntniß des Französischen nicht viel erwiedern konnte. Mein Gott! — rief er endlich mit kummervoller Miene aus — also heute nicht?

Hören Sie, — sagte Madame Gluck — er arbeitet und es darf ihn dann Niemand stören. Sie können zwar nicht mit ihm sprechen, aber wenn es Ihnen genügt, ihn zu sehen ...

Ach, Madame, das wäre zu viel Glück! — sagte der junge Künstler feurig.

Darauf öffnete Madame Gluck ganz leise eine Thür, ließ den jungen Mann vorausgehen, schloß die Flügel wieder und ließ ihn hinter einem großen Schirme stehen, der zwischen der Thür und dem Piano Gluck's aufgestellt war.

Wer wäre im Stande, die wonnige Aufregung zu beschreiben, welche die Annäherung eines großen Genies in einem jugendlichen Herzen hervorbringt, das von glühender Liebe zu den Künsten belebt ist! Man wartet auf das Erscheinen eines Gottes, alle physischen Vollkommenheiten müssen den zieren, dessen Arbeiten uns beseligten, und gar zu häufig ist die Entzauberung groß, wenn man die ärmliche Hülle gewahrt, welche die große Seele oder das glänzende Genie birgt. Ich entsinne mich und werde nie vergessen, welchen Eindruck der erste Anblick Cherubini's auf mich machte.

Ich war zwölf Jahre alt, hatte so viel von diesem berühmten Manne gehört, dessen Talenten mein Vater und alle Künstler eine unbegränzte Bewunderung zollten, und der Beifall, der mehrern seiner Meisterstücke in den Uebungen des Conservatoriums gespendet wurde, wo mein Vater mich alle Sonntage hinführte: dies alles rief die sonderbarsten Vorstellungen in der kindischen Einbildungskraft hervor, welche sich diesen musikalischen Koloß körperlich eben so großartig dachte als sein Genie. Ich war mit seinem Sohne in einer Erziehungsanstalt, wo ihn jener eines Tages besuchen wollte. Es war gerade in einer unserer Erholungsstunden, als ich den Lehrer zu meinem Mitschüler sagen hörte: Komm, Dein Vater will Dich sehen. — Ich war meiner nicht mächtig, folgte ihnen, ohne daß man mich be-

merkte, und befand mich vor Cherubini. Achtzehn Jahre sind bereits verflossen und noch will ich alle Einzelnheiten seiner Kleidung beschreiben, denn ich verschlang ihn mit den Augen, kaum begreifend, daß er es wirklich seyn könnte. Endlich bemerkte er mich: Wer ist dieser Kleine? — Ei, das ist ja der Sohn eines Künstlers Ihrer Bekanntschaft, des Herrn Adam. — Ach, ich finde ihn sehr häßlich. — Dies war das erste Wort, das Cherubini an mich richtete. Sofort eilte ich hinweg, das Herz voll zum Zerspringen, denn die schöne Täuschung war dahin! Die ganze Woche hindurch war ich traurig. Ich hatte den großen Cherubini in einer so eignen, dürftigen, winzigen Hülle gesehen! Am folgenden Sonntage aber nahm mich mein Vater wieder mit ins Conservatorium, man führte eine Missa von Cherubini auf, und nun stand der maestro wieder vor mir in der alten Größe und der herrschenden Gestalt, die auf den Wogen der Töne wie ein Meergott einherfährt. —

Mehul stand zitternd hinter seinem Schirme und bemühte sich, den Ritter Gluck zu sehen, der vor seinem Claviere saß, in die eine Hand den schweren, sinnenden Kopf stützend, mit der andern gesticulirend und dem Anscheine nach die Verse recitirend, die auf seinem Pulte lagen. Er vollendete den vierten Act seiner Iphigenia in Tauris. Er war eben mit der großen Entwickelungsscene beschäftigt, kurz vorher ehe die Göttin eingreift und Thoas, erzürnt durch die Weigerung Iphigeniens, die Priesterin und das Opfer selbst tödten will. In diesem Augenblicke wollte Gluck den Effect der Scene, die Stellung der Schauspieler und Chöre überdenken und erwägen, denn seine so kräftig gezeichnete, mächtig empfundene Musik konnte nur dann zusammengestellt werden, wenn er die agirenden Künstler vor Augen hatte. Mehul verwünschte die Unbeweglichkeit des Componisten, dessen Stellung ihm nur den Rücken zu sehen erlaubte. Auf einmal drehte er sich und Mehul konnte ihn mit Muße betrachten. Gluck stand damals in seinem fünfundsechzigsten Jahre. Seine hohe Gestalt hob die Stärke seines muskulösen Körperbaues noch mehr hervor. Der Kopf war schön zu nennen, obwohl von den Pocken stark verunstaltet und also nicht von der glatten Schönheit, welche die Frauen lieben, aber hervorragend durch die genialen Formen, die auf den ersten Anblick Verehrung gebieten und den denkenden Beschauer entzücken, während Andere, die nur Form und Regelmäßigkeit, nicht aber Begeisterung und Ideenmacht zu erkennen vermögen, sich abgestoßen fühlen. Unserm Mehul erschien Gluck großartig schön. In einen grünschillernden Schlafrock gehüllt, das Haupt mit einem schwarzen Sammetkäppchen mit schmalem Goldbesatze bedeckt, machte der Deutsche, tief im Nachdenken versunken, zwei Mal die Runde in der Stube. Plötzlich blieb er stehen, stellte einen Tisch in die Mitte des Zimmers: Dies ist der Altar, — sagte er; hierauf setzte er einen Stuhl daneben, der die Priesterin vorstellen sollte; ein Tabouret mußte Thoas repräsentiren, die Armstühle die Griechen, Scythen und das Volk. Dann seinen Schlafrock zum Ueberwurf faltend, sang der Ritter Gluck mit lauter Stimme:

„Ich selbst will tödten vor der Göttin Augen
„Das Opfer und die Priesterin!"

Nun sprang er hinüber an den Platz des Orest:

„Sie opfern? meine Schwester?"

Als Thoas erwiederte er:

„Ja, ich muß sie strafen
„Und all ihr Blut." . . .

Dann stürmte er wie Pylades mit den Worten:

„An dir ist es, zu sterben!"

auf den Tabouret-Thoas los, um ihm den tödtlichen Streich zu versetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Literaturbriefe an eine Freundin.

Von F. W. Carové.

(Beschluß.)

Darin aber sind uns Beide gleich werth, daß in Beiden sich die göttliche Macht der Liebe auf das Ergreifendste offenbart; daß Beide den wunderbaren Reichthum des Herzens in reizenden rührenden Gestaltungen entfalten. Selig das Weib, selig der Mann, der eine solche Liebe zu erwecken und ein ganzes Leben hindurch wach zu erhalten vermochte! Selig auch der Mann, und selig das weibliche Kind, dessen Herz von solcher Liebe so lange leben konnte, dessen Seele reich und stark genug war, solche Liebe in sich zu nähren und groß werden zu lassen!

Wer aber die Briefe des deutschen Kindes an den deutschen Dichter und Denker gelesen und dann noch, wie jener mit dreifacher Krone stolzirende Kritiker *), zu behaupten sich vermißt, jener so überschwenglich geliebte Mann sey nur ein Selbstling gewesen, der muß doch wohl jeglichen Verständnisses der Liebe ermangeln. Alles Lieben ist ein Ergreifen, ein Durchdringen, ein inniges Erkennen des Ge-

*) Sie errathen leicht, daß ich damit den Herausgeber des Literaturblattes zum Morgenblatte bezeichnen will, der, gewöhnt ans Anathematisiren und Kanonisiren, erst kürzlich wieder in Nr. 68. von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch gemacht, um Göthe'n zu diabolisiren, während er Uhland unter die Heiligen versetzt.

liebten. Darum erkennt auch Niemand den Sohn, sein Herz und sein eigenstes Selbst tiefer und vollständiger als die Mutter, die ihn erst unter, dann ihr Leben lang in ihrem Herzen getragen, und nächst ihr — jenes Wesen, dessen Herz ganz Gefühl ist für der liebenden Mutter Sohn, — dessen Seele ganz Gluth und Empfindung ist für alle Regungen seiner Seele, dessen Geist ganz Sinn und Vernehmen ist für alle Eigenthümlichkeiten des Geliebten.

Darum werden gewiß auch Sie, verehrte Freundin, mir ganz beipflichten, wenn ich annehme, daß demjenigen das Licht der Liebe noch nicht aufgegangen seyn kann, der in Göthe's ganzem Daseyn und Wirken und Streben nur Selbstsucht zu finden weiß. Wer von seiner Mutter, die so lieben konnte wie Göthe's Mutter *), so innig geliebt worden bis in den Tod, wer, wie Göthe, mit so dauernder Inbrunst, wer so unendlich von einem Wesen geliebt worden, das selbst wieder und eben darum von dessen Mutter wie eine Tochter werth gehalten, — in dem konnte fürwahr dasjenige nicht fehlen, wodurch der Mensch erst wahrhaft liebenswürdig wird, ohne welches er nur eine tönende Schelle, aber nicht seiner Mutter so innig geliebter Sohn, nicht des Kindes Liebe, nicht ein solcher Dichter gewesen wäre! — Gewiß aber werden Sie, theure Freundin, es auch billigen, wenn ich nicht länger mehr bei einer lieblosen Herabsetzung des großen Dichters verweile, der, wie aus nicht wenigen Antworten an das liebende Kind zu entnehmen ist **), die Liebe desselben gewiß in seinem tiefsten Herzen empfunden und als das kostbarste Kleinod, das die Huld der Götter ihm zugetheilt, mit hinüber genommen hat!....

Ja, auf Jenseits weist und führt die Liebe des Kindes, wie Petraca's Liebe uns hin, und nur die heilige Gewißheit ewiger Währung und stetiger Verklärung, die wie ein goldener Faden alle Liebesblumen der beiden Dichterseelen zu zwei unverwelklichen Kränzen für ihre Geliebten flicht, vermag die Wehmuth zu lindern, die uns von Blatt zu Blatt begleitet. Nur die Himmelfahrt versöhnt uns mit den Leiden am Kreuze, und die irdische Dornenkrone müßte unser Haupt unheilbar verwunden, wenn wir nicht an ihre Verwandlung in einen himmlischen Rosenkranz glauben. So dürfen, so müssen wir auch glauben, daß eine solche Liebe, die in Mitten ihrer Sehnsuchtswonne — doch nur ein steres Leiden, ein schmerzliches Entbehren war, ihre Hochzeit in jenem höhern Daseyn feiern wird, an das sie mit heiliger Gewißheit glaubte, von dem sie selbst durch ihren Sieg über Zeit und jede irdische Schranke ein feierliches Zeugniß giebt! So bezeugt die verduftende Blume auf rauher finsterer Erde das Daseyn jener fernen Sonne, in deren Lichtstrahl sie erwachsen. So weissagen die tausend Dornen und Blätter des aufschießenden Stammes das selige Geheimniß der Rose, die ein künftiger Frühling an das freundliche, liebkosende Tageslicht rufen wird! Zwanzig lange Jahre hindurch häufte Kepler Zahlen auf Zahlen, um den Einklang in den Gestirnen wiederzufinden, den er selbst in tiefster Seele trug. Und er fand, was er suchte, und er suchte, weil er innig glaubte, und er glaubte, weil das Zukünftige schon in ihm verborgen lebte. Ich frage Sie aber, theure Freundin, wird der große Weltkünstler und Weltbeglücker weniger verherrlicht durch den Einklang und die selige Vereinigung liebender Seelen, die in vielfach verschlungenen, weitreichenden Bahnen dem Geliebten zustreben, als durch den Einklang wandelnder Gestirne, die um ihre Sonne kreisen? Doch nein, ich frage Sie nicht; denn auch Ihnen ist der Mensch der Schöpfung Krone und Liebe, reine, freie, treue Liebe, der schönste, köstlichste Edelstein in dieser Krone. Sie glauben darum auch mit mir an jene schöne Zukunft, deren Weissagung ich in den Liebesliedern Petrarca's und in den Liebesbriefen des deutschen Kindes finde, und Sie zürnen mir nicht, wenn diese Briefe mich so lange abgehalten, mein Versprechen zu erfüllen, und selbst jetzt noch mir zur Veranlassung geworden, was ich Ihnen über die Bedentung des Romans von Ste. Beuve zu sagen habe, meinem nächsten Briefe vorzubehalten.

*) Sehen Sie nur die unsäglich rührende und grosartige Erzählung von ihrer Liebe zu Karl VII. im Briefwechsel II. S. 268 ff.

**) Vergl. Sie nur II. S. 58. 83 ff. 87. 166. 175. 218.

„Ich sah Dich weinen!"
Nach Byron.

Ich sah Dich weinen — helle Thräne blinkte
Aufschwellend in der Augen zartem Blau,
Und dann war es zu schauen, wie mich dünkte,
Gleich niedersenkendem Violenthau. —

Ich sah Dich lächeln, — leuchtenden Saphiren
Ihr lichter Glanz in Deiner Näh' entwich.
Im Wettstreit konnten jene nur verlieren,
Wenn man der Augen Lichtblick sie verglich.

Wie Wolken von der Sonne Glanzgefunkel
Ein schmelzend tiefgefärbtes Licht umzieht,
Was kaum bei abendlichem Schattendunkel
Vom Himmels-Horizonte ganz entflieht: —

So dieses Lächelns reine Lust sich gießet
In des Gemüthes schwarz umflorte Nacht,
Und seinem Sonnenscheine Gluth entfließet,
Die in dem Herzen lichte Wärme facht. —

Correspondenz.

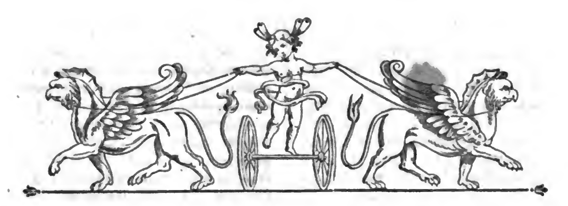
Skizzen und Bilder aus München *).

[III. Sitte und Lebensart in München.]

Nürnberg, jene alte freie Reichsstadt mit ihren gothischen Giebelhäusern und dem schnörkelverzierten Brunnen und Kirchen, bietet zwar den Fremden bei seinem Eintritt in Baiern auch das Bild einer mehr süddeutschen Stadt; aber es ist nur der äußere Anstrich, mit dem Protestantismus kam norddeutsche Sitte und Küche nach Pyrker's Vaterstadt und hat sich dort fort und fort geerbt. Durchaus anders ist es mit München, das mit neuerer Baukunst, der soliden steinernen und der der tailleurs, geziert erscheint. Hier mag angeblich alles neu seyn, so hat man doch nur das Gewand gewechselt, und die gewohnte Lebensweise zu verändern, gelingt sehr langsam der modelnden Zeit. Der Hauptstädter meint zwar, mit ihm sey eine totale Metamorphose vorgegangen, seitdem die bürgerliche Tracht, Riegelhauben und Mieder, nur Mädchen und niedere Bürgerfrauen kleiden, Zöpfe und Haarbeutel längst verbannt sind und Jeder, Weib wie Mann, nach dem Modejournal zu glänzen sich abmüht. Aber bei genauerer Beobachtung ergiebt sich, daß der Abstand von den übrigen deutschen Städten groß ist. Er würde noch viel auffallender und Leben und Sitten dem nahen Italien ganz ähnlich seyn, wenn nicht die hohe Lage auf einer Gebirgsebene und der mächtige Gerstentrank einen wesentlichen Unterschied verursachten. Das braune und schwarze Haar, die dunklere Hautfarbe, die Form und der Ausdruck des Gesichts bezeichnen die Annäherung an Europas Warmländer, und bedeutsam erscheint der Hang, das gesellige Vergnügen mehr an öffentlichen Orten zu genießen, lieber zwischen dem Drängen und Treiben der bekannten und unbekannten Menge als in Privatzirkeln abgeschlossen zu seyn. In keiner Stadt Deutschlands können verhältnißmäßig mehr Wirthshäuser, Caffees und ähnliche Erholungsorte gefunden werden. Am Nachmittage sieht man schon Viele, am Abend aber Alles nach den Bierkellern mit ihren Gärten hineilen, oder nach dem anliegenden Sendling, Neuhofen, Hessellohe, englischen Garten, Bogen-, Neuberghausen und wie jene Oerter alle heißen mögen. Es ist wirklich eine Lust, dieses trinkende fröhliche Völkchen zu beobachten, zwischen dem flinke hübsche Kellnerinnen als achtsame Mundschenken durchschlüpfen, hier und dort einen ankommenden Gast mit dem Lieblingsgruß empfangend: „Schaff'n's a Bier un a Brot ab?" — Denn frisches Brot oder Semmel ist hier ein eben so nothwendiges Anhängsel als dem Nordländer gute Butter, oder nach baierscher Sprache „einen guten Butter," welche der Altbaier eben nicht sehr honorirt, obschon man sie oft vortrefflich, wenn auch stets ungesalzen bekommt. Desto häufiger werden in und um München Rettig, Radieschen, Schnittlauch, Käse, Nüsse und vorzüglich Kalbsbraten zum Biere consumirt. Wohin man kommt und nach warmen Speisen fragt, hört man gewiß die drei Wörtchen des Lebens: Brustbraten, Schlegelbraten, Nierenbraten, kurz von den Kälbern kommt die Ambrosia zu dem Nektar im baierschen Olymp. Die Stände findet man gemischt an diesen Oertern, was hier leichter möglich, da die intellectuelle Bildung, beim weiblichen Geschlecht besonders, noch keine scharfen Contraste gebildet hat, man müßte denn die ganz vornehme Welt mit Fürsten- und Grafenkronen ausnehmen, und selbst diese mischt sich nicht ungern unter das Volk. Wenn auch das Militair und der gebildete Civilstand sich fremder Zungen befleißigen, mitunter fertig sich darin ausdrücken, so bleibt doch die Muttersprache von der Kultur gewöhnlich ausgeschlossen. Mir war anfangs recht sonderbar zu Muthe, wenn ich mich in der Nähe von Damen niederließ, die französisch parlirten. Da war ihnen das Schnäbelchen so spitz gewachsen und sie lispelten so anmuthig mit Flötenlauten, bis plötzlich die zarteste Stimme den schönen Dialog mit der Anforderung an die Kellnerin unterbrach: „Sie hier, a Bier und a Brot ab!", oder einen Herrn für Spott mit dem Vorwurfe abfertigte: „Sie gehn's weiter!" — Gerade so, als wenn wir in einem wiener Schwimmer mit wonnigem Schaukeln dahinfahren und plötzlich rumpelts über einen Knuppeldamm. Der Oesterreicher mit seinem Dialecte und seiner Accentuation fällt wohl eben so sehr auf, aber es liegt darin etwas Gemüthliches, Vertrauen Erweckendes. Bei dem Baiern ist dies nicht der Fall, vielmehr ist seine Rede hart und abstoßend, seine Wendung unbeholfen. Der Fremde muß sich öfters durch absichtliche Grobheit beleidigt glauben und gewöhnt sich daher an die Weise des Ausdrucks, so wie die häufig unangenehmen Provinzialismen nur schwer. Doch trägt aber diese gleiche Sprache sehr viel bei zu der größern Vermischung unter den einzelnen Ständen. Denn wenn das gnädige Fräulein mit dem bürgerlichen Mädchen zusammenkommt, sind sich beide verständlich. Die Münchner sprechen stets nur ihren Dialekt, sie haben nicht, wie Preußen und Sachsen, eine Schlafrocks- und eine Visitensprache. Daher konnte man seit zwei Sommern hier sehen, was in jeder andern Stadt vielleicht unerhört gewesen wäre. Nach Untersendling, einem angenehm gelegenen Gasthause im Bereiche von ¾ Stunden, kommt wochentlich zwei Mal Gesellschaft aus den verschiedenen Ständen, man tanzt hier ungenirt im Freien, und Mädchen aus guten Familien können ohne Schaden für ihren Ruf Antheil nehmen. Diese Neigung für den Tanz im Freien ist ebenfalls für Münchens südliches Volksleben charakteristisch. Man findet in allen Dörfern eine Anlage zum Tanzplatze, d. h. einen Breterboden, den ein auf Säulen ruhendes Dach vor Regen schützt, mitten im Garten, und die Wirthe finden Sonntags durch die dienende Classe ihre gute Rechnung dabei. Es gewährt einen netten Anblick, diese Menge schmucker Dirnen zu sehen, mit silbernen und goldgestickten Hauben, mit breiten Miedern geschmückt, geschnürt von schweren silbernen Ketten, an denen Medaillen gleichen Metalls hängen, wie sie sich unermüdlich von biergestärkten Burschen nach Strauß'schen und Lanner'schen Melodien herumschwenken lassen. Alles erfrischt sich in den Pausen an Bier und Brot, nirgends bemerkt man den lebenverzehrenden Schnaps, wie im Norden. Rings um die tanzende Jugend und Nichtjugend hat sich ein schaulustiges Publicum versammelt. Hier steht der Baron oder Graf mit Gemahlin oder Töchtern, mit dem luxuriös gekleideten Ehegespons der reiche Kaufmann, neben welchen ihre Schuster und Schneider sich zwanglos am kühlen Trunke und derben hausbackenen Zwiegespräche ergetzen. Das süße far niente wird von dem Münchner nicht ohne Bedeutung in Anspruch genommen, und ein Tag ohne Erheiterung oder Vergnügen außer dem Hause gehört bei ihm zu den Seltenheiten. Man sollte Stubenhocker oder mystische Frömmler hierher schicken, damit sie, die den Genuß in und mit der freien Natur für Sünde ansehen, ihre Moralpredigten menschlicher einrichten lernten. Alles athmet Lebenslust und sucht Genuß, man sieht ein frohes Menschengeschlecht, das die Schönheiten der Gotteswelt nicht nur ein Mal die Woche, wie eine sonntägliche Putzstube ansieht. Du sollst im Schweiße deines Angesichts dein Brot verdienen, sagt der Herr; er spricht aber auch: dem Ochsen, der da drischet, ihr nicht das Maul verbinden sollt, und das ist für den Süden das Wort des Lebens.

(D. F. f.)

*) S. Nr. 135. u. 136. d. Bl.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 171. — den 31. August 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Napoleon im Verhältnisse zu Josephine und zu Marie Louise.

An Hazlitt's Geschichte Napoleon's hat die Welt in Bezug auf W. Scott's Mißdarstellung gewissermaßen eine Genugthuung von Seiten Englands erhalten. Wir können das Werk, von dem uns die in zwei Bänden (Leipzig bei Otto Wigand) erschienene treffliche Uebersetzung von Johann Sporschil vorliegt, unsern Lesern, bei Vermeidung historischer Untersuchungen, nicht besser empfehlen als durch Mittheilung dessen, was der Autor über den großen Kaiser im Verhältnisse zu seinen beiden Gattinnen sagt. Wir beginnen mit Hervorhebung der Stelle, wo Hazlitt die Art und Weise schildert, wie Napoleon Josephinen den für Reich und Welt nothwendig erschienenen Vorsatz, sich von ihr zu trennen, beibringt.

„Der Kaiser traf in Fontainebleau einige Stunden vor der Kaiserin ein, die schon vor einem Monat von Straßburg nach Paris abgegangen war. Man bemerkte Spuren von Kummer in ihrem Antlitze und Zwang im Benehmen Napoleon's gegen sie. Der Umstand, daß die Privatcommunication zwischen ihrem Gemache und jenem des Kaisers geschlossen worden war, hatte sie in Betrübniß gesetzt. Beide kehrten am 14. November (1809) nach Paris zurück, wo die Anwesenheit des Königs von Sachsen zuweilen das Gezwungene eines tête-à-tête erleichterte; aber man konnte leicht eine beträchtliche Veränderung in den Zügen der Kaiserin, und ein schweigsames Zurückhalten an dem Kaiser bemerken."

„Die Erklärung fand am 30. Statt. Das Diner war wie gewöhnlich servirt. Josephine hatte einen großen Hut unter dem Kinne zusammengebunden, der daher auch ihr Antlitz zum Theil verbarg; es schien, als ob sie geweint hätte, und nur mit großer Anstrengung ihre Thränen zurückhalte. Sie war das Bild des Schmerzes. Kein Theil sprach während des Mahles, oder berührte etwas, außer der Form willen. Nachdem Napoleon gefragt hatte, wie viel Uhr es sey, erhob er sich und Josephine folgte ihm langsam nach. Der Caffee wurde ihm dargereicht, und Napoleon machte ein Zeichen, daß die übrigen Anwesenden sich entfernen sollten. Kaum war der Palastpräfect (Beausset) in das äußere Gemach getreten, als er plötzlich die Kaiserin Josephine in lautes Schmerzgeschrei ausbrechen hörte. Napoleon öffnete und rief hastig: „Kommen Sie herein, Beausset, und schließen Sie die Thür." Die Kaiserin lag auf dem Boden, stieß die bittersten Wehklagen aus und rief: „Nein, ich werde es nicht überleben." Napoleon sagte hierauf zu Beausset: „Sind Sie stark genug, um Josephine aufzuheben und in ihr Gemach zu tragen, wo sie den Beistand erhalten soll, den ihre Lage erfordert?" Der Palastpräfect that, wie ihm geboten wurde, nahm die Kaiserin mit Napoleon's Beistand in die Arme, und Letzterer leuchtete mit einer Lampe, die er von einem Tische nahm, nach dem Gange zur Geheimtreppe vor. Als Beausset bemerkte, er fürchte mit seiner Last zu fallen,

rief Napoleon noch einen zweiten Palastbeamten, gab ihm die Leuchte und half Josephinen selbst tragen. Die Kaiserin schien in Ohnmacht gesunken zu seyn, nur einmal auf der Treppe sagte sie zu Beausset: „Sie halten mich zu fest,“ und von nun an wußte man, daß sie außer Gefahr sey. So wie der nöthige Beistand zur Hand war, zog sich Napoleon in ein kleines Vorzimmer zurück, wo er die heftigste Gemüthsbewegung und Betrübniß an den Tag legte. In seiner Herzensangst erzählte er, was vorgefallen war, und sagte zu Beausset: „Das Interesse Frankreichs und meiner Dynastie hat meinem Herzen Gewalt angethan — die Ehetrennung ist für mich eine gebieterische Pflicht geworden — die Scene, welche sich so eben zugetragen hat, schmerzt mich um so mehr, weil Josephine schon seit drei Tagen die traurige Nothwendigkeit, welche mich zur Trennung von ihr verurtheilt, erfahren haben muß. Ich bin im tiefsten Herzen ihretwegen bekümmert. Ich glaubte, sie hätte mehr Festigkeit; ich war auf ein solches Uebermaß ihres Schmerzes nicht vorbereitet.“ Seine Bewegung, während er sprach, war so groß, daß er zwischen jedem Satze, den er sprach, eine Pause machen mußte, um Athem zu schöpfen. Nur mit Mühe drängten sich die Worte aus seinem Munde, seine Stimme bebte und die Thränen standen ihm in den Augen. Er schickte hierauf nach Corvisart, ihrer Tochter Hortensia, Cambacérès und Fouché, und ging zurück, um zu sehen, ob Josephine wieder zu sich selbst gekommen sey. Die Schwäche, welche sich ihrer bemeisterte, als sie ihr Schicksal aus Napoleon's eigenem Munde vernahm, war die einzige, welche sie verrieth. Sie war zu jener Zeit sechsundvierzig Jahre alt, aber ihr unvergleichlich heiteres Temperament und die Lieblichkeit ihres Antlitzes lieh ihr noch immer den Anschein der Jugend. Ihre Herzensgüte und persönliche Anmuth verbreiteten Sonnenschein auf alle ihre Umgebungen. Nie schlug sie eine Handlung der Milde ab, wenn sie in ihrer Macht stand, nie sagte sie einem Menschen etwas Unverbindliches. Mit Ruhe und Würde stieg sie von der Höhe herab, auf welche das Schicksal sie erhoben hatte, und zog sich, von Jedermann bedauert, in das Privatleben zurück, wenn man das anders Privatleben nennen kann, wo sie fortfuhr, den Rang und den Glanz einer verwitweten Kaiserin beizubehalten.“

„Einige behaupten, daß sie, wegen ihres eigenthümlichen Gemüthshanges, ruhiger und glücklicher in ihrer neuen Lage zu Malmaison lebte als in den Tuilerien. Aber Niemand wird dadurch wirklich glücklicher, daß ihm jene Vorzüge und Vortheile geraubt werden, welche der Phantasie schmeicheln, und welche alle andere Sterbliche als den höchsten Punct der Seligkeit beneiden. Allerdings war sie als regierende Kaiserin einer Unzahl kleiner Förmlichkeiten unterworfen, ja mußte sich oft den Launen von Personen fügen, die sie nicht liebte. Auch unterbrach des Kaisers Art, die Geschäfte zu leiten, oft die Regelmäßigkeit eines gewöhnlichen Lebens. Bevor sie sich zu Tische setzen konnte, mußte sie auf den Kaiser warten, welcher, in seine Arbeiten vertieft, oft die Zeit versah. Ein Mal vergaß er die Meldung, daß das Diner bereit sey, bis 11 Uhr des Nachts; als er aus seinem Cabinette kam, sagte er zu Josephinen: „Ich glaube, es ist schon etwas spät.“ „Elf Uhr vorüber,“ erwiederte sie lachend. „Ich glaubte, ich hätte gegessen,“ sagte Napoleon, und setzte sich zur Tafel nieder. Diese Art Selbstverläugnung war eine Tugend, welche die Kaiserin oft zu üben genöthigt war. Napoleon hatte Grund, zu sagen: „Ich gewinne blos Schlachten, Josephine durch ihre Güte alle Herzen.“ Er pflegte, wenn er von den beiden Kaiserinnen sprach, die eine „die Grazie“, die andere „die Unschuld“ zu nennen. Marie Louise sah es nicht gern, daß er nach seiner Ehetrennung noch Josephinen besuchte, und wenn sie vermuthete, daß er dies vorhabe, bot sie allerlei kleine Listen auf, um ihn daran zu hindern. Als er ihr einmal vorschlug, sie und den jungen König von Rom zu Josephinen mitzunehmen, brach sie in einen Strom von Thränen aus. Die Eifersucht, welche sie in dieser Beziehung zeigte, scheint indessen eine bloße Schwäche gewesen zu seyn.“

Mehul's erster Besuch beim Ritter Gluck.

Von Adolph Adam.

(Beschluß.)

Der Tabouretkönig kann dem Stoße nicht widerstehen und weicht den Schlägen des Componisten aus, auf den Schirm fallend, hinter dem der junge Künstler versteckt ist, der mit aller Kraft die ihn an die Mauer drückende Masse zurückhält. Er kann sich nicht mehr halten, er erstickt, ist nahe daran, sich durch Schreien um Hülfe zu verrathen, als plötzlich eine Thür am entgegengesetzten Ende der Stube aufgerissen wird und ein Mann hereinstürzt, den Madame Gluck, die ihm folgt, vergeblich aufzuhalten versucht. Es war Vestris. Auf seinem glühendrothen Angesichte stand der Zorn über die Verweigerung des Eintritts.

Ick verlangen gemackt — schrie er mit lauter Stimme — ein ander Tansmusik, weilen ick nit kann tansen nack die barbarise Art, er haben gemackt für mick, meine Err Deutsche!

„Ah, Du kannst nicht nach der Weise tanzen? — rief Gluck in empörter Stimmung — das wollen wir gleich sehen! — Und nun packte er Vestris beim Kragen, zog ihn gewaltsam in der Stube herum, ihn oft hoch emporhebend und den sonderbarsten Tanz mit ihm aufführend, indem er den berühmten Marsch der Scythen im ersten Acte dazu sang. Der arme Tänzer konnte der Kraft der beiden breiten Eisenfäuste, die ihn gefangen hielten, nicht widerstehen. Das wüthende Gesicht Gluck's war stets dem seinigen gegenüber, das von Schrecken bleich war; die funkelnden Augen des Componisten strahlten in seine erloschenen Blicke: es war der Blick einer Boa, der ihn verzauberte.

Ja, Err Cavaliere, — rief der Tänzer mit erstickter Stimme — ick werde tansen, ick sehr kut tansen! Sehen er,... uf!... sehen er dock.

Und jedes Mal, wenn sein kräftiger Antagonist ihn einige Fuß über den Boden erhob, bewegten sich seine Beine wider Willen, kreuzten sich und machten die kühnsten Pas und schwersten Entrechats. Die Rache des Deutschen schien aber erst mit dem Ende des Marsches gesättigt werden zu können und er hatte nur die erste Abtheilung gesungen. Der alte Tänzer ist erschöpft, die Brust, zerdrückt durch die beiden Schraubstöcke, die ihn am Kragen packten, kann nicht mehr athmen, er erstickt und die schon gemachten Anstrengungen reiben ihn auf. Gluck sieht nichts mehr; ganz der Eingebung seines wilden Gesanges folgend, begeistert er sich durch Wiederholung seiner Composition und beschleunigt in jedem Augenblicke seine Bewegungen. Er walzt im Vierviertel-takt und schleift mit übereilten Schritten sein unglückliches Schlachtopfer hinter sich her. Der halbentseelte Italiener schlingt die Füße um die Möblen, um sich einen Haltpunkt zu verschaffen, der Altar, die Priesterin, Thoas, die Griechen und Scythen liegen unter einander inmitten der Stube. Endlich erfaßt der Unglückliche eine Ecke des Schirms, er hält sich fest, die schwere Maschine schwankt einen Augenblick, fällt und begräbt den Componisten und den Tänzer. Der Letztere fühlt sich einen Augenblick frei, drückt sich empor, kriecht bis zur Thür, erreicht die Treppe, springt zu vier Stufen hinab, und sieht sich gerettet. Gluck will von neuem sein Schlachtopfer ergreifen, er tappt um sich und erfaßt den armen kleinen jungen Mehul, der, ganz blaß, halb todt vor Schrecken, mit gefalteten Händen und auf den Knieen liegend, um Gnade fleht, denn er sey kein Tänzer.

Und wer sind Sie denn?

Ein armer Tonkünstler, Ihr Bewunderer, der hierher kam, um die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu machen. — Gluck begriff nichts davon; zum guten Glücke hatte seine Frau, den Ausgang der Scene nicht ahnend aber fürchtend, das Zimmer nicht verlassen und erzählte ihrem Manne Alles. Ein gütiges Lächeln verklärte bald das Gesicht des großen Mannes. Ein dummer Tänzer hatte sein Talent verkannt, die naive Verehrung des jungen Künstlers entschädigte ihn für jene Narrheit, die edle Einfalt und Begeisterung desselben gefielen ihm, er nahm ihn mit Wohlwollen auf, versprach ihm Gönnerschaft, Rathschläge und Unterricht und erlaubte ihm, zu jeder Stunde sein Haus zu betreten. Mehul ist auf dem Gipfel seines gewünschten Glückes; so viel sanfte Güte eines Mannes, der ihm die handfeste Derbheit des deutschen Charakters so eben bewiesen, rührt ihn bis zu Thränen, und mit bewegter Stimme und dankbarem Herzen stottert er seine Danksagungen.

Ich brauche nicht zu sagen, daß er fleißig seinen neuen Lehrer besuchte, dessen Unterrichtsstunden zwar sparsam waren, der aber mit einem Worte mehr lehrte als Andere in langen Abhandlungen. Uebrigens war Mehul schon ziemlich fest in dem technischen Wissen; es kam darauf an, ihm die Geheimnisse der Kunst zu erschließen. Oft waren die Lehrstunden nur einfache Unterhaltungen zwischen Lehrer und Schüler, in welchen jener diesem mittheilte, wie er zu der nur ihm eigenthümlichen Art und Weise gekommen war, wie seine ersten Versuche unvollkommen gewesen waren, da sie jedes Vorbildes ermangelten; welchen Ekel es ihm bereitet, daß in Italien seine Werke durch Fehler Glück gemacht hatten, die, nach seiner Ansicht, ihre Vernichtung hätten herbeiführen müssen, da man die Schönheiten ganz und gar nicht verstanden. —c—

Räthsel.

Obgleich ich Gelehrtes nicht leisten kann,
So ist in gewisser Zeit doch kein Mann
Ohn' mich im Stande zu lesen.
Oft unnütz, schaut Niemand bei Seite mich an,
Oft wehrlos, ein Kind mich tödten kann;
Bald bin ich das mächtigste Wesen,
Zerstöre, was tausend Hände vollbracht,
Mit einem Hauche in einer Nacht.

Ich bringe oft Ordnung ins Chaos hinein;
Ich gebe dem Todten den lebenden Schein;
Doch scheut mich ein böses Gewissen.
Ich bringe den Festen erst ihren Glanz;
Ich gebe erst Reiz dem schwebenden Tanz;
Ich schaue, was Niemand darf wissen.
Ich bin der verblüheten Schönheit hold
Und stemple die Täuschung zum echten Gold.

Fanny Gumpel.

Auflösung des Räthsels in Nr. 169:

K e t t e.

C o r r e s p o n d e n z.

Skizzen und Bilder aus München.

(Fortsetzung.)

[Sitte und Lebensart in München.]

Nicht blos an Sonn- und Feiertagen, sondern auch an Werktagen, sobald der Abend zu dämmern beginnt, füllen sich alle Vergnügungsorte um die Stadt. Und das will viel sagen. Denn München zählt etwa 110,000 Bewohner, und für diese rechne ich, die unbedeutendern und jene, welche weniger bekannt sind, übergehend, außer der Stadt an der Ostseite 3, in Südost 9, in Süd 16, an der Westseite etliche 20, und nicht weniger im nördlichen Theile. Bedenkt man nun noch die Unzahl Brauhausbierschenken und Caffees innerhalb der Stadt, welche selbst beim schönsten Wetter sich ihrer Stammgäste erfreuen, so kann ein Norddeutscher sich einen kleinen Begriff machen von der Gewalt des Lebensgenusses in Baierns Königsstadt. Wer auch alle Tage ein anderes Local aufzusuchen sich bemühte, würde in zwei Jahren die Musterung nicht vollendet haben. Die obengenannten Brauhausschenken sind mit wenigen Ausnahmen wahre Blasphemien auf unser elegantes Jahrhundert. Einem jungen Münchner habe ich es zu verdanken, eine der berühmtesten von diesen elysäischen Wohnungen besucht zu haben. Nachdem wir uns zwischen Schleifen und Fässern durchgezwängt, gelangten wir in ein dunkles, dumpfiges Local, dessen Wände vor 30 Jahren kalkfarbig gewesen waren. Ringsum standen mächtige Bänke vor schneeweiß gescheuerten tannenen Tischen, nach Art derer in unsern Bauernstuben, hierzu kam der Dunst und Geruch von Tabaksdampf und den Besuchern, die in Hemdeärmeln dasaßen. Alles ließ mich im ersten Augenblicke schließen, wir seyen in eine Fuhrmannskneipe getreten, aber die vor ihrer Halben (½ Maß Bier) sitzenden Regierungsbeamten, Officiere, Studenten und stutzernden Tagediebe mußten mich bald eines andern belehren. Daß sich bei diesen Umgebungen das Gespräch selten über die chronique scandaleuse des Tages erhebt, ist natürlich. Die jedesmalige Introduction der Unterhaltung ist der Werth des Bieres. Einer erklärt diesen, ein zweiter den, ein dritter jenen Brauer für den besten, bis endlich ein Mitglied der königlichen Hatschiergarde kommt und entscheidet. Diese haben seit undenklichen Zeiten das Vorrecht, in der heiligen Biervehme mit ihrer Stimme den Ausschlag zu geben, ja sie sind im Munde des Volks zum Sprichwort: wo da sitzt ein Hatschier, da gibts halt gewiß a gutes Bier! Hat man dieses Thema abgekanzelt, so kommen die Bonmots des Tageblattes und der Landbötin an die Reihe, welche sich gegenseitig durch Schimpfwörter und Persönlichkeiten die Gunst des Publicums zu entreißen suchen. (Wer eine Idee von den meisten hiesigen Blättern haben will, der muß den hallischen Courier, den sächsischen Trompeter oder den Beobachter an der Spree lesen, über die sie sich im Extraordinairen noch emporgeschwungen haben.) Dies ist ja aber auch ein Bierhaus, kann man da etwas Besseres verlangen? — Ganz recht, aber das münchner Sprichwort bewährt sich, es kommt nichts Besseres nach. Die Caffees sind, mit Ausnahme des von Tambosi und Kaffere, dasselbe, was die Bierhäuser, nur mit einigem noblern Anstrich durch Eleganz der Zimmer und den Besitz der Billards. Journale bleiben dieselben, und während in jenen vielleicht nur eins jener Sansculotten unter den Zeitungen lag, findet man hier oft die ganze löbliche Sippschaft aufgehäuft. Merkwürdig nimmt sich dann darunter die Augsburger Allgemeine aus, wie Simsen in der Mitte der Philister. — Vor kurzem ließ ich mich verleiten, mit einigen Landsleuten in das uns als der Versammlungsort der Leute von bon ton bezeichnete Dillmetz-Caffee zu gehen. Der Eingang, einer Hühnersteige ähnlich, versprach schon wenig, und oben geriethen wir in zwei scheunenartige Zimmer, mit Möbeln und Tapeten aus dem vorigen Jahrhundert geschmückt, die aber doch zum Erdrücken voll waren. In einem Sessel ruhte halb schmachtend, halb gebietend die Frau Wirthin, ohne sich um die ab- und zugehenden Gäste zu bekümmern, nur von wenigen bekannten Herren die gespendeten Huldigungen gnädig annehmend. Eine Kellnerin erschien, mit ziemlich impertinentem Tone fragend, was wir begehrten. Hungrig und durstig hatten wir so eben das Theater verlassen, also bestellten wir zu essen und erhielten nach langem Hoffen und Harren einige nüchterne Carbonaden, aber der erschöpfte Magen wollte sich nicht damit zufrieden geben, wir ließen also noch Mehlspeise (womit die Baiern jedes Mahl beschließen) bringen, konnten aber nur eine Sorte erhalten, und zwar aus besonderer Gnade, weil — in einer Restauration und einem Caffee — eigentlich keine gegeben würden. Die Weinkarte enthielt bei diesem münchner Jager 3 bis 4 Sorten, ausgegangen jedoch bis auf eine, und diese eine dafür recht herzlich schlecht. Für dieses wahrhaft heliogabalische Mahl zahlten wir 1 Fl. 32 Kr., also ungefähr 20 gGr. pr. à Couvert. An der Thür hielt uns die Kellnerin noch ein Mal fest. Wir hatten, keinen Appetit nach Tageblattlectüre verspürend, Domino gespielt, und für die Benutzung dieser knöchernen Karten mußte die Person nahe an 2 Gr. pr. bezahlen. Wir konnten nicht umhin, der Donna Tobosa im Gasthause ein recht tiefes dankbares Compliment zu machen für die gegebene Lehre, daß man nicht alles glauben soll, was uns gesagt wird. In den wahrhaft fürstlichen Localen jener berühmten Caffeewirthe zu Hamburg, Berlin und Dresden ist ein Griff nach dem Geldbeutel unwillkürlich, wenn man beim Eintritte in die prächtigsten Säle geblendet stehen bleibt. Es drängt sich die ängstliche Frage auf, wird derselbe hier auch aushalten? Bange öffnet man ihn, wenn der Kellner erscheint, die Rechnung zu machen, und es ist wie ein Mährchen-Traum, wenn er die mäßige Forderung ausspricht. Hier ist es zwar eben so, nur im umgekehrten Verhältnisse; man fällt aus allen sieben Himmeln, wenn unser Geld so plötzlich verschwindet wie Huon's Horn. Dies wäre denn die Schattenseite des hiesigen Wirthshauslebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z.

Wirth befindet sich in seinem Gefängnisse zu Kaiserslautern recht wohl, und findet Glück und Zufriedenheit, wie er sie früher nie kannte, im ernsten Studium, besonders in dem der Naturwissenschaften. Der zweite Theil seines culturhistorischen Werkes — der Titel ist mir im Augenblicke nicht zur Hand, und der Hinrichs'sche Katalog führt ihn nicht auf — ist stark im Fortschreiten begriffen, und soll wichtige Resultate enthalten. Wirth gedenkt die astronomischen Gesetze eines Newton und Laplace über den Haufen zu stürzen, und ein neues Gesetzbuch für den Sternenhimmel zu gründen. Wenn ihm das nur besser gelingt als der Sturz der Monarchien. — Uebrigens bleibt Wirth seinem politischen Glauben und Hoffen unerschütterlich getreu. F. W. L.

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 9. — den 25. August 1835.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Mehrere mir bestimmte Briefe werden, ohne nähere Bezeichnung des Orts, nach „Königsberg" überschrieben, dadurch nach der Stadt dieses Namens in Alt-Preußen versandt und gelangen folglich veraltet, vielleicht gar nicht in meine Hände. Ich ersuche meine Herrn Correspondenten, ihre Briefe an mich nach „Königsberg in der Neumark" zu adressiren.

Emerentius Scävola.

Einladung zur Pränumeration.

Oesterreichisches naturhistorisches Bilder-Conversations-Lexicon. Ein unentbehrliches Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung für alle Stände, in alphabetischer Ordnung, aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche. 6 Bände. Mit 180 fein colorirten Kupfert. in gr. 4. Wien, in der Hirschfeld'schen Verlagshandlung.

Das Werk erscheint in monatlichen Lieferungen von 4 Bogen Text und 4 Kupfert. à 16 Gr., wovon die 4 ersten bereits erschienen sind, und die folgenden schnell und pünktlich erscheinen werden. Durch Ansicht derselben kann sich Jeder überzeugen, daß etwas Schönes und Gediegenes geliefert wird. In allen Buchhandlungen wird Pränumeration angenommen, welche jedoch erst bei Empfang jeden Hefts zu entrichten ist, auch eine ausführliche Ankündigung des Werks ausgegeben.

Leipzig, im August 1835.

Eduard Kummer.

Neue schönwissenschaftliche Schriften.

Elias (W.), die Liebenden. Ein Gedicht in neun Gesängen. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Kühne (F. G.), Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Lotosblätter. Drei Novellen von Adolfine. 8. 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Bei Ludwig Kohnen in Köln und Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Marco Visconti,

historischer Roman

aus

dem vierzehnten Jahrhundert

von

T. Grossi.

Aus dem Italienischen

durch

O. v. Czarnowski.

2 Theile. Preis, elegant geheftet, 3 Rthlr.

Marco Visconti ist das neueste Erzeugniß eines in seinem Vaterlande hochgefeierten und allgemein beliebten Schriftstellers. Der höchst anziehende, noch selten oder gar nicht benutzte historische Stoff, welcher darin verwebt ist, die Person des Helden selbst, die in jener vielseitig bewegten Zeit unter ihren Umgebungen großartig hervorragt und von dem Autor unverändert und ungeschminkt, mit geschichtlicher Treue dargestellt ist, die interessanten Verwickelungen der Fabel des Romans, die stets mit der Geschichte Hand in Hand geht, endlich die Schilderung der Sitten und Gebräuche eines Zeitalters, das, wie das unserige, ein Zeitalter des Ueberganges genannt werden kann, werden diesem Werke eine günstige Auf-

nahme und gewiß einen dauernden Ruf in der gebildeten deutschen Lesewelt sichern.

Die gelungene Uebersetzung giebt mit Glück die schöne und blühende Schreibart des italienischen Autors wieder, der sich mit Recht einen Schüler Manzoni's nennt.

Bei E. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Funke, C. P., Naturgeschichte für Kinder, herausgegeben von Lippold. 9te verbess. Ausgabe. Mit illum. Kupf. 3 Thlr. Mit schwarzen Kupf. 2 Thlr. (Sauber gebundene Exempl. kosten 8 Gr. mehr.)

Kein Gegenstand verbindet wohl mehr den Nutzen mit dem Vergnügen für die Jugend als die Naturgeschichte. Dieses Buch, dessen Zweckmäßigkeit seit langer Zeit schon anerkannt ist, wird daher stets ein angenehmes Geschenk für junge Leute bleiben.

Hamburg im Verlage des Magazins für Buchhandel, Musik und Kunst erscheint so eben:

Marabouts.

Federschmuck aus dem Reiche der Satyre, des Humors und der Frivolität, von

C. M. Oettinger.

8. Velindruck, sauber cartonnirt. (Preis 1 Thlr. 12 Gr.)

Ein Maienflor leicht hingetändelter Scherze, interessanter Fresken in Callot'schem Geschmack, anmuthiger Capriccios und allerliebster kleiner Bosheiten und Teufeleien, aus dem wunderlich närrischen Bilde, besonders der sogenannten Mode- und Lebewelt, zugleich aber auch ein pikanter Herings-Salat aus den Restaurationen des suprême Hautgoût, überhaupt ein recht eigentlicher Federschmuck von dem Barette eines unserer ausgelassensten belletristischen Dämonen — Oettinger. Man schaue und erheitere, man koste und delectire sich.

Vortheilhaftes Anerbieten für Leihbibliotheken und Lesezirkel.

Durch sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes sind nachstehend aufgeführte, im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschienene neue Romane zu herabgesetzten Preisen bis zum 1. Januar 1836 zu beziehen. Nach Verlauf dieser Zeit tritt jedoch der frühere Ladenpreis wieder ein.

Wer die ganze Sammlung kauft, die im Ladenpreise 24 Thlr. 20 Sgr. kostet, erhält dieselbe zu dem sehr niedrigen Preise von

12 Thlr. Preuß. Courant.

Die meisten dieser Werke sind von anerkannt geschätzten Schriftstellern und haben sich alle in vielen Zeitschriften eines günstigen Urtheils zu erfreuen gehabt.

Belani, H. E. R., Bilder aus meinem Kriegs- und Wanderleben von Friedrich Heinemann. Nach dessen mündlichen Mittheilungen bearbeitet. 3 Bände. Ladenpreis 4 Thlr., herabgesetzt auf 2 Thlr. 16 Gr. (20 Sgr.)

Dessen, Blutrache aus dem Hause Anjou. Aus Neapels und Ungarns Vorzeit. 2 Theile. Eine Trilogie von Novellen.

1ster Theil enthält: Johanna I. Königin von Neapel. Ladenpreis 1½ Thlr., herabgesetzt auf 1 Thlr.

2ter Theil enthält: Otto der Tarentiner, Herzog von Braunschweig und König von Neapel, und Elisabeth und Marie, Königinnen von Ungarn. Ladenpreis 1½ Thlr., herabgesetzt auf 1 Thlr.

Dessen, Räuberleben in Italien. Erster Theil: Angelo dell' Duca. Romantische Novelle und Sittengemälde aus dem Räuberleben Italiens, nach italienischen Volksgesängen bearbeitet. Mit einer Abbildung. Ladenpreis 1½ Thlr., herabgesetzt auf 1 Thlr.

Zweiter Theil: Pietro Mancino. Novelle und Sittengemälde aus dem römischen Volksleben. Ladenpreis 1½ Thlr., herabgesetzt auf 1 Thlr.

Dessen, Galanterieen und Liebesgeschichten August des Starken, Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen. Nach la Saxe galante du Baron de Pöllnitz. Frei und in Novellenform bearbeitet. 2 Theile. Ladenpreis 3 Thlr., herabgesetzt auf 2 Thlr.

Crasselt, F. A., die Bekanntschaften im Lingl'schen Bade und die Ahnung. Zwei Erzählungen nach dem Leben gezeichnet. Mit einer Abbildung. Ladenpreis 1 Thlr., herabgesetzt auf 16 Gr.

Dessen, die Cur, nebst andern interessanten Erzählungen. Mit einer Abbildung. Ladenpreis 1 Thlr., herabgesetzt auf 16 Gr. (20 Sgr.)

Gersdorf, Wilhelmine von, Dresdens Vorzeit in den Jahren 1760 und 1763. Ein Spiegelbild für die Gegenwart; und der Sold der Sünde. Erzählung aus den neuesten Zeitereignissen. Ladenpreis 1 Thlr., herabgesetzt auf 16 Gr. (20 Sgr.)

Hellmuth, Paul, Fresko-Gemälde. Ladenpreis 1¼ Thlr., herabgesetzt auf 1 Thlr.

Maria de Zayas Novellen. Uebersetzt vom Verfasser des Don Enrique etc. Ladenpreis 1 Thlr., herabgesetzt auf 16 Gr. (20 Sgr.)

Polenmädchens, des schönen, Kampf und Liebe. Ein Gemälde aus der Geschichte der letzten polnischen Revolution, bis zur Erstürmung von Warschau. Vom Verfasser der Paulowna, Alberts von Reinstein, des Fiorenzo,

blinden Gottlobs 2c. 2 Theile. Jeder Theil mit einer Abbildung. Ladenpreis 3 Thlr. herabgesetzt auf 2 Thlr.

Werg, A., der Liebe Rache und Lohn oder die Normannen-Brüder. Eine romantische Erzählung aus den Zeiten des Mittelalters. Mit einer Abbildung. Ladenpreis 1 Thlr., herabgesetzt auf 16 Gr. (20 Sgr.)

Dessen, Placidia, Königin der Westgothen. Eine historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der großen Völkerwanderung. Mit einer Abbildung. Ladenpr. 1 Thlr. 8 gGr., herabgesetzt auf 21 Gr. (26¼ Sgr.)

Zeichnungen aus dem Leben berühmter Abenteurer. Ein Beitrag zu der Geschichte wirklicher Begebenheiten von C. H. Ladenpreis 1 Thlr., herabgesetzt auf 16 Gr. (20 Sgr.)

C. A. Eyraud's Buchhandlung
in Neuhaldensleben.

So eben ist erschienen:

Nacht- und Tageblätter
aus
dem Portefeuille
Louis XVIII.
Eine
Reihe pikanter Umblicke am französischen Hofe,
vor und nach der Revolution.
Aus dem Französischen.

Die
Verbrechen der Päpste
seit
dem heiligen Petrus
bis auf
Pius VI.
1 Thr. 12 Gr.

Priesterlist über Alles;
oder
Die Republikaner,
Machiavell
und
des Papstes Sohn.
2 Bände. 2 Thlr.

Pariser Nächte.
Eine Gallerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten
der Pariser Großen.
6 Bände, jeder Band 1 Thlr.

Seufzer
aus
Oesterreich und seinen Provinzen.
1 Thlr.

Subscriptionsanzeige.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint zu Michaelis dieses Jahres:

Biographisches Taschenbuch
deutscher
Bühnen-Künstler und Künstlerinnen.
Herausgegeben
von
L. v. Alvensleben.
Erster Jahrgang.
Mit 3 Portraits.
Elegant gebunden.

Den Hauptinhalt dieses Taschenbuches bilden Biographieen vortheilhaft bekannter deutscher Bühnen-Künstler und Künstlerinnen, und neben den Biographieen wird dasselbe mehrere Aufsätze und Mittheilungen enthalten, die für ausübende Bühnen-Künstler und Theater-Liebhaber mehrfaches Interesse haben.

Zur größern Verbreitung dieses Taschenbuches, welches gewiß allen Schauspielern und ihren Freunden eine willkommene Erscheinung seyn wird, wählen wir den Weg der Subscription, zu welcher wir hierdurch einladen.

Den Subscriptions-Preis stellen wir auf 20 gGr. oder 1 Fl. 30 Kr. rhein., und tritt mit dem Erscheinen des Werkchens der Laden-Preis von 1 Thlr. 12 gGr. oder 2 Fl. 42 Kr. ein.

Alle Buchhandlungen Deutschlands, Ungarns und der Schweiz nehmen Subscription an.

Leipzig, im Mai 1835.

Fischer und Fuchs.

Verlag von Ferd. Rubach in Magdeburg.

Becker's 72 Geschichten des alten Testaments in lithographischen Darstellungen mit dazu gehörigem Texte. 8 Hefte. 2 Thlr.

Burchardt, J. H. B., Handbuch für angehende preuß. Rechnungs-Beamte. 16 Gr.

Dessen, Beiträge zu einer vergleichenden Darstellung der Lehr- und Erziehungs-Anstalten in der Provinz Sachsen. 16 Gr.

Genthe, F. W., Handbuch der Geschichte der Italiänischen Literatur. Erläutert durch eine Samml. übersetzter Musterstücke. 1. Abtheil. Prosa. 2 Thlr.

Desselben, 2. Abtheilung: Poesie. 2½ Thlr.

Dessen, Handbuch der Geschichte der Französ. Literatur. 1ste Abtheil.: Prosa. 2 Thlr. 8 Gr.

Hildebrandt, E., der junge Negersclav und die geraubten Kinder. Zwei Erzählungen zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend. Mit 6 illum. Kpfrn. 1 Thlr.

Dessen, kleine Geschichten zur belehrenden Unterhaltung für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren. Mit 8 illum. Kupfern. 18 Gr.

Krause, Th., Bibelkunde. Ein Handbuch für Lehrer, Seminaristen und Bibelleser, zum Verstehen der heiligen Schrift. 1 Thlr.

König, G., Alphabetisches Verzeichniß sämmtl. Ortschaften und einzeln liegenden Grundstücke des Preuß. Staats. In Bezirke eingetheilt. 25 Hefte. 4 Thlr. 4 Gr.

Meinecke, artilleristisches Taschenbuch. 2 Thlr.

Schäffer, K., Uebungsaufgaben im Briefstiel für Töchterschulen. 10 Gr.

Dieselben für Knaben-Classen an Bürgerschulen. 10 Gr.

Dieselben für Landschulen. 10 Gr.

Sommer, H., Vollst. Waarenverzeichnisse mit den Angaben und Tara-Sätzen zur Königl. Preuß. Erhebungsrolle &c. 2te Auflage. 20 Gr.

Sintenis, Pastor, Freundliche Gabe an die in der heil. Geist-Kirche zu Magdeburg am 23. März 1834 Confirmirten. 3 Gr.

Zerrenner, Vorlegeblätter für den Unterricht im Schönschreiben. Für alle Schulen brauchbar; aber zunächst für Schulen der wechselseitigen Schuleinrichtung bearbeitet. 80 Blätter. gr. Fol. 1 Thlr. 12 Gr.

Zindel's Zoll- und Handelskarte von Preußen und den damit verbundenen Staaten in 4 Sect. 1 Thlr. 12 Gr.

Bilder aus dem Leben eines genialen Dichters unserer Zeit. Von Isidor. 1 Thlr.

Jan van Vliet, der Geiger von Amsterdam. 1 Thlr. 6 Gr.

So eben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hannibal,

Tragödie
von
Grabbe.

Velinpapier, elegant geheftet 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Aschenbrödel,

dramatisches Mährchen
von
Grabbe.

Velinpapier, elegant geheftet, 16 gGr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Das Theater zu Düsseldorf,

mit Rückblicken auf die übrige deutsche Schaubühne,
von
Grabbe.

Elegant geheftet, 12 gGr. oder 54 Kr.

Bei C. Kummer in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche, englische und französische Gespräche. Nach der 7ten Auflage der englisch-französischen Gespräche von Rouillon, herausgegeben von Fr. Schott. 16. broch. 16 Gr.

Die vorzügliche Brauchbarkeit dieser Gespräche, wovon wohl der schnelle Absatz von 7 Auflagen der beste Beweis ist, hat den Herausgeber veranlaßt, dieselbe mit deutschem Text zu bearbeiten, und läßt erwarten, daß man ihre Zweckmäßigkeit auch in Deutschland anerkennen wird.

In Otto Wigand's Verlags-Expedition in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gott und Unsterblichkeit

aus
dem Standpuncte der natürlichen Theologie und ihrer Beweiskraft.
Von
Lord H. Brougham.
Aus dem Englischen von J. Sporschil.
in 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Von dem englischen Originale dieses Werkes wurden in London, binnen 3 Tagen, über 12,000 Exemplare verkauft! — Die Uebersetzung ist von J. Sporschil, — dies mag als Empfehlung genügen! —

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Gedichte

von
J. G. von Salis-Seewis.
Neue vermehrte Originalausgabe. 12.
Zürich, Orell, Füßli und Comp. 12 Gr. — 45 Kr.

So eben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen aus der Schweiz

von Moritz Zandyck.

Elegant geheftet, Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Bei W. Lauffer in Leipzig und durch alle Buchhandlungen sind nachste Werke von heute an bis Ende dieses Jahres zu herabgesetz Preisen zu erhalten:

Ciceronis, M. T., libri de republica, notitia codicis sarmatici facta illustrati a D. G. Münnich. 8maj. Ladenpr. 1 Thlr. 8 Gr. jetzt 18 gGr. oder 1 Fl. 21 Xr. rhein.

Cooper, the pilot a tale of the sea. In 3 Volumes. 8. 1826. geh. Ladenpr. 2 Thlr. jetzt 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr

Hausmann, J. F. L., Studien des Göttingischen Vereins bergmännischer Freunde. 1ster Band. gr. 8. 1824. 2 Thlr. 16 Gr. jetzt 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

——— ——— Uebersicht der jüngern Flötzgebilde im Flußgebilde der Weser, mit vergleichender Berücksichtigu Aequivalente in einigen andern Gegenden von Deutschland und in der Schweiz. gr. 8. 1824. Ladenpr. 1 Thlr. jetzt 1 Thlr. 3 Gr. oder 2 Fl. 2 Xr.

Höck, Dr. K., Kreta. Ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Ve dieser Insel, von den ältesten Zeiten bis auf die Römerherrschaft. 3 Bände mit 1 Karte und 2 Kupfern. gr. 8. 1829. Ladenpr. 7 Thlr. 12 gr. jetzt 5 Thlr. 12 Gr. oder 9 Fl. 54 Xr.

Koch, F. K. L., Versuche und Beobachtungen über die Geschwindigkeit und Quantität verdichteter atmosphärisch welche aus Oeffnungen von verschiedener Construction und durch Röhren ausströmt. Nebst 5 Tabellen und 2 Ste tafeln. gr. 8. 1824. Ladenpr. 1 Thlr. 12 gr. jetzt 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.

Raßmann, F., literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter und zur schönen Literatur gehörenden steller, in 8 Zeitabschnitten von 1137 — 1824. gr. 8. 1826. Ladenpr. 2 Thlr. 8 Gr. jetzt 1 Thlr. 12 gr. oder 2 Fl.

Stäudlin, C. F., Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Ehe. 8. 1826. Ladenpr. 2 Thlr. jetzt 1 Thl oder 2 Fl. 29 Xr.

——— ——— Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels. gr. 8. 1823. Ladenpr. 1 Thl jetzt 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.

Stunden der Andacht, die (Aarauer), in logisch geordneten, extemporirbaren Entwürfen zu öffentlichen Vorträgen. mit Register. 8. 1826 bis 1829. Ladenpr. 4 Thlr. 4 gGr. jetzt 3 Thlr. oder 5 Fl. 54 Xr.

Vulpius, Dr. C. G., Handwörterbuch der Mythologie der deutschen, verwandten, benachbarten und no Völker. Mit 4 Steintafeln. gr. 8. 1825. Ladenpr. 2 Thlr. jetzt 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Xr.

Zimmermann, J. C. E., der Haus-Chirurg oder wohlmeinender Rathgeber bei plötzlichen Unglücksfällen und aller Chirurgie einschlagenden Krankheiten. Nebst einem Anhange die vorzüglichsten Heilmittel und deren richtige Ann enthaltend. In alphabet. Ordnung. gr. 8. 1830. Ladenpr. 1 Thlr. 6 gr. jetzt 20 gGr. oder 1 Fl. 30 Xr.

☞ Jeder einzelne Band kann nur zum vollen Ladenpreise geliefert werden.

Leipzig, den 20. August 1836.

Neu erschienen sind:

Baumgarten, J. C. F., Bibelstellen und Liederverse über die vorzüglichsten Lehren der christlichen Religion zum Aus lernen für Kinder. 3 Thle. 8. 1829 — 1834. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 Fl. 42 Xr.

Bonde, C., der Vogelheerd in allen einzelnen Theilen. Oder gründliche und specielle Anleitung zu dem Vergnüge Arten von Krammetsvögeln auf dem Heerde zu fangen rc. 1830. 8. geh. 12 gr. oder 54 Xr.

Buchhaltung, die doppelte, oder die Rechnung mit entgegengesetzten Größen. I. Heft. 8. 1835. 6 Gr. oder 27 Xr.

Eichhorn, J. G., Einleitung in das Alte Testament. 5 Bände. 4te Originalausg. 1823. gr. 8. 12 Thlr. oder 21 Fl

Kant, J., von der Macht des Gemüths, durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn. gegeben und mit Anmerkungen versehen von C. W. Hufeland, Königl. Preuß. Staatsrath und Leibarzt. 2te verbe gr. 8. 1824. geh. 10 Gr. oder 45 Xr.

Kerndörffer, D. H. A., praktische Rhetorik. Ein Handbuch für Schulen, Gymnasien und Sel richt. 8. 1834. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.

Hildebrandt, E., deng zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische durch Uebungsstücke mit unterge-
Kinder. Zwei Erzähfeologie, und Rückweisung in derselben auf die vorangestellten grammatikalischen Regeln.
für die Jugend. Mit Erster Cursus. 2te verbess. Aufl. gr. 8. 1835. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Dessen, kleine Geschicandprediger in Entwürfen und Andeutungen zu Religionsvorträgen bei Beerdigungen. 8.
Knaben und Mädchen.

Kupfern. 18 Gr. uthsbesitzer und Landwirthe, welche nach Ablösung der Hut- und Triftgerechtigkeit auf
Krause, Th., Bibe aunweiden, den Bestand ihrer Schäfereien nicht reduciren wollen, sondern denselben bei-
Seminaristen und Bier Anweisung, gutes Futterstroh zu erlangen und einzubringen, so wie Luzerne- und
Schrift. 1 Thlr. nerzeugung. Mit einem Anhang über den großen Vortheil und Nutzen der Siebenfelder-
König, G., Alphabeder Ponitirung der Felder. Mit 1 Kpfr. 8. 1834. geh. 12 Gr. oder 54 Kr.
und einzeln liegenden
Bezirke eingetheilt. 2 ungen der deutschen Stadtschulen. gr. 8. 1832. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Meinecke, artilleristisch Reden in den Jahren 1830—1834 gehalten. 8. 1835. geh. 8 Gr. oder 36 Kr.

Schäffer, K., Uebun Baukunst. Eine Sammlung von Entwürfen zu öffentlichen und Privatgebäuden mit
terschulen. 10 Gr. Profilen, einzelnen Theilen, Decorationen der Zimmer, Prachtmeublen, Verzierungen etc.
Dieselben für Kna 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Xr.
10 Gr.
Dieselben für Land Wörterbuch zu Sallust Catilina und Jugurtha. gr. 8. 1834. 12 Gr. oder 54 Xr.

Sommer, H., Volksr christlichen Religion und Kirche. Ein Leitfaden beim Unterrichte in den obern Klassen
ben und Tara-Sätzen kurzen Abrisse der Geschichte des jüdischen Volkes und einer Zeittafel. gr. 8. 1835. 12 gr.
2te Auflage. 20

Sintenis, Pastor, chende Homiletik. 2 Hefte. gr. 8. 1831—1833. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Geist-Kirche zu Mliches Lehrbuch des praktischen Pandecten-Rechts, insbesondere für academ. Vor-
mitten. 3 Gr. 5 Thlr. oder 9 Fl.

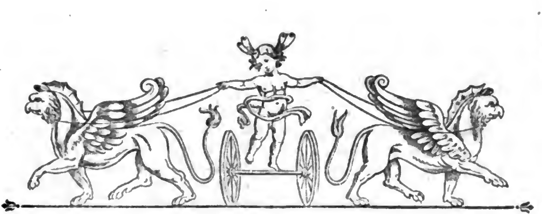
Zerrenner, Vorlegel
schreiben. Für alle omische Darstellungen, zum Privatstudium. 19 Hefte. (Jedes Heft mit 4 color.
Schulen der wechselse 11 Thlr. 4 Gr. oder 20 Fl. 6 Xr.

Blätter. gr. Fol. eine Kreislauf des Blutes in dem menschlichen Körper. Zum Gebrauch für Aerzte
Zindel's Soll- und Harstellungen. Fol. 1835. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Xr.
mit verbundenen Sta

Bilder aus dem Lebe ch öngeistige Schriften.

Von Isidor. 1 Tde. 1ster u. 2ter Band. enth.: Erich Stenbock und seine Freunde. Eine schwedische Ge-
Jan van Vliet, der sechszehnten Jahrhunderts, von D. K. Venturini. Neue Ausg. 8. 1834. 2 Thlr. oder
Jean Cavalier oder Ludwig XIV. im Kampfe mit seinen protestantischen Unterthanen in
So eben ist bei I den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. 2te Ausgabe. 8. 1834. 2 Thlr. oder
erschienen und in allen Die Braut. Ein romantisch-historisches Gemälde des genuesischen Küstenlandes und der
Bewohner in den neuesten Zeiten. Aus dem Italienischen übersetzt von E. G. Hennig.
H a er 3 Fl. 36 Kr. 8ter u. 9ter Band. Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters. 2 Bände in
8. 1834. 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr. 10r u. 11r Band. Historische Erzählungen aus
Haberland. 8. N. Ausg. 1835. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. 9 Kr. 12ter Band. William,
Ehr Wahrheit als Dichtung. Ein romantisch-historisches Gemälde, von D. J. A. Müller.
oder 1 Fl. 48 Kr.
Velinpapier, elegant
von der Wölpe. Eine Sage aus dem 14ten Jahrhundert. Mit 1 Kpfr. 2te verb. Aufl.
. 24 Kr.
A s ch im Schwarzwalde. 2 Thle. Neue verb. Aufl. Mit Kpfrn. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.
dram der Raubritter, oder die Stiefbrüder. Eine Geschichte aus den Zeiten des Vehmgerichts.
inigen Tagen.
Auswahl launiger Dichtungen, Anecdoten und Epigramme. Zur Unterhaltung für Ge-
Velinpapier, elegant 26—1833. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl. (Jeder Band 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.)
Fortgesetzt von J. D. Hoffmann. Taschenformat. carton. 1833. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.
isso's Tod. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Fortgesetzt von J. D. Hoffmann. 8. 1834. geh.

ster. Trauerspiel in 5 Aufz. 8. 1834. geh. 14 Gr. oder 1 Fl. 3 Kr.
cher Bauern-Mundart. 2te vermehrte, verb. und mit einem Wortregister versehene Aufl.
Diese Gedichte sind fast alle höchst launig und scherzhaft.





Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 172. — den 1. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Charlotte Stieglitz, ein Denkmal*).

(Aus dem Tagebuche.)

Ein gemüthloser Mensch ist eine kalte, schöne Blume ohne Geruch. Die mediceische Venus hatte gewiß kein Gemüth — darum hat sie sich so schön erhalten. Die schönen Frauen von Profession — fi donc! — der Ausdruck ist widrig. Anfangen mag es mit dem gewöhnlichen Schönseyn; wenn sich's nachher nur besaitet und beseelt. Der Funke, der Strahl, der Blitz, die Blume müssen aber doch einmal kommen.

*) Der Augenblick ist erschienen, wo wir der Worte über die edle Frau enthoben sind, denn sie spricht nun selbst. „Diese Blätter," — heißt es im Vorworte — „die als Denkstein das edelste Grab bezeichnen, sollen nur den Freunden gewidmet seyn, und der wunderbaren Frau, deren Gedächtniß sie gegeben. Wenn sie nur ein fremdes Buch in die Hände gerathen, ohne daß sie ihm für sein Fühlen und Denken etwas bedeuten konnten, der gehe still an ihnen vorüber, wie an einem Monumente heiliger Trauer, dessen Bilder und Inschriften ihm wenigstens für unverletzlich gelten. Denn allen literarischen Urtheilen und Rechten wollen sich diese Mittheilungen und Papiere entziehen, wenn schon sie hier, auf vielfältiges und achtbares Verlangen, einer größeren Oeffentlichkeit überliefert erscheinen, als uns anfänglich Wunsch und Absicht war. Während auf der einen Seite die Versendung an die Entferntesten unter den Theilnehmenden durch den Buchhandel sich erleichtert zeigte, gab es auf der andern um so weniger Bedenken, diese Form der Verbreitung zu wählen, da in unserer Zeit und unter unserem Volke der beschränkte Begriff von Oeffentlichkeit immer erweiterter gefaßt werden muß, und es noth thut, auch das Haus und die Familienzimmer weiter aufzumachen, statt uns und unsere Zustände darin zu verstecken! Und immerhin mag es auch von Innen her seine Rechtfertigung haben, daß Charlottens Gestalt in die Welt trete! Wer gelebt hat, gehört der Welt an." Wir geben von dem Vielen hier aus dem Tagebuche nur Weniges.

Das Mitgefühl in der Tragödie muß für den Helden getrieben werden wie eine Pflanze, der die Sonne am Abende den Kopf abbrennt, immer mehr und mehr, Mittags glühend, bis endlich die Krone ab. Es muß mehr eine acute Krankheit seyn, rasch fiebernd, keine Schwindsucht; man muß ihn wenige Tage vorher frisch und gesund gesehen haben, und nun mit einem Male ergriffen. Er darf auch nicht zuviel phantasiren, mit der Reflexion nicht zu sehr darüber stehen; sonst zwingt er uns kein Mitleid ab. Alle Naturen, die so recht menschlich am Leben hangen, menschlich leiden, menschlich fühlen, bewegen uns beim Scheiden; nicht die in der Reflexion Siegenden. Kräftige Schwäche muß im tragischen Helden vorwaltend seyn, Ehrgeiz, Ruhmsucht; und darin der Kampf. Wenn einer geknickt wird, der ein glänzendes Ziel hat, das ergreift unsere Theilnahme am meisten.

Weltherzen haben die Menschen jetzt. Das ist das Köstliche, das ist die junge Zeit, darin ist Lebensmuth. Schließe Dich der jungen Zeit an, und wir gehen Einen Gang! Die politischen Stürme waren nur die Wehen, die die künftigen Geburten gelöst. — —

Göthe steht in seiner letzten Periode immer dem Publicum gegenüber wie ein absoluter König. Ich bin der

König. Er geruht dieses und jenes dem Volke zu übergeben. Keine Kammern, die ihn constitutionsmäßig mit dem Volke verbinden. Jean Paul und Schiller sind durch die Herzkammern mit dem Volke vereint. Ueberhaupt kann der jetzige Dichter gar nicht mehr so vornehm und von oben herunter sagen: „Das Publicum."

Von dem Augenblicke an, wo in Göthe's Leben Schiller's Nähe und Annäherung eintritt, gewinnt Alles Innigkeit. Nunmehr erst liebt er einen Menschen, verehrt ihn liebend. Das hat er vorher und nachher nie wieder gethan. Wie recht hat er mit dem „neuen Frühling!" — Aber durch den Tod des Freundes hätte er mehr gewinnen können, mehr gewinnen müssen, wenn er nicht seine beliebte Manier des Abthuns eines Schmerzes auch hier dictatorisch angewendet hätte. Er hätt' ihn in sich aufnehmen müssen, unverlöschlich — und eine neue Jugend wäre seinem Schaffen daraus erblüht. —

Wie kann man überhaupt nur solche Werke, wie Schleiermacher's Monologe, Rahel's Briefe, dem Künstler gegenüber so hoch stellen, da unmittelbar das Werk und ihr Mensch so eins, und es gleichsam nur Bekenntnisse sind, während der Künstler sich von seinem Menschen trennen muß, um im Object aufzugehen! — Was haben Jene gethan, als sich selbst, ihren Menschen herausgesprochen? — Der Künstler aber soll die heilige Werkstatt seiner Brust, während er sich versenkt und an das Object aufgibt, zugleich doch auch ausbilden innerlich. Dem Künstler ist eben so der ganze harmonische Mensch nothwendig. Jene schreiben immer nur aus sich heraus, während er zugleich — und nur dann ist er der echte — sich in sich bildet und in den Stoff versenkt und an das Object aufgibt. Er hat also was Jene — aber wieviel mehr!

(Der Beschluß folgt.)

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

Seit zwei Monden erregte in Venedig ein Mädchen eben so durch ihre unerklärten ganz eigenthümlichen Lebensverhältnisse, wie durch ihren Geist und ihre Schönheit, allgemeines Aufsehen. Sie nannte sich Rosaura, war auf einem griechischen Schiffe aus Constantinopel gekommen, und hatte sich Venedig zum Wohnorte gewählt. In ihrer Begleitung befand sich eine Alte, die man, außer in der Frühmesse von San Marco, nirgends zu sehen bekam, und eine artige Zofe, Namens Lucie, welche nicht abgeneigt war, ein Geschenk anzunehmen, um den jungen reichen Nobili von Venedig, die von dem Reize Rosaurens gefesselt waren, den Zutritt zu ihrer Gebieterin zu verschaffen. Dies war Alles, was man in der Stadt wußte; desto mehr aber wollte man wissen, desto seltsamere Gerüchte trugen sich umher. Nach Einigen war Rosaura eine griechische Fürstin, die ihrem grausamen Gemahl entflohen sey; Andere behaupteten, sie sey nicht vermählt, sondern habe nur die Flucht ergriffen, um einem verhaßten Ehebande zu entgehen, zu dem ihr Vater sie zwingen wollen. Noch Andere hatten die Vermuthung aufgestellt, sie sey dem Harem des Großherrn entflohen, wohin sie, von Corsaren geraubt, verkauft gewesen sey. — Es schien ihr selbst darum zu thun, diese Gerüchte unbestimmt und dunkel zu lassen, denn sie wich jeder noch so entfernten Frage, welche ihre früheren Schicksale berührte, entschieden, doch mit Gewandtheit aus, und wollte die auffallende Erscheinung, daß ein so junges, wahrscheinlich unvermähltes weibliches Wesen ganz als eigene Herrin ihres Thuns dastehe, und sich eine Freiheit der Lebensverhältnisse gebildet habe, auf die nur der Mann Ansprüche zu haben glaubt — durch nichts erklären, als durch die Natur ihres Wesens, die oft noch räthselhafter war als ihre äußerliche Lage.

Von dem ersten Tage an, wo sie lustwandelnd auf dem Molo erschien, hatte der ganz eigenthümliche Reiz ihrer Erscheinung unzählige jüngere und ältere Nobili gefesselt. Alle hatten sich ihr zu nähern versucht, sie aber mit ungebundenster Willkür diesen aufgenommen, jenen zurückgewiesen, jenem Freundliches gesagt, diesen verspottet, mit einem nur ernst, und wie es schien tief bewegt, gesprochen, mit dem anderen nie etwas anderes gethan, als gescherzt und gelacht. Doch hatte ihr Scherz oft etwas Bitteres, nicht gegen einzelne Personen, sondern gegen die Welt überhaupt. Auf jede Weise aber lockte und zog sie unwiderstehlich an wen sie wollte, und es war weniger ihre Schönheit, durch welche sie so viele Verehrer fesselte, als dieses wunderbar phantastische Wesen, das sich auch in ihrem ganzen äußern Erscheinen, am zartesten aber in den Zügen ihres Antlitzes, in dem wechselnden Strahle ihres Auges aussprach, welches bald lächelnden Glanz der Heiterkeit, bald zarten Schimmer der Wehmuth zurückspiegelte, oft aber auch in dunkler schwärmerischer Gluth, ja im tiefbrennenden Feuer der Leidenschaft aufflammte. So schien es Jedem, der mit ihr umging, als sey das, was man von ihr hörte und sah, nur ein einzelner, geringer Theil ihres Selbst, und als halte sie

noch viel holdere Zauber und wunderbarere Kräfte tief verschleiert und in sich verborgen.

Von den Vielen, die sie umringten, ihr schüchtern oder verwegen nahten, hatte keiner ihre Gunst in dem Maße gewinnen können, daß er sich mehr als einer leichten Höflichkeit oder Freundlichkeit, die stets mit der feinsten Sitte im Einklange blieb, hätte rühmen dürfen. Weder die Gluth zärtlicher Blicke und überredender Worte, noch die Pracht reicher Geschenke gewannen ihr einen nähern Antheil ab. Auch war sie hierin so willkürlich wie in Allem, denn oft wies sie die reichsten Gaben wie beleidigt zurück; dann nahm sie wieder die geringste Kleinigkeit mit Freundlichkeit auf, und wußte reicheren Bewerbern sogar durch eine Art anmuthigen Zwanges große Geschenke abzugewinnen, zumal wenn sie bemerkte, daß der Geber zwar den Schein der Freigebigkeit hatte, aber es nicht wirklich war. Meist pflegte auch ein solcher Ritter, der sich nun durch ein mit schlecht verhehltem Verdruß gebrachtes Opfer einen sichern Platz in ihrer Gunst und in ihrem Besuchzimmer erkauft zu haben meinte, von Stunde an schnöde behandelt, verspottet, wohl gar vor der Thür abgewiesen zu werden, als sey Rosaura nicht zu Hause, bis er, aufs äußerste gekränkt, ganz wegblieb. Daß die eigenwillige Schöne daher, trotz ihrer Reize und Liebenswürdigkeit, doch nachgerade eine Menge Feinde in Venedig hatte, daß namentlich die Frauen, die auf ihre Siege eifersüchtig waren, solchen Anlaß eifrigst benutzten, um die schmähendsten Gerüchte über sie zu verbreiten, ist begreiflich. Rosaura erfuhr es, und auf ihre Weise spottete sie bald darüber, bald fühlte sie sich tief beleidigt und vergoß Thränen; niemals aber kam es ihr in den Sinn, ihre Lebensweise auch nur im mindesten zu ändern. — Dazu wäre es aber auch zu spät gewesen; denn die stolzen Frauen der Nobili, welche sie schon von Anfang an als eine unbekannte Abenteurerin über die Schulter angesehen, und die Sagen von ihrer fürstlichen Geburt und Aehnliches spöttisch belächelt hatten, betrachteten sie jetzt sämmtlich als eine öffentliche, aber schlaue und geistvolle Buhlerin, die ihr unwürdiges Gewerbe mit tausend Künsten zu verschleiern wisse, und vielleicht nur aus Klugheit, um die Waare im Preise, die Lust darnach rege zu erhalten, mehr versagte, als sie zu gewähren schien. —

Rosaura saß hinter großen Blumenstöcken, die auf dem nach der See hinausgehenden Balcon ihres Saales standen, und Lucie flocht ihr das Haar, weil sie bald zum Abendspaziergange nach dem Molo fort wollte. — Das Meer in tiefster Ruhe glich einem krystallenen See; der dunkle italienische Himmel, und am äußersten Rande die Abendröthe, spiegelten sich darin ab. Kein Hauch des Windes bewegte die Fläche; nur der plätschernde Ruderschlag von den vorübergleitenden Gondeln brachte hier und da einen leichten Wellenschlag hervor, dessen dunklere Spuren sich in langen Streifen durch die ruhige Fluth zogen. — Rosaura hatte einige Male ungeduldig das Haupt bewegt, ein Zeichen, welches Lucie schon kannte, und sich daher beeilte, mit ihrem Geschäfte fertig zu werden. — Der Abend ist schön, begann sie, um ihre Gebieterin zu zerstreuen — der Molo wird sehr besucht seyn. Wohl hundert Gondeln sah ich schon hier vorbei kommen. Auch der junge schöne Officier, — fuhr sie scheinbar gleichgültig fort — der die Nachricht von dem Siege der Flotte gebracht hat, fuhr eben vorüber. Habt Ihr ihn gesehen, Signora?

Nein! Wer kann nach allen den jungen Thoren sehen! — erwiederte Rosaura fast unwillig.

Er hat auch nicht nach dem Balcon heraufgesehen, — fuhr Lucie fort; — es ist unhöflich von ihm, denn Ihr warfet ihm doch neulich einen so schönen Lorbeerkranz in die Gondel hinab, als er vorüberfuhr!

Rosaura bewegte das Haupt noch ungeduldiger. Schwätzerei! spute Dich, statt zu plaudern! — Dem Tone dieser Worte gab Lucie eine ganz andere Erklärung, als darin zu liegen schien, beobachtete aber ihre Gebieterin genauer. Da sah sie einen Silbertropfen auf ihren schönen nachlässig im Schooße liegenden weißen Arm fallen, und gleich darauf einen zweiten, die Rosaura beide hastig mit dem Tuche verwischte.

Gewiß ist Euch eine der unausstehlichen Seemücken ins Auge geflogen, — sprach Lucie, indem sie die letzte Nadel im Haare befestigte, mit dem angenommenen Tone der Unbefangenheit; — sie verleiden mir den Aufenthalt in Venedig ganz und gar!

Du bist unerträglich, Mädchen! — rief Rosaura und sprang auf — Du weißt recht gut, wie Du mich quälst, aber Du hast Deine Freude daran. — Dabei brach sie in Thränen aus, verhüllte sich das Antlitz und sank wie erschöpft in einen Lehnsessel. —

Signora! — bat Lucie und näherte sich schüchtern — wie konnte ich glauben, daß ich Euch so tief verletzen würde? — Daß Ihr den schönen tapfern Jüngling gern gesehen, ließ sich zwar errathen; Eure Thränen erkläre ich mir auch, aber nur aus Verdruß über seine unritterliche Gleichgültigkeit. — Rosaura schwieg und seufzte. — (D. F. f.)

Correspondenz.

Skizzen und Bilder aus München.

(Fortsetzung.)

[IV. Volkscharakter.]

Er spricht sich in den niedern Ständen durch Gutmüthigkeit, Derbheit und Festhalten am Hergebrachten aus. Dabei ist der gemeine Mann fromm katholisch, ohne daß man gerade überall Bigotterie findet. Ja, es ist jetzt Vieles in Abnahme oder ganz abgekommen, was man früher zur Aufrechthaltung der Religion unumgänglich nöthig erachtet. Seit der Zeit als die Neufranken mit Verachtung der Christusreligion in das Land drangen, geht der Priester in der Stille zu den Sterbenden, und wird Niemand mehr gezwungen, vor der Monstranz sich auf der Straße in Staub oder Koth niederzuwerfen. Beim Lauten zum Abendgebet geht zwar noch ein Theil der Einwohner, wenn er sich in diesem Augenblicke auf der Straße befindet, ohne Kopfbedeckung, aber fast nur ältere Personen thun es, und selbst sie nicht immer bei Schnee oder Regenwetter. Und das ist schon viel! Die Männer des Mittel- und nobleren Bürgerstandes sind freundlich und nicht ohne Zuvorkommenheit gegen Fremde, so lange diese Baiernland unangegriffen lassen; aber öfterer Tadel darüber macht sie abstoßend oder bringt bei ihnen eine Art Ironie als Gegensatz hervor, die durch die derbe, unpolirte Sprache etwas ganz Eigenthümliches hat, man könnte sie wahrhaft nationale Ironie der Baiern nennen, nur ist ihr Spott häufig dem Fremden, der Provinzialismen halber, unverständlich. Frauen und Mädchen bezeigen in der Regel dem Ausländer mehr Aufmerksamkeit; das Feinere und Humanere gefällt ihnen, und sie wissen in der Unterhaltung durch angeborenen Witz zu ersetzen, wo ihnen ihre nur zu sehr vernachlässigte Geistesbildung nicht forthelfen kann. Sie wissen und gestehen, wo es ihnen mangelt, nur keiner Stutzercivilisation dürfen sie sich gegenüber befinden, denn dann ist ihr Spott noch tausend Mal beißender als der der Männer, und unübertrefflich wissen sie das Lächerliche hervorzuheben. Ich habe münchner Damen mit echten berliner Gecken, die von Süßig- und Göttlichkeiten überflossen, in Gesellschaft gesehen und mich des Lachens nicht enthalten können, wenn sie solche ausgepolsterte Honigmännerchen bald derb, bald fein abführten, so daß jene völlig verblüfft darüber waren, wie man einer solchen Sündfluth von Liebenswürdigkeiten Widerstand leisten könne. Auf Familienzirkel hier zu rechnen, würde man sich einer Täuschung hingeben. Diese echt norddeutsche Sitte ist hier äußerst selten, und findet ihren natürlichen Gegner in dem Abscheu der Münchner vor dem Stubensitzen. Man sieht und spricht sich außer dem Hause. Auch ist man im Innern für Empfang von andern als steifen Höflichkeitsvisiten durchaus nicht eingerichtet. Das Meublement ist einfach, oft selbst bei den Angesehenen ärmlich. Jene Wohlhäbigkeit fehlt, die man im Norden und am Rheine antrifft. Lieber versagt sich der Münchner in seinem Hause einige Bequemlichkeiten als das Vergnügen, täglich in Brauereien und Caffees das bestimmte Quantum Bier zu trinken. Der Fremde sieht in vielen Häusern in jedem Zimmer ein Bett, und es ist sogar in dem Putzzimmer nicht selten ein prächtiges Paradebette aufgeschlagen und der ganze Raum mit Möbeln so verengt, daß mir oft darin unheimlich zu Muthe wurde. Der Eingeborne fühlt sich selbst nicht behaglich zwischen seinen vier Pfählen, daher sieht man die jungen Herren, wenn sie nicht Geschäfte haben, hinter dem Biermaße, und die jungen Damen fast immer auf den Beinen, um die Läden der Marchands de Modes in Besichtigung zu nehmen. Oefter sollte man glauben, wenn man einige Dämchen vom Morgen bis zum Abend in Bewegung sieht, sie hätten die Functionen eines Mäklers überkommen. Erst in neuerer Zeit, wo auch hier der allgemeine Geldmangel sich bemerkbar gemacht, wird der größere Theil der schönen Welt durch das Deficit der Casse gezwungen, die Verfertigung solcher Arbeiten zu versuchen, welche sie früher nur den Putzarbeiterinnen überließen.

(Der Beschluß folgt.)

Letztes Wort über die frankfurter Ober-Postamts-Zeitung.

Meiner öffentlichen Demonstration zur Aechtung des in der Beilage zur frankfurter Ober-Postamts-Zeitung betriebenen Nachdruckgeschäfts haben sich die meisten deutschen Journalredactoren angeschlossen; in Berlin namentlich die Herren: Professor Gubitz, Redacteur des „Gesellschafters", Dr. W. Häring, Redacteur des „Freimüthigen", J. Lehmann, Redacteur des „Magazins für die Literatur des Auslandes", L. Rellstab, Redacteur von „Berlin", welche mir in einem Abklatsche ihrer Spalten den Abdruck meiner Erklärung (aus dem Liter. Zodiacus) zugesandt haben, dessen Veröffentlichung in ihren Blättern freilich anderer Verhältnisse wegen unterbleiben mußte. Indem es aber genügt, hier die Anzeige davon zu machen, bringe ich den auswärtigen Herren, die sich ebenfalls mit mir verbunden haben, um gemeinsame Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, das nachfolgende Schreiben zur Kenntniß, welches die fürstl. Thurn- u. Taxische Ober-Postamts-Direction an mich gerichtet hat:

Die fürstl. Thurn- u. Taxische Ober-Postamts-Direction an den Herrn Dr. Theodor Mundt in Berlin.

Frankfurt, den 6. August 1835.

Der im Augustheft des „Literarischen Zodiacus" erschienene Artikel: „Literarische Unredlichkeit der frankfurter Ober-Postamts-Zeitung" veranlaßt die Ober-Postamts-Direction, Ihnen zu bemerken, daß sie in ihrer amtlichen Stellung durchaus keine Notiz von dem Inhalte der Ober-Postamts-Zeitung und deren Beiblatt nimmt, daß dieser vielmehr lediglich von der Redaction zu vertreten ist, daß diese Zeitung unter Censur erscheint, und daß es Ihnen sonach lediglich überlassen bleiben muß, Ihre gegen die Redaction der Ober-Postamts-Zeitung gerichteten Beschwerden, falls Sie damit auszureichen vermeinen, bei der competenten Gerichtsbehörde geltend zu machen.

In Abwesenheit der Hofrath und Oberpostmeister
C. Brinth.

Nach dieser merkwürdigen Mittheilung muß die Verfahrungsweise gegen das Frankfurter Conversationsblatt jetzt eine andere Wendung nehmen, denn nie konnte es mir im Sinne liegen, mich mit dem Redacteur des frankfurter Conversationsblattes selbst in einen Conflict zu setzen. Nur mit Ebenbürtigen kann man öffentlich streiten. Da sich aber die Ober-Postamts-Zeitung selbst jenes durch mancherlei Dinge wohlbekannten Redacteurs schämt, indem sie nicht einmal duldet, daß er das Blatt mit seinem eigentlichen Namen unterzeichnen darf, wozu soll da von meiner Seite eine literarische Fehde, die nur durch Uebertragung auf ein anderes Gebiet ersprießlich werden kann!

Berlin, den 23. August 1835.

Dr. Theodor Mundt.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 173. — den 3. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Lucie hatte durch den Schmerz ihrer Gebieterin ihre heitere Stimmung noch nicht verloren. — Ich begreife nicht, was Ihr fürchtet, Signora, — sprach sie — wenn der junge Mann Euch auch ein oder zwei Mal unbemerkt gelassen hat, so ist vielleicht daran nur der Zufall schuld. Ihr habt ihn einige Mal im Gedränge auf dem Molo gesehen, ihn angelächelt, und er hat Euch nicht begrüßt! Je nun, es ist auch möglich, daß er zerstreut war, und Euch zwar zu sehen schien, aber doch nicht sah; denn wie oft heften wir unser Auge starr auf einen Punct und sehen doch nicht, was daselbst vorgeht.

Weil unsere Seele und unser Herz nicht bei dem Blicke sind! — seufzte Rosaura.

Nun freilich, weil sie eben zufällig wo anders weilten, also auch durch das Auge nichts in sie eingehen konnte! Wenn aber —

Und vergissest Du den Kranz?

Ihr warfet ihn vom Balcon in seine Gondel, tratet aber viel zu rasch hinter die Blumenstöcke zurück. — Ich sah doch, daß er sich oft nach dem Balcon umschaute. Wie nun, wenn er Eure That für einen Zufall gehalten hätte, und aus Bescheidenheit nicht hinaufblickte, Euch nicht zu beschämen? — Und wenn auch nicht! Wenn er auch ganz kalt und gleichgültig wäre, doch sollte er mir nicht entgehen, wenn ich Eure Reize besäße. Welcher Mann widerstände dem Reize der Jugend, der Schönheit und vollends seiner Eitelkeit? Ich würde mich getrauen, den Stolzen zu umgarnen, vollends Ihr! So viel wird den Männern nicht geboten, daß sie so schwierig in der Auswahl seyn sollten!

O ja, wir vermögen jeden zu fesseln, mit dem wir spielen, der uns gleichgültig ist; nur den nicht, der uns schon gefesselt hat. — Bei diesen Worten füllten neue Thränen Rosaurens schönes Auge.

Wenn Ihr mir folgen wollt, Signora, — sprach Lucie lebhaft — so will ich Euch meinen Kopf zum Pfande setzen, daß der junge Held in wenigen Tagen der Eurige ist.

Ja, zum flüchtigen Genuß des Augenblicks, um mich dann desto kälter zu verstoßen! Wenn ich mich so Preis geben will, dann freilich auf solche Bedingung ist er mein, wie Jeder in Venedig.

Führt ihn nur erst so weit, so wird das Uebrige sich leicht finden, — fuhr Lucie dringender fort.

Ja, die Verachtung nach dem Genusse, — sprach Rosaura empört und stand auf — ich will fort ins Freie, in das Gedränge des Molo.

Lucie ließ die Gebieterin nicht so leicht davon. In Eurer Stelle, — sprach sie — besuchte ich morgen das Fest, welches der Doge auf seiner Villa zur Feier des Sieges über

die Türken gibt, denn ich weiß, Signor Ludovico wird dort seyn.

Du bist eine Rasende, — entgegnete Rosaura — ich auf dem Feste des Dogen! — Ich, der die stolzen Frauen der Nobili ausweichen wie einer Verpesteten.

Wer will Euch in der Maske erkennen, — fiel Lucie rasch ein, — in Venedig geht alles in Larven zum Feste, eine Freiheit, die Euch eben so gestattet ist. Dort könnt Ihr Ludovico sehen, sprechen, ihn durch Geheimniß reizen, Euch endlich von ihm besiegen lassen, versteht sich, nur so, daß er selbst sich den Besiegten glaubt, und den Preis des Kampfes noch in unerreichter Ferne vor sich sieht.

Rosaura hatte nachsinnend mit gesenktem Haupte dagestanden, dann sprach sie schon halb überredet: Und vergissest Du, daß ich Foscari's Anerbieten, sein kleines Landhaus am Brenta zu beziehen, angenommen habe, — daß ich morgen hinaus will?

Desto besser, die Villa des Dogen liegt noch über Mestre hinaus. Um so weiter wird der Weg, auf dem Euch Ludovico in der Gondel begleiten darf, bevor ihr ihn entlaßt, — oder noch besser, Ihr bescheidet ihn zu einem Frühbesuche, wenn Alles sich dem Schlummer übergeben hat, und wandelt im Rosendufte des Morgens am Ufer des Brenta auf und nieder mit ihm. Vielleicht wählt Ihr auch die dunkle Laube —

Schweig, — unterbrach Rosaura sie heftig — schweig, ich will nichts weiter von Deinen Vorschlägen hören, sie führen alle nur zum Verderben. — Bei diesen Worten hüllte sie sich in den dunklen türkischen Shawl, den sie aus Constantinopel mitgebracht, und trat ihren Weg nach dem Molo an.

Kaum erschien sie daselbst, so versammelten sich wie gewöhnlich die jungen Nobili um sie her und umschwärmten sie von allen Seiten. Dieser sagte ihr etwas Schönes, jener überreichte ihr einen Strauß der seltensten Blumen, — der warf ihr brennende Blicke zu, — ein Vierter suchte ihre Gunst durch einen kostbaren Ring zu erwerben, den er ihr an den Finger steckte, und es dabei wagte, ihr die Hand leise zu drücken. Stolz und unwillig zog Rosaura sie zurück, streifte rasch den Ring wieder ab und sprach, zu Lucie gewandt: Ich versprach Dir gestern ein Geschenk; hier nimm es. — Glühend vor Unwillen wandte sich der Beleidigte ab und verlor sich in der Menge.

Da trat aus dem Gewühle ein Mann von hohem Wuchse und stolzem Ansehen, doch schon in reiferem Alter, hervor. Es war der reiche, mächtige Marchese Foscari, der ebenfalls zu denen gehörte, welche die Gunst Rosaurens suchten. Doch that er es nicht demüthig, bittend, schmeichelnd, — sondern mit Würde, ja mit einem gewissen Adel; freigebig mit Gold, karg mit süßen Worten, dreist, aber gemessen in dem, was er that. Er war der Einzige, den Rosaura nicht mit Willkür behandelte, wiewohl sie sich spröder gegen ihn zeigte, wie gegen viele andere; das machte, ihn fürchtete sie, denn er kannte sie — halb. Ein Zufall hatte ihn nämlich zu der Entdeckung geführt, daß Rosaura nicht reich war, so daß es ihr, so glänzend der Schein war, der sie umgab, bisweilen an dem Nöthigsten fehlte. Zwar kostbare Gewänder, indische und türkische Tücher, Schmuck besaß sie im Ueberfluß, weil sie dergleichen Dinge als Geschenk erhielt; doch gemünztes Gold fehlte ihr oft. In einer dringenden Verlegenheit dieser Art hatte sie die Alte in ihrer Begleitung zu einem jüdischen Wechsler geschickt und sich von diesem auf ein Stirngeschmeide eine Summe in Zechinen geliehen. Nach Verlauf der Zeit löste sie es nicht ein und der Jude bot es Foscari zu Kauf an, der es einmal in einem rothen Sammetkästchen bei Rosaura gesehen hatte. Er zahlte die Ducaten und brachte es heimlich mit zu Rosauren, wo das Kästchen noch immer, als enthalte es den Schmuck, auf dem Putztische stand. Unbemerkt öffnete er es, fand es leer, that den Schmuck hinein, der genau in die ausgezackten Räume paßte, und war nun seiner Sache völlig gewiß.

Rosaura bemerkte, was geschehen war, und eine dunkle Gluth der Scham färbte ihr Angesicht. Foscari war großmüthig genug, nicht eine Sylbe zu sprechen, allein von diesem Augenblicke an suchte er seinem Ziele durch Freigebigkeit näher zu kommen. Rosaura aber fühlte sich durch ihn beängstigt und konnte nicht den freien, stolzen Uebermuth gegen ihn üben, den sie gegen Andere geltend machte, ja sie gewann nicht einmal in seiner Gegenwart den Muth dazu. So erschrak sie auch jetzt, da er so unvermuthet hinzutrat, als sie eben eine jener Handlungen des Uebermuths und der Verschwendung begangen hatte, die ihr Laune und Leichtsinn so oft eingaben. Er hatte jedoch nichts bemerkt oder wollte nichts bemerkt haben, grüßte mit ritterlicher Feinheit, aber frei und ungezwungen, und nahm eben so den Platz an ihrer Seite ein, als sey er dazu berechtigt. So verloren sie sich im Gedränge des Molo. —

Zweites Capitel.

Das Fest, welches der Doge Andrea Cornaro allen Edlen Venedigs zur Feier des Sieges gab, versprach eins der

glänzendsten zu werden, die man seit langer Zeit erlebt hatte. Die weitläufigen Gärten, welche die Villa Cornaro umgaben, waren zauberisch erleuchtet. Blumenkränze zogen sich von Baum zu Baum; Musik erschallte aus den Tanzsälen und aus den Gebüschen. — Bereits waren die Lagunen mit unzähligen geschmückten Gondeln bedeckt, die ihren Weg nach der Villa nahmen, den Fluß hinaufruderten und dann an den Gärten Cornaro's anlegten, um die geschmückten Edlen und Frauen ans Land zu setzen. Wie es die venetianische Sitte jener Zeit gebot, war es im Belieben der Gäste gelassen, ob sie in Masken erscheinen wollten oder nicht, ob sie zu dem venetianischen Mantel eine ganze oder halbe Larve brauchten, oder eine eigenthümliche Tracht wählen mochten. Der allgemeine Sinn für die Maskenfreuden, das Geschick, die Uebung der Venetianer und Venetianerinnen, diese Art der Belustigung geistvoll zu erhöhen, endlich auch die Sicherheit, welche das strenge Gesetz Venedigs gerade den Masken gewährt, bewirkten, daß bei diesem Feste, so wie bei allen ähnlichen, fast Niemand in seiner gewöhnlichen Tracht erschien, sondern jeder wenigstens auf kurze Zeit eine Maske wählte, um irgend einen Scherz auszuführen oder ein artiges Abenteuer anzuknüpfen.

Ludovico Terno, der tapfere junge Krieger, den der Befehlshaber der Flotte, Marchese Dandolo, mit der Siegesbotschaft nach Venedig geschickt hatte, um ihn dadurch für seine eigene Tapferkeit in der Schlacht zu ehren, und ihn der Quelle der Belohnungen näher zu führen, Ludovico war von dem Dogen zu dem Feste geladen worden. (D. F. f.)

Charlotte Stieglitz, ein Denkmal.

(Beschluß.)

Die häufigere Erscheinung des Pietismus im Protestantismus als im Katholicismus erkläre ich mir dadurch, daß, wo eine lebhafte Phantasie äußerlich keine Befriedigung findet, sie um so mächtiger sich nach innen kehrt.

Mir ist bei Frauen nichts mehr zuwider als das bald nach der Heirath eintretende Phlegma, das von einem ausgeschöpften Brünnlein des Verlangens zeugt, dem kein lebendiger Quell mehr Nahrung zuströmt.

Das blöde Volk! — sieht Weltverläugnung nur im Christenthume. Weltbeherrschung ist darin — und darin Milde, Kraft und alle Vermittlung. Die Größe Seiner Lehre ist die Lehre, wie das Leben zu bewältigen, diese Kraft, wie Keiner sie hatte. Alle Andern, auch Sokrates, weisen auf ein Jenseits. Er setzt hier den Kampf und Sieg. Und so seh' ich in ihm den größten Lebensphilosophen. Er ist der tiefste. In die Wüste ging er, in sich selbst die Kämpfe abzumachen. Dann trat er hervor, ein Geist voll Riesenkraft, der Welt gegenüber. — Dann seine Hohepriesterschaft in seiner Reinheit — diese bodenlose Tiefe, die, wie sie auch daran herumzupfen, nicht zu erschöpfen ist und ausreichen wird, so lange die Welt steht! In der Weltbändigung die Milde, das ist Christenthum.

Es gibt geviertheilte Naturen, in denen ewig Harmonie fehlt — es gibt Stücknaturen, schroff, einseitig, kantig, scheinbar liebelos, aber mit dem Einen Stücke lieben sie einseitig, grundmächtig — es gibt Hartenußnaturen, aber schält man die umhüllende Schale ab, so kommt ein süßer Kern.

Das Leben im Paradiese, wo die Thiere aller Art sich so hübsch vertragen, kommt mir vor wie eine Encyklopädie, eben so mannichfach und eben so langweilig.

Das Räthsel, ob man geliebt wird, ist viel interessanter als das baare Aussprechen; selbst der Zweifel mehrt die Zuneigung der tiefsten Seele.

Wo keine Gêne, da ist auch kein Reiz mehr. — So in Gesellschaft, Freundschaft, überall.

Zu große Fülle übersinnlicher Liebe ist es, welche die engenden Bande dann und wann sprengen möchte. Ich wußte es nie, und weiß es noch nicht, wo ich mit meiner Liebe hin soll; die Welt braucht sie nicht, kein Mensch bedarf sie in dem Maße, als ich sie zu geben habe, daher denn die gesteigerte Sehnsucht des Ueberfließens meiner Liebe in Gott in das Unbegränzte, Maßlose! Ich bin müde zuweilen des ewigen Zurückdrängens meines Heiligsten; der Verstand soll hier herrschen, die Klugheit regieren, und die Liebe darf nicht Liebe seyn! Der Mensch muß seine Krone niederlegen und muß zum Bettler werden, sein Heiligstes muß er zu Grabe läuten und Sparpfennige weiser Erziehung mit sich herumschleppen, die er auch noch haushälterisch auszugeben gelernt. Die Münze versteht Jeder, sie klappert und klimpert von Hand zu Hand, gibt man etwas Anderes aus, so ist man ein Narr!

Correspondenz.

Aus Paris, im August.

[Die Heuchelei der Doctrinäre.]

Die französische Presse hat vor einiger Zeit Karl X. mit dem König Lear verglichen. Jetzt ist sie selbst dieser Lear geworden, klagend, tobend, wahnsinnig vielleicht ob der Behandlung ihrer Töchter und Schwiegersöhne. Goneril, die Restauration, hat ihr Gefolge von hundert Rittern eine Schar Raufbolde genannt und es auf fünfzig reduciren wollen, da ging sie zu Regan, der jüngern Tochter, branche cadette des Bourbons, um mit Erstaunen zu hören, daß diese noch undankbarer sey als ihre Schwester. Vergebens protestirte der alte Mann wider das Unrecht, sprechend: „Ihr seyd ja meine Kinder, Kinder der Julirevolution und Volkssouverainetät, Kinder der Presse, denen ich Alles gegeben, Krone und Purpur!" Vergebens ließ der treue Kent, der Lafayettismus, alle Ehrentitel auf die Lakaien der Doctrin regnen, der freimüthige Mann mit seinem derben Witz wurde in den Block gelegt und der letzte Ritter verabschiedet. —

Ich weiß nicht, welche ferneren Analogien sich aus der Shakspear'schen Tragödie und der populären von 1830 ziehen lassen, namentlich weiß ich nicht, welches Ende die Regan der Revolution nehmen wird; die Personen sind mir gleichgültig, wenn es an große Begebenheiten geht. Das aber weiß ich, daß die Welt erst jetzt zu begreifen anfängt, was das ist: Jesuitismus. — Wir haben in fünf Jahren einen Cursus der Erfahrung gemacht, der in der Geschichte noch nicht vorkam. Alles, was imposant und groß war, ist herabgesunken in den Staub, Alles, was wir herabzogen in den Staub, hat sich wieder aufgerichtet in seiner alten historischen Größe. Die Intelligenz allein ist geblieben.

Was ist ehrwürdiger als der Mensch in unverdienten Leiden? Was ist verächtlicher als die Heuchelei des Liberalismus?

Nein, ich will keine Lobrede halten auf das Ministerium Polignac's und den zum Widerstande und folglich zum Bösen führenden Pietismus des alten französischen Hofes. Wo Regierungen sind, da giebt es zu bessern; ich will nicht den Unterricht der Priester, nicht die Missionen, nicht die Faulheit des Adels, nicht das System der Miethtruppen, nicht die Standesvorurtheile, ich will nicht die Beschränktheit und die sogenannten Lois d'amour von 1827 vertheidigen. Die öffentliche Meinung hat gerichtet, indem sie den Kampf einer Revolution mit ihnen aufnahm. Was uns heute kümmert, ist die traurige Ueberzeugung, daß die Tugend und Moralität unsere Zeit in dem Grade verlassen hat, daß wir nicht mehr fähig sind, etwas Gutes zu thun. Ehre, Freiheit, Patriotismus, Humanität sind Bettleralmosen der Machthaber und Amulette der Verbrecher geworden.

(Der Beschluß folgt.)

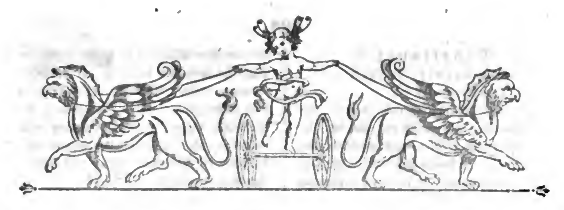
Skizzen und Bilder aus München.

(Beschluß.)

[Volkscharakter.]

Trotz dem ist, glaube ich, keine Stadt in Europa, welche verhältnißmäßig so viel Putz- und Modewarenhandlungen zählte als München. Beinahe jede Straße zählt deren ein Paar, und hierzu die Modeschneiderinnen gerechnet, welche im Laden arbeiten, so bekommt man eben kein günstiges Urtheil von dem häuslichen Fleiße der Münchnerinnen. Ich zog einst darüber einen meiner hiesigen Freunde zu Rathe. „Glauben Sie ja nicht, mein Herr," gab er mir zur Antwort, „daß uns Einheimischen dies entgeht. Es ist ein Uebelstand, der schon manchem Familienvater bange Besorgnisse erweckt hat und noch erwecken wird. Aber wie ist hier zu helfen? — Der Hang zum Vergnügen nimmt täglich zu, besonders seit Legionen geschlossener Gesellschaften entstanden sind, wo die Damen wie die ewig jungen Horen in ununterbrochenen Reihen in das Jahr hinein und hinaus tanzen. Unsere Erziehungsmethode begünstigt die Häuslichkeit nicht. Wo die Frau nicht die Last der Hausgeschäfte auf ihren Schultern trägt, giebt und nimmt sie Visiten an, während die Kinder dem Gesinde überlassen werden. Dieses spielt sehr oft die Rolle der eigentlichen Erzieher, und man braucht nur auf die Machtworte zu hören, die es aussprechen darf, um sich von seinem Einfluß zu überzeugen. Die Folge: jenes laue Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, was Ihren Nordlandern so sehr auffällt und woran wir hier gewöhnt sind. Es ist leider auch die Schlange am Baume der Erkenntniß. Jedes lebt nach seinem Belieben. Die Söhne kümmern sich um den Vater, die Töchter um die Mutter wenig, man wirthschaftet und verausgabt ohne die Einnahmen zu Rathe zu ziehen. Da nun öfters die Mittel endlich fehlen, so ist dadurch schon manche brave Familie ihrem Ruin entgegengegangen und die Unschuld in des Lasters Arme geworfen worden. Ich meine daher immer, der jetzige Geldmangel sey mehr zu unserm Nutzen als zu unserm Schaden, denn mancher *junge* Ehemann schränkt sich von Hause aus mehr ein, und der *ältere*, um Ersparnisse zu machen, hält sich mehr an die Gesellschaft seiner Familie, und so wird nach und nach auch auf die Kinder gewirkt. — Denn nur durch die Erziehung ist hier Besseres zu hoffen. — Sehen Sie dort jene elegant gekleideten Damen, sie haben ein angenehmes Aeußere, und, was viel sagen will, jede besitzt vielleicht ein Vermögen von 80—100,000 Fl. Aber ich für meine Person würde mich nur unter der Bedingung zur Heirath mit einer von ihnen entschließen, wenn sie doppelt so viel hätte. Die Interessen von 100,000 Fl., dies bin ich überzeugt, braucht sie als elegante Frau jährlich selbst, und was bleibt dann für Haushalt und Kinder, wenn des Mannes Besoldung gering ist? — —" Hier trennte sich mein Freund von mir und überließ mich meinen Betrachtungen. Möchte er auch hier und da die Farben etwas stark aufgetragen haben, im Ganzen war ihm doch als Einheimischem der Stand der Dinge bekannt. —

Was das Leben der höhern Stände anbetrifft, so ist und bleibt dies ja fast durch ganz Deutschland dasselbe. Doch hat es hier insofern einen Vorzug erhalten, als es durch die Verminderung des Kastengeistes einen Ton und eine Manier bekam, welcher, das Anständige und Feine beibehaltend, unnatürliche Steifheit und übertriebene Etiquette ausschließt. Und ich halte dies für einen wohl nicht unbedeutenden Vorzug vor Norddeutschland, wo das ewige Aufwärmen der Sitten aus der Zeit der Zöpfe und Reifröcke anfängt lächerlich zu werden. Hier stempelt man z. B. nicht als Verbrechen, wenn ein junger Mann vom Stande sich unterfängt, ein Mal in bürgerlicher plebejer Gesellschaft sich zu vergnügen. Jetzt, wo man allmälig zu der Einsicht kommt, daß Salzburg, Tyrol eben so schöne Gegenden als die Schweiz und ohne gleiche Opfer des Geldbeutels darbieten, daß es sich ferner von da eben so leicht nach Italien gelangen lasse und daher auch der Zug der Reisenden nach München jährlich größer wird, wünschte ich nichts mehr, als daß meine Brüder im Norden sich, wenn sie hierher kommen, bequemen möchten, etwas von der baierschen Gemüthlichkeit und Nichtachtung des Rang- und Geburtsstolzes anzunehmen. Sie könnten vielleicht hier, wo das Wort Mesalliance selten von den höhern, nie von den untern und Mittelclassen gebraucht wird, mit ihrem Sinn für Häuslichkeit einen guten Tausch machen. —z—



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 174. — den 4. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Weine nicht!

(Aus den Papieren des Ertrunkenen.)

Was willst du klagen, gutes Herz?
Schrei'st in die leere Weite!
Warum nicht fröhlich seyn beim Scherz
Der andern guten Leute?

Es weint sich schlecht beim Sonnenschein:
Es wird ein Regenbogen;
Die Farben spielen lustig drein,
Sind buntem Spaß gewogen.

Es weint sich schlecht im Morgenthau:
Die Nacht hat selbst geweinet,
Und Freude lugt durch Wald und Au,
Daß neu der Tag erscheinet.

Es weint sich schlecht in dunkler Nacht:
Die Stürme kommen und gehen
Und möchten gar bald mit wilder Macht
Die kleine Thräne zerwehen.

O, weine nicht in Einsamkeit:
Du möchtest all dein Leben,
Dein Herz und deine Seligkeit
Dem Thränenstrom hingeben.

Du bist auch nimmer ganz allein!
Die Seelen deiner Lieben,
Die würden ewig um dich seyn
Und bitter sich betrüben.

Denn wen du liebst, der lebt in dir,
Ist mit dir aller Wegen,
Und wo du weintest, für und für,
Es müßt' ihn tief bewegen.

Drum spare nur die Thränen auf
Und sammle fleißig stille,
Bis du entrückt dem Erdenlauf
Tief ruhst in Grabesstille.

Es kenne Niemand deinen Schmerz,
Hör' Keiner deine Qualen,
Es schaue Niemand in dein Herz
Mit seinen blutigen Mahlen.

Sey immer sanft und still und weich
Und störe niemals Freuden,
Und wird dir angst und todtenbleich,
So mußt du Menschen meiden.

Und bist du todt, dann weine dich aus,
Dann bist du ganz alleine;
Das enggezimmerte kleine Haus,
Ja das ist ganz das deine.

So lang' die Sonne fröhlich scheint,
So lang' sich Menschen freuen,
Der Schmerz vereinzelt, Lust vereint,
Mußt du die Thränen scheuen.

———

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Ludovico hatte indessen diese Ehre nicht eben mit großer Freude angenommen; denn erstlich war ihm das Gewühl glänzender Feste an sich zuwider, und zweitens fühlte sich der Jüngling, der weder Ahnen noch Gold besaß, sondern als ein früh verwaister und in die Welt verstoßener Knabe, was er war, allein seinem wackern Schwerte zu danken hatte, unter den stolzen reichen Nobili von Venedig nicht frei und wohl. Mancher mißgönnte ihm auch wohl die Auszeichnung, die er so jung erfahren hatte, und ließ es ihn fühlen, zumal da er nicht einmal ein Citadino oder Bürger von Venedig, ja sogar nicht in der Stadt selbst geboren, sondern der Sohn einer armen Gärtnersfrau zu Campo alto, mithin von der geringgeschätztesten Herkunft war. — Mißmuthig und stumm ging er daher zwischen den glänzenden Masken auf und ab, und suchte, so oft es möglich war, dem Gedränge zu entkommen, um einen einsamen Platz im Garten zu wählen. Junge Paare, die ebenfalls gern die stilleren Lauben aufsuchten, verscheuchten ihn jedoch oft wieder von einem solchen Zufluchtsorte, und er mußte dann wider Willen unter das Drängen und Treiben der Masken zurückkehren, das ihm um so verdrießlicher war, als er selbst keine Larve trug, und daher oft seinen Namen mit scherzenden Anspielungen hören mußte, die er nicht erwiedern konnte. Ein ähnliches Unglück dieser Art schien ihm bevorzustehen, denn eine schlanke Schöne, in der Tracht einer Zigeunerin, heftete ihre schwarzen brennenden Augen auf ihn und fragte: Signor, soll ich Euch wahrsagen? Was gilt's, ich errathe den Grund Eures düstern Aussehens!?

Leicht möglich, schöne Donna, — antwortete Ludovico gezwungen lächelnd — er liegt weder so tief, noch ist er so geheim.

Ich sehe aber auch in die Zukunft; wollt Ihr mir Eure Hand vertrauen?

Ludovico reichte sie lächelnd dar. Hm! — sprach sie, indem sie sie aufmerksam betrachtete und hin und wieder befühlte — eine Hand, die viele Abenteuer weissagt! — Die Mitternachtsstunde wird Euch auf die Probe setzen! — An der großen Cypresse dort dürftet Ihr leicht ein Kleinod finden und verlieren! — Sucht nur dort, was Ihr verloren. — Pfeile und Schwerter schneiden vergeblich durch Euren Lebensfaden; wenn ihn nur die Flamme nicht verzehrt! — Haltet fest, was ich Euch in die Hand drücke!

Ludovico fühlte einen ziemlich starken Druck, als würde ihm eine kleine Münze in die Hand gepreßt, und die artige Prophetin suchte ihm die Finger zur geschlossenen Hand zusammenzubeugen. Er leistete willig Folge, um das, was er zu halten glaubte, nicht zu verlieren. Sie zog darauf ihre beiden weichen Hände zurück und sprach: Schließt das Auge, zählt zwölf nicht rascher, als die Uhr auf dem Thurme von San Marco schlägt, und dann betrachtet den Talisman, den ich Euch geschenkt!

Ludovico that, wie ihm geboten war; als er jedoch das Auge öffnete und zugleich nach der Zigeunerin und seiner Hand blickte, war jene verschwunden und diese leer. Er war betroffen; eine röthliche Stelle in der Handfläche zeigte ihm, daß ihm zwar wirklich etwas hineingedrückt worden, aber nicht gelassen war. Mit Erstaunen aber entdeckte er, daß sein eigener Siegelring ihm fehle. Er sah sich rings nach der Zigeunerin um: vergebens; er drängte sich durch die Masken: eben so vergeblich. An der großen Cypresse, die am entlegensten Theile des Gartens stand, hatte er zuvor, dessen erinnerte er sich ganz deutlich, in Gedanken versunken, mit dem Ringe gespielt. Die Worte der Wahrsagerin: Sucht nur dort, was Ihr verloren, — fielen ihm jetzt wieder ein. Er eilte dahin; es war Niemand zu sehen, sein Ring nicht zu finden. — Seltsam, — rief er unwillkürlich aus — solltest Du wirklich hier ein Abenteuer erleben? — Um Mitternacht, — hauchte eine Stimme neben ihm. Er sah sich um; die dunklen Taxusgebüsche rauschten, ein weißes Gewand schimmerte durch das Laub und verschwand im Dunkel der Nacht. Ludovico eilte nach, doch alle Bemühung, die räthselhafte Schöne zu finden, war umsonst. Der Garten hatte so verschlungene dunkle Irrgänge, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen und durchaus nicht errathen konnte, welchen der sich kreuzenden Pfade ein flüchtiger Fuß genommen hatte. —

Wunderliches Abenteuer, — sprach Ludovico für sich, und blieb sinnend stehen. — Je nun! Vielleicht löst die Mitternachtsstunde Dir das Räthsel! — Du mußt Dich bis dahin gedulden. — Um sich zu zerstreuen, begab er sich jetzt mitten in das Gewühl der Masken, entschlossen, Alles aufzubieten, um die geheimnißvolle Zigeunerin wieder aufzufinden. Allein wie er auch aus einem erhellten Laubengange in den andern schweifte, wie er die Tanzsäle und den Garten rings durchspähete, er entdeckte die Verschwundene nicht. Endlich, indem er eben aus einer dunklen Platanenwölbung auf einen freien Platz trat, den das Licht des Mondes bestrahlte, sah er zu seinem freudigen Erstaunen jenseit desselben das rothe goldgestickte Gewand des Zigeunermädchens

leuchten, wie es eben in einem erhellten Laubgang, wo sich viele Masken drängten, verschwand. Hastig wollte er nacheilen, doch in demselben Augenblicke kam ihm zu seinem Verdrusse der Doge, der mit Foscari Arm in Arm ging, in den Weg, und redete ihn mit der freundlichen Höflichkeit des Wirthes und in jener herablassenden Weise an, welche dem milden wohlwollenden Greise eigen war. Ludovico mußte Rede stehen; doch war er so zerstreut und verwirrt, daß er kaum wußte, was Cornaro ihn gefragt und er ihm geantwortet hatte. Hinzutretende Nobili gaben ihm Gelegenheit, sich loszumachen, und er setzte nun seine Nachforschungen fort, aber nicht glücklicher als zuvor.

Die ungeduldig erwartete Mitternachtsstunde war endlich herangekommen, ein Theil der Gäste hatte sich schon entfernt, der Garten war einsamer geworden. Ludovico schlich mit pochendem Herzen auf Nebenwegen der großen Cypresse zu. Als er in den abgelegenern Theil des Gartens gelangt war, hörte er, in einem dunklen Gebüsch vor sich, murmelnde Stimmen; er stand still, horchte auf und blickte spähend durch die Zweige. Da sah er im Dämmerscheine des Mondes einen Mann von hohem Wuchs, der seine glänzende Festkleidung eben ablegte und sich von einem Mohren einen weiten schwarzen Mantel überwerfen ließ. Hierauf zog er die Schuhe ab und ein paar Reiterstiefeln an, die ihm der Mohr gleichfalls reichte; endlich übergab er demselben seinen zierlichen Degen und ließ sich dafür ein gewichtiges Ritterschwert umgürten. — Ist Dein Bündel fertig? — fragte er den Mohren, der die abgelegten Kleidungsstücke zusammenpackte und in ein Tuch band. — Ja, Herr! — So laß uns fort, ehe es zu spät wird. Du bist doch aber aller Deiner Leute sicher, und gewiß, daß der Alte fort ist? — Pah! fragt Ihr doch, gnädigster Herr, als ob ich ein Schulbube wäre! Ich dächte doch, ich hätte Euch schon sonst gezeigt, daß man sich auf mich verlassen kann! — — Gib mir die Larve! Wir können sie hier und dort brauchen! — Der Mohr reichte seinem Herrn eine schwarze Larve, welcher dieser anlegte und dabei sagte: Also die Zigeunerin glaubst Du erkannt zu haben? — Ludovico lauschte mit angehaltenem Athem: So sicher wie mich selbst! Da wir einmal Verdacht hatten, schlich ich ihr so lange nach, bis ich —

Weiter konnte Ludovico nichts verstehen, denn der Nobile, wenigstens mußte man ihn dafür halten, war eben mit dem Festbinden der Larve fertig geworden und drehte sich abwärts, worauf der Diener ihm folgte und die letzten Worte so abgewendet sprach, daß trotz der Stille der Nacht nicht zu hören war, was er sagte. Behutsam ging Ludovico nach, doch sie nahmen ihren Weg gleich darauf völlig abwärts von der großen Cypresse, so daß ihm nur die Wahl blieb, sie oder sein Geheimniß weiter zu verfolgen, und da zog er denn natürlich das Letztere vor.

Unter der Cypresse angelangt, fand er alles rings umher einsam. Er wartete wohl eine halbe Stunde. Mitternacht war längst vorüber; Niemand ließ sich sehen. Nur in der Ferne hörte er verworrene Stimmen, das Geräusch der abstoßenden Gondeln, das Rufen der Gondoliere, das Singen anderer. Eben wollte er ungeduldig und mißmuthig sein Abenteuer aufgeben, überzeugt, daß nur Zufall, Scherz und Muthwille ihn getäuscht hätten, als er im dichten Buschwerke flüsternde Laute hörte, und bald auch ein weißes Gewand durch die Nacht schimmern sah. Es waren zwei Frauen, beide trugen lange weiße Schleier, waren aber sonst in dunkle seidene Mäntel gehüllt.

Du gehst gewiß fehl, — sprach die eine; — wir kommen so ganz von der Gesellschaft ab.

Nein, nein, es ist schon richtig, — erwiederte die zweite; — ich habe unsere Gondel hier weiter hinauf bestellt, damit wir nicht so im allgemeinen Gedränge einzusteigen nöthig haben. (D. F. f.)

Die Liebesbriefe.

Das Mägdlein tritt ins Zimmer ein
Mit glühendem Gesicht,
Ein Brieflein liest sie, hold und fein,
Wird müd' zu lesen nicht:
Mein trautes Kind, wie lieb' ich Dich,
Mein Alles bist Du mir,
O du geliebtes Wesen sprich,
Bin ich auch Alles Dir?

Die Mutter schilt das Kind nicht aus,
Erschließet drauf den Schrein,
Und findet neben Kranz und Strauß
Auch noch ein Blättchen fein,
Und rührend schaut die Schrift sie an:
„Wenn zehn das Glöckchen klingt,
Bei der umlaubten Linde dann
Ein Lied Dein Treuer singt."

Großmutter lächelt mild und spricht:
Bin ich auch alt und matt,
So freut mich's doch, bringt's her zum Licht,
Im Kästchen dort das Blatt:
„Ich grüß mein Schatz viel tausendmal,
Bin jetzt im Böhmerland,
Doch bleibt, trennt uns auch Berg und Thal,
Mein Herz Dir zugewandt."

Die blinde Urahn lächelt bald,
Bald seufzt sie auch dabei:
Wie ist die Liebe doch so alt,
Wie ist die Lieb' so neu.

Karoline Leonhardt.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Renegaten unter den Regierenden, Apathie unter den Regierten.]

An diesem Uebel ist weniger die Revolution schuld als die Hypokrisie und Gewissenlosigkeit ihrer Koryphäen. Diejenigen, die unter ihnen edel dachten und handelten, sind todt oder haben sich zurückgezogen, endlich ist das Feld denen geblieben, die bei der meisten Ausdauer die größte Verschmitztheit und den stärksten Egoismus besaßen. Sie haben die Freiheit aus dem Olymp herabgeholt und an ihrer Statt die Lüge und Verläumdung als Götter proclamirt. Die Lüge und Verläumdung sind das Erbtheil unseres Jahrhunderts, worüber einst noch die Nachwelt sich beklagen wird.

Man lese das Journal des Debats von 1827 und von 1835, und wenn man dann noch von Consequenz, von Heiligkeit der Grundsätze und der Vertheidigung der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit spricht, so will ich zuerst mich des Hochverraths schuldig bekennen, den jetzt dies repräsentative Organ der Dictatur für diejenigen Collegen seiner Publicisten erfunden hat, die andres Sinnes sind denn sie. Ich habe gelesen und verglichen, und ich bin davon überzeugt worden, daß die Presse, wenn sie will, eine perfide Höllenmaschine ist, die heute den Fürsten und morgen das Volk mit einer Kartätschensalve niederschmettert. Und doch schrieben dieselben Männer dies Journal vor acht Jahren, die noch jetzt es schreiben. Sie waren damals blos Journalisten.

Die Julirevolution hat uns nicht erschreckt, sondern auf unsern Posten gefunden. Das Volk ist nicht mehr fanatisch, nicht mehr republicanisch, nicht mehr blutdürstig, es hat gesehen, daß Goneril milder war, als Regan, und will darum zurückgehen, durch Regen und Sturm, in ihren Palast, um dort Unterkommen für funfzig seiner Ritter zu fordern.

Die Doctrinäre gleichen den Raben, die sich des Schinders freuen, ihre Gesetze erinnern an den Codex Justinian's, und an die Verordnungen Caligula's, gemäß welchen es Majestätsverbrechen war, sich über die schlechte Zeit zu beklagen, den Genius des Tyrannen nicht anzubeten oder über den Tod eines durch ihn gefallenen Sohnes zu weinen. Der Sultan in Istambul muß sie unmenschlich und barbarisch finden.

Das Journal Lafitte's sagte kürzlich, es sey zwischen den Preßstrafen der Minister Karls X. und denen Ludwig Philipp's gerade ein solcher Unterschied wie zwischen diesem und jenem Ministerium. Damals war das Maximum 10,000, jetzt ist es 200,000 Franken. Eine solche Parallele ist ehrenvoll.

Die Reaction ist nicht blos im französischen Cabinet, in den Kammern und der Magistratur, sie ist im Volke, in der Gesellschaft, in der öffentlichen Meinung. Ueberall bestrebt man sich, der Bewegung auszuweichen und ein ruhiges Aeußere anzunehmen. Jedermann liest die Journale, die donnern und blitzen, aber ihr Donner erschüttert, ihr Blitz elektrisirt sie nicht. „C'est bien triste, mais que voulez-vous que l'on fasse?" ist Alles, was über die Lippen der Menschen geht, die vor fünf Jahren wie gehetztes Wild zusammenliefen, als ihnen fünf Mal weniger geschah. Es scheint, als ob die Regierung alle Rädelsführer der Emeuten und Unruhen in ihrem Solde und gar kein schlechtes Subject mehr existirt habe, den Mörder des 28. Juli ausgenommen. Die politische Apathie und Theilnahmlosigkeit ist im grellsten Widerspruche mit den Verfolgungen der Presse, denn wäre ihr Einfluß von der Art, wie ihn die Sykophanten des Hofes schildern, so müßte jetzt alles Pflaster aufgerissen, der Palast Bourbon demolirt und die ganze Camarilla füsilirt worden seyn.

Es haben nie Enthusiasten so große und schöne Worte im Munde gehabt als die jetzigen Politiker: Thiers, Guizot, Broglie, Barthe, Salvandy, Duchatel, Remusat und Bertin de Vaux, die vor der Revolution den Globe doctrinaire, den Courier, National und das Journal des Debats schrieben. Auch waren sie es, welche die politischen Clubs und Gesellschaften dirigirten, vom Katheder provocirten, Pamphlete machten und Preß- und Unterstützungsvereine gründeten. Der Name des heutigen Absolutisten Thiers stand 1830 neben dem des Republicaners Carrel, auf der Protestation der Publicisten, aber Carrel ist allein consequent geblieben. Es war nichts als Interesse, das die Doctrinäre zum Patriotismus und zur Vertheidigung der Volkssouverainetät trieb, sobald sie dasselbe erreichten, kehrten sie die Waffen um als Deserteure und schlagen auf ihre Angehörigen. Danken wir den Göttern, daß es dahin gekommen und die Heuchelei entlarvt ist.

Ich kann nicht umhin, das Beispiel der Karlisten zu imitiren, die, indem sie ihren Feinden, die regieren, alles Böse zufügen, die Vergangenheit durchlaufen und Gift in ihren eignen Eingeweiden suchen. Folgende Stelle aus den Reden der Doctrinäre von 1827 enthält ebensoviel Anklagepuncte ihrer Verfasser als wahrhafte Gründe für die Beibehaltung der Gedanken- und Meinungsfreiheit. Das Journal des Debats spricht:

„Diejenigen, die die Presse für das, was gesprochen wird, verantwortlich machen, ahmen jenem Kinde nach, das sich an dem Stein rächte, der nach ihm geworfen wurde, anstatt an der Hand, die ihn schleuderte. Das Uebel liegt nicht in dem, was gesagt, sondern in dem, was gedacht wird."

„Die Presse war nicht frei unter Mazarin, die öffentliche Verachtung jagte ihn außer Landes. Männer der Gewalt, die ihr gegen das Verderben der Denkfreiheit conspirirt, hütet Euch, zu siegen, der Triumph wäre die größte Züchtigung. Ihr seht, daß die Journale heftig werden, gerade darum schließt die Augen nicht und erkennet die Garantie, die sie geben, indem ihre Schriftsprache das wirkliche Geschrei unterdrückt und die öffentlichen Klagen gelinde wiedergibt. Die Presse ist in eurer complicirten Staatsmaschine das Sicherheitsventil."

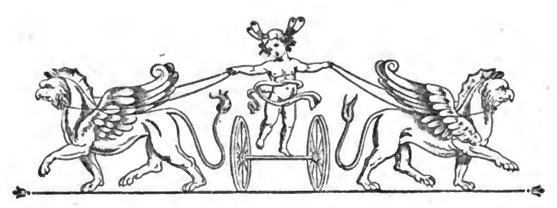
„Man will die Gedanken in Fesseln legen. Die Männer, welche denken und durch ihr Talent zu schreiben ihre Ideen Gleichgesinnten mittheilen, sind erschrocken ob der Gefahr, die uns bedroht. Es ist als wären die Barbaren ins Land gefallen."

„Die Congregationen unterstützen die Gesetze wider die Preßfreiheit. Alles, was nicht Jesuit ist, eifert dagegen. Seit Frankreich weiß, daß es eine Miliarde kostet, Freiheit zu haben, dünkt es sich zu reich, um dieselbe den Mönchen zu überlassen."

Wahrscheinlich würden die Minister, die als Publicisten diese declamatorischen Phrasen, deren Zahl Legion ist, niederschrieben, falls sie deswegen zur Rede gestellt würden, antworten, es sey ihr alter Styl, der darin grassire, und sie hätten unterdeß Raison angenommen. In Deutschland, ich glaube es, würde es keinen Menschen geben, der die Unverschämtheit hätte, seine Grundsätze, zumal bezüglich einer loyalen Frage, nach jeder Begebenheit zu ändern. Fände sich aber Einer, der es thäte, so schämte er sich und schwieg sein Lebenlang.

Schließlich bemerke ich, daß auch Louis Philipp der Erste weiland nicht der schwächste war in hochmüthigen Betheuerungen. Außer den bekannten Redensarten, die zwischen ihm und Lafayette gewechselt wurden, sagte er im Jahre 1831 zu den Deputirten der Gerichtshöfe: „Je regarderai comme un grand bonheur pour mon règne d'avoir purgé notre code de ce qui peut s'y trouver d'injuste et de barbare." Das war aber, wie gesagt, im ersten Jahre nach der glorreichen Julirevolution. Tempora mutantur.

L.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 175. — den 5. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Literaturbriefe an eine Freundin.

Von F. W. Carové.

(Fortsetz. v. Nr. 170.)

2.

Wenn ich nun doch endlich mich von unserem Deutschland — und seiner naiven, oft armen, aber immer seligen Schwärmerei losreiße, um Sie, verehrte Freundin, nach Frankreich, d. h. nach Paris, zu begleiten, dann kann ich mich eines eigenthümlich schmerzlichen Gefühles nicht erwehren. Kommt mir jene Hauptstadt doch immer vor, wie das Staats- und Gesellschaftszimmer der französischen Nation, wo sich die schöne Gesellschaft des Reiches versammelt, deren Gespräche dann als schöne Literatur für die Gesellschaft selbst und nebenbei auch für die Provinzen — und das Ausland in Druck gegeben werden. Wohl hat jedes Mitglied jener Assembleen gar mancherlei häuslichen Kummer, gar manchen geheimen Gram; aber alle suchen heiter und reich und glücklich zu scheinen, und sprechen vom Unglück wie von einem äußerlichen Gegenstande, wenn auch einzelne Züge des Antlitzes den mühsam unterdrückten Schmerz verrathen, und die bewegte Stimme zuweilen Zeugniß gibt von den zurückgehaltenen Thränen!

Dies gibt dem Ganzen für mich jenes — ich möchte sagen — freiwillig gezwungene Ansehen, jenen tragisch-fröhlichen Charakter, die mein Gemüth zu einer ganz besondern Wehmuth stimmen. Es bringt mir dies in Erinnerung, daß ich auch in meinen Jugendjahren gerade auf den glänzendsten Bällen durch die allgemeine scheinbare Lustigkeit und die aufregendsten Tanzmelodien nicht selten unwiderstehlich in einen Strudel unaussprechlicher Traurigkeit hinabgezogen wurde. Es kam mir dann vor, als sey all' der Glanz und Freudenrausch nur eine flüchtige Täuschung, nur die schimmernde Hülle, welche meinen Augen so manchen tief nagenden Schmerz, so manches wunde Herz verbergen wollte! Und in der That, die Wirklichkeit, so weit ich sie in spätern Jahren kennen gelernt, hat meine dunkle, unbestimmte Ahnung nur zu sehr bestätigt. Eben so hat das Studium des französischen Nationallebens und seiner Geschichte mir es mehr als blos wahrscheinlich gemacht, daß der Schmerz, den der Hinblick auf die französische Literatur in mir erregt, nur Wiederhall ist der mannichfaltigen Leiden, die das Herz jener Nation durchzucken. Wollten Sie, verehrte Freundin, mir für so ernste, fast schwermüthige Betrachtungen einige Augenblicke Ihre geneigte Aufmerksamkeit schenken, dann würde ich versuchen, Ihnen in Kürze anzudeuten, was sich mir als Ursache jener Leiden dargestellt.

Da ich tief empfinde, welches Glück es ist, sein inneres Leben auch in einer ursprünglichen, durch und durch lebendigen Sprache Anderen mittheilen zu können, so möchte ich vom reinmenschlichen Gefühle aus es gleich als das erste Unglück, welches unser Nachbarvolk betroffen, ansehen, daß es schon in den ersten Kinderjahren, nachdem es kaum in seiner Muttersprache zu plaudern angefangen, unter die Zucht-

ruthe einer fremden, strengen Gouvernante gerathen, deren Sprache zu reden es so anhaltend sich genöthigt gefunden, daß es die eigene darüber vergessen. Eine so von außen her angenommene Sprache ist aber immer nur wie das in einen wilden Stamm verwachsene Pfropfreis eines fremden Fruchtbaumes. Des Stammes und des Reises Leben durchdringen und vereinigen sich nie vollkommen; die angenommene Sprache bleibt der bildenden Seele des Volkes immer mehr oder weniger etwas Aeußerliches, Zufälliges und Undurchdringliches.

Als dann jene fremde Gouvernante, — Sie errathen leicht, daß ich darunter das welterobernde Rom gemeint, — als sie aus Altersschwäche ihre Herrschaft über die Gallier nicht mehr behaupten konnte, da bemächtigten sich bald wieder fremde Eroberer des jungen Volkes, und wieder wurde es in freier, selbsteiniger Entwickelung und Bildung gehindert. Das alte Rom war indessen, wie man zu sagen pflegt, fromm, — in Wahrheit aber mehr abergläubisch und fanatisch als wirklich fromm geworden. Es faßte nun sein Schwert bei der Spitze und pflanzte es als Kreuz in das Frankenreich, jedoch mit dem heimlichen Vorbehalte, es demnächst abermals umzukehren, wenn die Zeiten gekommen seyn würden, sich zum andern Male der Weltherrschaft zu bemächtigen. Zuerst aber brachte es dem jungen Volke ein auf fremdem, altem Stamme erwachsenes Kirchenwesen, und seine geistlichen Krieger verbanden sich mit den weltlichen Eroberern und breiteten allmälig ihre Herrschaft so unaufhaltsam aus, daß sie nach einigen Jahrhunderten sogar ihre weltlichen Verbündeten sich dienstbar zu machen unternehmen konnten. Als daher in der Folge ein Theil des Volkes seines eigenen Glaubens leben wollte, predigten die neuen Römlinge das Kreuz, d. h. das Schwert, gegen die freiheitdürstenden Kirchenknechte, die dann bald den Doppelstreichen des geistlichen und weltlichen Schwertes erlagen. Und jedesmal, wenn in spätern Jahrhunderten die Sklaven der Kirche das Joch des Kreuzschwertes abschütteln, und Gott nach ihrem Gewissen, aber auf andere als die befohlene Weise anbeten wollten, übten die geistlichen Herren gemeinsamer Hand stets gleiche Gewaltthat.

Waren aber die zwieschlechtigen Gewalthaber stets vereinigt zur Unterdrückung jeder freien religiösen Regung, so zerfielen sie doch immer von neuem, wenn sich die beiderseitigen Strebungen nach Alleinherrschaft begegneten. Da indessen die weltlichen Herren auch die weltlich Stärksten waren, so schmiegten sich die Römlinge unter die zeitliche Uebermacht, und verläugneten, so weit es die Noth erheischte, ihren römischen Oberherrn. Die Könige hingegen, die der Geistlichen Hülfe bedurften, um das Volk in der Gewohnheit des leidenden Gehorsams zu erhalten, heuchelten mit Worten eine Ehrerbietung, die sie durch Thaten vielfach verläugneten. (D. F. f.)

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Ludovico glaubte in der Stimme der letztern die seiner Zigeunerin erkannt zu haben. Doch hielt er sich still, um nichts Unvorsichtiges zu thun, was sein Abenteuer stören könnte, zumal da er zwei Schönen statt einer erblickte. Er drückte sich hinter den Stamm der Cypresse und hielt den Athem an.

Die Frauen traten aus dem dunklen Pfade auf den Platz vor der Cypresse hinaus. Sieh, hier steht eine Bank, — sprach die erste, indem sie umherblickte. — Ich bin müde; ich werde mich hier niedersetzen. Geh' Du indessen hinab und sieh, ob die Gondel bereit ist; ich werde Dich hier erwarten. — Sie setzte sich, ihre Begleiterin ging. — Ludovico wußte nicht, was er glauben sollte, ob der Zufall dieses Zusammentreffen füge, oder ob es in Verbindung mit der Prophezeihung der Zigeunerin stehe. Daß die letztere nicht zugegen war, davon hatte er sich wenigstens überzeugt. Er beschloß, zu warten, bis die nach der Gondel Gesendete weit genug entfernt und alles einsam wäre. —

Jetzt trat er hervor, ließ sich leise auf ein Knie nieder, und ergriff unvermuthet die Hand der Sitzenden. Diese schreckte auf und wollte flüchten. Er aber ließ ihre Hand nicht los und sprach: Fürchte nichts, schöne Unbekannte; allein eine Prophezeihung sagt mir, ich solle hier ein Kleinod finden, und diese Stunde werde mich prüfen. Beides scheint sich jetzo zu erfüllen, und ein Frevler wäre der, welcher solcher Orakel spotten wollte.

Signor, ich verstehe, ich begreife Euch nicht, — sprach die Dame; — laßt meine Hand los, und, ich bitte Euch, steht auf! Wenn uns Jemand überraschte!

Der Ton dieser Worte verrieth die Bewegung der Sprechenden. Ludovico stand auf, ließ aber ihre Hand nicht. Sagt mir erst, schöne Donna, ob Euch die Zigeunerin ähnlich prophezeiht hat als mir!

Ich weiß von keiner Zigeunerin, — erwiederte sie, doch ihre Stimme bebte und auch ihre Hand fühlte Ludovico in der seinigen zittern. Die Stille des Orts, das

Seltsame des Abenteuers, die reizende Gestalt der Verschleierten, und vor allem der süße Ton ihrer Worte, webten ein mächtiges Bündniß von Empfindungen, wodurch alle Ahnungen und wunderbaren Geheimnisse der Liebe plötzlich in Ludovico's Brust geweckt wurden. Er preßte die schöne Hand, die in der seinigen ruhte, feurig an seine Lippen.

Mögen wunderbare Künste und Prophezeihungen, oder mag der wunderbarere Zufall uns hier zusammengeführt haben, — rief er aus — ich fühle, daß eine höhere Bestimmung darin waltet. Darf ich den Schleier, der mir die Lippe verbirgt, von der ein so süßer Klang in mein Herz gedrungen ist, nicht heben?

Stumm schlug die Fremde den Schleier zurück, und wandte sich gegen den freundlich strahlenden Mond. Doch nur ein halb schmerzliches Lächeln rosiger Lippen und den Glanz zweier schwermüthig dunklen Augen gewahrte Ludovico, denn eine schwarze Larve bedeckte die obere Hälfte des Angesichts.

Wie? — rief Ludovico aus — Ihr wolltet grausam meiner spotten? Um Enthüllung flehte ich Euch, und Euer Enthüllen ist nur ein tieferes Verschleiern.

Fürchtet Ihr denn nicht, — sprach die Unbekannte lächelnd und halb scherzend — daß Ihr Eure Hoffnungen getäuscht findet? Wer kann so viel Reiz besitzen, wie die gespannte Einbildungskraft sich zu malen weiß! Laßt mir die Larve!

Ludovico war im Anschauen der lieblichen Formen des Kinnes und des reizenden Spiels der Lippen verloren, das durch die schwarze Larve und das silberne zauberische Halblicht des Mondes noch gehoben wurde. Es ergriff ihn eine unbeschreibliche Sehnsucht, die Züge des ganzen Angesichtes zu erblicken. Mit einer Kühnheit, über die er selbst erstaunte, löste er das Band, welches die Larve festhielt. Die Schöne wehrte ihm zwar, indem sie seine Hand mit ihren beiden ergriff; doch nur sanft, nicht heftig, wies sie ihn zurück und sprach bittend: O, laßt es! Ich zittere wahrlich davor! laßt es — und das Lächeln ihrer Lippen war verschwunden und verwandelte sich in ein leises Beben. Ludovico bat dringender. — Nein, nein, — flehte sie. — Er drückte einen brennenden Kuß auf die Purpurlippen und rief: Ich ersticke dieses Nein, bis ein Ja daraus wird.

Seine Hand hatte das Band gelöst, die Larve fiel, ein Antlitz voll der süßesten Reize wurde sichtbar, aber sank schnell, verschämt, auf Ludovico's Schulter hinab. Er drückte die Zitternde fest an sich, und seine Lippen glühten auf ihrer Stirn. —

Plötzlich riß sie sich los, wandte sich ab, bedeckte das Antlitz mit beiden Händen und rief: O Gott, o Himmel, was soll aus mir werden!

Ludovico umschlang die süße Gestalt aufs neue. Mein sollst Du seyn, mein mußt Du seyn! Wer bist Du, Liebliche, mit welchem Namen nenne ich Dich!

So kennt Ihr mich nicht? — sprach sie und stand mit gesenktem Haupte vor ihm. — O, laßt mich ungekannt bleiben! — rief sie schmerzlich aus und verhüllte sich in ihren Schleier.

Nimmermehr, Du Holde, Unwiderstehliche! — Hier lege ich die Hand an mein Schwert und betheure Dir, nicht von Deiner Seite zu weichen, bis Du Dich mir genannt hast! —

Rosaura — nennen mich die Einwohner Venedigs. — hauchte sie mit verzagender Stimme, gleich als spräche sie ihr eigenes Todesurtheil.

Rosaura, — und — und weiter, schöne Rosaura?

Sie schwieg; ein heftiger Kampf war in ihren Zügen zu lesen, große Thränen traten ihr ins Auge. Rosaura, — wiederholte sie. — Ihr kennt diesen Namen nicht? Und seyd doch schon fünf Tage in Venedig? — Ach, so soll ich Euch nicht nur sagen, wer, sondern auch was ich bin? — Wisset, keine edle Venetianerin reicht Euch mehr die Hand zum Tanze, wenn Ihr Rosaurens Freund seyn wollt!

Was kümmern mich alle die stolzen Thörinnen Venedigs! — rief Ludovico unwillig. — Du, die köstlichste Perle dieser Fluth, sollst auch die einzige seyn.

Versprich nichts, bevor Du mich nicht kennst! — sprach Rosaura und wandte den Blick zu Boden. — Du sollst mich kennen lernen — ich will mich Dir ganz und wahrhaft zeigen, und Du wirst milde seyn. — Willst Du?

Wer könnte Dir hart begegnen, — sprach Ludovico sanft; doch schlich sich ein unerklärbares Ahnen und Fürchten in sein Herz, als er das reizende Wesen so sprechen hörte. Die reine Flamme, die sich in seiner Brust an ihrer Schönheit entzündet hatte, loderte plötzlich verdunkelt, als habe eine feindselige Macht giftige Stoffe hineingeworfen. — Beide schwiegen einige Augenblicke. Da rauschten die Gebüsche; Lucie, denn sie war die Begleiterin Rosaurens, kehrte zurück. — (D. F. f.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 171:

L i c h t.

Correspondenz.

Aus Paris, im August.

[Die Pirateninsel.]

Das nautische Theater ist während meiner Winterreise zu Wasser geworden. Kein Mensch weiß, wohin die Najaden und Tritonen geschwommen sind. Inzwischen ist der Balletmeister des untergegangenen Trojas oder Ninives geblieben und hat als Aeneas die Begründung einer neuen Colonie in den hesperischen Gefilden der Opera versucht. Acht Monate der Reform mußte das Publicum auf die erste Erscheinung seiner gladiatorischen Muse warten, da kam endlich der große Anschlagzettel, welcher den Titel führte: „l'Isle des pirates." Die Maschinisten der Akademie versprachen darin zum ersten Mal eine Seeschlacht und einen griechischen Piratentanz, sammelich Unternehmungen, die bisher blos die Marschalle Franconi's gewagt hatten.

Wenn ein neues Ballet in Paris vom Stapel gelassen wird, so vergißt man einen Augenblick alles Uebrige. Ich war aus Instinct neugierig und verzichtete auf Messager und Gazette, welche an dem Abend der Vorstellung die ersten Debatten der Kammer über die neuen sogenannten höllischen Gesetze oder „Lois Fieschi" brachten. Was ist die Rede eines Demosthenes im Vergleich mit der mimischen Sprache der Tanzdiosluren Wiens, ich meine der beiden Schwestern Elsler, was der Witz der Journale gegen die himmelanstrebenden Schwingungen der niedlichen Fußchen unserer choregraphischen Atalanten, gegen den taktmäßigathmenden sturmischen Busen einer badenden Liebesgöttin von der rue Lepelletier!

Sie wissen, ich wohne jetzt in der Straße des Ruhms, aber Sie wissen nicht, daß ich gerade den Musen gegenüber wohne. Wenn ich Morgens aufstehe, macht mir Apollo eine Visite — die Sonne nämlich, und wenn ich das Fenster offne, so klingen, ungeachtet des Mordlärms der rollenden Wagen des Boulevards, die Töne der Chorsänger an mein Ohr, die Meyerbeer's neue Oper einstudiren. Eine Sängerin wohnt neben, eine Tänzerin unter mir. Hätte ich viel Geld, so riskirte ich, wie Hylas, von den Nymphen entfuhrt zu werden. Das habe ich nicht und folglich — keine Mythologie, aber Tugend.

Ich gehe zur Oper zurück, um vor Ihnen in Bewunderung zu schmelzen. Was soll ich von den Decorationen und Evolutionen sagen? Dieses, daß, wenn es dem Regisseur gelungen ist, in der „Juive" von Halevy für funfzigtausend Franken einen stattlicheren Zug zu erschaffen als der Julikrönungszug oder der Faschings-Cortége zwischen Cöln am Rhein und dazu ein viel imposanteres Te deum zu geben als das Ministerium Louis Philipp's, das dafür 300,000 Franken ausgab und alle Straßen und Zugänge der Kirche mit Hellebarden sperrte, wodurch das Schauspiel dem Publicum verloren ging, es allerwenigstens dem Balletmeister glückte, die Schlacht von Navarin oder Algier oder Trafalgar und uberdies das ganze Seemannsleben complett darzustellen. Ja wenn's so angenehm und theatralisch ungefährlich auf Meer und wüsten Inseln zuginge, wenn man, wie diese Matrosen, Mann für Mann, zwei Houris aus dem Depot der Marine wählen, Cyperwein trinken und persisch schmausen, spielen und tanzen könnte, so wollte ich mich gleich anwerben lassen und ein Corsar werden. Walter Scott's Pirat ist gar kein Romantiker mehr. Die Griechen der Opera haben einen Anstrich von Victor Hugo, ihr Capitain ist der schnauzbärtige Ritter der Notre dame de Paris, und die beiden geraubten Mädchen, unsere Dem. Elsler, sind seine Esmereldas, die statt mit buchstabirenden Ziegen und Schafen recht allerliebst mit Männern zu kosen und ein Serailschnupftuch zu appertiren wissen. Es ist Alles Dressur, die ihnen der Großmeister des Ballets, obenerwähnter Aeneas des nautischen Theaters, beibrachte. Henry ist sein Name.

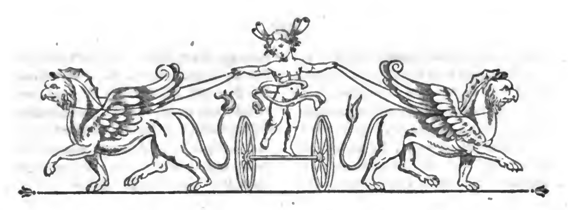
Herr Henry ist ein Genie in allen Künsten, sogar im Trommeln. Nachdem er seine Tänzerinnen galoppiren, klettern, tauchen, exerciren, fechten, boxen, schwimmen und wer weiß was alles sonst gelehrt, lehrte er sie schließlich in der Pirateninsel schießen und trommeln. Die niedliche, rundliche, nicht hübsche aber verführerische Montessie erscheint im zweiten Act als Amazonentambour und schlägt Marsch, Reveille, Zapfenstreich, Sturm und Wirbel. Ich habe mein Tage keine Hasen so allerliebst trommeln sehen. Dazu tanzt sie einen Pas de deux und fordert alle Leute heraus, sich mit ihr im Turnen zu messen. Dies Glück wird einem Mohren zu Theil, der Schiffszimmermann ist.

Die Geschichte dieses Ballets ist gar nicht undramatisch. Sie beginnt in einer italienischen Villa, wo die Besitzerin eine von ihren beiden Töchtern an einen Grafen Moncaldi verheirathen will, den sie nicht liebt. Dieser Moncaldi ist ein Piratenchef des Archipels, welcher mit seinen Gefährten verlarvt gelandet ist, um sich ein schönes Weib und reiche Besitzungen zu erwerben. Die Corsaren tragen Pilgerkleidung und harren des Winks ihres Oberhauptes, um wie weiland die ersten Römer in die Reihen der Landmädchen zu brechen und mit ihnen auf die Schiffe zu flüchten. Unterdeß kommt Octavio, der todtgeglaubte Geliebte der dem Pseudografen verlobten Amalie — Fanny Elsler — und beschleunigt durch seine Gegenwart die Execution der Raubprojecte. Akbar, der Corsar, giebt ein Signal, und die Sabinerinnen verschwinden. Der arme Octavio bleibt verwundet am Boden liegen, als die Piraten mit den Gräfinnen fortziehen.

Im zweiten Act befinden wir uns am Bord eines großen Schiffes, das auf der Rhede einer ägeischen Insel vor Anker liegt, die Coulissen sind verschwunden, das Auge des Zuschauers sieht ein endloses Meer mit den fernen Küsten der Barbarei, eine herrliche Scene, in der das Fahrzeug wirklich ganz frei erscheint. Im Vorgrund steht der Mast, von dem die Segel und Taue niederhängen, links und rechts die Kanonen auf dem Verdeck. Im Hintergrunde ist die erhobte Galerie mit allen Utensilien und dem Tauwerk des dritten Masts, alles so groß und geräumig, daß das ganze Regiment des Ballets darauf manövriren kann. Die Wimpeln flattern, die Matrosen klettern in den Strickleitern, die Schiffsglocke wird geläutet — der Tag ist angebrochen.

Es versteht sich, daß Hr. Henry uns diesen Act blos gab, um seine Matrosenspiele und Tänze zu zeigen. Die gefangenen Gräfinnen hatten die Gefälligkeit, sich gleich viel andren Weibsen andrer Nationen, die wir an ihrem Costüm erkannten, in ihr Schicksal zu fügen und nach einer kleinen Verzweiflung die Romaika, Tarantella und Pacchiarella zu tanzen. Ihre Kleider waren griechisch geworden und bestanden aus weiten kurzen weißen Roben, worüber ein knappes Purpur- und goldgesticktes Jäckchen gezogen war, das den Busen auf der Herzgrube offen ließ, und dem naiven kleinen rothen Käppchen mit fliegender Quaste, das die Mainotinnen so leichtfertig nachläßig auf einem Ohr zu tragen wissen, während ihr schönes blondes Haar in langen Flechten golddurchwirkt über die Schultern auf den Rücken fällt.

(Der Beschluß folgt.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 176. — den 7. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Morgen! — sprach Rosaura leise. — Morgen will ich Dir mein ganzes Innere voll Schmerz und Schuld enthüllen. Nur laß mich heute, es hat mich zu tief erschüttert! Willst Du morgen? —

Ludovico drückte sie statt der Antwort stumm an sein Herz. Nur wenige Stunden will ich ja, — sprach sie beruhigter, aber doch noch mit dem Tone fürchtenden Bittens — bis ich selbst begriffen, was mit mir geschehen ist, bis ich weiß, was ich Dir bekennen muß, — wenn Du mich lieben könntest! — setzte sie mit bebender Stimme hinzu. — Komm mit der Morgenröthe, wenn alles still ist, nach der kleinen Villa an der Brenta, neben Foscari's Gärten — dort im kühlen Schatten der Ulmen und Reben — dort — — hier versagten ihr die Worte, und sie schied mit einem stummen Gruße.

Ludovico stand gefesselt, träumend, bebend vor Wonne und Ahnung. Er blickte ihr nach, er wollte ihr folgen, er zögerte — endlich verschwand ihr weißer Schleier in den Gebüschen des Gartens. Da war es ihm, als müsse er sie noch einmal sehen; er eilte ihr nach; doch sie war verschwunden in den irren Gewinden der dunklen Pfade. Auf verschlungenen Wegen gerieth er nach langem Suchen an den Fluß, wo noch viele Gondeln lagen und der Gäste harrten. Bald fand er einen Gondolier, der sich erbot, ihn nach Venedig zurückzuführen; er setzte sich in das Fahrzeug, das ihn sanft gleitend über den Rücken des Kühlung athmenden Meeres dahintrug.

Gesang der Gondoliere und munterer Ruderschlag ertönte ringsumher; ein laues, leises Lüftchen spielte über die Wellen hin; Fackeln und bunte Lampen glänzten fern und nah, und spiegelten sich in der Fluth. Das südliche Nachtleben entfaltete alle seine romantischen Schwingen und Farben und wiegte den Sinnenden in immer süßere Träume und Hoffnungen ein. —

Drittes Capitel.

Die Morgenröthe dämmerte kaum am Rande des Meeres als Ludovico nach einem kurzen unruhigen Schlummer voll seliger Träume durch die stillen dunklen Gassen Venedigs schritt, um sich nach dem westlichen Ende der Stadt zu begeben, wo ein Gondoliere wohnte, bei dem man die Ueberfahrt nach den Ufern der Brenta um ein Billiges haben konnte, weil er die Marktleute hin- und herwärts überzusetzen pflegte, die ihm nur einen ganz geringen Fährlohn bieten konnten. Solche Vortheile mußte Ludovico aufsuchen, da er nichts hatte als seinen spärlichen Sold, und es nicht verstand, wie seine Cameraden, im Kriege Beute zu machen. Und zumal jetzt befand er sich in fast drückender Lage, da die weite Reise und der Aufwand, den er, des nothwendigen Anstandes halber, zu Venedig mit seiner Klei-

dung machen mußte, seine Baarschaft erschöpft hatten. Er beeilte sich daher, das Häuschen des Gondoliers zu erreichen, weil er wußte, daß dieser mit der ersten Dämmerung überzusetzen pflegte, um die drüben am Ufer harrenden Landleute in den Nachen zu nehmen. Unweit von dem Häuschen kam er an einer kleinen Capelle vorbei, wo ein einziges Lämpchen flammte. Die heitere Stille des Morgens, der blaßrothe Schimmer des Lämpchens vor dem Muttergottesbilde, die milden Züge der Madonna, alles drang plötzlich mit seltsam bewegender Kraft in sein Herz. Es war ihm zu Muthe, als bedürfe er des Schutzes der Himmlischen bei dem Abenteuer, dem er entgegenging; mit unwiderstehlichen Banden zog es ihn in die Capelle. Er ließ sich auf die Knie nieder und betete inbrünstig. Als er das Auge wieder erhob, sah er mit Erstaunen, ja halb erschreckend, im Halbdunkel einer Nische eine Alte knien, deren ernste, scharf gefurchte Züge, graue Locken und fremdartige Tracht einen seltsamen Eindruck auf ihn machten. Sie glich sonst einer alten Zauberdrude oder Zigeunermutter, wie Mährchen und Erzählungen diese schildern. Ein blutrothes Tuch umwand ihr Haupt, einem Turban ähnlich; ein paar dunkle Augen blickten altersmatt, aber doch noch feurig genug, zur heiligen Jungfrau auf; die gebogene Nase, das scharfe Kinn deuteten auf orientalische Abkunft. Ludovico betrachtete sie schweigend und staunend; sie schien ihn nicht zu bemerken, sondern murmelte ihre Gebete vor sich hin.

Was thust Du so früh hier, Alte, — redete er sie aufstehend an.

Gott grüß' Euch, edler junger Ritter, — erwiederte sie; — Ihr seht eine arme Alte vor Euch, die, von bösen Menschen verfolgt, zwanzig Jahre im Elende der Sklaverei der Türken zugebracht hat, und erst vor wenigen Minuten nach Venedig zurückgekehrt ist. Ich ging in diese Capelle und betete zur heiligen Jungfrau um Schutz und Gnade. Sie hat mein Gebet erhört, denn sie sandte Euch zu so früher Stunde, wo noch Niemand wacht, hierher, und Ihr werdet einer armen Alten gewiß ein Almosen nicht versagen. —

Ludovico gab ihr ein kleines Geldstück. Nimm, alte Mutter; viel habe ich nicht, aber ich gebe Dir's gern.

Die Alte wollte seine Hand küssen und sprach tausend Segenswünsche über ihn aus. — Ludovico entzog sich ihrem Danke und eilte seinem Ziele zu. —

Noch nicht hundert Schritte war er gegangen, als er plötzlich einen lauten Angstruf von weiblicher Stimme hörte. Er horchte auf. Wahrlich, er täusche sich nicht! Eilends stürzte er der Gegend zu; das Rufen schien verstummt, vielleicht war es nur erstickt. Die Gasse schlug eine Ecke; als Ludovico umgebogen war, sah er auf einem freien Platze das Meer und die Hütte des Gondoliers vor sich. Vor derselben rang ein Mädchen mit zwei Männern, die sie schon auf den Boden geworfen hatten und binden zu wollen schienen. Vollen Laufs, doch mit möglichst leisem Schritte, stürzte Ludovico auf die Räuber zu, um sie so unvermuthet als möglich zu überraschen. Doch war er bemerkt worden; denn plötzlich sprang einer derselben auf und rief: Signor! Ans Schwert! Wir sind überfallen! — Nicht Furcht, sondern Staunen fesselte Ludovico's Schritte einen Augenblick, denn er sah denselben Mohren vor sich, den er im Garten des Dogen getroffen, und ein Blick auf den Gefährten desselben belehrte ihn, daß dieser Niemand anders sey, als jener Nobile, der im Gebüsche die Kleider gewechselt hatte. Doch blieb hier keine Muße zum Verwundern, denn der verlarvte Nobile war blitzschnell aufgesprungen und drang auch sogleich mit dem Schwerte auf Ludovico ein. Er war kein verächtlicher Gegner, denn gleich sein erster Streich zeigte eine seltene Gewandtheit und Kraft des Armes; doch auch Ludovico wußte die Waffe zu führen und so zuckten ihre Klingen wie Blitze durch die Luft. Stürmend drang er auf den Räuber ein und drängte ihn rückwärts; schon glaubte er des Sieges sicher zu seyn, als er sich plötzlich von hinten gepackt und zu Boden gerissen fühlte. Es war der Mohr, der ihn niederwarf. Des andern Räubers Schwert war schon zum Todesstreich geschwungen; Ludovico glaubte sich verloren. In diesem Augenblicke warf sich die Gestalt eines reizenden Mädchens mit blondem, fliegendem Haare zwischen ihn und den Mörder, fiel diesem in den Arm und hing sich festgeklammert an ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literaturbriefe an eine Freundin.

Von F. W. Carové.

(Fortsetzung)

So kam über unsere Nachbarn durch die eigenthümliche Verschränkung ihrer Lebensverhältnisse das große — vielleicht das größte — Unglück: daß der innere Unfriede sich allmälig bis zur tiefsten Zerrissenheit steigerte, während an der Oberfläche der Schein des guten Einverständnisses erhalten wurde. Das Heilige wurde zur leeren Form, während das Heiligste sich im Innern verbarg. Hierzu kam dann noch, daß Paris schon frühe zur Herrschaft über die Provinzen gelangt war. Hierdurch wurde zwar die nationale Einheit vorbereitet, zugleich aber konnte der Despotismus

im Weltlichen wie im Kirchlichen jedes vereinzelte Streben nach Selbstständigkeit vom gewaltigen Mittelpuncte aus unterdrücken. Wohl können nun vorhandene Kräfte sich zu bethätigen auf eine Zeit lang gehindert, sie selbst jedoch nicht vernichtet werden, und jede gewaltsame Hemmung ihrer natürlichen, rechtmäßigen Aeußerung treibt sie früher oder später zu unwiderstehlicher, gewaltsamer Bethätigung. So gelang es zwar dem geistlich-weltlichen Hofe, die Reformation zu unterdrücken; aber sie kehrte später als Jansenismus wieder, und als auch dieser mit Gewalt ausgerottet werden sollte, durchbrach der empörte Geist in der sogenannten Philosophie des 18ten Jahrhunderts zuletzt alle religiösen Schranken, und unterdrückte dann in der Revolution die alte Zwangkirche auf eben so gewaltsame Weise, wie diese früher die Reformation bezwungen hatte. Weil aber das Freiheitsstreben immer nur zur Widersetzlichkeit gereizt worden und der Geist seine Kräfte nicht auf positive Fortbildung des religiösen Wesens hinwenden konnte, so kam nach dem Umsturze der alten Kirche nur eine ungeheure Lücke zum Vorschein. Hierdurch fand sich Napoleon veranlaßt, die alte Kirche, so weit es mit seiner unbeschränkten Herrschaft sich vertrug, wieder aufzubauen, während er den Feind dieser Kirche nicht nur in der Literatur gewähren lassen mußte, sondern in der bürgerlichen Gesetzgebung ihn sogar gegen die Angriffe des alten Klerus in Schutz nahm. Zwar versuchte demnächst die restaurirte alte Dynastie auf alle Weise auch die Gewaltherrschaft der alten Kirche zu restauriren. Gerade hierdurch empörte sie aber aufs tiefste die unglückliche Nation, und es ist jetzt von den einsichtsvolleren Geschichtsforschern zugestanden, daß die altkönigliche Familie hauptsächlich deshalb so leicht entfernt werden konnte, weil sie sich aller — ihr erreichbaren — Mittel bedient hatte, die Religionsfreiheit zu unterdrücken und der Nation eine abgelebte Kirchenform wieder aufzudrängen.

Ueberlegen Sie dies Alles, dann werden Sie, verehrte Freundin, gewiß auch mit mir eine Nation beklagen, welche gerade in der heiligsten Angelegenheit des Lebens so viele Jahrhunderte hindurch so harten Druck erfahren, und hierdurch zu keiner Zeit in sich selbst zum Frieden und zu freier Entwickelung gelangen konnte. Wie schon im 12ten Jahrhunderte die kirchgläubigen Franzosen zum Kreuzzuge gegen ihre waldensischen und albingensischen Brüder aufgefordert, so sollten sie im 16ten die Reformirten an einem Tage meuchlings vernichten; so wurden im 17ten die Hugenotten wie wilde Thiere gehetzt, so wurden im 18ten diejenigen verfolgt, die ehrlich genug waren, gegen die römischen Machtsprüche in Glaubenssachen zu protestiren. So nöthigte Gewaltsamkeit Jahrhunderte lang zur Versteckung oder Verstellung, und rief, als das Maß voll war, gleiche Gewaltsamkeit hervor. Mußten Albingenser und Hugenotten sich in Höhlen verstecken, Freidenker geheime Gesellschaften bilden, ihre Schriften im Geheimen drucken oder die im Auslande gedruckten einschwärzen lassen, so mußten, als die Nemesis ihr jüngstes Gericht begann, nun auch die Priester sich vor denen verbergen, die durch jenen Zwangglauben — ungläubig geworden, und selbst noch unter dem mächtigen Schilde der restaurirten Dynastie konnten die Jesuiten — die Schweizergarde der alten Kirche — sich nur e i n s c h l e i c h e n, — die Strenggläubigen nur in g e h e i m e r Congregation sich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit bethätigen.

Als dann vollends in der bekannten Juliwoche die Nation auf eine kurze Weile ganz sie selbst seyn konnte, mußte die alte Geistlichkeit zwar nicht mehr ins Ausland — aber doch in das Weihthum ihrer Kirche sich flüchten und ihren Zorn über die Zerscheiterung ihrer Restaurationsversuche in ein gezwungenes Schweigen verstecken. Nun aber zeigte sich erst recht, wie verderblich die so viele Jahrhunderte hindurch fortgesetzte kirchliche Gewaltherrschaft gewirkt. Die bildenden Kräfte waren großentheils auf den Widerstand verwendet worden, und nun der Widerstand seinen vollen Sieg errungen, war keine neue Kirche zur Aufnahme der Gebildeten vorbereitet. Eilige Versuche mancherlei Art, diesem Mangel zu begegnen, mißglückten; der Strom des losgelassenen, nicht durch eine ausgebildete Religion gebundenen Lebens riß Manche in das Bodenlose mit sich fort, und die so bejammernswerth sich mehrenden Selbstmorde geben nur zu deutlich zu erkennen, daß der alte Glaube seine Bindungskraft verloren, und noch nicht ein zureichendes, lebenskräftiges Band an seine Stelle getreten.

(Der Beschluß folgt.)

C o r r e s p o n d e n z.

A u s P a r i s. (B e s c h l u ß.)

[Die Piratninsel.]

Die Tänze und Evolutionen in diesem Acte sind hinreißend. Warum uns mit Pas und Solos ermüden? Der Tanz ist nur schön in Chören und Massen, in Gruppen und Figuren, ungefähr wie das Militärmanöver nur en gros wahrhaft imposant ist. Ich habe bemerkt, daß die Galoppaden allmälig alle Variationen durchmachten, sogar um den Mastbaum eines Schiffes. Hier war die griechische Romaika ganz an ihrem Platz, die Reihen und Kreise verwirrten die Sinne, es däuchte mir antik, bacchantisch, und es war doch nur modern und türkisch. Das Publicum w i e h e r t e vor Freude.

Ist es nicht merkwürdig, daß man in Paris noch Köpfe hat, die Höllenmaschinen erfinden, hier, wo die Menschen wie trunkene Derwische schwärmen und springen, wo die Taglioni's

exerciren, die Montessus' trommeln, die Jenny Colon's Tabak rauchen und die Dejazet's zum Parterre sagen: „M'aimez-vous?" Die Regierung sollte keine Fieschigesetze geben, sondern mit dem Gelde, das die Repressivmaßregeln und die Truppen kosten, noch zehn Opernhäuser bauen und die Vorstellungen mit sammt den Künstlerinnen gratis geben, wie in Rom und Athen, wo man in der Staatscasse seine Drachme hatte für die Komödia. Sie sollte die Mouchards abschaffen und dafür Balletmeister besolden, die blos mit den Beinen provociren. —

Ich muß Ihnen sagen, daß Octavio, der Geliebte von Fanny Elsler (Amalia), nicht an seiner Wunde verblutete, sondern bei der Regierung Neapels ein Patent als Marine-Oberst nachsuchte, um gegen die Piraten zu kreuzen; ferner, daß derselbe so glücklich war, von seiner Escadre in Matrosenkleidung an Bord der Fregatte zu kommen, die Albar befehligte, und auf der uns Herr Henry das Seemannsleben der Räuber eben zum Besten gab. Ungekannt von den Gräfinnen besteht er die Probe als Pirat und wird ins Buch der Mannschaft eingeschrieben und mit den Privilegien und Gesetzen derselben bekannt gemacht. Der Act schließt mit der Matrosenweihe.

Später, im dritten Acte, führt uns der Balletmeister auf die Pirateninsel, welche von den Weibern der Räuber bewohnt und von einem Schwarzen regiert wird. Octavio kommt und sucht sich nach einem Kampfspiele, worin er sich überwinden läßt, die beiden Schwestern als Lebensgefährtinnen aus. Die Verschwörung nimmt ihren Anfang, er widersetzt sich dem Chef, der die eine der Gräfinnen selbst besitzen will, und beruft sich auf das Piratengesetz und die Gleichheit derselben, wohl wissend, daß bald die Stunde schlage, in welcher seine Escadre die Insel erobern werde. Die Signalschüsse dringen in Albar's Zelt, als er über seines Rivalen Untergang brütet und mit dem Gedanken umgeht, eine Pistole in die Pulverkammer abzufeuern. Während der Confusion geht der hintere Vorhang auf und schließt das Drama und das Ballet mit der Eingangs erwähnten Seeschlacht, in der Octavio siegt und der Piratenchef umkommt.

Dies Schlußtableau hat den gewöhnlichen Vorzug, daß es die frühern der Oper wieder vergessen macht. Es ist, als ob sich die Kunst der Sceniker nicht erschöpfe, täglich verbessere und erweitere. In der That, nichts sind gegen dies lebendige und natürliche Gemälde die vielgerühmten Versuche Franconi's. Das Panorama scheint unendlich, die Bewegung, die Beleuchtung, das Coloris lassen nichts zu wünschen übrig. Da ist das Ufer des Eilands mit seinen Felsen und Batterien, dort sind die Forts, dort ist das offene Meer, in welchem die Schiffe in ihrer Perspektive segeln, wirklich segeln und feuern, und hier die Kanonierschaluppe in fast wirklicher Größe mit der neapolitanischen Marine und Flagge, Octavio auf dem Schiffsschnabel. Er steuert kühn den Klippen des Castells zu, setzt Bote aus und schlägt sich mit den Landtruppen. Eine solche Mechanik ist gewiß eine Wissenschaft ersten Ranges, denn sie fordert die Kenntnisse von mehrern Ständen und vielen Gewerben, außer der dominirenden Kunst des Decorateurs und Maschinisten.

Die Franzosen haben die Wissenschaft erfunden, jede Art von Composition wie jeden Menschen so zu kleiden, daß er schön erscheint oder wenigstens nicht häßlich ist. Sie schreiben ein Buch ohne Inhalt, das geistreich ist, ein Journal ohne Form und Tendenz, das Charakter und Gefälligkeit hat, sie malen ein Bild, das nichts ist als Farbe, aber es wird so angeordnet, daß es Beifall findet, sie bauen ein Haus, das nichts ist als eine Mauer voll Fenster, welches im Innern elegant und bequem ist, und sie machen Gedichte, Romane und Dramen, wie man Baumwolle spinnt in den englischen Spinnereien, Alles ohne sich den Tadel der Geist- und Talentlosigkeit zuzuziehen — ist das nicht originell?

Endlich haben die Franzosen eine Revolution gemacht, inconsequent, wie sie ihre Dramen, Romane und Gemälde fabriciren. Es ist nicht ihr Wille, daß sie außer Mode kam wie diese, es ist blos ihre Schuld. Mit den Worten: „Er ist nicht mehr Mode," kann man hier seinen Bruder begraben und nicht weinen darüber.

Ich bin von meinem Ballet weit weggekommen, wohl gar bis in die Tuilerien, ohne Alles davon gesagt zu haben, was ich sagen wollte. Herr Henry soll mir nicht ohne Tadel durchkommen, ich verklage ihn vor der Kritik, weil er mir den Auftritt des Mädchenraubes nicht correct und natürlich genug gab. Was, die römischen, flandrischen und französischen Maler haben uns so viel hübsche Gemälde dieses historischen Vorfalls gegeben, und die Opera strebte nicht darnach, wenigstens den David des Louvre, wenn nicht den humoristischen Tenier zu imitiren? Als die Römer die Sabinerinnen raubten, da zerrten sie die Jungfrauen gewiß nicht am Rockzipfel fort, sondern sie ergriffen sie, luden sie auf, trugen sie, huckepack, vom Forum fort in ihre Häuser, wo sie ihnen wahrscheinlich antike Polenta vorsetzten.

Ich bemerke dies ausdrücklich im Interesse des deutschen Ballets, weil ich die Hoffnung hege, daß dasselbe einmal so witzig wird und einsieht, daß es nicht blos mit Tanzfiguren gethan ist im menschlichen Leben. Ich bitte, ich beschwöre die Herren Maestri di ballo, dem Publicum das reizende pittoreske Schauspiel eines Sabinerinnenraubes zu geben, aber natürlich, ungezwungen, naiv, rubensisch, domenichinisch.

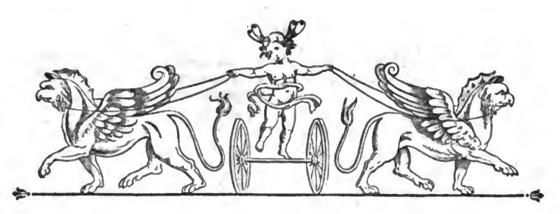
Leben Sie wohl und träumen sie von einer Sabinerin.

L.

Notiz.

[Rietschel's Friedrich August.]

Das kolossale Gypsmodell zum Denkmale des vorigen Königs von Sachsen, das auf dem Zwinger in Dresden seine Stelle finden wird, ist bereits fertig. Auf der berliner Ausstellung im Jahre 1832 sah man schon ein Modell im Kleinen, das nun einige Veränderungen erlitten hat. Die kolossale, sitzende Königsgestalt hält in der auf die Lehne des Thrones gestützten Hand das Gesetzbuch, in der Rechten eine Rolle. Um die moderne Kleidung hüllt sich der faltenreiche Königsmantel. Der Metallguß wird dem Vernehmen nach in Dresden ausgeführt. An den vier Ecken des Postamentes, das ein Marmorblock bilden soll, werden vier Figuren in stehender Haltung angebracht, von denen drei, die Genien der Milde, der Gerechtigkeit und der Frömmigkeit, bereits gegossen (von Fischer in Berlin), in Rietschel's Atelier befindlich sind. An der ersten Figur tadelt man, daß sie zu schwer an ihrem allzu faltigen Gewande trägt. Vielleicht hatte der Künstler die Ausführung in Marmor bei dem Entwurfe im Sinne, wo dann die Fülle der Faltenwindungen weniger gedrückt herausgetreten wäre. Die beiden andern Gestalten sind wahrhaft gelungen nach Entwurf und Ausführung. Die Glieder heben sich unter der Kleiderhülle auf das glücklichste, die Gestalten sind eben so fein als voll und warm. Die vierte, noch nicht gegossene Figur, welche die Weisheit darstellt, befindet sich im Modell auf der seit dem 2. August eröffneten Ausstellung in Dresden. Rietschel ist bekanntlich aus Rauch's Schule hervorgegangen. Mit diesem Werke tritt er als selbstständiger Meister auf.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 177. — den 8. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Literaturbriefe an eine Freundin.

Von F. W. Carové.

(Beschluß.)

Dies Alles, theure Freundin, mußte ich Ihnen anführen, um Ihnen die Erscheinung jenes Romans begreiflich zu machen, dessen Inhalt mein vorletzter Brief Ihnen anzudeuten versucht hat. Um jedoch dessen Bedeutung vollkommen zu würdigen, dürfen wir nicht vergessen, daß in Frankreich mehr als in jedem andern Lande die sogenannte schöne Literatur als der lebendige, unmittelbare Ausdruck der Denkweise und Stimmung der gebildeten Welt anzusehen ist. In Deutschland wird durchgängig aus individuellem Bedürfnisse und, ich möchte sagen — für die Musen selbst gedichtet und geschrieben. In Frankreich, d. h. noch immer — in Paris — sind die belletristischen Schriften unmittelbare Erzeugnisse der Gesellschaft, und stehen dann auch wieder in mehr oder minder wirksamer Beziehung auf deren Bedürfnisse, Wünsche und Strebungen. Unstreitig aber gehört Ste. Beuve zu den ausgezeichnetern französischen Schriftstellern, und sein Roman gibt uns daher wohl auch zu erkennen, welche Richtung ein großer Theil der höhern Gesellschaft genommen. Gleich beim ersten Durchblicke dieses Werkes ist der tiefe darin vorherrschende Ernst auffallend, der offenbar durch ein eigenthümliches Pathos des Verfassers sowohl als des Leserkreises, den dieser vor Augen gehabt, erzeugt worden. Ein dringendes, aus der Tiefe der Seele aufsteigendes Bedürfniß eingt nach Befriedigung. Was diese gewähren zu können scheint, dem wird eifrig nachgestrebt, gleichviel, ob der Weg über Dornen und Disteln führe. So läßt jener gewandte und sonst so besonnene Redekünstler sich von seinem Gegenstande bemeistern, und verliert sich nicht selten in Darstellungen und Erörterungen religiöser, oder auch theologischer Gegenstände, die er uns weder in besonders geistreicher noch in anmuthiger Gestalt vorzuführen Bedacht nimmt. Gewiß aber glaubte er dessen ungeachtet auf lebhafte Theilnahme der Hochgebildeten rechnen zu dürfen, und der große Kreis von Zuhörern, der im laufenden Jahre um mehrere katholische Prediger in der Hauptstadt sich gebildet, berechtigt uns, anzunehmen, daß Ste. Beuve sein Publicum nicht mißverstanden hat.

Diese theilweise Rückkehr zum Kirchlichen scheint mir eine doppelte Veranlassung zu haben.

Während der Restauration nahm der Kampf der Parteien alle Thätigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Als nun die Julirevolution den Sieg der bisherigen Opposition auf das nachdrücklichste entschieden, galt es, der errungenen Freiheit zu genießen. Alle Kräfte waren aufgeregt, und wie nun die Einen sich rückhaltlos in den Strudel der sinnlichen Genüsse stürzten, durchwühlten Andere die geistige Welt, zogen die ganze Vergangenheit, alle Schätze des Auslandes herbei, drangen hastig in alle Tiefen und Abgründe des menschlichen Wesens ein, und stellten nach und

nach alles bis dahin noch Gültige in Frage. Alles sollte aus dem Geiste, aus der Freiheit wiedergeboren werden, die allvereinigende Wahrheit sich alsbald finden und zur weltbesiegenden Gewißheit erheben lassen! Man glaubte den Himmel erstürmen und — geschmückt mit dem göttlichen Lorbeer — abermals über Europa triumphiren zu können. — Aber die Einen wie die Andern fanden sich in in ihren Hoffnungen getäuscht. Die Weltlust verstößt frühe ihre eifrigsten — nur sich selbst dienenden — Bewerber. Die Gotteswissenschaft hingegen fordert langen treuen Liebesdienst, bevor sie dem Unverdrossenen mit bleibendem Genügen lohnt. Wenn aber, wie nunmehr in Frankreich, so manche sanguinische Hoffnungen und allzuhastige Strebungen gescheitert sind, dann bleiben nur drei Auswege offen. Die Kraftbegabten gehen zunächst in sich, prüfen ernstlich die Endzwecke, die sich ihnen darstellen und verdoppeln dann die Anstrengungen, um sich dem fernen Ziele zu nähern. Die Erschöpften aber entfliehen, ihr Leben gewaltsam endend, dem marternden Gefühle eines glaub-, lieb- und hoffnungleeren Daseyns, — und — statt sie geistlich stolz zu verdammen, sollte man sie tief beklagen, wie die Armen, die in langer Winternacht dem schneidenden Winterfroste erliegen. Diejenigen endlich, die, noch zu kräftig, um des Lebens Bürde muthlos abzuschütteln, — doch nicht muthig genug sind, um mit spärlichen Lebensmitteln in schmalem Kahne fernen Inseln zuzusteuern, — solche wenden sich dann zurück zu dem Hafen, aus dem sie ausgelaufen, und suchen sich die Bedürfnisse auszured n, die sie aus demselben auf das hohe Meer getrieben. Solcher Flüchtlinge nun sind jetzt nicht wenige in Frankreich, und Ste. Beuve gehört zu denen, die diese Rückkehr in den fast ganz versandeten Hafen gewissermaßen zu rechtfertigen oder zu beschönigen sich bemühen.

Es mag nun allerdings freudig anerkannt werden, daß auch in jenem Romane ein ernstes religiöses Streben sich kund thut, welches in Demuth so manchem Herrlichen des alten Kirchenglaubens huldigt. Zu bedauern bleibt jedoch, daß auch hierbei wieder jene bei unsern Nachbarn vorherrschende Willkür und Oberflächlichkeit sich kund gibt, welche das streng ineinandergefügte System der alten Kirche gutdünklich in Stücke schneidet, und, das ihr zusagende sich aneignend, wieder kirchgläubig geworden zu seyn wähnt, während sie in der That nur ihren eigenen Gefühlen und — Wünschen glaubt... Doch ich muß schon fürchten, zu ausführlich geworden zu seyn, und schließe deshalb, um für diesen Brief mir Ihre Nachsicht zu gewinnen, mit dem Versprechen, daß meine nächste Epistel dem allerdeutschesten und durchaus wahrhaft religiösen Laienbrevier unsers eben so innig geliebten als hochverehrten Leopold Schefer ausschließlich gewidmet seyn soll. —

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Schont seines Lebens! — rief das Mädchen. — Erbarmt Euch! — Ludovico wollte sich emporringen; doch der Mohr packte ihn mit beiden Händen an der Kehle, um ihn zu erdrosseln.

Hund! — rief er wüthend, — Du hättest schon aufgehört zu leben, wenn ich nur meinen Dolch zur Hand hätte; so will ich Dich denn halten, bis Du erwürgst.

Ludovico sträubte sich im Todeskampfe mit Händen und Füßen, doch vergeblich. Das junge Mädchen hemmte noch das Schwert des Nobile, doch schon ermatteten auch ihre Kräfte, da der Mörder sie mit aller Gewalt zurückdrängte und rief: Rasende, laß mich, oder ich muß Dich niederstoßen! — Dabei packte er sie in die fliegenden Locken, um sie so zurückzureißen. In diesem Augenblicke ertönte eine Stimme aus der Gasse. Hierher! Hülfe, herbei! Leute kommt heran!

Bei diesem Laute sprang der Mohr auf. Er warf einen Falkenblick umher, dann rief er: Signor, ich glaube die Häscher kommen. Fort, es ist keine Zeit zu verlieren! — Ohne eine Antwort abzuwarten, rannte er in vollem Laufe dem Meeresbusen zu am Quai entlang. Der Nobile riß sich jetzt gleichfalls mit aller Anstrengung seiner Kraft aus dem umklammernden Arme des Mädchens und schleuderte sie rückwärts zu Boden, daß sie über Ludovico, der noch halb betäubt war, hinstürzte. Eiligst entfloh er hierauf, und ehe sich die beiden am Boden Liegenden aufraffen und besinnen konnten, waren die Mörder verschwunden. —

Doch hörte man Waffengeklirr und Tritte; es war eine Streifabtheilung des Dogen, die auf den Lärmen und Hülferuf eiligst herbeikam, um dem Unheile zu wehren. — Der Befehlshaber derselben fragte, was vorgehe. Ludovico hatte noch nicht Athem genug, um antworten zu können. Das junge Mädchen, noch vor dem Schrecken zitternd, aber dadurch nur um so reizender, nahm daher das Wort: Dieser edle Herr ist mein Retter, — sprach sie — ich heiße Biondina und bin die Enkelin des alten Vater Bernardo, des Gondoliers, der hier in dem Häuschen wohnt. In der Morgendämmerung kamen zwei Männer an das Fenster der

Hütte, und wollten meinen Großvater herauspochen, um sie nach Fusino überzusetzen. Allein er war schon gestern Abend spät von einigen Leuten zu einer Fahrt gemiethet worden, von der er noch nicht heimgekehrt ist. Ich wollte die fremden Männer nicht übersetzen; sie baten aber sehr und sagten, es sey ihnen dringend, und boten mir auch einen vollen Beutel an. Ich schlug ihn aus, versprach aber, ihnen Ruder zu bringen und eine Gondel von der Kette loszuschließen. Allein in dem Augenblicke, wo ich aus der Thür trat, packten sie mich, warfen mich zu Boden, verbanden mir den Mund und wollten mich knebeln. Da sandte die heilige Jungfrau, zu der ich inbrünstig betete, diesen edlen Herrn, der mich errettete, was er fast selbst mit dem Leben gebüßt hätte.

Ludovico konnte sich leicht als Offizier zu erkennen geben; der Führer der Wache hatte daher weiter keine Bedenklichkeiten, und ließ sogleich durch einige Mannschaft den Räubern nachforschen, ob man ihrer vielleicht noch habhaft würde.

Aber wo ist die Alte, die uns herbeirief? — fragte er und sah sich rings um. — Sie weiß vielleicht etwas Näheres, das uns auf die Spur des Verbrechens bringt! — Es war Niemand zu sehen. Hm! Wunderlich! — sprach der Kriegsmann. — Sie muß noch hier in der Nähe wo seyn; geht Ihr rechts am Strande hinauf, ich werde hier links durch die Gasse gehen, dann müssen wir sie treffen. Wenn Ihr sie findet, muß sie gleich nach dem Wachthause, denn es muß Anzeige gemacht und sie verhört werden. — Er ließ sich hierauf Ludovico's Namen und Wohnung bezeichnen und ging mit seinen Leuten ab. —

Indessen hatte sich Ludovico erholt und fühlte sich wieder ganz frisch und leicht. Sein Blick heftete sich mit Rührung und Erstaunen auf die gerettete Biondina, die sich mit liebender Sorgfalt um ihn beschäftigte, und mit ihrem Busentuche das Blut einer Wunde in seinem linken Arme, die er bis jetzt noch nicht einmal bemerkt hatte, zu stillen suchte. Meine liebe Kleine, — sprach er freundlich — willst Du mein Wundarzt seyn? — — Sie erhob ihre reinen blauen Augen unschuldig zu ihm und sprach: Ihr habt ja Euer Blut für mich vergossen! Soll ich es nicht stillen? Ich will Tag und Nacht zur gebenedeiten Jungfrau beten, daß sie Euch allen Segen zuwende, mein edler Herr! — Bei diesen Worten richtete sie den Blick so fromm und andächtig gen Himmel, daß man sah, ihr ganzes Herz war in dem Gebete; das Auge glänzte unter der hervordringenden Thräne so rein, als sey es der Spiegel des blauen Aethers, zu dem es gewendet war. — Ludovico fühlte sich wunderbar bewegt von der Schönheit des Mädchens. Kein irdisch sinnliches Verlangen drang in seine Brust; es war ihm, als stehe ein unschuldiger Engel vor ihm, dessen Nähe zugleich beselige und heilige.

Ihr seyd so ernst — leidet Ihr Schmerzen? — fragte sie mit innerster Theilnahme, und ein Zug der Bangigkeit umschwebte ihre Lippen. — Nein, nein, — erwiederte er — ich bin ja kaum geritzt. Ich gestatte Dir Deine Sorglichkeit nur, weil sie mir so wohl thut. — Ein Sonnenblick der Freude glänzte auf Biondinens Antlitz; das lieblichste Roth überhauchte ihre Wangen, die vom Schrecken und der Besorgniß noch bleich waren.

So mußt Du das nicht machen, mein Kind, — tönte unvermuthet eine rauhe, heisere Stimme, als Biondina eben das Tuch wieder auf das hervorquellende Blut drückte. Beide schreckten zusammen. Es war die Alte aus der Kirche, die neben ihnen stand. Ich will Euch verbinden helfen, Herr Ritter, und Eure Gabe von vorhin verdienen, — fuhr sie fort; — denn ich weiß mit Wunden umzugehen, und kenne heilende Kräuter und Säfte. Wenn Ihr den Arm sofort gebraucht, könnte er sich leicht heftig entzünden, und Ihr kämet darum, bevor Ihr es dächtet!

Nicht doch, Alte, — sprach Ludovico fast unwillig, da er sah, daß Biondina sich erschreckte — die Wunde ist nicht der Rede werth.

O, seyd doch ja vorsichtig, — bat Biondina ängstlich — es könnte doch schlimm werden!

Gewiß! Hole eine Schale mit Wasser, Kind! Das Wamms muß herunter; wir müssen die Wunde auswaschen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Athen.

Die Baiern haben einem Schweden die griechische Marine übergeben, und nun wird es mit den Seeräubern wie mit den Landräubern wohl bald auf die Neige gehen. Ich habe einen bekehrten Corsaren gesprochen, der sich anerboten haben soll, den ganzen Archipel von seinen Freunden zu reinigen, sofern die Regierung die blauweiße Fahne über ihre Köpfe schwenken und Mann für Mann in Staatsdienste nehmen wolle. Aehnliche Anerbietungen geschahen von Klephten des Peloponnes, wo die Menschen sich ohne Geld und Arbeit schwerlich fügen werden. Das Geld aber ist ausgegeben und recht ordentlich dafür gesorgt worden, daß der König bei seinem Regierungsantritt in Verlegenheit gerathe. Wir haben nichts als Regierungsräthe und Officiere, keine Bauern, keine Handwerker, die pflügen und Hosen machen könnten. Die einzige Colonie dieser Art, von der ich Kunde bekam, befin-

det sich im alten Kynosarges, dem Gymnasium, und besteht aus ungarischen Kuhen. Sie versorgt die Regentschaft mit Butter und liefert Molken für die Schwindsüchtigen.

Die vorige Woche unterhielt ich mich mit einem wiedereingesetzten Officiere der alten Armee, der von Cephalonia herübertam. Er that sehr aufgebracht über den bisherigen Stand der Dinge.

Also ungefähr sprach er in sehr gutem Französisch:

„Wenn Sie ein Baier sind, mögen Sie es mir verzeihen, daß ich Ihre Landsleute hier beschuldige. Sie sind blind, sie sind unwissend, sie thun nur, was sie zu bereuen haben. Das Warum liegt darin, daß sie alle Griechen in Masse für Corsaren und Klephten halten, die sie zu strafen und zu bessern berufen worden. Mein Herr, ich habe meines Vaters Vermögen in der Revolution geerbt, ich habe in Pisa und Bologna studirt, ich habe eine Fregatte ausgerüstet, bei Missolunghi gefochten und unter Kapodistrias als Freiwilliger gedient, ich spreche vier Sprachen, ich kenne die Geschichte und weiß, was in Europa jetzt Politik ist. Gleichwohl war ich bis diesen Augenblick ein Klephte, der die Wälder durchstrich und die königlichen Beamten plünderte. Mein Name stand auf der Liste der Geächteten, der König hat ihn ausgelöscht, weil er hörte, daß ich einst Millionair gewesen. Gehen Sie nach München, gehen Sie nach Paris und erzählen Sie dies Mährchen. Aber setzen Sie hinzu: es gäbe eine Legion solcher Räuber in Griechenland."

Ich habe Ursache — dasselbe von den Piraten zu glauben. Nachdem sich die Trümmer der Miaulis'schen Flotte nach beendigtem Feldzuge von europäischen Mitteln entblößt sahen, blieb den Seemännern, deren Inseln verwüstet waren, nichts übrig als das Meer, das heißt: sie wurden Piraten und plünderten die Küsten. Man hat in neuester Zeit nur wenig von ihnen gehört, da sich die redlichsten mit Fischerei und kleinem Transporthandel beschäftigen. Keiner von ihnen macht ein Geheimniß aus seinem Stande, er trägt das Bewußtseyn in sich, daß die Noth ihn zwang, und daß der Patriotismus die Noth erzeugte.

Als ich vor kurzem auf dem Meere vor Korinth segelte, und des Abends mit einer besondern Aufmerksamkeit den Patron des Schiffleins examinirte, war ich bald überzeugt, daß ich in ihm die Bekanntschaft eines Seeräubers gemacht hätte. „Habt keine Furcht, Herr," sagte er mit rauhem Basse, „wir machen jetzt blos Jagd auf die Thunfische. Ich bin einmal ein reicher Kaufmann auf Chios gewesen, der sein Dutzend Galeeren hatte. Da der Pascha von Aegypten gegen uns zu Felde zog, schickte ich sie zum Geschwader des Miaulis, unter welchem sie in allen drei Meeren fochten und endlich aufgerieben wurden. Die Türken haben meine Häuser verbrannt, meine Frau, meine Kinder ermordet und mich zum Bettler gemacht. Sehen Sie, das ist der ganze Gewinn einer Revolution, sofern ich anders den Wechsel des regierenden Hauses von Griechenland nicht als eine Wohlthat betrachte. Sagen Sie Ihren Landsleuten, wir Hellenen brauchten von der europäischen Civilisation nichts, wohl aber europäisches Geld, um Schiffe zu bauen und Felder zu bestellen. Wollen sie uns dieses nicht leihen — Soldaten haben wir in jeder Hütte, wir erbieten uns, einige Tausende abzutreten und dafür Handwerker und Geschäftsleute einzunehmen."

Dieser Pirat, Sie werden es schon gemerkt haben, war ein Satyrikus. Er sagte noch viel andere Sachen, die ich verschweige, weil ich nichts auf die ehrlichen Baiern kommen lassen will. Man muß nicht die Werkzeuge, sondern die Urheber des Uebels anklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

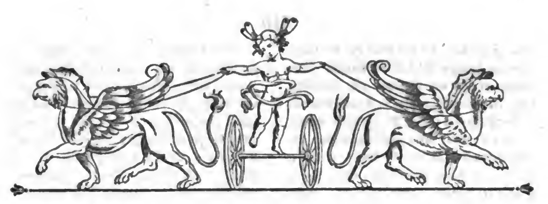
Notizen.

[Das Literaturblatt zum Phönix.]

Der geschmacklose Terrorismus im Literaturblatte zum Phönix hat mit dem Ende des vorigen Monats aufgehört; Eduard Duller redigirt von nun an auch das kritische Beiblatt. Es sollte eine Frühlingszeitung seyn, und Gutzkow machte noch immer ekelhaftes Schneegestöber und feuchtkaltes Aprilwetter. Man begreift nicht die albernen Taktlosigkeiten dieses planlos einhertölpelnden Hussiten, der Feinden und Freunden die Haut über die Ohren zog und sie über seine hohle Trommel als Fell spannte. Gutzkow hat mit seinem bisherigen Treiben der guten Sache, ohne es zu wollen, mehr geschadet als genützt; er culbütirte sich, daß man, um ihn besorgt, fürchten mußte, aus diesem Zerfleischungsprocesse, den er gegen das junge Deutschland eröffnet, werde ein radicales Nichts als Endergebniß hervorgehen. Selbst wo er den Nagel auf den Kopf trifft, war er doch in seinem bissigen Eifer so täppisch, daß er den ganzen Nagel gleich mit zerschlug. Vielleicht löst er durch productive, gestaltende Thätigkeit seinen Gedankenknäuel, womit er sich selbst und uns strangulirte. Aus dieser wüsten Kraft muß sich irgendwas ergeben. Ich spreche nächstens über seine neueste Novelle: „Wally." Möchte doch Duller an Wienbarg, der jetzt in Frankfurt ist, einen Assistenten für die Kritik finden.

[Beethoven in der berliner Singakademie.]

Unter dem Titel: „Beethoven's Vision" lesen wir im Augusthefte des Mundt'schen „Literarischen Zodiacus" von Jeannette Lozaouis, geb. Goldsticker, einer in Paris lebenden Deutschen, eine Phantasie aus Beethoven's letzten Lebenstagen. Es ist ein Traum, den der edle Meister, nach Angabe der Erzählerin, drei Tage vor seinem Tode gehabt haben soll. Ein Brief Zelter's und dessen Einladung, nach Berlin zu kommen, um die hundertstimmigen Chöre in der dortigen Singakademie zu hören, gibt dazu die Veranlassung. „Von Ihrer Gegenwart wird sich alles elektrisirt fühlen," — schreibt der alte berliner Capellmeister, der seine Akademie wie Vater Blücher commandirte. „Sie werden sehen, wie ich mit meiner Donnerstimme meine Heerde führe. Es sey ein Minister oder ein Mädchen, die stolze Dame oder der demüthige Student, wer mir einen Schnitzer macht, wird tüchtig zurechtgesetzt." Händel's Messias, zumal den großartigen Chor: „Uns ist zum Heil ein Kind geboren" von vielen hundert Stimmen zu hören, war Beethoven's innigste Sehnsucht. Kränklichkeit und Armuth machen eine Reise unmöglich. Er sitzt vor dem Clavier und greift in die Tasten, bis er einschläft, von seinen eigenen Tönen gewiegt. Da versetzt ihn der Traum nach dem Orte seines Sehnens, er hört den Messias, ja er sieht sogar, was den berliner Singakademisten wohl unerhört vorkommen mochte, eine seiner Symphonien von tanzenden Gruppen lebendig dargestellt, er sieht seine Töne als Gestalten, die in rhythmischer Bewegung seine Musik gewissermaßen plastificiren. Zelter, der wundersame Musik-Korporal, fährt mit seiner barocken, grobkörnigen Gestalt dazwischen, bis andere mannichfach wechselnde Traumbilder den Schlummernden zu idealeren Gefilden hinüberführen. Cäcilia erscheint ihm als Abgesandte der ewigen Harmonie. Als er erwacht, sitzt der kleine Gottlieb, des Nachbars Sohn, vor ihm, und greift die chromatische Scala auf dem Clavier, welche der Meister diesem seinem Lieblinge gelehrt hatte. — Mehr ausgeführt und abgerundet, hätte sich das kleine Bild noch vortheilhafter gestaltet. Beethoven's Taubheit, die sein Hören im Traume nicht ausschließen konnte, hat Mad. Lozaouis fast ignorirt.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 178. — den 10. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ludolf Wienbarg*).

Es wird Zeit, daß man die mannichfach begabten und verschiedentlich bedingten Wortführer, die man in Bausch und Bogen das junge Deutschland nennt, von einander scheidet, da die einzelnen Persönlichkeiten sich klarer herauszustellen beginnen. Fractionen lagen längst am Tage; allein auch in ihnen lösen sich die einzelnen Gestalten zu bestimmteren Einzelwesen ab; das gemeinsame Band hält sie bei allem dem im Stillen zusammen. Das Wetterleuchten irrer Blitze wird vorüber seyn, aus den kritischen Stürmen wird über lang und kurz ein productiver Segen hervorgehen, wenn auch Manchem die Drachenzähne, die er säete, nicht recht aufgehen wollen. Aus den Wirren kritischer Diatriben werden Dichter heraustreten, das Auge voll Schmerz, die Lippe voll Wermuth, aber mit heiterer unumwölkter Stirn. Laube nimmt einen neuen Anlauf zur Novellenpoesie; er wird vielleicht jetzt auf intensivere Weise zum Inhalt des Lebens kommen, während er früher nur in Linien und flüchtigen Rissen ein neues Gesellschaftsdaseyn construirte. Mundt saß schon von Anfang an ziemlich sicher und gemächlich im Schooße des lebendigen Lebens, schon ehe er seine kritischen Streifzüge unternahm, schuf er weiche Gestalten und warme Menschenbilder, in denen die Welle des Blutes pulsirte. Ein Anderer schüttelte erst vor kurzem noch in einer „Quarantaine" die angehäufte Schmerzenslast von seinen Schultern; hier rettete sich, wenn kein Poet, doch ein Mensch aus dem Irrsale des alten metaphysischen Deutschlands. Gutzkow liegt noch am meisten in den dumpfen Banden einer trübseligen Verworrenheit. Er hat die tödtlichen Stoffe, die er in sich birgt, niemals in Masse von sich geschleudert, immer nur in einzelnen krampfhaften Zuckungen von sich gespritzt. Durch das Chaos seiner Reflexionen rang sich trotzdem immer der Wille nach Gestaltenbildung hindurch. Aber bei dem Mangel an eigenthümlicher Richtung suchte er durch gewagte Coulissenreißerei zu wirken. Während die Andern geistig trunken scheinen, ist er betrunken, um nicht besoffen zu sagen. Er spielt mit seinem hohlen Schwulste den „Fähnrich Pistol"; was Andere wollen und auch sagen, das brutalisirt er meistens. Wienbarg scheint am ruhigsten und sichersten zu gehen. Er hat bis jetzt auf sogenannte Productivität poetischer Stoffe verzichtet. Um so klarer und fester zieht er unablässig die Kreise seiner Reflexion; schon der Krystallisationskern, der sich in seinen „Aesthetischen Feldzügen"*) als Mittelpunct seiner Gedankencirkel ergab, hatte bei seiner Einfachheit eine schöne durchsichtige Helle. Ich halte Wienbarg für berufen, der Geschichtschreiber unserer literarischen Epoche zu werden, sobald er die Kraft in sich gewinnt, sich auch über diese mit

*) „Zur neuesten Literatur." Mannheim Löwenthal. 1835. 166 S. 8.

*) Ich meine hier besonders die erste Hälfte des Buches, wo sich die gediegensten Grundzüge zu einer Geschichte der Poesie finden. In der zweiten häufen sich Mißgriffe in Einzelnheiten, die einer Ergänzung bedürfen, welche nur zum Theil in der vorliegenden Sammlung von Aufsätzen geboten wird.

derselben Klarheit zu erheben, die sein Blick auf die früheren Strömungen im geistigen Völkerleben verräth. Vor der Hand liebängelt er noch mit Gutzkow, eine Schwäche, die liebenswürdig erscheinen kann, aber zu keinem Bewußtseyn über die Parteiung des jungen Deutschlands verhilft. (S. im vorliegenden Bändchen den letzten Aufsatz über „Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow.") Außerdem hat er in Bezug auf Heine noch keinen Standtpunct über diesem. Dessen bedarf aber der bewußte Literar-Historiker. Seine Abhandlung über den Salon II. ist nur eine sympathetische Phantasie über dies Buch. Dagegen zeichnet er in dem Aufsatze: „Raupach und die deutsche Bühne" sehr glücklich die Grundlinien, die eine Nationalpoesie möglich machen. Andere Artikel berichten über eine Umgestaltung des „Trauerspiels in Tyrol" von Immermann und des Fürsten Pückler fire Ideen über Majoratsstiftungen und Gründung eines angeblich „vernunftgemäßen Adels." In einen größern Conner setzt uns der erste Aufsatz in vorliegender Sammlung: „Göthe und die Weltliteratur." Göthe hatte seine Poesie und sich selbst überlebt, es war ihm vorbehalten, in eine ihm fremde neue Zeit nach Bequemlichkeit hineinzutappen. Deshalb in seinen schließlichen Willensmeinungen die einzelnen weltweiten Gedankenblitze, die über seine Persönlichkeit und die Richtung seiner Poesie hinübergreifen und ihn zu dem Propheten machen, der seine Zeit über sich selbst hinausbegleitete. Wenige suchen sich diese Aphorismen auf, wenige haben die Klugheit, dies Mittelglied zwischen alter und neuer Zeit herauszuheben, damit das Neue nicht so verloren umherschwimme auf dem wogenden Ocean unseres Denkens und Wollens. Wienbarg hält an dieser Verknüpfung fest; er hat mitten in der Auflösung der Verhältnisse die Stetigkeit einer Verkettung nicht aufgegeben. Das macht ihn zum bewußten Sohne unserer Zeit. Dabei scheint es ihm Noth, eine Perspective in der Ahnung festzuhalten. Er scheint zu wissen, daß die jetzige Epoche nichts anders als eine Uebergangsliteratur erzeugen könne und müsse, auf deren Doctrin „Thaten der Schönheit" folgen werden. Und wenn es Wienbarg nicht vergönnt seyn sollte (was noch dahin gestellt bleibt), aus den treibenden Fluthen der Zeitreflexionen die Gestalt der Göttin selbst hervorsteigen zu lassen, um an die Stelle der raisonnirenden Werke poetische Geburten mit plastisch freier Lebenskraft zu stellen: so bleibt es ihm jedenfalls vorbehalten, seine Gedankenkreise um einen festen Mittelpunkt zu gliedern, die Reflexionsstoffe mit siegender Kraft zu beherrschen, und sein Denken und Sinnen zu einem Ganzen zu gestalten.

Wir werden uns alle aus den Wirren einer Uebergangszeit lösen, jeder nach seiner Weise, sey's durch die steigende Klarheit der Reflexion, sey's durch die Kraft poetischer Gestaltenbildung. In der Reihe der Vertreter des jungen Deutschlands scheiden sich die einzelnen Persönlichkeiten immer mehr auf unzweideutige Weise ab. Wir arbeiten sämmtlich an der schließlichen Versöhnung der heidnischen und christlichen Elemente des Lebens. Das Heidnische soll nicht verläugnet werden; vielmehr kommt es darauf an, daß es sich in jeder Natur frei entfalte, damit das Menschliche zu seinem vollen Rechte gelangt. Das Griechenthum, das Göthe dem deutschen Blute eingeflößt, ist mit ihm nicht begraben. Wir haben alle ein Stück Griechheit in uns. In Laube regte sich von Anfang an ein scharfer, kurzschneidiger Spartanismus der Gesinnung und des Talentes; es fehlt ihm die attische Intelligenz, die in Wienbarg vorherrschend ist. In Mundt war von Hause aus neben diesem Atticismus eine ionische Milde. Gutzkow kam mir immer wie ein etwas breitstirniger Böotier vor, der sein dickes Blut in seiner Haut nicht recht zu lassen weiß. Den Verfasser der „Quarantaine" mögen Andere rangiren. Einige sagen, er gehöre nach Anticyra, wo sich die Alten Nieswurz gegen die Tollheit holten *). K.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

So sprach die Alte fast befehlend, und machte auch sogleich Anstalt zur Ausführung. Biondina eilte in das Häuschen, um Wasser zu holen; die Alte zog dem etwas verdrießlichen Ludovico den Aermel herunter und streifte das Hemde auf. — Plötzlich fuhr sie zurück, als erschrecke sie.

Nun, was ist? — fragte Ludovico verwundert. — Was hast Du? —

Nichts, nichts! Es durchbebte mich nur so ein Schauer — entgegnete sie. —

Komm rasch mit dem Wasser her, Kind, und halte die Schale! — rief sie der eben aus dem Hause tretenden Biondina zu, und machte sich dann eifrig daran, die Wunde zu waschen und zu verbinden. —

Herr, — sprach sie — da habt Ihr ja schon eine ältere böse Narbe? Gewiß im Kriege erhalten.

Nein, Alte! Als kleiner Bube fiel ich einmal in Glasscherben, davon rührt das rothe Kreuz her! —

Das muß schon lange her seyn, — brummte die Alte.

*) Naviget Anticyram. Horat.

Zwanzig Jahre; ich war damals fünf alt; es geschah in einem Garten, wo meine Mutter für Tagelohn arbeitete.

Wie, Signor? Um Tagelohn? Eure Mutter! Ihr ein Nobile —

Nichts von Nobile, Alte, ein Tagelöhnerssohn, dessen Mutter, eine Witwe, früh verstarb, und ihn sich selbst überließ. Ein Schwesterchen von zwei Jahren, das ich hatte, nahm eine Base zu sich; mich lehrte man betteln und singen. Ein Schiffscapitain, dem ich gefiel, nahm mich mit zur See; ich lernte den Seedienst, ging dann auf die Flotte, war brav und wurde Officier. Das ist mein ganzer Lebenslauf. — Aber, bist Du fertig? —

Gleich Herr! — erwiederte sie. — Allein sagt mir doch, wie hieß Eure Mutter. Ich habe zu Campo alto eine arme Frau mit zwei Kindern gekannt, sie hieß Regina Terno —

Ganz recht, das war sie, — fiel Ludovico erfreut ein.

Und Eure Base, wo Eure Schwester lebt, war das nicht die Spinnerin Filippa? —

Dieselbe, Alte; so kennt Ihr wahrhaftig meine ganze Sippschaft! Aber Ihr würdet nichts mehr davon antreffen, denn schon vor sechzehn Jahren ist die Base nach Triest gezogen, aber dort ganz verschollen, wahrscheinlich gestorben. Ich habe mich oft, wenn ich drüben war, nach ihr erkundigt, aber Niemand wußte von ihr zu sagen. Dieser meinte, sie sey todt, jener, sie sey nach Deutschland ausgewandert, ein Dritter wußte dies, ein Vierter das, und das Ende vom Liede war, — sie sey nicht wiedergekehrt. Mein Schwesterchen habe ich seit ihrem zweiten Jahre nicht mehr gesehen, und der Himmel weiß, ob ich sie jemals wiederfinde! So bin ich denn vor der Hand allein auf der Erde, und habe für Niemanden zu fürchten oder zu sorgen als für mich selbst.

Unter diesen Gesprächen war der Verband fertig geworden. Biondina blickte Ludovico mit einiger Freude an; plötzlich aber wurde sie traurig und sagte: Ihr werdet uns nun wohl verlassen wollen, Signor? — Möchtet Ihr nicht eine Schale Milch trinken und von den Pfirsichen kosten, die wir dort am Spalier ziehen?

Ich danke Dir, mein gütiges Kind, — sprach Ludovico, — aber einen großen Dienst könntest Du mir leisten. Ich muß nach der Villa Foscari an der Brenta.

Foscari? fragte die Alte ihn hastig unterbrechend mit dem Tone des höchsten Erstaunens. — Zum Marchese Foscari?

Nun? Was befremdet Dich dabei so sehr? —

Das ist ein stolzer Herr, der Marchese, — brummte sie kopfschüttelnd und sah Ludovico mit durchbohrenden Blicken an.

Du meinst, weil ich kein Nobile bin, was ich bei ihm zu thun haben könnte? — sagte Ludovico. —

Freilich wohl! — erwiederte die Alte verwirrt, und ihre Züge drückten eine immer wachsende Spannung aus. — Auch Biondina heftete ängstliche Blicke auf ihn, weil sie glaubte, es sey vielleicht von einer gefährlichen Unternehmung die Rede.

Es hat nichts auf sich! — fuhr Ludovico fort — mein Besuch gilt nicht dem Marchese. Aber die Zeit verstreicht. Könntest Du, liebstes Mädchen, mir also wohl eine Deiner Gondeln geben, damit ich mich hinüberfahre, da Dein Großvater nicht daheim ist? —

Ich selbst will Euch hinüberfahren! — rief Biondina mit dem Ausdrucke der innigsten Freude und sprang auch schon flüchtig wie ein Reh nach dem Häuschen, um ein Ruder zu holen.

Ludovico sah dem reizenden Mädchen in sinnendes Träumen versenkt nach; das reine Heiligthum ihrer Jungfräulichkeit und Unschuld ergoß eine Reihe der Empfindungen in seine Seele, die ihm neue unbekannte Wunder des Herzens eröffnete, so daß er ahnend in ihre geheimnißvolle Tiefe blickte. — So in Betrachtungen versenkt, merkte er nicht auf die Alte, welche indessen nachsinnend umherging; ihr spähender Blick fiel dabei auf die Stätte des Kampfes. Etwas Glänzendes am Boden hinter der Thür des Hauses, wo Biondina wohnte, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich; sie ging dahin und fand einen Dolch. Aufmerksam betrachtete sie ihn; ein zuckendes Erstaunen überflog plötzlich ihre Züge, und schnell steckte sie die Waffe zu sich.

Biondina trat jetzt, einen leichten Strohhut auf den blonden Locken, mit dem Ruder in der Hand heraus, und sprach mit einem Tone und Antlitze, in dem die hellste Freude lebte, zu Ludovico: Jetzt, Signor, bin ich bereit.

Er erwachte aus seinen Träumen. Wie eine Nymphe des Meeres stand das liebliche Wesen vor ihm. Wollt Ihr nun? — fragte sie. — Einige Augenblicke zögerte er stumm. In seiner Brust bewegte es sich wie Zwiespalt und Kampf, aber doch so süß! Es war ihm, als wenn unsichtbare Mächte ein zwiefaches Verlangen in seine Brust legten, um ihn nach zwei Seiten schmeichelnd zu verlocken. Aber in der Tiefe lauerten geheime Schrecken! (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Athen. (Beschluß.)

Die Griechen befinden sich in diesem Augenblicke in einem Naturzustande, der uns im Norden fremd ist. Sie haben Begriffe über das Mein und Dein wie gewisse Negervölker, die sich nehmen, was sie brauchen. Dabei ist es lustig, zu sehen, wie die alten Fetzen von Philosophie und Heldenmuth einherstolziren. Ein Theil der Nation ist geistreich, politisch und erfahren, der andere gleichgültig, albern und unbehülflich, wie kaum zu denken. Ein gewaltiger Genius scheint bei der Arbeit, ein Volk zu machen, eingeschlafen zu seyn. In den Schriften, die publicirt werden, offenbart sich pariser Leichtigkeit und ein guter Takt. In den Schulen, die existiren, macht die Jugend reißende Fortschritte, und in den wenigen Geschäften, die das plötzliche Bedürfniß hervorrief, zeigt selbst der Blödsinnige Thätigkeit und Gewinnsucht. Ein offenbarer Beweis, daß überall nur der Impuls gegeben zu werden braucht.

Nach meiner Meinung muß man jetzt das griechische Leben und Treiben noch nicht in Griechenland, sondern auf den asiatischen und ionischen Inseln, in Smyrna und Constantinopel suchen. Dort allein gibt es ein griechisches Stadtpublicum, das Kleider, Sitten, Sprache, Bücher, Künste, Industrie und Vergnügen hat. Ich hoffe, Athen wird nach und nach das Alles in sich vereinigen. Für jetzt enthält es nichts als Auskehricht und Fremdartiges, und dieses übt so nachtheiligen Einfluß, daß leicht das Nationale darunter verkommen könnte. Mit der französischen Sprache wird die pariser Tracht, mit der Tracht auch das Leben und die Sitte Mode. Wer möchte das erleben?

Ich bin in der That froh, daß ich noch das Land, wenn auch im Elende, doch im Originalcharakter antraf. Es hätte nichts Ueberraschendes, wenn ich mir die alten Partikeln in gläsernen Kasten betrachten könnte, wenn mit einem Worte unsere Schneider und Diplomaten schon ihr Werk vollendet hätten. Wer nach mir kommt, kann die Spindel und Tunica der modernen Penelopen im Kunstcabinette aufsuchen, er wird nicht, wie ich, mit Lebensgefahr nach Mitternacht durch Straßentrümmer straucheln können, um die einzige neue Aspasia kennen zu lernen. Dergleichen hat sein Schönes.

Ich höre, daß man sich bei Hofe viel mit dem Schnitte der künftigen Staatscostüme beschäftigt. Die Staatsräthe wollen europäisch-fränkischen Styl, die Staatsräthinnen orientalischen, nämlich Türkenjacken, Cotillons, Gürtel, Pluderhosen und solche Sachen. Ich kann ihnen nicht unrecht geben. Inzwischen scheint es, als fänden die griechischen Officiere einigen Geschmack an unsern Leibröcken, wenn man ihnen nur erlauben wollte, Sansculotten dabei zu bleiben. Unsere Hosen sind ihnen zu anschließig. Das schöne atheniensische Frauencostüm hat bereits angefangen zu verschwinden, seit eine marseiller Marchande de mode sich hier etablirte. Ein paar italienische Gehülfinnen derselben haben dem Gemeinwesen zu Liebe sich dafür griechisch angezogen und seit einiger Zeit Soiréen im Keramikus gegeben.

Sie sehen, es ist Zeit, daß ein Theater gebaut wird, um die Blitze der Civilisation abzuleiten. Sollte es vor der Hand an Geld fehlen zu Ballet und Opera, so zweifle ich nicht, daß sich mutterwitzige Poeten genug zu kleinen Aristophanischen Komödien fänden, die dann allerdings die Unterstützung des Hofes verdienten. Mir däucht, es koste wenig, das kleine Odeon an der Burg auszuräumen und Sitze und Scene leidlich herzustellen, und dann hätte Athen gleich ein altes und neues Theater, worin man bei hellem Tage wie bei Nacht spielen könnte.

Schließlich bemerke ich Ihnen, daß die philosophische Secte des Antisthenes noch fortvegetirt. Ein hiesiger Geistlicher, der ziemlich bettelhaft aussieht und zuweilen wie Pater Abraham a Sancta Clara Reden ans Volk hält, wird der moderne Diogenes genannt. Auch habe ich gerade vor meinem Fenster ein vierfüßiges Seitenstück dazu in der Person eines Affen, den die losen baierschen Officiere an eine Tonne festschnürten. Der letztere dieser Diogenesse ist am beißendsten und cynischsten. Als ich ihm gestern mich näherte und ihn fragte, wie es ihm gehe, so ungefähr wie Alexander der Große, drehte er mir den Rücken und noch etwas zu, wodurch er, nach des Kellners Versicherung, ausdrücken wollte, daß er mich für einen Baier halte. Das haben doch meine Wittelsbacher nicht verdient. —λ.

Notizen.

[Le Roman de l'avenir. Paris. 1835. 1 vol.]

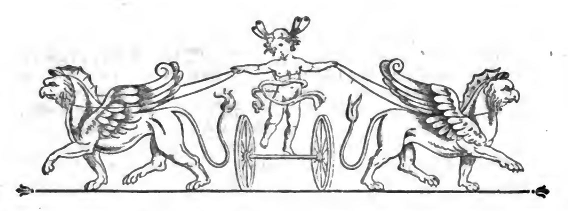
In Paris erschien vor kurzem: „der Roman der Zukunft," von Felix Bodin (einem Mitgliede der Deputirtenkammer). Das Werk erinnert uns an Mercier's 2440 und an ein Gemälde, das Julius v. Voß von einer erträumten Zukunft geliefert hat. Es bleibt für die Satire stets eine interessante Aufgabe, sich die Keime eines zukünftigen Gesellschaftszustandes, welche in der Gegenwart verborgen liegen, schon als fertige Geburten zu fingiren. Ernst gemeinte Anticipationen der Art werden immer den Anstrich des Lächerlichen haben, während der Humor, wenn er sich solche Aufgaben stellt, uns zum Ernst zwingt. Ernst gemeint, und mithin verfehlt sind die neuen deutschen Romandarstellungen, die mit Aufhebung der Ehe eine Allerweltsliebe predigen und mit Vernichtung aller monogamischen Liebesverhältnisse das Wesen der Liebe selbst zerstören.

[Musik für alte und junge Kinder.]

In Schleusingen bei Glaser, dem Verleger der Original-Bibliothek des deutschen Männergesangs, erscheint unter dem Titel „Kindheit" eine Sammlung von Original-Compositionen neuer Kinderlieder von D. Elster. Von den sechs Heften, die das Ganze umfassen wird, enthält das erste (Preis 4 Ggr. oder 18 Kr. rhein.) 12 kleine Lieder von Hoffmann v. Fallersleben, der bekanntlich die kindlichen Liederweisen mit soviel Anmuth in seiner Gewalt hat. Diese Lieder sind für alte und junge Kinder gleich sehr interessant. Der Componist hat die Weisen, die ihnen der Dichter gab, glücklich herausgefühlt und gesetzt. Besonders anmuthig finden wir die Composition des „Mondliedes" und des erstern: „Ein Gärtlein weiß ich mir auf Erden, drin wandl' ich gern bei Tag und Nacht" u. s. w.

[Galerie von Weseransichten.]

Die kleinen, scharf gestochenen Rheinlandschaften sind weltbekannt geworden. Jetzt erscheint (bei Osterwald in Rinteln) eine Reihe lithographirter Weseransichten, von denen das erste Heft, mit Münden beginnend, in vier Blättern uns vorliegt. Das Format ist 16 Zoll lang und 12 Zoll breit. Jedes Blatt auf schönem schweizer Velinpapier kostet in der Subscription 6 Ggr. Auch die Weser hat so manche interessante Ufergegenden, daß eine Erinnerung daran jedem Reisenden willkommen seyn wird. Zugleich steht mit dieser Galerie unter dem Titel: „Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal" von Dr. Piderit (Hauptpfarrer zu Rinteln) ein Text in Verbindung, der die historischen Denkwürdigkeiten und das Landschaftliche interpretirt. Dieser ziemlich ausführliche Text wird gratis hinzugefügt. Das erste Heft ist 63 S. gr. 12. stark.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 179. — den 11. September 1835.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Noch einige Gedankenstriche aus Charlottens Tagebuche *).

Gemüth, den Geist überwiegend, scheint mir die Grundwurzel aller wahren Melancholie zu seyn. Man könnte dies bei vielen edlen unbefriedigten Gemüthern schlagend darthun. Nur der Einklang von Gemüth und Geist gebiert die rüstig wirkende Kraft. Meist ist an solchen Menschen, bei denen das Gemüth den Geist überwiegt, viel mehr Gutes, als wo das Gegentheil Statt findet; aber dennoch ruft es leicht eine unglückliche Zwitterhaftigkeit hervor. Im Kloster würden sie vielleicht recht glücklich seyn; aber zur Welt hat das Gemüth nicht die richtige, das Gleichgewicht des Lebens und der wirkenden Kräfte bedingende Stellung. —

Daß geistvolle Menschen so schwer zu heilen sind von einem trotz aller sonstigen Klarheit abnorm wirren Zustande, in dem sie sich gefallen, weil sie ein schön bezeichnendes Wort dafür haben! Sie spucken interessante Lava aus und spiegeln sich darin.

Ich weiß, was mich oft in der Rahel stört. Große Wahrheiten sollen eben frei und rein für sich dastehn und hinaustreten. Wenn ich aber bei bedeutenden Wahrheiten immer erst in dem Dunkel der Persönlichkeit herumtappen soll, in unklarem, verworrenem Style, im Wühlen in sich selbst, da stört mich's. Daher, wo sie sich allein gibt, interessirt sie mich unbedingt, wo sie aber in ihrem dunkelwühlenden, chaosartigen Wesen sich wieder an etwas Anderes macht, da kommt ein Chaos in das andere und macht wirr. Es löst sich nichts ganz von ihr los, aber deshalb gerade so interessant. Es ist aber etwas in ihr, worüber ich noch nicht klar bin, und während ich mich immer wieder von neuem erbaue, widert mich doch immer wieder von neuem etwas an. Was sie von der Staël sagt (die doch etwas außer sich hinstellt, von sich abgelöst hat, was in ihr gelebt), daß sie wie ein Sturmwind incommodire, paßt oft gerade auf sie selbst. Tiefes klar dargestellt, ist das Höchste; und das hat Tieck so; er ist zugleich Dichter und Philosoph.

Weißt Du, warum die Mädchen früher welt- und lebensklug werden als die Knaben? — Wenn der arme Junge längst schon über seinen Büchern schwitzen muß, dann lehnt das Mädchen sich faullenzend zum Fenster hinaus und guckt im dolce far niente sich das Leben und die Welt an.

Wie man zu Zeiten elastisch ist im Geiste, losspringend, gelöst! Ein andermal, knarrt's nicht wie ein alter Reisewagen im tiefen Sande? Man müßte sich Sporen geben können.

---

*) Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. Berlin, Veit u. Comp. 314 S. 4., nebst ihrem lithogr. Bildniß.

In der tiefsten Perspective meiner Seele sitzt ein kleiner Schalk mit einem Lämpchen, der durch Ernst und Scherz hindurch bisweilen mir selber unvermuthet sein Lichtchen heller anbläst. Darum kennen manche mich gar nicht, oder beurtheilen mich falsch. Aber was thut's? —

Von manchem Menschen könnte man sagen: Ach, das ist ja ein recht hohler Zahn! — Und solch ein Mensch kaut das Leben auch mit — aber er verarbeitet's nicht.

Der Schluß von Göthe's Iphigenia, dies sentimentale Lebewohl, wie ein Windhauch in einer Blume, etwa in einer schönen Nelke, ist keinesweges antik, ist nüchtern, Göthe's und seiner Iphigenia nicht würdig. Und doch schließt auch der Tasso, nur auf andere Weise, ungenügend.

Mancher Mensch wird dem Andern der bindende Reif; läßt jener ab, so klappert dieser auseinander wie ein lose gewordenes Faß. Wie viele klappern durch das ganze Leben als lose Fässer ohne Reif mit ungebundenen Seelenbretern.

Börne wirkt unterminirend wie ein Maulwurf unter der Erde. Er wühlt Würmer auf. Oder besser: Börne gleicht darin dem Gewitter, daß, an sich nicht fruchtbringend, durch Aufrütteln das Erdreich vorbereitet zur Aufnahme fruchtbringenden Regens. So setzt er nichts, er zersetzt nur, aber er rüttelt mächtig auf und wirkt so gewaltig. Da kommt's nun oft selbst bis zur gemeinen Klätscherei. Im Kunstwerke stellt sich's hin, wie Christus sein Gleichniß, still und unbefangen. Da seht Euch die Sache einmal an; sie liegt vor Euch, einfach ruhig. — Börne ähnelt unter den Schriftstellern als solcher (parallelisirt, analysirt) dem französischen Volk unter den Völkern. Er ist das Agens, das Triebrad, das in Bewegung setzt; und kann man mit ihm und seinem Jakobinismus auch nicht sympathisiren, so darf man, abgesehen von etwa verletzender Persönlichkeit, doch solcher Naturen wohlthätig anregenden Einfluß auf das Allgemeine nicht verkennen.

Berlin ist eine große Pensionsanstalt. Geheime-Räthe, Hof- und Staatsräthe die Bankstelzen, — und das Resultat ist immer ein Examen und gemäßes Testimonium mit etwaiger Prämie oder Ausputzer. —

(Der Beschluß folgt.)

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Plötzlich raffte sich Ludovico entschlossen zusammen. — Komm denn, komm, liebe Biondina, ich habe Eile!

Mit diesen Worten wandte er sich zum Ufer; sie stiegen in den Nachen und schwebten über die Wellen dahin.

Die Alte sah ihnen lange nach. — Also wäre es möglich, — sprach sie für sich. — Gleich der erste Schritt an das Ufer führt Dich auf die Spuren alter tief verschlungener Gewebe? — — Dieser Dolch trägt Foscari's Wappen! — Der junge Mann kennt ihn nicht, aber will hinüber nach seiner Villa! — Wie hängt das zusammen? Sollte — — Behutsam Priscilla! Du dachtest Dich durch Deine alten Künste zu ernähren, wolltest wieder Zaubertränke machen, wahrsagen, großen Herren schöne Mädchen gefällig machen — — hm! hm! Jetzt könntest Du aber das Garn nach einem Fischzuge auswerfen, der Dir mit Eins eine zehnfach reichere Beute brächte, als Du in den alten Jahren Deines Lebens mühsam zusammenraffen kannst! Gedacht habe ich wohl daran, aber wer hätte die Möglichkeit der Ausführung so leicht und nahe geglaubt! Leicht? Wenn Du sicher gehen willst, muß Mancher Dir zur Hand gehen, Priscilla! Je nun! — Ich habe doch wohl noch ein paar alte Freunde in Venedig, die mir wenigstens näher auf die Spur helfen! —

Ein seltsames Lächeln überflog bei diesem Gedanken ihr tiefgefurchtes runzlichtes Gesicht. Sie wiegte den Kopf murmelnd hin und her, und schlich dann in eine enge dunkle Gasse hinein, wo sie den Blicken bald entschwand.

Viertes Capitel.

Rosaura hatte eine unruhige Nacht gehabt. Kaum einige Stunden hatte sie dem Drängen, ja dem Befehle Luciens nachgegeben, und sich auf das Ruhebett gelegt, um den Versuch zum Schlaf zu machen, damit sie dem, der sie, die Stolze, Alle Verschmähende und Verspottende, gefesselt hatte, nicht überwacht und krankhaft erscheinen möchte. — Ueberhaupt hatte Lucie geschmält. Die Gebieterin war ihr viel zu rasch, zu hingebend gewesen; sie sollte zum Kampfe reizen, sich belagern lassen, — aber sie hatte ihr Herz nicht nur wie eine offne Stadt unvertheidigt Preis gegeben, sondern sich unverzüglich der Großmuth des Feindes unterworfen. Ich sagte Dir's ja zuvor, — erwiederte Rosaura — ihm gegenüber werde ich alle meine weiblichen Künste vergessen; ich übe sie spielend an Jedem, den ich besiegt habe, bei des-

sen Flehen oder Drohen ich jeder meiner Empfindungen Herr bleibe. Doch bei ihm, der mich besiegte, verliere ich alle Kraft, anders zu scheinen, als ich bin. Ihn kann und will ich auch nur durch meine Liebe gewinnen; jeder andere künstliche Sieg würde mir doch kein Glück, sondern nur tödtliche Qualen der Angst bereiten; denn ich wüßte, alles sey doch nur Schein, und ewig würde mir der Anbruch des Tages drohen, wo meine leeren Traumbilder an der Sonne der Wahrheit in ihr bleiches Nichts zurücksinken müßten! — Geh, laß mich gewähren! Kann ich nicht Seligkeit trinken, so will ich das herbste Gift einsaugen und sterben! — Aber lege die Zigeunerkleidung dort weg, ich will nicht, daß er ahnen soll, Du seyst die Zauberin gewesen, die ihn lockte. —

Lucie gehorchte lächelnd, fragte aber doch: Und soll ich auch den Ring, den ich ihm vom Finger streifte, behalten?

Gib her! — rief Rosaura unwillig — ich will ihn zum Andenken bewahren! — Sie steckte den Ring ein, und ging mit unruhigen Schritten in dem Gartensaal, dessen Fenster von dunklem Rebenlaub umsponnen waren, auf und nieder. Oft trat sie hinaus auf den Altan, von dem sie den gekrümmten Lauf der Brenta, die silbern zwischen den Gärten hindurchblitzte, bis in das ferne blaue Meer verfolgen konnte. Die Morgenröthe flammte über den Wellen, die purpurn, blau und golden schimmerten; — einzelne Segel zogen wie Schwäne durch die Fluth. Manche Barke wiegte sich hin und her auf dem breiten Meeresspiegel, oder auf der Silberbahn des Flusses, doch sie waren zu entfernt und so oft durch das Laubgitter der Bäume bedeckt und versteckt, daß man sie nicht genau zu unterscheiden, vollends Jemanden darauf zu erkennen vermocht hätte. —

Plötzlich rauschte es in den Gebüschen, welche das Rosenhalbrund vor dem Altan umschlossen; Ludovico trat heraus. Rosaura schreckte zusammen; sie blickte hin, ein leises Ach entfloh ihren Lippen, sie fühlte, daß sie zitterte, sich kaum erhalten konnte. Rosen und Lilien wechselten auf ihrer Wange; das schöne schwarze Auge strahlte zwischen dem Glanze der Thräne und der Freude, und ihre Lippe lächelte Schmerz und Lust zugleich.

Willkommen, — grüßte sie mit sanfttönender Stimme den Erwarteten — willkommen, es ist schön, daß Ihr Wort gehalten habt.

Ludovico grüßte befangen. Das aufgeregte Gefühl der Nacht war verflogen; sonst wäre er heftig, verlangend ihr entgegengeeilt, hätte ihre Hand an seinen Mund gepreßt.

Rosaura empfand oder errieth es, und es drang wie ein kalter, lähmender Hauch in ihre liebezitternde Brust. Doch faßte sie sich und ging dem Kommenden die Stufen hinab entgegen, und bot ihm schüchtern, doch zutrauend, die Hand dar. Er ergriff und küßte sie; dann sah er zärtlich zu ihr hinauf und sein Herz schlug höher. Aber er fühlte, es war nicht die reine Gluth der Liebe, die es läuternd erfüllte, sondern eine unruhig lodernde Flamme. Biondinens unschuldige, heilige Schönheit hatte ihn mit himmlischen Strahlen berührt; ihr Anblick, ihre milden Worte ebneten den verworrenen Wogendrang der Begierden in seiner Brust zur klaren, himmelabspiegelnden Fluth. Rosaurens brennende Lippe, ihr flammendes Auge durchströmte ihn mit heißer wallender Gluth, und alle Wellen der Leidenschaft schlugen hoch und brausend empor. Sie zog ihn mächtig zu sich hinan, wie eine Zauberin, eine süß fesselnde Armida; — Biondinens reines Bild schwebte wie die Gestalt eines Engels vor ihm, der ihm die Brust mit höheren Verheißungen erfüllte. Sein kämpfendes Herz pochte heftig; plötzlich aber wurde der innere Sieg ihm gewiß. — Ja, zu ihr, zu der reinen holden Unschuld will ich mich wenden, sie beut mir ein höheres Glück. — So beschloß er in sich. Denn durch den Gegensatz, in den Rosaura in ihrem ganzen Wesen und Treiben jetzt zu der kindlichen Biondina trat, keimte in ihm die Ahnung auf, daß sie die Last einer schweren Schuld trage, die sie reuig zu empfinden begann. Edelgesinnt, wie er war, faßte er den Vorsatz, denn plötzlich blitzte dies wie ein erhabener Beruf in ihm auf, ihr die Rückkehr zur reineren Bahn des Lebens dringend ans Herz zu legen, sie selbst dahin zu führen, wenn sie ihm ihr Vertrauen schenken wollte.

Lucie war verschwunden; Rosaura, die Unsicherheit ihres Sieges dunkel fühlend, von Liebe und Angst gequält, stand stumm, gesenkten Hauptes vor ihm. Wie ermüdet lehnte sie sich sanft gegen Ludovico an, senkte das Haupt und ihrem schönen Auge entflossen leise, aber reichströmende Thränen.

Du weinst? — fragte Ludovico gerührt. — Warum? Was bewegt Dich so tief?

Daß ich liebe, und der Liebe nicht würdig bin, — sprach sie matt, — aber doch vergehen muß, ohne sie! — Ach, Ludovico, liebst Du mich denn, liebst Du mich ganz und feurig und groß, — daß Du mir das Schwerste vergeben kannst? Liebst Du mich, wie ich Dich liebe? O, wenn Du mir jetzt geständest, daß Du mit dem schwärzesten Verbrechen beladen wärest, ich würde Dich dennoch lieben, mehr lieben als zuvor, Dich durch meine Liebe entsühnen! (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz, im August.

[Gutenberg's Ehrenfest.]

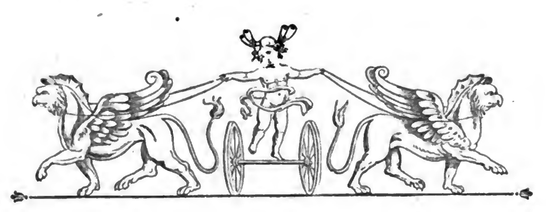
Bei uns wurde dieser Tage zur Ehre Gutenbergs, unseres unsterblichen Landsmanns, ein großes Musik- und Sängerfest gefeiert, wie wir noch keins erlebt haben. Es kann als Vorfeier des Nationalfestes betrachtet werden, welches bei der baldigen Errichtung der kolossalen Statue Gutenberg's, die bereits Thorwaldsen's Meisterhand vollendet hat, in unsrer freundlichen Rheinstadt begangen werden soll. Das Musikfest fand Statt in freier Natur, an einem der schönsten Punkte, die unsre herrliche Umgebung bietet, auf dem Plateau unsrer „neuen Anlage." Dort versammelten sich im Angesichte von vielen Tausenden, die hierher geströmt waren, um dem Feste beizuwohnen, die Sänger sämtlicher Musikvereine unsrer Nachbarstädte, mehr als 500 an der Zahl, und bildeten ein imposantes Chor. Sodann fanden sich die Mitglieder der großherzogl. Hofcapelle von Darmstadt ebendaselbst ein, um die Instrumentalstücke des Festes zu executiren. Als Dirigenten standen an der Spitze: Dr. Löwe aus Stettin, der berühmte Componist der „ehernen Schlange," Hofcapellmeister Mangold, die Zierde der unter der Kunstpflege unsres verstorbenen Großherzogs so blühend gewordenen Capelle, endlich Musikdirector Messer von hier, einer der vorzüglichsten Pianisten am Rheine. — Folgende Musikstücke wurden beim Feste executirt: 1) Große Symphonie von Beethoven in C moll; 2) Priesterchor D dur, und die Arie „O Isis und Osiris" mit Schlußchor aus der Zauberflöte; 3) die „eherne Schlange," Oratorium von Löwe; 4) Ouvertüre zur Leonore von Beethoven; 5) Chor der Gefangenen, aus dem Kerker von Edinburgh, von Caraffa; 6) Festgesang zur Ehre Gutenberg's, für das Fest besonders componirt von Meyerbeer. — Ich habe nicht nöthig, von den Werken Beethoven's und Mozart's hier etwas Rühmendes zu sagen, Jeder kennt diese unsterblichen Klänge; Jeder wird auch wissen, daß, unter freiem Himmel diese heiligen Klänge vernommen, der Genuß wie Sphären-Harmonieen uns umfängt, und eben so wenig wird es bezweifelt werden können, daß mit diesen reichen technischen Mitteln, die wir so glücklich waren hier vereint zu finden, das Außerordentliche geleistet worden ist. Darum von allem diesem kein Wort hier; nur von dem großen Oratorium Löwe's, und von Meyerbeer's wundervollem Festgesange möge Einiges erwähnt seyn. Benanntes Oratorium, von Professor Giesebrecht in Jena für das dortige große Musikfest gedichtet, schildert jene bekannte biblische Aufruhrscene des jüdischen Volks gegen Moses während der Wüstenwanderung, und das Wunder der „ehernen Schlange," bei deren Anblick die zur Züchtigung der Aufrührer von allen Seiten hervorgebrochenen Schlangen gefahrlos für die Reuigen geflohen sind. Löwe hat dieses Thema, wie natürlich, orientalisch-kirchlich componirt, und seine Composition ist so vorzüglich gelungen, daß ihm ein Platz neben den deutschen Musikheroen gebührt. Aecht deutsches Gepräge, charaktervolle Zeichnung und leichte Ueberwindung aller contrapunctischen Schwierigkeiten, sind hervorstechende Merkmale dieser wunderbaren Tonschöpfung. Würdig beginnt das Ganze mit einem lieblichen Morgengesange E dur, worin auch zart und sinnig eine prophetische Vision des Moses angedeutet ist. Nun folgt ein mächtiger Chor, den Aufstand bezeichnend, D dur, und diese Nummer schließt mit einem herrlichen Choral der Leviten, die Moses zu seiner Schutzwehr hat. Die dritte Nummer ist durch ihre Instrumentalbegleitung classisch; das Gezisch der Schlangen und das Wehklagen des entsetzten Volkes kann nicht wahrer laut werden, als es hier geschehen ist. Darauf folgt ein rührender Bittgesang der vier Stämme mit Chor E dur, von Moses' prophetischer Stimme durchflochten. Den Schluß des Oratoriums bildet ein christlicher Choral. Die Aufführung von so viel hundert Stimmen war vortrefflich. Löwe, der selbst dirigirte, begeisterte Alles. Es war die andächtigste Tonweihe, die ich seit lange gehört! — Meyerbeer's Festgesang zur Ehre Gutenberg's gehört der muntern Gattung an. Die Strophen sprechen Jubel und Dank für dieses deutschen Mannes große Erfindung aus, und die Composition ist höchst originell. Die beiden ersten Strophen beginnen mit einem heitern Allegro moderato C dur $\frac{2}{4}$ und gehen in ein entzückendes Allegretto $\frac{6}{8}$ über. Die dritte Strophe beginnt mit einem Thema F dur $\frac{3}{4}$, nimmt dann ein etwas ernsteres Gepräge an, klingt in E dur über und endet mit dem Allegretto-Satz der beiden ersten Strophen. — Mit wahrem Enthusiasmus wurde dieses Musikstück vorgetragen und aufgenommen. Kaum waren die letzten Töne dieses schönen Gesanges verklungen, als ein einstimmiges, gewaltiges „Lebehoch" für Gutenberg erscholl, Frohsinn und Jubel bemächtigte sich aller Gemüther, und man verließ den Festplatz, um sich den andern Erheiterungen hinzugeben, welche zur Ehre der vielen fremden Künstler und Theilnehmer am Feste veranstaltet waren. Es fanden jetzt Festbälle Statt, auf dem Rheine waren Wettfahrten auf illuminirten Schiffen veranstaltet, in den Wohnungen herrschte die alte, germanische Hospitalität, man bot alles auf, um die zahlreichen Gäste köstlich zu bewirthen, und zu ehren. So endete ein Fest, das uns unvergeßlich bleiben wird, sowohl wegen der hohen Kunstgenüsse, die es uns bot, als wegen der Veranlassung, welche es hervorrief; denn Gutenberg's Name ist ein Heiligthum in unsrem Mainz! —

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Wegweiser durch das Königreich Baiern.]

Ein schöner Spätsommer lockt noch Hunderte nach dem Süden Deutschlands. Ihnen sey das Reise-Taschenbuch des Freiherrn L. v. Zedlitz (Baireuth, Grau'sche Buchhandlung) als Wegweiser durch Baiern empfohlen. Es ist ein corpulenter Reisegefährte von 480 ziemlich eng, aber honett gedruckten Octavseiten. Ich empfehle sonst lieber magere Reisegefährten, weil sie weniger Platz einnehmen, mache aber diesmal eine Ausnahme, weil die Corpulenz des Empfohlenen nicht hindert, ihn in die Wagentasche zu stecken. München ist zum Mittelpunct der Touren gemacht, und so kann man von Norden aus die Routen bequem rückwärts verfolgen. An historischen Notizen ist eher ein Ueberfluß als Mangel. Ein Anhang nennt die besten Gasthöfe in den deutschen Städten, nur hält der Verf. die österreichischen Länder für undeutsche und hat sie ausgeschlossen. Wie konnte die Censur das dulden? Einige Druckfehler im Anhange machen den Wegweiser, der übrigens schon 1834 erschienen ist, für Liebhaber von dergleichen noch interessanter. Man kann laut Angabe in Bernburg im „weisen Schwan," in Bingen am Rhein im „weisen Roß" einkehren. Wer wollte nicht gern bei solchen Thieren einkehren, um Weisheit in Deutschland zu lernen! Dagegen hat es der frankfurter „Schwan" beim Freiherrn v. Z. verdorben, er wird ignorirt. Aus Hrn. Pusch (Hotel de Pologne in Leipzig) wird ein Pasch. Dergleichen und manche veraltete Neuigkeiten muß eine neue Auflage tilgen.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 180. — den 12. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Weidenbaum.

Am Wasser stand ein Weidenbaum,
Der stolz sein Haupt erhebt,
Wie Einer, der zum Himmelsraum
Mit keckem Muthe strebt.

Es liebten Zweie sich gar sehr,
Die Lieb' war all' ihr Glück.
Der Jüngling mußte übers Meer,
Das Mägdlein blieb zurück.

Die Schwestern hörten sie nicht an
In ihrer Traurigkeit;
Das Mägdlein klagte leise dann
Dem Weidenbaum ihr Leid.

Und als der Schatz gestorben war,
Im fernen Heidenland,
Ging 's Mägdlein, alles Trostes baar,
Hin wo die Weide stand.

Und wenn herauf das Wasser rauscht,
Der Abendstern erglüht,
Hinab zum Strom die Weide lauscht
Auf jenes Mägdleins Lied.

Am Wasser steht ein Weidenbaum,
Der seine Zweige senkt;
Wie Einer, der nach bangem Traum
Des Traumes noch gedenkt.

Karoline Leonhardt.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Ludovico gerieth in Verwirrung; diese Tiefe der Leidenschaft hatte er nicht in ihr geahnt, noch daß sie seine Liebe so fest voraussetzte. Doch konnte er sich nicht verhehlen, daß er selbst in der Aufregung und Spannung dieser Nacht die ganze Flamme heftiger Leidenschaft empfunden und bekannt hatte, daß sie jetzt noch höher auflodern würde, wenn in diesen kurzen Raum der Stunden sich nicht jenes andere, neue Ereigniß eingedrängt hätte. So fühlte er sich im Unrecht gegen Rosaura; er hatte sie getäuscht, hatte ihr, im strengeren Sinne, die Treue gebrochen, die er ihr kaum gelobt. — Was sollte er thun? Die feurig ausgesprochenen Liebesworte dieser Nacht kalt zurücknehmen? Und vermochte er es denn? Wandten nicht Rosaurens Reize, ihre räthselhafte Erscheinung, ihre Bekenntnisse, ihre Reue und Liebe tausend mächtige Banden um sein Herz? — Er sprach daher mit Worten der Liebe zu ihr, doch mit sanfteren als in der Aufwallung der Nacht. Sie zog ihn liebend mit sich, und ging, auf seinen Arm gestützt, durch die laubdunklen Gänge des Gartens, wo tiefste Morgenstille und Einsamkeit sie umfing. Hier öffnete sie ihm ihre ganze Seele; denn das erste Bedürfniß wahrer großer Liebe ist das, dem geliebten Gegenstande jedes Verschulden der Brust reuig zu enthüllen und büßend seine Vergebung zu erhalten. — Dies that Rosaura. — Sie erzählte die Geschichte ihres Lebens.

Zu Triest war sie geboren, aber von dort nach Livorno gezogen, wo ihre Mutter einen Verwandten hatte. In Armuth und Stille war ihre Kindheit vergangen, — mitleidige Klosterfrauen unterrichteten sie in weiblichen Künsten. Als sie zur Jungfrau herangeblüht war, suchte ihre Mutter die Schönheit der Tochter zu einem Mittel zu machen, ihrer dürftigen Lage abzuhelfen. Sie hatte sie mit dem Tambourin tanzen, die Zitter spielen und artige Liederchen singen gelehrt. Diese Künste mußte Rosaura, wo reiche Leute bei festlichen Gelagen versammelt waren, zeigen und erhielt dann oft ansehnliche Geschenke, wenn sie mit ihrem Tambourin herumging, um einzusammeln. Doch die Mutter beobachtete scharf und nahm Alles, was die Tochter an Gold und Goldeswerth gewann, zu sich; nur die kleinen Geschenke ohne Werth ließ sie ihr, und sorgte für einen reicheren Putz und besseren Tisch des Mädchens. Damit war Rosaura ganz zufrieden, und mit ihrer Lebensweise auch. Denn obwohl sie immer in Obhut gehalten wurde, ließ die Mutter es doch geschehen, daß vornehme Leute sie liebkosten, ja ihr auch einen Kuß von den frischen Lippen raubten. Nur sträuben sollte sie sich dabei, hatte die Mutter ihr eingeschärft, denn dies sey so Sitte, und man werde gering geschätzt, wenn man einer Liebkosung entgegenkomme. Rosaura that arglos, was man ihr hieß; etwa wie sie als Kind auf das Geheiß der Mutter sich verneigt oder der Frau Abtatissin ihres Klosters den Saum des heiligen Gewandes geküßt hatte.

Indessen war ihre habsüchtige Mutter keinesweges darauf bedacht, die Tugend der Tochter zu bewahren, sondern sie wollte die schöne Rosaura nur um einen möglichst hohen Preis losschlagen. Ein alter Duca aus Palermo sah sie bei einem Gastmahle tanzen. Er faßte eine solche Leidenschaft zu dem Mädchen, daß er eine bedeutende Summe an ihren Besitz wenden wollte. Geübt in solchen Händeln sah er bald, daß er sich an die Mutter wenden müsse. Diese war erstaunt über sein hohes Gebot, aber doch besonnen und schlau genug, um zu sehen, daß sie noch mehr gewinnen könne, wenn sie scheinbare Schwierigkeiten mache. Deshalb zögerte sie, wollte sich besinnen, Antwort sagen. Dies war Rosaurens Rettung, denn ein junger aber armer Malteser, Namens A n t o n i o, der eine edlere Neigung für sie gefaßt hatte, belauschte eifersüchtig die Schritte des Duca, und setzte Rosaura davon in Kenntniß.

Als sie in ihrer Erzählung so weit gekommen war, stockte sie, und unaufhaltsame Thränen hinderten sie weiter zu sprechen. Sie senkte das Haupt; lange versuchte Ludovico es umsonst, sie zu beruhigen. Endlich blickte sie mit dem rührenden Ausdrucke der Bitte zu ihm auf und sprach: Wirst Du mir's vergeben können, Geliebter, wenn Jugend, Dankbarkeit, Liebe, — Schauder vor dem, dem ich Preis gegeben werden sollte, mich besiegten? — Antonio gewann mein Herz, — ich flüchtete mit ihm, — wir lebten eine Zeit lang verborgen, bis es uns gelang, auf ein Schiff zu kommen, das nach Smyrna segelte. Er gab sich für einen Kaufmann aus, der nach dem Orient reise, um Waaren einzuhandeln; ich galt für das, was ich vor dem Ewigen war, — für seine Gattin. —

Ludovico trat einen Schritt zurück. Er empfand, trotz seines Mitleids und Schreckens bei diesem Geständnisse, doch zugleich ein Gefühl der Freude, weil er dadurch gewissermaßen seine Freiheit von Rosaura erhielt. Die Gefallene konnte nicht fordern, daß seine Liebe zu einer beständigen Fessel werde. Indessen sprach er ernst, aber mild zu ihr, denn eine tiefe Rührung über das Geschick, und mehr noch über die Reue des reizenden Wesens, erfüllte seine Brust.

Mir folgte eine bittere Strafe nach, — fuhr sie fort. — Das Schiff wurde von Corsaren angefallen; die Männer vertheidigten es tapfer, Antonio führte sie im Kampfe an, die Räuber mußten ablassen von der Beute, doch mein Geliebter erkaufte unsre Rettung mit seinem Leben. — Er blutete aus vier tiefen Wunden; wenige Stunden nach dem Kampfe hauchte er an meiner Brust seine Seele aus. — Ich glich einer Verzweifelnden! Einsam, von aller Welt verlassen, ohne Schutz, ohne Rath, mit geringer Baarschaft wurde ich unbekannten Gestaden zugeführt. Wir erreichten Smyrna; ich stieg ans Land, ohne zu wissen, was ich beginnen sollte. Bei venetianischen Handelsleuten, die mit ihren Frauen in der Stadt wohnten, fand ich ein vorläufiges Unterkommen. Zwei Wochen blieb ich dort, als sich eines Morgens die Thür meines Zimmers öffnete, und — meine Mutter eintrat. Sie hatte die Art meiner Flucht entdeckt, war mir gefolgt. Ich erwartete Vorwürfe von ihr, ich zitterte vor ihrer Strenge, ihrer Rache. Doch sie zeigte sich gütig, vergab mir Alles, und wollte mich trösten. Ich war glücklich, wieder Jemand zu besitzen, dem ich zutraute, daß er für mich sorgen würde, und versprach ihr willig Folge zu leisten, nur nicht für den einen Fall, wo sie mich dem Duca übergeben wolle. Sie versprach mir volle Freiheit, und so vereinigte ich mich wieder mit ihr. — Die Nothwendigkeit drängte mich, zu meinen alten Künsten zu greifen. Ich gewann vieles Gold. Nach und nach lernte ich, — denn

der unbesorgte Sinn des Kindes war dahin — wie man reichere Gaben durch künstliche Zurückhaltung herauslocke. Ich wurde vergnügungssüchtig, eitel, — ich lernte alle verführerischen Künste des Gefallens, und sie gelangen mir, weil ich selbst kalt und gleichgültig gegen Alle blieb, die mir huldigten. Bald merkte ich, daß es des Tamburins und des Tanzes nicht mehr bedürfe, daß ich durch mich selbst gelten könne. Ich änderte meine Lebensweise, nahm die vornehmerer Frauen an. Je höher ich mich stellte, je reicher flossen die Gaben. Der Tänzerin mit dem Tambourin hatte man ein Silberstück zugeworfen; die Dame mit Seide, Gold und Perlen geschmückt erhielt für ein Lächeln kostbare Juwelen. (D. F. f.)

Noch einige Gedankenstriche aus Charlottens Tagebuche.

(Beschluß.)

Manche Menschen sind ewig nicht fähig, etwas total gut zu machen; sie setzen immer nur 'nen Flicken auf den Schmutz. —

Kann ich Dir Deine Abneigung gegen die Schulphilosophie im Allgemeinen verdenken? Ist in den meisten Philosophien die Elasticität des Geistes, dies Göttliche, nicht in zerbrechliche Formen und noch dazu ohne Henkel gesteift? — Auf den ersten zehn Seiten der Bestimmung des Gelehrten ist Fichte geradezu nur ein trockner Schulmeister des Geistes.

Alles Geheimnißvolle, Geisterhafte in der Musik sollte mit einem leisen Chor beginnen; man glaubt hier der Bewegung im Ganzen weit mehr als dem Erzittern im Einzelnen. —

Alles, Baum, Blume, Pflanze, die ganze Natur ist still zufrieden in sich selbst, will nichts seyn als sie selbst, die Rose keine Lilie, die Lilie keine Rose, das Wiesenblümchen keine Treibhauspflanze; der Baum schüttelt Blätter und Blüthen nach seiner Art; nur allein der Mensch ist unzufrieden, will anders seyn, und ist doch, was er ist und seyn kann, nur in sich.

Ist das richtig, was mir eben einfällt? — Lach' aber Deinen kleinen Philosophen und Zeltgenossen nicht aus! — Es fiel ihm da eben nur bei Durchmusterung der neuesten Geschichte ein. Ich denke mir, gleichwie nach Bekämpfung der Mächte der französischen Revolution das Bedürfniß nach dem Religiösen, Erd' und Himmel verbindenden Glauben gleichsam doppelt nachholend dem rohen Materialismus gegenüber erwachte und sich geltend machte, so müsse nunmehr nach des gewaltigen tiefsinnigen Hegel's Tode, dem doch wohl keiner seiner Schüler sich als ebenbürtigen Nachfolger ausgeben wird, über kurz oder lang nothwendig eine Periode des Gemüths, der Liebe, des Glaubens, und all' der schönen unterdrückten, unter der schroffen Allmacht des absoluten Gedankens niedergehaltenen Götter um so mächtiger und gehaltiger wieder eintreten. Ja, solches ist gewißlich wahr! —

Ist's nicht bei fast allen Charakteren Racine's und Corneille's, als sprächen sie Auswendiggelerntes? — Ja, sie sprechen wie ein Buch, und das ist eben die Unnatur.

Göthe's Vornehmigkeit in seiner spätern Prosa ist gewiß nicht die ächte Ruhe des Begabten, nicht die geniale, leuchtende, erwärmende; sie sieht immer aus, als hab' ein Bürgermeister frische Wäsche angezogen und schreite mit Manschetten und Stab einher. —

Man muß mit jedem Freunde brechen, vor dem man nicht mehr das Interesse hat, sich zusammenzunehmen. Solche verderben unsern Charakter.

Lebenslänge ist nichts, Lebenskraft ist Alles. Und die geht aus dem tiefsten Gefühle der Zerschmetterung, aus dem Durchproben des Herbsten oft am siegendsten hervor. Jetzt krankst Du an Dir selbst; ein großer echter Schmerz würde Dich über Dich selbst stellen.

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Die Kunstausstellungen.]

Nun eine Notiz von zwei Kunstausstellungen, welche kürzlich unser Kunstverein veranstaltete. Die eine bot eine reiche Gemäldesammlung von Werken der münchner Schule, die andere einen noch reicheren Schatz von Werken der düsseldorfer Akademie. Das waren außerordentliche Genusse für die hiesigen Kunstfreunde! Zugleich aber fanden wir Gelegenheit, aus beiden Sammlungen uns ein Urtheil über beide Kunstanstalten durch Vergleichungen und Parallelen festzusetzen. Gewiß ist, daß beide Zierden und Grundpfeiler der jugendlich sich aufschwingenden Kunst in Deutschland sind; es ist aber eben so gewiß, daß die düsseldorfer Schule einen richtiger geleiteten Kunstgeschmack, mehr Festhalten an Natur, mehr Wahrheit und Einheit documentirt als die unter so günstigen Auspicien wirkende münchner Schule, welcher die Einheit und Concentratien der Studien so sehr fehlt, indem das Studium der Manieren der Vorbilder bei ihr hervorsticht. —

Beide Ausstellungen brachten uns mehrere hunderte theils sehr vorzüglicher Meisterwerke, theils solche, die noch nicht von bedeutender Kunsthöhe der Verfertiger Zeugniß ablegten. Von Schadow, dem Director der düsseldorfer Schule, fanden wir Mehreres in der Sammlung, unter andern ein biblisch-historisches Gemälde: „Christus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus." Die Figuren sind Lebensgröße, Kniestücke, das Ganze ein Gemälde von hohem Werthe und außerordentlicher Kunstmächtigkeit. Ferner zeichnete die düsseldorfer Schule ein Gemälde von Steinbruck aus, die heilige Genoveva mit dem Schmerzensreich, unstreitig die Krone der Ausstellung. Die Unschuld des Himmels leuchtet aus den Zügen der Dulderin! dabei das Colorit classisch, die Attitüde, die Drapirung, alles ist unübertrefflich an diesem Werke. — Noch so manches Kunstkleinod der düsseldorfer Schule konnte ich hervorheben, wenn es der Raum gestattete. — Unter den münchner Gemälden will ich auch nur zwei hervorheben, obwohl es mir fast weh thut, viele andere Kunstarbeiten dieser Schule unberührt lassen zu müssen. Das erste ist: Stieler's „Schutzengel." Ein schlafendes Kind wird von einem Genius vor dem Bisse einer Schlange geschützt. Welche Erhabenheit des Ausdrucks, welche Zartheit, welche himmlische Anmuth in den Zügen des Genius, welche Lieblichkeit, welche Unschuld in denen des Kindes! Unser Kunstverein hat dieses Kleinod um hohen Preis an sich gekauft; aber der Verein hätte das Dreifache dafür geben können, es wäre nicht zu theuer gewesen. — Die zweite Krone der münchner Gemälde war das „Künstler-Atelier" von Maas in Brüssel, unstreitig das herrlichste, was in dieser Art noch je gemalt worden ist. Das Bild stellt 16 Kunst-Collegen in einzelnen Gruppen dar, alle arbeiten an einem und demselben Acte, ein herkulischer Soldat, der seinen Rock und seine Waffen neben sich liegen hat, ist das Modell. Alle umgeben denselben in heitern, natürlichen Gruppen, lebendiger Frohsinn malt sich in den Zügen dieser Kunstjünger.

Zum Schluß eine Notiz über unsre gegenwärtige Messe. Bei der glücklichen Lage der Stadt Mainz inmitten der fruchtbarsten Gefilde Deutschlands und an zwei so bedeutenden Flüssen, bei dem großen Unternehmungsgeist, der unter der hiesigen Kaufmannschaft herrscht, bei der industriellen Thätigkeit der Bewohner, sollte man glauben, auch unsre Messen müßten eine Bedeutung gewinnen. Das will aber nie der Fall werden. Nur in den Detail-Geschäften haben unsre Messen einige Wichtigkeit; denn die nachbarlichen Bewohner der Provinz Rheinhessen kaufen hier ihre Bedürfnisse zur Meßzeit; auch die nachbarlichen nassauischen Orte können jetzt, nachdem Nassau dem großen deutschen Zollvereine beigetreten ist, hier einkaufen. Der Großhandel aber ist und bleibt in Mainz fast nur auf Wein und Holz beschränkt. — Zu den interessanten Sehenswürdigkeiten, die uns die Messe bringt, gehörte diesmal das Wachsfigurencabinet des Hrn. Brandenburg aus Berlin und die Menagerie Martin's. Der so oft todt geglaubte Martin spielt immer noch den Daniel unter Löwen, ohne daß ein Engel ihm beisteht. Die Klugheit und die Intelligenz sind heutzutage unsere Engel. Martin steckt noch immer seinen Kopf in den Löwenrachen und der König der Stärke kommt nicht zum Bewußtseyn seiner Kraft.

Notizen.

[Pariser Theater-Neuigkeit.]

„Die Wahnsinnige von der Beresina" heißt ein zweiactiges Vaudeville von Eugène Cicéri, das im Palais-Royal gegeben wird. Eine junge Dame hat beim Uebergang über die Beresina, wo sie die theuersten Güter ihres Lebens dem schmählichsten Tode in den Arm sinken sah, den Verstand verloren. Man kommt auf den Gedanken, ihr durch künstliche Operationen in einem Salon dies Schauspiel des Schreckens wieder vor Augen zu führen, um ihre Lebensgeister wieder zum Bewußtseyn aufzurütteln. Der Plan gelingt, die Dame orientirt sich dadurch wieder in der Welt der Wirklichkeit und erhält den Gebrauch der Vernunft zurück. — Die Stoffe aus dem Bicêtre und der Salpetrière sind noch lange nicht erschöpft. Der Wahnsinn wird noch lange in den französischen Dramen die Hauptessenz abgeben müssen. Wahrhaft tief erfaßt von französischen neuen Schauspieldichtern ist das Thema bis jetzt nur von Melesville (Sie ist wahnsinnig). Das Melodram von Beraud: „das Irrenhaus zu Dijon" ermangelt der künstlerischen Anlage, der leiseren Blicke in das Wesen eines gestörten Gehirns, es bedient sich des Krankheitssymptoms nur wie des Hebels für seinen Stoff.

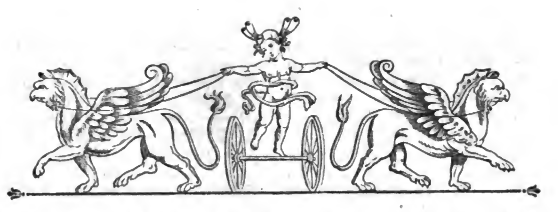
[Ausstellungen über H. Heine, von Alexander Jung.]

Wir müssen nachträglich auf einen Artikel im Augustheft des „Literarischen Zodiacus" verweisen, der uns in mancher Beziehung bedeutend erscheint. Er enthält unter dem obgedachten Titel Gedanken, die zu dem Besten gehören dürften, was über Heine gesagt ist. Wir begrüßen den uns unbekannten (vielleicht pseudonymen!) Verfasser, dessen Name uns hier zum ersten Male entgegentritt, als einen geistig Befreundeten, der den Strömungen der bewegten Zeit auf bewußte Weise angehört und die Wirren der literarischen Gegenwart — nicht krampfhaft zu steigern, noch blind gegen die Zeichen der Zeit eigensinnig zu verdammen, — sondern zu lösen bemüht ist. Mit der Würdigung und Hochstellung Heine's, wie sie hier geschehen, bin ich ganz einverstanden; die Ausstellungen an ihm würden schwerlich widerlegt werden können. Man kann dem Dichter Heine huldigen, ohne in seiner Weltanschauung weiterzuleben. Der ehemalige und der jetzige Heine sind zwei Personen geworden; der jetzige Heine ist eine Caricatur des früheren.

[Ein Murillos, in Stahl gestochen.]

Bei Glaser in Schleusingen ist in einem trefflichen Stahlstich von Blaschke ein Murillos erschienen: „Johannes der Täufer als Kind." Er steht in der Wüste, die rechte Hand zärtlich um den Hals des Lammes geschlungen, das Prophetenauge des Knaben strahlt eine dunkle spanische Gluth bei aller lebensfrischen Zuversicht des strahlenden Antlizes. Wir machen das Publicum um so lieber auf diesen Stich aufmerksam, da Murillos, das Haupt der spanischen Malerschule, in Deutschland wenig gekannt ist. In der münchner Hofgartengalerie befinden sich 7 Originalgemälde dieses Meisters, größtentheils Genrebilder aus dem spanischen Straßenleben, besonders die Alte, die einem Knaben das Haar säubert, und einige Gruppen zerlumpter Bettelbuben mit der verworfenen Genialität in den dunkelleuchtenden Augen. In Dresden ist nur ein einziger Murillos, ebenso in Berlin, wo erst kürzlich der „Franciscus mit dem Christkinde" angekauft wurde.

Mad. Anna Schilh zeigte in der „Wiener Zeitschrift" den am 1. Aug. erfolgten Tod ihres Mannes an, der zwanzig Jahre hindurch das von ihm gegründete Journal geleitet hat. Ueber das fernere Bestehen der „Wiener Zeitschrift" und die dahin gehörigen Verfügungen soll dem Publicum, wie es laut jener Anzeige heißt, nächstens das Weitere mitgetheilt werden.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 181. — den 14. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Weibliche Charaktere.

Von F. G. Kühne.

1.

Die arme Maria.

In den Papieren, die zu den Documenten von Jean Paul's Leben gehören, finden sich einige recht thränenfeuchte Blätter. Ich meine die Briefe jener Maria*), deren Liebe zu Jean Paul sich bis in den Tod aus freier Wahl verirrte, deren glühendes Schmerzgefühl für den Dichter sich nur in den Wellen zu kühlen wußte. Und diese Selbstvernichtung aus überschwänglicher Neigung mußte sich gerade in die Lebenskreise des tugendhaftesten aller Dichter drängen, gerade der reinste, sinnlichkeitsloseste aller Poeten mußte eine begehrliche Liebesflamme erwecken, die eine harmlose Mädchenseele zum Eigenmord trieb. Maria hatte den Schöpfer ihrer Träume, das Ziel ihrer weiblichen Wünsche, den Gott ihres innern Lebens nie gesehen. In seinen Werken betete sie ihn an und sog sich aus den süßen Schwelgereien mit seinen Gedanken, aus der keuschesten Entzückung über seinen Genius die leibliche Begier, sein eigen zu seyn, um als sinnlich begabtes Weib zu ergänzen, was der körperlosen Psyche der Jeanpaul'schen Muse fehlt. Maria war ein echt menschliches, echt weibliches Wesen, kein Ossian'sches Nebelgespinnst wie Jean Paul's Lyane, sie war nicht blos der Duft der Blume, auch nicht blos ihr äußerlich prangendes, eitles Farbenspiel, sie fühlte sich auch als der Kelch der Blume, aus dessen Schooße sich doch alles erzeugt. Eine Liebe, die blos Geist seyn will, wäre eine Blume, die blos Duft seyn möchte. Ihr verschließen sich bald die Poren der erzeugenden Kraft, ihr verwelken bald die frischgrünen Zweige der heitern Sinnenwelt, und der sonst milde Gott, der Leib und Seele zu süßer Eintracht schuf, blickt mit zürnender Miene auf diesen eigensinnigen Zwiespalt der Creatur, die ihren von Natur gesetzten Frieden aufhebt. Die Natur ist nicht das vom Geiste Abgefallene, der Leib nicht das Verworfene. Nur wo die Entzweiung von Leib und Seele sich verfestet, und jeder Theil des ganzen vollen Menschen sich seine schwelgerischen Freuden für sich sucht, da steckt Mephistopheles sein lächelndes Angesicht durch den Nebel der verworrenen Menschenwelt und streut rechts und links seine Saat wie Feuerfunken in die aufgerissene Furche. In Maria wollte sich ein weibliches Wesen mit seinem ungetheilten Reichthume an Leib und Seele entfalten. Nur der Starke erliegt, wo sich ein ganzer Mensch ins verzerrte Leben drängt. Der Schwache kann sich fügen, einen Theil von sich Preis geben, um mit der andern Hälfte zu vegetiren. Der Starke will nichts von sich missen, er kann nur sich selbst, sein volles Daseyn aufgeben, wenn seine Ganzheit nicht Raum gewinnt auf der engen Scholle, die sich ihm unter den Füßen nicht weiter dehnen will. Mariens Geschichte ist eine furchtbare Rache, die die zurückgedrängte Leiblichkeit gegen den Geist ausübte.

*) Der Vermuthung nach war Maria eine Tochter oder Enkelin jenes Forster, der in Paris unter der Guillotine starb.

In ihren Briefen an Jean Paul scheint Maria anfangs ganz Seele, ganz trunken von dem Aether einer keuschen Entzückung, die sich der körperlichen Hülle so ungestraft, wie es Jean Paul's mondscheinduftige Poesie gebietet, entwinden zu können wähnt. Aber allmälig laufen irre Funken der Begier durch dies Zwielicht voll betäubender Aetheressenzen. Kleine mädchenhafte Wünsche, harmlos wie Genien flatternd, weiß in Unschuld gekleidet, sind die stillen Vorboten einer aufglühenden Leidenschaft, wie oft fliegende Wölkchen vor dem Gewittersturme hertanzen. Sie warf sich anfangs an sein weiches Dichterherz, er erschien ihr als Lehrer, als Vater. Aber in der steigenden Trunkenheit, die der trauliche Verkehr mit Jean Paul's Phantasiegebilden erzeugt, verräth sich bald ein leiser Nervenkitzel. Nun will sie, da sie einmal Kind zu ihm seyn darf, ein sichtbares Zeichen als Gewährniß seines wirklichen Daseyns, sie bittet um ein Band, einen Knopf — endlich eine Locke seines Haares. Maria war Jean Paul's Bettina. Nur daß sie nicht eitel genug war, sich in ihrem Wesen, wie jene, zu gefallen; sonst wäre sie Kind geblieben, hätte mit der Kindlichkeit noch schön gethan, wie jene, selbst wenn die Kindheitslaune längst verbraucht und abgenutzt, und der Gegenstand ihrer Anbetung sein Antlitz von ihr gewendet. Maria war das zur Jungfrau plötzlich erwachende Kind Jean Paul's. Sie zerbricht die kleine Ruthe, die er mit schonender Milde ihr zu winden Miene macht, sie zerreißt das Nebelgespinnst prüder Empfindsamkeit, das sich mit Jean Paul's Dichtungen ihr ins Herz genistet, sie will nicht mehr schwelgen in seinen Gedanken, sich nicht mehr wiegen in seinen Gefühlen, sie hat ihn ausgelesen, zu Ende studirt, und seine Phantasieen erscheinen ihr jetzt nur wie eine Vorschule zur Liebe. Sie will ihn sehen von Angesicht zu Angesicht, sie entschließt sich zu einer Reise nach Baireuth, sie will ihn sehen und haben, ihn, den ganzen Menschen, den Mann, der mit seinen süßen Worten ihr wider Willen das Herz geraubt, sie will es ihm ins Auge sagen, wie grausam die Liebe sey, die er entzündet, weil er die Liebe ohne Leiblichkeit geschildert, sie will an seinem Busen sich ausweinen, an seinen Lippen, in seinen Armen finden, was seine Poesie nicht gibt und nicht zu geben vermag. Sie will kommen und ihm dienen, kommen und ihm die Füße waschen, seine Stube fegen, seine Magd seyn, — um nur Theil zu haben an der Leiblichkeit des Geliebten. Der keusche Vater Richter erschrickt vor dem sinnlichen Dämon, der aus der Seele des Mädchens redet. Er beginnt zu vermahnen, sie auf ihre eigenen Kreise der Häuslichkeit zu verweisen, um sich dort ein Genüge zu schaffen. Maria hat Mutter und Schwester um sich; sonst steht sie abgeschnitten vom Leben. Ihre Welt ist zu eng für ihre weitgedehnte Seele, ihr Gemüth hat sich schon zu tief eingetaucht in die Sehnsuchtswogen, auf denen die Muse ihres Dichters sich schaukelt, sie bedarf eines männlichen Herzens, an das sie sich werfen, einer Gestalt, an die sie sich schmiegen kann. O, ihr Dichter, malt doch die Liebe nie ohne Leiblichkeit! Zeichnet Menschenbilder in begränzter, wirklich vorhandener Form! Der Körper gibt dem Geiste sein Maß und zugleich seine Befriedigung. Wie thöricht ist die tugendhaft seyn wollende Welt, die da wähnt, der prüde Jean Paul habe nie damit Unheil angerichtet, daß er in seinen Poesieen den Leib wegwirft und den abgelösten Geist auf den Wellen der Gefühle einherschwimmen läßt!

Jean Paul erschrak vor den Gelüsten einer aufsteigenden Sinnlichkeit in Mariens Gemüth. Er schildert sich ihr jetzt als einen betagten Mann mit altersgrauem Haar, an dessen Locke sie keinen Gefallen haben könne, er spricht in seinen Gegenbriefen absichtlich viel von seiner Frau, von seinen Kindern. Maria erbebt nun selbst vor der unverhohlenen Sprache ihres verrätherisch offenen Herzens. Die glühende Scham wandelt sich plötzlich in einen tödtlichen Haß gegen sich selbst, und sie beschließt, freiwillig zu enden. Jean Paul fordert sie jetzt auf, zu ihm zu kommen, was er früher abgelehnt; er wünscht, sie möge ihn sehen in seiner Häuslichkeit, wie er ein ganz gewöhnlicher deutscher Mann sey, der früh morgens seinen Schlafrock anhabe und mit der Nachtmütze auf dem Haupte ein ganz bürgerlich solides Wesen sey, das bei der Caffeetasse auch von Gevattergeschichten zu schwatzen wisse. Maria kann nicht zum Humor über sich selbst und ihr verliebtes Herz kommen; dazu fehlt ihr jeder Ton in der Stimmung der Seele. So kommt sie mit ihrem sehnsüchtigen Wesen nicht über sich selbst hinaus, sie kann sich nur der Welt entziehen, der sie es nicht glaublich zu machen weiß, daß ihre sinnliche Regung so rein gewesen wie der Schnee des Gebirges. Der überschwänglich geistige Nervenreiz der Jeanpaul'schen Sentimentalität hatte das zurückgedrängte Element der Leiblichkeit urplötzlich aufwogen lassen, und nun stand sie gezeichnet da, wie sie meinte, vor aller Welt, ein Standbild des Spottes. Ihr Dichter hatte für sich Humor genug, um ein Leben voll ärmlicher Wirklichkeit mit der verschwimmenden Sphärenmusik seines verzückten Dichtergefühls im Gleichgewicht zu halten. Ein weibliches schwärmendes Herz vermag das nicht, es zerbricht lieber. Ein weibliches Herz ist ein zärt-

lich und ein zaghaft Ding. Maria hielt sich für verrathen und verloren. Sie mußte ihr schamglühendes Antlitz vor dem Lichte des Tages verhüllen, und sie nahm dazu ein Todtenkleid; sie wollte die Flamme der Leidenschaft aus ihrem Busen waschen und sie stürzte sich in die Fluth. Lange hatte sie den Entschluß noch zurückgehalten; ihrer Schwester, die ihren Plan entdeckte, hatte sie gelobt, die kranke Mutter durch ihren Tod nicht zu tödten. Die Mutter stirbt, und nun hält Maria sich aller Pflicht auf dieser Welt für entbunden, sie wirft sich von der steilen Brücke hinab, die Mühlräder erfassen bald den zarten Leib und schleudern ihn in den kreisenden Strudel. Halb entseelt holt man sie heraus und versucht die Rettungsmittel; aber sie lehnt mit weisem Lächeln die Hülfe ab, sie drückt das verschluckte Wasser gewaltsam zurück und endet mit einer spartanischen Kraft der Seele. Das Weib ist in seiner Schwäche oft riesenstark. Das ist eine bitterböse Wahrheit und eine schrecklich wahre Geschichte von der armen Maria.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

O, wie schnell lernte ich es, Jedem Hoffnungen zu machen, und sie Keinem zu erfüllen; doch zu lange durfte ich nicht an demselben Orte verweilen. — Ich verließ Smyrna und ging nach Constantinopel, wo der gewühlvolle Markt des Orients alle reichen Europäer und Asiaten zusammenführt. Hier begann ich die Lebenseinrichtung, die ich jetzt führe. Meine Mutter wollte nicht mehr dafür gelten, weil sie, ohne die Bildung und Sitten, die ich mir im Umgange mit Vornehmen leicht angeeignet hatte, meine niedrige Abkunft leicht verrathen haben würde. Sie galt jetzt für meine alte Wärterin; dagegen nahm ich eine jüngere Begleiterin als Zofe zu mir. Sorgfältig wachten wir darüber, meinen Stand zu verhehlen, und suchten selbst die seltsamsten Gerüchte deshalb zu verbreiten. Ich wollte frei meiner Neigung leben, aber doch für etwas anderes gelten als ich war. Diese abenteuerliche Lebensweise schaffte mir den reichlichsten Unterhalt; nach und nach drängten die wechselnden Erscheinungen des Lebens auch meinen Kummer um Antonio, der mich freilich in einsamen Stunden und Nächten oft schwer heimgesucht hatte, zurück, und ich wäre glücklich gewesen, hätte ich nicht die innere Unzufriedenheit, die das Sträfliche meiner Lebensweise erzeugte, mit mir herumgetragen. —

Meine Mutter schien ebenfalls bisweilen innere Vorwürfe zu empfinden, die sich freilich bei ihr auf eine andere Weise äußerten. Sie hatte Gewissensbisse, daß wir so lange in einer unchristlichen Stadt zubrachten, wo sie der Buße und Beichte entbehren mußte. So drang sie also darauf, daß wir nach Italien zurückkehren sollten, aber nicht nach einem Orte, wo man mich in meinen frühern Verhältnissen gekannt hatte. Wir hatten eine bedeutende Summe Goldes gespart, die uns ein sicheres Auskommen gewährt haben würde; mit dieser wollte meine Mutter nach Neapel mit mir gehen; doch ich stimmte für das reichere Venedig, wogegen sie einen Widerwillen zu haben schien. Ich beharrte indessen auf meinem Willen, und der Tag unserer Abreise war festgesetzt; da fand ich, als wir eines Abends von einer Wasserfahrt zurückkehrten, die mehrere junge reiche Kaufleute als eine Art Abschiedsfest veranstaltet hatten, die Schränke und Laden in unserer Wohnung erbrochen, alles Gold und den kostbarsten Schmuck geraubt. Ich gerieth in große Bestürzung und fragte nach meiner Mutter, allein sie war ausgegangen, um auf dem Bazar noch einige Einkäufe für die Reise zu besorgen. Als sie wiederkehrte, brach sie in ein lautes Wehklagen aus, so daß ich meine Fassung wiederfand, weil ich derselben bedurfte, um sie zu beruhigen. Der Diebstahl mußte im Hause geschehen seyn, denn ein Fremder hätte nicht gerade das Werthvollste aus Vielen herausfinden können. Doch blieben unsere Nachforschungen vergebens, und wir mußten endlich abreisen, froh, noch so viel Geld zusammenzubringen, um die Reise zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipziger Chronik.

[Gastspiele auf der leipziger Bühne.]

In der großen Reihe von Gastspielen, deren Leiden und Freuden wir rechtschaffen durchgeschmeckt, beginnen wir mit Herrn und Madame Genast, zwei frühern Mitgliedern unserer Bühne in der sogenannten „alten guten Zeit", gegenwärtig in Weimar fixirt. Wer in der leipziger Gesellschaftswelt so accreditirt ist, wie Hr. und Mad. Genast, hat den großen Vortheil, daß er spielen kann, wie er will, und doch immer gewonnen Spiel hat. Das Talent, in geselligen Zirkeln eine einnehmende unterhaltende Figur zu spielen, ist auch ein Schauspielertalent; warum sollte man dies also hier nicht rühmen? Auf der Bühne ist Hr. Genast ein gewandter, effectkundiger Routinier. Dazu kommt eine gewisse Gemüthlichkeit, die seine Darstellung des Alten im „Räuschchen", des „Stadtpfeifers Miller" in Kabale und Liebe, und des „Wallheim" in Holtei's Lenore auszeichnete. Komische biederherzige Alte gibt Hr. Genast con amore und mit vielem Glück. Kotzebue, glaube ich, ist der Herrgott für Hrn. Genast. Für Devrient war es Shakspeare, für Wolf Göthe, für Iffland — Iffland selbst. So wählt sich, bewußt oder unbewußt, jedweder seinen Helden, „dem er die Wege zum Parnaß sich nacharbeitet."

Hr. Genast ist ein wackerer Schauspieler in seiner Sphäre; wo aber die effectuirende deutsche Herzlichkeit und gewandte Coulissenparade nicht ausreichen, da reicht auch meine Kritik über Hrn. Genast nicht aus. Ich schweige deshalb über seinen „Wallenstein"; nur über seinen „Don Juan" ein schwaches Wort. Ich hatte geglaubt, Blume in Berlin könne den Don Juan nicht mehr singen, nur spielen. Hr. Genast kann ihn wenigstens heulen, und das kann oder wagt nicht Jeder. Es geht nichts über die Hohlheit seiner Stimme, und somit war es immer ein Kunststück, den Don Juan zu singen. Das Champagnerlied, dessen Tempo Hr. Genast sich bequemer setzte, kann nicht stärker maltraitirt werden, als es hier geschah. Aber Hr. Genast hatte ganz Recht, daß er dem Publicum gab, was man wollte. Bei diesen Trümmern eines vielleicht früher leidlichen Organs schwelgte das Publicum in der Erinnerung an „die alte gute Zeit." Allen Respect vor der alten guten Zeit, nur sollten die Rudera derselben nicht mit der entschwundenen Jugend so gewagt coquettiren. Dies trifft Mad. Genast als „Isella" und „Lenore", die sie schwerlich noch den Weimaranern bietet. Daß sie eine Menge guter Maximen in Spiel und Auffassung vortheilhaft anzuwenden weiß, zeigte sie in andern Rollen, besonders in dem kleinen Stücke: „Komm her!" „Maria Stuart" und „Donna Diana" **spielte** sie mit Geschmack und gewandter Nüancirung; Pantomime und Haltung zeugen von echtem Gefühl und gebildeter Einsicht. Nur bleibt freilich ihr Organ sehr hintenan, es läßt sich mit anderthalb Tönen in der Kehle bei dem besten Willen nicht viel machen. Die wackere Künstlerin muß Mütter- und Anstandsrollen geben; Leidenschaft und Pathos lassen sich doch nicht blos pantomimiren.

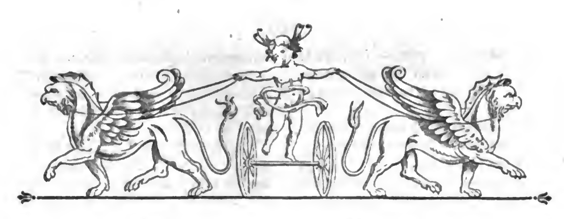
In der Oper verlassen uns einige gute Geister. Hr. Hauser entzieht uns seine gediegene Baßstimme und beabsichtigt nach Italien zu gehen, und den trefflichen Eichberger wird uns das habsüchtige Berlin abgewinnen. Er wird Bader's Stelle einnehmen. Uns ist er hier doppelt werth, weil er uns auch die Partien, die Mantius in Berlin behält, mit dem seelenwarmen Schmelze seiner Stimme und der Lieblichkeit seiner mezza voce vortrug. Dieser Verein von erschütternder Kraft und einschmeichelnder Milde im Organ ist uns hier zum reichsten Genuß geboten. Sein „Licinius" und sein „Ottavio" sind gleich bedeutend; im colorirten Gesange mag er seine Rivale haben, obwohl er auch hier wohlthätig wirkt. Rechnen wir hierzu die allerdings kalte aber körnige Bruststimme der Fräulein Löw, das aufkeimende Gesangstalent der Fräulein Ringelhardt, der vielleicht nur die Routine und die Tiefe der Stimme noch fehlt, um mit Maß zu großen Partieen sich zu qualificiren *), — rechnen wir dazu einen Buffon, Hrn. Berthold, der unter andern als Bartolo im Barbier unübertrefflich ist, ferner einen guten zweiten Bassisten, ein Paar zweite Tenore, von denen Hr. Weitgaß sich als „Lorenzo" (in Fra Diavolo) als durchaus geschmackvoller Sänger bewies, dazu endlich unsere Soubrettensängerin mit dem feingeschnitzten französischen Gesichte, die nur gegenwärtig — nicht auf einer Kunst- — sondern einer **Naturreise** begriffen ist, um ganz speciellen Pflichten zu genügen, — fassen wir diese Kräfte zusammen, so haben wir ein Opernpersonal, das in dieser Mischung von fertig gebildeten, gediegenen Sängern und aufstrebenden Talenten sich mit jeder bessern Bühne messen konnte. Werden wir vielleicht bald wieder — und zwar diesmal mit mehr Recht — von einer „alten guten Zeit" unserer Oper sprechen können!

Der drohende Verlust, der uns in dieser Hinsicht bevorsteht, machte es nöthig, daß mehrere fremde Sänger die Revue passirten. Ein Hr. Richter sang den Othello, den Zampa und den Barbier, — ein Mann, der durch eine derbe Ungenirtheit das, was ihm fehlt, zu ersetzen vermeinte. Wie hat Ihnen Hr. Richter gefallen? fragte ich mein alter Ego, einen verdrossenen Humoristen. „Den Mohren sang er wie ein Barbier und den Barbier wie ein Mohr. Am meisten traf er noch den Räuber Zampa, d. h. er ging mit den Arien räuberisch und mörderisch genug um." So sagte mein alter Ego, und in der That wußte man nicht recht, wollte der Sänger sich als Tenor oder als Baritonist produciren. Scherz bei Seite! so ist Hr. Richter das letztere und er zeigte als Figaro Anlage und auch Geschick. Nur irrt er sich, wenn er glaubt, er könne tiefe Tenorpartieen singen, er gurgelte als Zampa und Othello ein Etwas zwischen den Backenknochen, das er unmöglich für einen Tenor ausgeben kann.

Mit mehr Glück gastirte Hr. Dams, Hofsänger in Cassel, als Masaniello, Zampa und George Brown. Hr. Dams hat eine gute Tenorstimme. Ueberall, wo die reine Kraft der Brust zu ihrem Rechte kommt, wird dieser Sänger mit dem schönen Umfange seiner Stimme und der seltenen Ausdauer seines Willens Glück machen. Nur verrathen seine Coloraturen die Manier seines Studiums, in der es ihm nicht vergönnt ist, mehr als Organmaschine zu seyn. Es fehlt ihm das Bewußtseyn seiner eigenen Fähigkeit, er singt alles wie eingelernt und eingegeigt. Dazu kommt eine sehr schlechte Vocalisation, die ihn oft blecherne Töne verlautbaren läßt, er könnte mit seiner von Natur schönen Stimme bei mehr musikalischer Intelligenz Bedeutendes leisten. Ich erinnere mich des Duetts mit der Jenny (in der weißen Dame) als einer ganz mißlungenen Leistung, ihm fehlt das Talent, in die Töne des Mitsängers harmonisch einzugreifen. Dies Talent, zu duettiren und den Genossen im Gesange gewissermaßen zu tragen, besitzt Eichberger in hohem Grade; hierin verräth der Sänger, ob er **Musikkenntniß** besitzt, und der Gesang bleibt immer auch Sache der Intelligenz. — Musterstücke in der Intelligenz des Gesanges lieferte uns Hr. Wagner, früher an der deutschen Oper in Amsterdam, gegenwärtig in Würzburg für Spielpartien im Tenor engagirt. Er gab den George Brown, den Roger (im Maurer und Schlosser) und Fra Diavolo. Seine Stimme ist passirt, sein Vortrag vortrefflich. Jeder junge Sänger kann an ihm lernen, wie man die Nüancen einer Arie herauszustellen, den Gesang mit Spiel und Action zu harmoniren habe, da die Zeit für die deutsche Oper vorbei ist, wo man bloße Concertsänger auf der Bühne duldete. Herrn Wagner's Kopfstimme kann wenig leisten und doch wußte er mit der großen Buffo-Arie im letzten Acte des Fra Diavolo durch die Feinheit seines Vortrages zu brilliren. Ein seltener Fall. Weit häufiger ist es, daß ein von Natur reiches Organ trotz der besten Mittel nichts vermag.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir haben sie als „Myrrha" wiederholt gehört und müssen die steigende Sicherheit der talentvollen Sängerin schätzen. Wer langsam geht, kommt am sichersten zum Ziele. Mit der gedachten Partie steht auch eine gewisse Harmlosigkeit der jungen Künstlerin in schönster Harmonie, während diese Eigenthümlichkeit in ihrem Naturell bei andern Darstellungen (als „Donna Anna" und „Prinzessin" in Johann von Paris) zwischen Gesang und Spiel die Eintracht vermissen ließ. Wo blieb der Schmerz und zugleich die bittersüße Wonne des Hasses, der die „Anna" beseelt? In ihrer „Prinzessin" war nur das Kleid prinzeßlich, und im Uebrigen war sie auch hier nur die harmlose „Myrrha", deren ungeschminkte Kindlichkeit Frln. Ringelhardt so richtig zu geben weiß.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 182. — den 15. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Auf das Drängen meiner Mutter gingen wir dennoch nach Neapel, denn ich hatte ihr versprechen, es wenigstens mit einem Aufenthalte daselbst zu versuchen; doch es mißbehagte mir dort so, und eine innere Stimme — hier blickte sie Ludovico zärtlich an — trieb mich so mächtig nach Venedig, daß meine Mutter endlich nachgab. Hier — —

Rosaura hatte bisher mit gesenktem Haupte und schwacher Stimme erzählt und Ludovico ihr aufmerksam zugehört. Jetzt versagte ihr die Stimme; sie schwieg, zitterte, blickte zur Erde.

Ludovico zog sie leise an sich und fragte: Nun, Rosaura? Hier?

Hier lebte ich, wie zu Constantinopel; ich hätte es aufgegeben, doch der Mangel, das Drängen meiner Mutter, meine eigenen Schwächen, die Gewohnheit üppiger Fülle, der ich plötzlich zu entsagen nicht die Kraft hatte, alles hielt mich in dem Netze fest. — Da sah ich Dich, — mein Herz empfand wieder Liebe, — nein es empfand zum ersten Male Liebe, denn Antonio hatte mich durch Dankbarkeit, durch den mich damals blendenden höhern Lebensrang, durch meinen kindlichen Glauben, ihm müsse ich gehören, endlich durch die Verkettung der Verhältnisse gewonnen. Du gewannst mich nur durch Dich selbst, durch Deine männliche Würde, Deine tapferen Kriegsthaten, von denen ich hörte, durch Schönheit und edle Worte. Willst Du mich nun verstoßen? Ich sagte Dir Alles! Bei der Heiligen, schlimmer bin ich nicht, als ich mich Dir geschildert! Aber wenn Du mich von Dir stießest? Wenn — — O, Ludovico, laß mich's nicht denken! Das Meer ist nicht so tief, so unermeßlich wie der Abgrund von Qualen und Schrecken, der sich vor meinen Füßen öffnet!

Mit krampfhafter Angst sank sie an seine Brust, hielt ihn umfangen, und vergoß einen Strom heißer Thränen.

Ludovico war im Innersten gerührt, doch erfüllte ihn zugleich eine peinliche Angst und Unruhe. Seine Liebe zu ihr war so schnell verschwunden als flüchtig entstanden; eine warme Freundesneigung, eine brüderliche Theilnahme zog ihn zu ihr hin. Er erkannte, welch ein seltenes Wesen sie sey, er fühlte, wie Großes und Edles in ihr gerettet werden könne. Doch den Preis, um den es allein möglich war, diesen Preis vermochte er nicht dafür einzusetzen. Ihn selbst, sein eigenes Glück des Lebens forderte sie ihm als Opfer ab —, das war zu viel.

Lange blieben beide stumm. Endlich sprach er: Rosaura, Du hast schwer gefehlt, bist tief gefallen; aber ich will Dich emporrichten helfen. Kehre zur Tugend zurück, zu dem Guten, Schönen, Edlen, weil es das Gute, Schöne, Edle ist, aber nicht um eines andern Preises willen. Nur dann wirst Du wahrhaft geläutert seyn. Erringe Dir die Liebe zum Lohne, doch bedingen darfst Du sie nicht!

O, Du sprichst wahr, gut und wahr, — erwiederte sie hingebend, — ich muß sie verdienen. Ich will sie verdienen; aber Du mußt mich nicht verrathen, — das ertrüg' ich nicht! —

Ludovico preßte sie stumm an sein Herz; er stand im heftigen Kampfe mit sich selbst. Er war zweifelhaft, ob er ihr entdecken solle, was in dieser Nacht mit ihm geschehen sey. Vertrauen durfte auch sie fordern, mußte ihr werden; doch war es gut, war es erlaubt, ihr diesen Augenblick hoffenden Entzückens, den sie mit reuigster Zerknirschung erkauft, damit zu vergiften? Sollte er die aus tiefster Herzwunde Blutende verwunden?

Während er zweifelnd die aufgestürmten Gefühle seines Busens abwägte, kam Lucie plötzlich eilend herbei und rief: Signora, Marchese Foscari kommt den Cypressengang herauf.

Foscari! — rief Rosaura auffahrend. — Was will er? — Ich mag ihn nicht sehen! Ich kann, ich will nicht — niemals mehr!

Signora, bedenkt doch, — erwiederte Lucie betreten. — Er würde sich nicht abweisen lassen! Bedenkt, daß Ihr auf seinem Landsitze wohnt!

Schweig, Unglückselige! — rief Rosaura außer sich; — ich will fort von hier, dieser Boden brennt unter meinen Füßen!

Ludovico war zurückgetreten und hatte staunende und fragende Blicke auf Beide geworfen. — Ihr wohnt auf des Marchese Villa? — fragte er und betonte die Worte auffallend.

O, Ihr sollt Alles wissen, — entgegnete Rosaura. —

Doch nicht jetzt, — fiel Lucie ein, — in zwei Minuten ist der Marchese hier. Geht, Signor, ich bitte Euch, Ihr wißt nicht, welchen Dienst Ihr der Signora dadurch erweiset!

Bleibt, bleibt — es ist mir Alles jetzo gleich, — erwiederte Rosaura. — Der Marchese soll —

Empfangt ihn, Donna! Ich gehe, — sprach Ludovico in einem Tone, der sanft wie eine Bitte und doch fest wie ein Befehl klang; dann beugte er sich zu Rosaura und sprach leise: Thu' es, ich bitte Dich darum. Handle nicht unbesonnen! Der Marchese ist angesehen und stolz, und Venedig nicht der Ort, wo man einen Mächtigen reizen darf. Jetzt lebe wohl, Rosaura! Mit dem Abend kehre ich zurück, denn ich habe noch Vieles auf dem Herzen, das ich Dir vertrauen muß.

Fünftes Capitel.

Er ging. Kaum war er verschwunden, als Foscari aus einem Bosquet trat. Er sah finster aus, zwang sich aber zu einem herablassenden Lächeln. Ich komme, um zu fragen, schöne Rosaura, wie Ihr die erste Nacht auf meinem Landsitze zugebracht habt? — Ihr seht ein wenig bleich; vielleicht etwas überwacht, und dennoch schon so frühe auf? —

Diese Worte betonte er in einer Weise, die auffallen mußte. Rosaura, die sich auf eine Gartenbank gesetzt, und ihn anfangs freundlich anzulächeln versucht hatte, zog ihre Stirn düster zusammen. Guten Morgen, Marchese, — erwiederte sie kalt. — Ihr seyd sehr eifrig im Dienst der Höflichkeit; ein so früher Besuch muß mir so schmeichelhaft als unvermuthet seyn.

Und doch war er wohl nicht der Erste, — bemerkte Foscari; — mich dünkt, ich hörte hier schon sprechen?

Rosaura schwieg. —

Nicht wahr, ich bin der erste nicht, der Euch den Morgengruß bietet, — fuhr der Marchese fort, und man sah, daß ein zürnendes Roth in seine Wangen stieg.

Ich bin nicht gewohnt, Rechenschaft über die Besuche zu geben, die ich empfange, — sprach Rosaura, die nicht mehr an sich hielt. — Wenn Ihr wähnet, Eure Höflichkeit, mir diese Wohnung anzubieten, gäbe Euch solche Rechte, so verlasse ich sie noch heute! — Mit diesen Worten stand sie auf und ging. Doch Foscari ergriff ihre Hand und sprach: Ei, schöne Rosaura, so übel gelaunt? Darf ein theilnehmender Freund denn eine solche Frage nicht wagen? — Gebt mir den Arm! Laßt uns einen Spaziergang durch den Garten machen. Ich wette, es gelingt mir, Euren Unmuth zu verscheuchen, denn ich habe Euch von dem gestrigen Feste des Dogen Wunderdinge zu erzählen: von Tanz, Spiel, Musik, Zauberei, wahrsagenden Zigeunerinnen, und tausend andern Dingen.

Bei diesen letzten Worten warf er einen Blick auf Lucien, die jedoch, ohne indessen die Fassung zu verlieren, fröhlich ausrief: O, laßt mich das auch mit anhören! Von dergleichen höre ich gar zu gern.

Doch Rosaura gab ihr einen Wink, sich zu entfernen, und ging mit Foscari tiefer in den Garten hinein. Lucie die nichts gewollt hatte, als den finstern Ausbruch der Eifersucht Foscari's, der sich durch seine Opfer für Rosaura schon zu solchen Gefühlen berechtigt glaubte, abwenden, — sah beiden eine Zeit lang nach und schüttelte mißbilligend den Kopf. Dann ging sie nach der andern Seite des Gartens gegen das Ufer der Brenta hinab, weil sie Rosaurens Mutter von Venedig erwartete, indem diese als Hüterin ihrer Wohnung in der Stadt zurückgeblieben war, aber mit

dem Frühesten auf das Land hinauskommen wollte. — Als sie sich dem Flusse näherte, sah sie die weiße Feder von Ludovico's Hut noch durch die Gebüsche schimmern. Erfreut, ihn noch zu treffen, wollte sie ihm nacheilen, um ihm einige nützliche Winke in Betreff Foscari's zu geben, als sie plötzlich mit Erstaunen entdeckte, daß er nicht allein sey, sondern Arm in Arm mit einem jungen Mädchen ging. Es war Biondina. Das ist seltsam! — sprach Lucie leise für sich, — wenn das meine Donna wüßte! — Mit leisen Schritten schlich sie sich näher heran; ein Grabstein mit einer Urne unter dichtem Cypressengesträuch konnte sie verbergen, so daß sie sah und hörte, ohne bemerkt zu werden. Ludovico hatte Biondina traulich umschlungen, und fragte das Mädchen mit sanfter Stimme: Also könntest Du mich lieben? Recht von ganzer Seele lieben? — Biondina hob die großen blauen Augen zu ihm empor, ein leichter Silberschleier überwebte plötzlich ihren reinen Blick, sie senkte das Haupt, drückte ihr Antlitz zärtlich und verschämt an seine Brust, und umschlang dann mit ihren weißen Armen seinen Nacken. Ludovico preßte sie stumm ans Herz. Lucie traute ihren Augen kaum; sie bebte vor innerem Zorn, da sie in der Seele der so verrathenen Rosaura empfand. Wahrlich, — murmelte sie mit verhaltenem Unwillen — höher konnte er die Verachtung nicht treiben, als daß er seine Buhlerin gleich in der Stunde der ersten Begegniß mit hieher brachte! — Ganz erfüllt von der Unwürdigkeit dieser Handlung, ging sie mit sich selbst zu Rathe, ob sie auf der Stelle hervortreten und Ludovico's Verrath enthüllen, oder noch ferner lauschen wolle. Sie wählte das Letztere. Indessen waren die Liebenden einige Schritte weiter gegangen, und sie konnte, was sie eben flüsterten, nicht verstehen. Doch als sie ihnen leise hinter den Büschen folgte, hörte sie Biondina sagen: Ach, Du wirst mich gewiß verlassen, um ihretwillen! Ich will es dulden und weinen, denn sie ist ja so schön, wie Du sagst, und liebt Dich so feurig — und was bin ich Arme?

Du? — fragte Ludovico und blickte sie selig an. — Du? Du bist das reine keusche Licht des Mondes, sie eine dunkel glühende Fackel, die mehr brennt als leuchtet! Ihr sollte ich Dich aufopfern? Nein, nimmermehr! — Sie ist belastet von Schuld, hat ein Leben der Vergiftung geführt, sie muß sich erst durch lange Buße läutern; Du bist rein wie die Lilie und sollst es bleiben. Ernst will ich zu ihr sprechen; doch nicht mit Banden der Liebe sollen mich ihre süßtrügerischen Worte umspinnen. Auf Dich will ich deuten und sagen: So sey, wenn Du des Edlen Liebe willst. (D. F. f.)

Bücherschau.

Drei Trauerspiele von S. Wiese. Leipzig, Brockhaus 1835. 306 S. 8.

Die Themata in diesen drei Trauerspielen sind höchst interessant. In dem ersten: „Die Wilden und die Ansiedler" haben wir den bis zu tragischen Conflicten steigenden Widerstreit der americanischen Natureinfalt mit der sich aufdrängenden europäisch-christlichen Cultur. Das zweite Drama: „Die Märtyrer" hat seinen Stoff in der Christenverfolgung zur Zeit des römischen Kaisers Valerian. Der Schauplatz ist in Aegypten. Die Liebe zum Christengott triumphirt sterbend im Kampfe gegen die rucksichtslose Strenge des römischen Gesetzes und den düstern Haß der ägyptischen Priesterschaft. Das dritte Trauerspiel: „Clothar und Sulamith" schildert den Conflict der christlichen und jüdischen Elemente in modernen Zuständen. Das Interesse dieser Themata beruht so sehr in Situationen, daß es nahe lag, dieselben in Novellenform zur Darstellung zu bringen. Die Gefahr, bei Erledigung dieser Stoffe in Abstractionen zu verharren oder in lyrische Ergießungen sich zu verlieren, ist vom Dichter ziemlich glücklich vermieden, allein die dramatische Form ist doch nicht zu ihrem vollständigen Rechte gelangt, weil, wie gesagt, das Hauptinteresse weniger in den Charakteren als in den Zuständen und Situationen liegt. Kein einziges Shakspeare'sches Drama hat eine so situationsmäßige Idee zum Hintergrund, wie etwa: Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum, oder Widerstreit zweier Religionen, u. dgl. Immer ist es der Mensch als solcher, für den Shakspeare begeistert ist; niemals hat er aus Freiheitslust, Religionseifer oder irgend einer Reflexion einen Stoff und eine Menschengestalt sich herausgesogen. Was bei ihm wie Gedanke aussieht, ist doch bei der Schnellkraft seines poetischen Geistes augenblicklich in Fleisch und Blut übersetzt; jeder Gedanke ist von ihm nur als Menschengestalt gefaßt. Das hat der trägere deutsche Genius niemals in gleicher Weise vermocht; er kann nur langsam Reflexion und Gestalt vermitteln. Und hierin liegt die Lösung des Räthsels, warum die deutsche Literatur keinen Shakspeare aufzuweisen hat. Einem Volke, dem es schwer wird, seine Gedanken in Thaten zu übersetzen, kann es auch nicht leicht werden, seine Reflexionsideen zu dramatischen Gedichten zu krystallisiren. — Am meisten dramatisch ist unter den 3 Trauerspielen das dritte, weil es am meisten die Shakspeare'sche Schule verräth; die Todtengräberscenen schmecken sogar nach Copie. Die Scenen, wo Graf Clothar die Liebe des Judenmädchens gewinnt, sind in Diction und Erfindung sehr schön. Außerdem ist Jakob, der eine Bruder der Sulamith, die dem Christenthum huldigt, weil sie einen Christen liebt, als ein sehr gelungner Repräsentant des zur blutigen Leidenschaft aufgereizten Judenthums hingestellt. Der talentvolle Verfasser wird zweifelsohne auch ferner noch als Dramatiker sich geltend zu machen wissen. Er hat den echtesten Beruf dazu, trotz seiner Deutschheit deutsche Dramen zu dichten.

Correspondenz.

Aus Paris, im August.

[Die Polizei tödtet die Literatur.]

Lange Zeit währte der Kampf der Classiker und Romantiker, der Shakspearisten und Racinisten, Hugo's und Dumas, Beranger's und Viennet's, lange Zeit der Streit der jeune France und der alten perrückirten Dame, des Grotesken und Pittoresken, Bizarren und Symmetrischen, da tritt die Justiz als Aristoteles auf und gibt ein Gesetz so für die Bühnen als die Maler, kraft dessen es fortan der Muse nur erlaubt ist, ihre Schwingen in den vorgeschriebenen Radien auszubreiten, mit allerhöchster Genehmigung der Polizei, die auf mores hält und auf — Schicklichkeit. Die Legislation

hat einen Schritt gethan und die Moral mit Schönpflästerchen beklebt. Auf jede Pockennarbe kam eine englische Fliege, aber beileibe keine innere Reinigungscur. Die Spielhäuser, die Cloaken der Venus Pandemos, die Industrie der Charlatane, diese können ruhig fortvegetiren, es verfolgt sie Niemand als die Reue und das Verbrechen, der Selbstmord und die Pestilenz, wer aber Komedia schreibt und einen Crayon führt, kurz, wer eine Idee und Witz hat, der wird betrachtet als eine Quelle der Immoralität. Wie viel wollt Ihr, daß ein Dichter singen soll? Die Polizei zählt die Strophen, er darf nicht lauter lachen, als es das gemeine Wesen verträgt, nicht heftiger weinen, als es der Widerstand der Rührung zuläßt.

Dies Alles ist Etwas, das den Parisern nicht begreiflich ist. Wenn sie in Allem überall still schweigen; im Theater, da sind ihrer gleich viel Hunderte zusammen, da reden sie. Ich habe es unter Karl X. gesehen, daß das Publicum die Bühne stürmte, wo eine Compagnie Soldaten aufmarschirt war, die Schließung des Stucks verlangte; dieser Auftritt könnte wohl repetirt werden nach einiger Zeit.

Unterdeß freuen sich noch Presse, Bühne und Lithographie des Lebens. Das Journal Charivari, welches regelmäßig eine Zeichnung, oft eine Caricatur auf seiner dritten Seite enthält, nahm vorläufig die noch vergönnte Zeit wahr und publicirte ein ganzes Journal-Monstre, ohne alle Schrift, in bloßen phantastischen Skizzen, Figuren und Gruppen. Dies ist eine pudelnärrische Sprache, räthselhaft, aber zugleich sinnreich. Ich habe bemerkt, daß an die Stelle der bisher so erfindungsreich benutzten Birne eine Glocke von fast ähnlicher Form trat. Sie hängt in einem Stuhle, der einem Galgen ähnlich sieht, und läutet Sturm, Feuer, was weiß ich! Die Herren von der Doctrin könnten daraus entnehmen, daß der Witz sich nicht proscribiren, noch richten läßt. Indem er gehenkt wird, ruft er dem Schinder zu: „Du erweist mir zu viel Ehre, Freund, Du erhebst mich.“ (D. B. f.)

Leipziger Chronik.

[Gastspiele auf der leipziger Bühne.]

(Beschluß.)

In Herrn Wiedermann (bisher in Breslau) lernten wir einen andern Bariton kennen. Er gastirte als Faust, als Barbier und als Don Juan. Bei Spohr's Instrumentalmusik kann keine Stimme aufkommen. Während der tiefsinnige Componist in den Instrumentaltönen förmlich schwelgt, bleibt der Sänger vernachlässigt und das menschliche Organ kommt nicht zu seinem Rechte. So ließ sich Hr. Wiedermann nach seinem Faust gar nicht beurtheilen; ich begreife nicht, wie man sich in dieser Rolle als Fremder zu produciren unternimmt. Als Barbier war der Gast in Spiel und Gesangsmanier sehr löblich. Seine Stimme hat die Glanzperiode auch schon hinter sich, und es ist auffallend genug, daß die meisten Sänger erst dann anfangen, ihre Action zu cultiviren. Hiernach war in Herrn Wiedermann's Don Juan das Streben sichtlich, allein eine gewisse Rohheit der Auffassung dieser Rolle behinderte den guten Erfolg. Im Vortrage des Champagnerliedes lag etwas Ungeschlachtes.

So kamen in letzterer Zeit von Süden, Westen und Osten her allerlei Singvögel verschiedenster Art zu uns geflogen und uns fehlte nur noch eine Seeschwalbe, die uns von Norden aus, zum Unterschied gegen manche ausgesungenen Gesangsvirtuosen, eine frische Meerluft in der Kehle mitbrachte. Fräul. Rosenfeld (aus Hamburg gebürtig, zuletzt in Stettin engagirt) ist eine Erscheinung dieser Art. In ihrer Stimme liegt gerade das Unstete, das der Flug eines Seevogels hat. Der Umfang des Organs ist bewundernswürdig, nur läßt sich die Meisterschaft nicht im Fluge erhaschen. Manche Coloraturen sind glockenrein, manche andere zerbröckeln bei der Hast eines noch zu wenig cultivirten Vortrags. Als „Rosina“ und „Donna Anna“ entzückte sie in manchen Partien, selbst schwierige Passagen schleudert sie mit bewußtloser Leichtigkeit aus der Kehle, während sie an andern Stellen eben so leicht stolpert und strauchelt. Vor Galopaden, wie sie in den Recitativen der Anna vorkommen, hat sich die junge Sängerin besonders zu hüten. Sie ermangelt des Bewußtseyns über ihr Naturell und über die Bedeutsamkeit der Kunst; sie muß sich einer **stetigen** Leitung anvertrauen. Unter dieser Bedingung prophezeien wir in Fräul. Rosenfeld eine außerordentliche Erscheinung für die Zukunft. Da sie jetzt der hiesigen Bühne angehört, würde Leipzig wieder das Verdienst haben, ein bedeutendes Talent heranreifen zu lassen. Wir erinnern an Mantius und Livia Gerhard, die unter Hrn. Pohlenz's Leitung wurden, was sie sind. — Eine gut eingeübte Sängerin, die mit nicht unbedeutender Intelligenz des Gesanges alle Frische und Anmuth der ersten Jugend vereint, war Mad. Wunderlich, die uns die Giulietta in Bellini's Oper nicht blos sang, sondern auch gab. Einige kleinstädtische Maximen und Befangenheiten verursachten kleine Fehler, die in einem größeren Wirkungskreise bald verschwinden würden. Das Engagement zerschlug sich, die hübsche Frau kehrt an kleine Bühnen zurück und entgeht des Vortheils, der größeren Welt anzugehören. Leipzig ist immer als Werbeplatz für die großen Bühnen wichtig. — Schließlich nennen wir unter den Gästen in der Sphäre des Schauspiels einen talentvollen Melodramenstürmer, Hrn. Röder aus Cöln, der als Ferdinand in „Kabale und Liebe“ und als Valry im „Irrenhause zu Dijon“ sich producirte. Er scheint vor der Hand noch an physischer Excentricität sein Wohlgefallen zu haben; aber soviel Liebe zur Kunst, wie sich in seinem Spiel verräth, kann nicht ohne geistige Befähigung seyn, noch weniger mit bloßen für den Augenblick berechneten Effecten sich begnügen.

Notiz.

[Pariser Theater-Neuigkeit.]

Die französische Poesie fängt jetzt an, den Conflict des Katholicismus und Protestantismus zum Gegenstande ihrer Darstellungen zu machen. Auf dem Theater Ambigu-Comique machte ein Drama viel Aufsehen, welches aus diesen Elementen sein Interesse nimmt. Der Titel dieses dreiactigen Stückes ist: „Margarethe von Caylus.“ Es spielt vor und während der pariser Bluthochzeit. Margarethe ist die Tochter des Grafen von Caylus, des Hauptes einer katholischen Coterie. Gaston, ihr Vetter und Geliebter, sagt sich von dieser Partei los und gewinnt durch die Macht der Liebe und der Beredsamkeit auch seine Braut für die neuen Ideen, von denen sein innerer Mensch erfüllt ist. Saint-Luc, der leidenschaftliche Vertreter des alten Glaubens, strebt ebenfalls nach dem Besitze Margarethens, und so stehen die Elemente eines alten und eines neuen Lebens gegen einander im Felde. Den zweiten Act füllen die blutigen Scenen der Bartholomäusnacht, in deren Gräuel die Schicksale der einzelnen Personen natürlich eng verflochten sind. Merkwürdig ist nur, daß der Protestantismus, den die große Katastrophe factisch stürzt, in den Familienverhältnissen der Hauptfiguren des Dramas den Sieg feiert, indem Gaston, welcher in der Schreckensnacht schwer verwundet wurde, sich mit dem Grafen von Caylus aussöhnt und Margarethens Hand erhält.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Fünfunddreißigster Jahrgang.

September 1835.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Inhalt.

Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 183. — den 17. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Weibliche Charaktere.

Von F. G. Kühne.

2.

Sophie, die kleine weiße Dame auf Newstead-Abtei.

Washington Irving erzählt im zweiten Bande seiner „Miscellaneen“ *) seine Besuche auf Abbotsford und Newstead-Abtei, den Besitzungen der beiden schottischen Romantiker Englands, Walter Scott's und Lord Byron's. Beide Wohnörter tragen ein Gepräge von der Geistesstimmung ihrer Besitzer, oder — soll man sagen — manche Tonweisen in deren Gedichten klingen wie ein Lufthauch und ein Echo in dem alten Gemäuer jener Burgen. So ist der Mensch auch mit dem Besten, was er gibt, Product der Scholle, die ihn trägt. Wenn ich vom Dichter den Ort kenne, wo er saß und träumte, den Freund, an dessen Zuspruch er sich geweidet, die Geliebte, über die er gejubelt oder geweint, — so kenne ich sein Tiefstes, es steckt nichts Geheimes weiter in ihm. Der Dichter ist nichts als ein Mensch, nur wachsartig oder auch elastisch weicher als die Andern. —

Newstead-Abtei ist eins der schönsten Muster jener seltsamen und romantischen, halb burg-, halb klosterartigen Gebäude, welche als Denkmäler des Alterthums in England noch übrig geblieben sind. Dazu liegt sie mitten in einer sagenreichen Gegend, dem Mittelpuncte des sheerwooder Waldes, und von Schlupfwinkeln Robin Hoods und seiner Schaar Geächteter umgeben, deren Ruhm in alten Balladen und Kindermährchen lebt. Der Wald existirt freilich fast nur noch dem Namen nach, und der Strich, über welchem er sich einst dunkel und einsam erstreckt, ist jetzt eine offene, freundliche, durch Landsitze, Meiereien und Dörfer belebte Gegend. Die Abtei, welche vermuthlich einst die geistliche Herrschaft über jene Gegend übte und das Seelenheil der wilden Waldbewohner in Obacht nahm, war ursprünglich ein Mönchskloster und wurde in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts von Heinrich II. zu der Zeit gegründet, als er durch die Erbauung von Gotteshäusern und durch andere Beweise werkmäßiger Frömmigkeit die Ermordung Thomas Becket's abzubüßen sich bestrebte. Sie wurde Gott und der Jungfrau geweiht und mit Mönchen des Augustiner-Ordens bevölkert. Zur Zeit der Aufhebung der Klöster, unter der Regierung Heinrich's VIII., erfuhr auch Newstead einen plötzlichen Glückswechsel, indem es nebst einer benachbarten Herrschaft an Sir John Byron, den Steward von Manchester und Oberaufseher des sheerwooder Waldes, geschenkt wurde. Dieser alte Ahnherr spielt in den Traditionen der Abtei und in den vielen Geistergeschichten, welchen sie das Daseyn gegeben hat, unter dem Namen: „Sir John Byron der Kleine mit dem großen Bart,“ eine bedeutende Rolle. Die Familie Byron wurde

*) Auch unter dem Titel: Abbotsford und Newstead-Abtei. Aus dem Englischen von H. Roberts. Braunschweig, Vieweg. 1835. 320 S. kl. 8. In Berlin bei Veit u. Comp.: W. Irvings Wanderbuch. Th. 2. 310 S. 8.

in der Folge in den Freiherrnstand erhoben und lebte auf Newstead in stolzer Pracht. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Großonkel des Dichters der Erbherr, ein Mann von leidenschaftlicher, rachsüchtig düsterer Gemüthsart, den die geschwätzige Chronik der Abtei mit dem Namen des „bösen Lords“ bezeichnet.

Hier war es, wo Byron das Gefühl der Vereinsamung wie ein Gift in seine Seele sog; es war der einzige Ort auf der Welt, wo er sich heimisch wußte, weil die Umgebung mit seiner Stimmung harmonirte. Von der Zinne des Thurms konnte er hinüberschauen nach Anneslen-Hall, wo die ihn nicht liebende Geliebte, Miß Mary Chaworth, wohnte; in dem schaurigen Walddunkel standen die seltsamen Steinfiguren, deren Errichtung dem Lord unter den Landleuten den Ruf der Tollheit zuzog. An den Wänden der Abtei hingen manche Denkmale der Barbarei der Vorzeit, an den Dielen klebten die Blutmahle der launischen Tollwuth der Ahnherren, und manches Herz hatte sich über den Klosterwahn seines Jahrhunderts in den einsamen Zellen hier zu Tode geweint. Und der Fluch, der an der Schwelle haftete, war noch immer mächtig. Der Dichter, der unter diesen Denkmalen saß, litt eben so sehr vom Wahne und von der Barbarei seiner Zeit. War er doch von der Gesellschaft ausgestoßen, hatten ihn die Vorurtheile seines Standes doch hundertfach ans Kreuz geschlagen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Nein, nein, das nicht Geliebter, — erwiederte Biondina. — Schweige ganz von mir; ich will Dich lieben in der tiefsten Stille, Niemand als die heilige Jungfrau soll es wissen! O, gib mich ihr nicht Preis. Du kennst die italienischen Frauen nicht, Du weißt nicht, wozu die Leidenschaft sie hinreißt! Vater Bernardo hat mir schreckliche Dinge davon erzählt! Weißt Du nicht, daß sie mit Gift und Dolch —

Nein, Liebe, das fürchte nicht, — entgegnete Ludovico lächelnd; ich sage Dir, ihr Herz ist in meiner Hand und Macht!

Ach, ich fürchte sie doch! — rief Biondina weinend und bittend, — o, verrathe meine Liebe nicht! Du hast mein Herz gewonnen, gib es keiner Andern Preis. Kannst Du mich nicht wieder lieben, so will ich still vor Gram sterben; aber nur verrathe mich nicht. Wie würde die lästernde Zunge mich verfolgen! Und wenn sie mich feindselig verspottet! Nein, nein, Du wirst mich gewiß nicht verrathen!

Du wunderliches, liebstes Kind, — sprach Ludovico lächelnd — welche thörichte Angst erfüllt Dich! Was sollte Dir geschehen? Wer darf es uns verargen, daß wir uns lieben? Doch Du willst es; nun wohl, es sey: unsere Liebe bleibe ein Geheimniß, bis Du ganz mein bist, denn das sollst Du werden!

Und hier drückte er sie noch einmal fest an sich und ging langsam mit ihr zum Ufer hinab.

Luciens Brust klopfte heftig. Sie liebte ihre Gebieterin; sie war stolz darauf, daß ihr noch Niemand widerstanden; — so empfand sie auch die Kränkung der verschmähten Liebe in tiefster Seele mit. — Vollends aber empörte sie der Verrath, denn anders vermochte sie es nicht zu nennen, den Ludovico an ihrer Gebieterin übte. Abscheulich ist es! — rief sie heftig aus, — o, des frevelhaften Geschlechtes der Männer! Wir wären treulos? wir wären grausam? — Solch ein Verrath ward noch nie geübt! Von einer verlassenen Geliebten hörte man schon, von keiner aber, der man, nur um sie zu verhöhnen, verlockende Liebe schwört, bis sie in Demuth ihr betrogenes Herz hingibt! — Schon zuvor sammelte er die Skorpionen, um sie unter den Rosen der Liebe, die er erst brechen wollte — zu verstecken! O, dreifach abscheulich! Aber ich will nicht ruhen, bis ich die schwer Beleidigte, die verachtend Gemißhandelte zur glühenden Rache entflammt habe!

Mit diesen Gedanken eilte sie den Garten hinauf, um die Gebieterin aufzusuchen. Diese kam ihr entgegen, denn Foscari hatte sie schnell verlassen. Rosaura hörte, was ihr Lucie erzählte, mit starrem Schrecken an. — Einer Bildsäule gleich, stand sie vor ihr; sie weinte weder, noch klagte sie, — sie war wie ein tiefes Grab des Schmerzes. —

Nein, Du lügst, ich glaube Dir nicht! — rief sie endlich entschlossen. — Das hätte er mir gesagt; die Schmach, mich so tief vor ihm zu demüthigen, hätte er mir erspart! Geh, Du lügst!

Ich will gehen, auf ewig von Euch gehen! — rief Lucie, — wenn ich Euch nicht die Wahrheit sagte. — Vielleicht könnt Ihr Euch selbst überzeugen. Noch kann er nicht weit entfernt seyn; folgt mir hier quer durch den Garten nach der andern Seite, wohin der Fluß sich herumwindet, so seht Ihr ihn wohl noch auf seiner Gondel mit dem schönen Mädchen vorüberschiffen.

Rosaura lehnte sich auf Luciens Arm und ließ sich von ihr, so eilig ihre erschöpften Kräfte und ihre pochende Brust es gestatteten, nach der bezeichneten Gegend hinüberführen. Wirklich gelangten sie in dem Augenblicke an das buschige Ufer, wo Ludovico und Biondina auf der leichten, wiegenden Gondel sich vorübertreiben ließen. Er saß am Steuerruder, sie ihm zur Seite, und hatte das blondumlockte Haupt an seine Brust gelegt; sein linker Arm umschlang die anmuthige Gestalt und drückte sie sanft ans Herz, während er mit der Rechten dem Nachen die Richtung gab, der leicht auf den klaren Wellen des Stromes dahinschwamm.

Die Fluth spiegelte das reizende Bild zurück; die reinste Seligkeit malte sich in den Zügen der Liebenden. Sie ahnten nicht, während der Himmel, der sich über sie wölbte, und die Fluth, von der sie getragen wurden, ihnen so mild zulächelten, daß eine düstere Wolke der Schrecken ihnen zur Seite aufstieg und die Sonne ihres Glücks zu verfinstern begann, bevor sie ihnen die süßen Früchte, die sie versprach, gereicht hatte.

Rosaura blieb gefesselt stehen; zwei Mal drückte sie die Hand auf Stirn und Auge, als traue sie dem nicht, was Blick und Gedanken ihr zeigten, dann aber von der schrecklichen Wahrheit bis ins Innerste getroffen, wandte sie sich erschöpft zu ihrer Begleiterin um, sank ihr lautlos an die Brust und gleitete ohnmächtig in ihren Armen nieder. —

Biondinens Nachen schwamm indeß, vom günstigen Hauche des Windes getrieben, leichter über die Wellen dahin. Als er die Lagunen erreichte, nahm sie das Ruder zur Hand, Ludovico spannte das kleine Segel auf, und so gewannen sie bald das Ufer wieder. Fast zu gleicher Zeit mit ihnen legte der alte Bernardo, dessen Enkelin Biondina war, die Barke an. Mit kindlicher Freude sprang diese dem Greise entgegen und erzählte ihm den Ueberfall, den sie in dieser Nacht erfahren, und ihre Rettung durch Ludovico. Gerührt und zitternd schloß der Greis das liebliche Kind in die Arme; dann nahm er seinen breiten mit Bändern geschmückten Schifferhut ab und erhob das Auge andächtig gen Himmel. Dank sey der gebenedeiten Mutter Gottes, die Dir einen Retter aus solcher Gefahr gesandt hat! — Hierauf ging er auf Ludovico zu und sagte auch diesem seinen herzlichsten Dank, mit Blicken, in denen die Thränen der Rührung glänzten.

Aber welch ein Bubenstück! — rief er aus, nachdem er seine Enkelin noch einmal umarmt hatte; — und ich vermuthe nur mit zu großer Wahrscheinlichkeit, daß es von einem reichen mächtigen Manne angelegt war. Denn die Leute, die mich gestern Nacht plötzlich für zwei Zechinen gedungen haben, sind mir jetzt höchst verdächtig. Sie boten mir so viel, weil sie Eile hatten; und doch weiß ich, daß sie sich bei Mestre fast müßig umher getrieben haben; und weshalb ließen sie mich wohl bis zwei Stunden nach Sonnenaufgang warten, wenn sie doch nicht mit mir zurückfahren wollten?

Ludovico befand sich in einiger Verlegenheit, denn er war unschlüssig, ob er dem Greise sogleich seine schnell gefaßte Liebe zu Biondina bekennen sollte oder nicht. Zwar fühlte er sein Herz ganz von ihr gefesselt; doch hatte er bisher noch nie daran gedacht, eine dauernde Verbindung zu knüpfen, und als Officier auf der venetianischen Flotte war ihm dies auch kaum möglich. Was daher aus seiner Zukunft werden sollte, lag noch dunkel und sorgenschwer vor ihm. Daher schwieg er für den Augenblick und sprach nur zu Bernardo: Beruhigt Euch, redlicher Vater, ich selbst werde den Fall dem Dogen anzeigen, denn ich habe diesen Morgen Geschäfte bei ihm. Es wird gewiß die strengste Untersuchung Statt finden, und ihr dürft der Bestrafung der Frevler sicher seyn, selbst wenn sie aus den höchsten Ständen sind. Denn Ihr kennt Andrea Cornaro's Gerechtigkeitsliebe, und wie er Milde und Strenge vereinigt. Er wird zuverlässig die Thäter den Gerichten überliefern, und Ihr wißt, wie unbestechlich Venedigs Gerichte sind.

Ach, mein edler Signor, — erwiederte Bernardo — ich will gar keine Bestrafung verlangen. Lieber wäre mir's, wenn der Doge mir Schutz gewähren könnte. Denn verfolgen wir den Thäter, so reizen wir nur seine Rache, und vielleicht wäre er gezwungen, uns seiner Sicherheit wegen zu opfern. Nein, edler Signor, führt lieber keine Klage; der Arme, Schwache muß den Streit mit dem Mächtigen vermeiden, denn sein Recht schützt ihn dabei nicht nur nicht, sondern wird oft erst sein Verderben. Gott hört unsere Seufzer; auf seinen Schutz wollen wir bauen, seiner Gerechtigkeit unsere Sache anheim stellen. Glaubt mir nur, mein edler Herr, wem der Schnee schon fast zwanzig Jahre auf dem Haupte liegt, der hat Manches erfahren! Ja, ich habe Manches dulden müssen in der Welt, und vorzüglich von den Großen dieser Erde! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Betrachtungen über die Prätendenten und den Kometen.]

Es wird nächstens wieder einen Kronprätendenten geben, der sich in die Reihe Heinrich's V. stellt. Der bekannte Ludwig XVII, Richemond, dem die Justiz seine Ansprüche auf Frankreich mit zwölf Jahren Arrest bezahlte, ist mit zwei anderen politischen Gefangenen aus St. Pelagie entsprungen und hat den Weg ins mittägliche Frankreich eingeschlagen. Wie es scheint, wird der Mann mit vielem Gelde von unbekannten Händen versehen, und wie man sagt, hat nur er die Fäden der famösen Höllenmaschine geleitet, in der Hoffnung, die Krone zu erobern. Die Gefangenen tauschten die Wachen, indem sie sich als Architekten mit Portefeuillen präsentirten und das Gefängniß beaugenscheinigten. Richemond hat bereits seine Memoiren publicirt, und ich höre, er habe ein neues Werk unter der Presse, um seine Identität als legitimer Sohn Ludwig's XVI. darzuthun.

Zu dieser corrupten Erscheinung gesellt sich eine Broschüre Lucian Napoleon's, worin dieser Sproß des großen Baumes auch wieder legitime Ansprüche an das Land seiner Väter macht. Der Verfasser hält bei dieser Gelegenheit eine Rede an die Minister Louis Philipp's, die gewürzte Stellen hat, zum Beispiel:

„Ohne populäre Wahl giebt es keine populäre Legitimität. Entweder müßt Ihr das Princip der königlichen Souverainetät anerkennen, und dann ist Heinrich V. Euer Herr und Meister, oder Ihr bekennt Euch zu dem Princip der Volkssouverainetät, und dann seyd Ihr Renegaten und schwört den politischen Glauben ab, welchen Ihr durch das Volk von gestern den bestehenden Gewalten substituirt habt."

Heinrich V., Richemond Ludwig XVII. und Lucian Bonaparte, da haben wir also drei verschiedene Könige der Franzosen außer Louis Philipp von Orleans. Judäa war zur Zeit des weisen Samuel nur halb so glücklich mit Saul und David.

Sie werden gelesen haben, daß Alexander von Humboldt hier unmittelbar nach dem großen Attentat und der berliner Emeute angekommen ist. Darob sind die Gelehrten erfreut und die Politiker erschrocken von ihren Stühlen aufgefahren und haben einander zugefragt: „Qu' est ce que signifie ça?" Einige meinen, der Diplomat-Naturforscher sey extra hierher gekommen, den herannahenden Kometen zu observiren, Andere, mit dem Observiren habe es seine Richtigkeit, aber der Komet bedeute die Zeit und den gesellschaftlichen Zustand, das qui pro quo des Augenblicks. Gewiß ist, daß der Gelehrte nicht wieder mit Herrn von Bonpland sich nach America einschifft, um die Cordilleras zu bereisen und den Chimborasso zu messen.

Die Quotidienne hat die Bekanntschaft des Herrn von Humboldt gemacht, und er hat ihr gesagt, daß man sich in Berlin weit mehr über den unterbrochenen Geburtstag des Königs als über die unterbrochene Geburtstagsfeier der Revolution in Frankreich gewundert habe. „Ce sont des événemens frappans," sagt sie, „welche mehr als Muthwillen anzeigen."

Die Quotidienne will das Sprichwort Lügen strafen, daß alte Weiber unerträglich fromm und schwatzhaft werden. Sie hat der Mode gehuldigt, ihren Jesuitismus des Pater André parfumirt und trotz dessen Widerstreben sich Witz angeschafft, welcher in unsrer Zeit gangbarer und willkommener ist. Um Ihnen davon ein Pröbchen zu geben, citire ich eine dramatische Satyre derselben, worin die Minister Louis Philipp's zwiefach, nämlich in ihrem Charakter von Sonst und Jetzt, auftreten und mit Demoiselle France über die neue Ordnung der Dinge conversiren. Wenn man die Geschichte sprechen läßt, so kann kaum etwas Drolligeres gedacht werden als eine solche Gesellschaft von Doppelgängern. Der Minister Thiers begegnet seinem alter ego an der Thür des Conseilzimmers, welches in seiner Eigenschaft als Journalist des National und Vertheidiger der freien Presse ihm, dem Ministerrenegaten, den Eingang streitig macht. Aus dem Dialog, der aus den geschichtlichen Acten gezeichnet ist, geht spaßhafterweise hervor, daß von Rechtswegen der eine Thiers des Hochverraths angeklagt werden müsse, damit der andere existire — und also vice versa.

Nachdem die Quotidienne ihre erste Scene im Vorzimmer beendet und den Minister aller Opposition seines Doppelgängers ungeachtet in den Staatsrath gehen ließ, um den Herrn Collegen die Erscheinung zu erzählen, nachdem sich diese darob höchlich moquirt und lustig gemacht, giebt der politische Poet plötzlich die sämmtlichen Doppelgänger des Cabinets, als da sind: der ehemalige Professor Guizot, der ehemalige Redacteur des Globe: du Chatel, der ehemalige Conspirateur: Broglie, und der ehemalige Advocat: Persil, der den Tod der Minister Karl's X. verlangte, weil sie — eine Ordonnanz wider die Presse erließen.

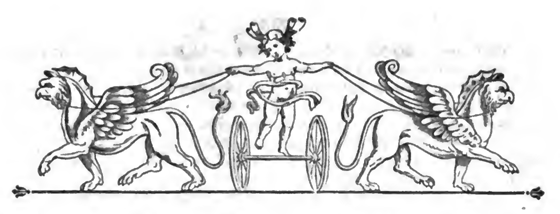
Es ist wirklich Schade, daß die Theater um die Realität einer solchen Scene kommen, ihr Effect müßte von der schlagendsten Art seyn. Aber so inconsequent, so heillos fallibel, so mit sich selbst im Widerspruche sind die heutigen Franzosen. Man muß sich schämen, an sie geglaubt zu haben.

Chateaubriand konnte es in seiner Anachoretenklause nicht übers Herz bringen, daß die Feinde des alten historischen Königthums, die ihren Thron mit Hülfe der Presse bauten, sich wieder an dem Palladium der Civilisation versündigten, das er so lange als der eifrigste Partisan vertheidigte und um dessentwillen, er sagt es selbst, man ihn der Ministertoga entkleidete. „Was ich wollte, schreibt er, wiederhole ich, die Beschränkung der Preßlicenz durch strenge Gesetze, ich verstehe aber unter streng nicht was Ihr, den moralischen Tod und die Confiscation, welche barbarische Rückschritte statt Fortschritte bekunden."

Was Chateaubriand, das that auch nebst vielen andern der Großpapa der Doctrin, Royer Collard, der alte Präsident der Kammer der Deputirten, er, der seit 5 Jahren von der Presse schonungslos bewitzelt und von den Lithographen carikirt worden. Ich glaube nicht, daß sie etwas über die ministerielle und philiströse Mitte vermögen, und in diesem Fall wird Frankreich um seine Preßfreiheit weniger zu beneiden seyn als Deutschland.

Ich schließe diesen Brief mit der Bemerkung, daß zugleich mit dem famösen neuen Codex über die Presse der Komet Halley's am Horizont erschienen ist. Die Astronomen des Papstes haben ihn zuerst, dann die preußischen und endlich vor einigen Tagen die pariser des Observatoire gesehen. Alle Welt freut sich auf die große Clairvoyant-Epoche, die in den Monat November fällt, und ich höre, daß Behufs der Veröffentlichung des Sternes auf Straßen und Plätzen bereits eine Menge Teleskope requirirt und vermiethet werden. Die Vaudevillisten schreiben Kometen-Vaudevilles, die Novellisten Kometen-Romane, und die Opera — ja die Opera studirt ein Ballet ein, worin derselbe Komet einen Sphärentanz executirt.

T.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 184. — den 18. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Darum, — fuhr Bernardo leise fort, indem er Ludovico halb auf die Seite nahm — zog ich mich so tief in die Verborgenheit zurück als ich vermochte. Aber doch muß man es ausgespäht haben, daß eine liebliche Blume in dem kleinen dunklen Gärtchen blüht, und es trug irgend wer Verlangen darnach, sie zu pflücken! — Hier seufzte der Alte tief auf, erhob die Augen gen Himmel, faltete die Hände und sprach fromm: Gebenedeite Jungfrau, Du weißt, wie viel Thränen dieses Kind gekostet hat! Laß mir, was ich mit so bitterm Schmerze erkaufte! — Gott segne Euch nochmals, edler Herr, — fuhr er zu Ludovico gewendet fort — daß Ihr mir ein liebes Kind erhalten habt, wißt Ihr, aber welch ein liebes — das kann nur ich empfinden!

Er zog Biondina aufs neue an sein Herz; sie umschmeichelte ihn sanft und streichelte kosend seine Wangen. Mein Vater, mein liebster Vater, — sprach sie mit dem Tone der innigsten Liebe — o, weint doch nicht — wir sind ja so glücklich! — —

Die Stunde, wo Ludovico den Dogen sprechen sollte, war nahe. Er mußte aber noch nach Hause, um seine festliche Uniform anzulegen. Daher nahm er eiligen Abschied, und versprach nur, so bald als möglich zurückzukehren.

Tausend Gefühle wogten in seiner jungen Brust. Er, der die Liebe niemals gekannt hatte, lernte diese allmächtige Leidenschaft jetzt beinahe in demselben Augenblicke in ihren beiden entgegengesetzten Polen kennen. Die stürmische, aus der glühenden Macht der Sinne auflodernde Flamme, und das heilige reinstrahlende Licht, womit sie in ihrer edelsten Gestalt das Herz erfüllt, hatten sich fast zugleich in seiner Brust entzündet. Seine bessere, für alles Große und Schöne entglühende Seele gab der reineren Flamme den Sieg; und doch sollte er es durch einen schweren Kampf büßen, daß er nur einen Augenblick sich der Brandung des reißenden Stromes überlassen hatte, der die, welche sich in seine Wellen werfen, in ein wirbelndes taumelndes Entzücken reißt, bis er sie an seinen schroffen Felsenufern zerschmettert.

Sechstes Capitel.

Um den scheinbar längst verloren gegangenen Faden geheimer Thaten nachzuspüren, die der wunderbarste Zufall plötzlich wieder ans Licht und in die Hand der alten, einer zauberischen Drudenmutter gleichenden Priscilla geführt hatte, ließ sich dieselbe manchen ihren erlahmten und verkrummten Füßen sehr sauern Weg durch die dunklen Gassen Venedigs nicht verdrießen. Sie hatte früher mancherlei Gewerbe getrieben, durch die sie mit allen Schlupfwinkeln des Verbrechens jeder Art bekannt geworden war. Dort konnte sie jetzt am leichtesten alte Freunde und Bekannte entdecken, die ihr auf die Spur halfen. Aber freilich, es

war ein mühsames Werk, denn zwanzig Jahre — so lange war sie nun aus Venedig entfernt — räumen auf! An Stellen, wo sonst geheime Schlupfwinkel von Dieben, Bettlern, Zigeunern und ähnlichem Völkchen gewesen, fand sie jetzt stattliche Häuser; andere Spelunken waren zwar noch im Gange, allein Niemand kannte die Alte, und sie mußte auch vorsichtig seyn, durfte sich nicht zu leicht selbst Preis geben. Ja, ja, — seufzte sie — der Galgen, den diese Schelme alle verdient haben, ist ein ungeduldiger Gläubiger, er will bezahlt seyn! Er wird ihnen nicht zu lange Frist gelassen haben. — Wer weiß, wie es mir ergangen wäre, wenn mich die Wellen nicht nach Africa verschlagen hätten! Nun, die Sklavenpeitsche, die ich genossen, hat wohl Manches abgezahlt, und ich habe noch zu Gute! — Ich will's nie fordern, was ich herausbekomme! —

Unter solchen Gedanken, die sie halb in murmelnde Worte kleidete, kroch sie eine dunkle Gasse hinunter, an deren Ende die Haupthöhle sich befand, die vor zwanzig Jahren gute Freunde ihrer Art zu beherbergen pflegte. Noch ehe sie dieselbe erreicht hatte, kam ein Mohr aus der Thür des unterirdischen Gewölbes herauf, dem zwei Kerle folgten, die nicht das beste Aussehen hatten. Der eine war alt, hatte schon graues Haar, aber noch rüstige Glieder, der andere hatte kaum die Mannesjahre erreicht. Vorsichtig trat die Alte hinter einen Brunnen, um die Herankommenden von weitem zu beobachten, bevor sie selbst gesehen wurde. Denn in der Gegend dieser Spelunke mußte man immer auf der Hut seyn, wenn man die Stichworte, die gerade üblich waren, nicht kannte.

Wahrhaftig! — rief die Alte erstaunt aus, als sich die Leute näherten — hier finde ich ja endlich Bekannte. Denn wenn der schwarze Teufel nicht der hübsche Mohrenbube Battista ist, der mir schon vor zwanzig Jahren in Foscari's Hause bisweilen zur Hand ging, so will ich in diesem Leben keinen Schlaftrunk mehr mischen! — Und der Graukopf ist bei der heiligen Jungfrau kein anderer als Pietro, die Eisenfaust genannt! — Daß diese Schelmengesichter nicht umsonst die Nasen so dicht zusammenstecken, darauf will ich wetten. —

Sie lauschte mit angehaltenem Athem, um das Gespräch der Herankommenden zu behorchen. Dies gelang ihr zum Theil, denn sie sprachen, da sie sich in der nur den geheim Verbündeten verständlichen Sprache unterhielten, ganz laut.

Funfzig Zechinen? — sprach der Graukopf zum Mohren, — Dein Herr ist wahrhaftig ein Geizhals geworden! Aber die Zeit ist schlecht, man muß Alles mitnehmen. Ludovico heißt er also?

Soll ich Dir's so oft wiederholen, wie die Glocken auf St. Marcus läuten? — antwortete der Mohr; — stell' Dich nicht an, wie ein Rekrut von drei Tagen! —

Rekrut! Rekrut! Sucht mir einen Veteranen wie ich. Foscari kann sich auf mich verlassen, das sagt ihm nur.

Und Du Dich auf ihn!

Ja, ja, er zahlt! Und mir muß er auch zahlen! Ich weiß zu viel alte Geschichten! — Es ist aber wohl ein Teufelskerl von Haudegen, mit dem wir's haben?

Feiger Lump, — erwiederte der Mohr — Du willst wohl zittern, wenn Du ihm den Dolch zwischen die Rippen klemmst? Sonst wüßte ich doch nicht, was es für einen Unterschied machte, ob ein gutgeführter Stoß einem löwenartigen Herkules oder einem bleichsüchtigen Mädchen die Herzkammern aufmacht.

Nun, und Du hast doch selbst Deinen Dolch an ihn verloren! — warf Pietro halb hohnsprechend hin.

Tropf! weil wir auf nichts gefaßt waren, und wir angegriffen wurden!

Mehr verstand Priscilla nicht, aber es war genug. — Also Foscari — rief sie aus, — war richtig der Lecker, den es nach dem jungen blondlockigen Mädchen gelüstete? — Und jetzt sollte — — Geduld, Signor Marchese, ich will das nicht, und ich habe auch ein Wort mit zu sprechen!

Unter diesen Gedanken kroch sie in die Höhle hinab. Hier war sie endlich am rechten Platze! Gleich auf den ersten Blick erkannte sie den Wirth, denn er hatte noch gerade eine so glühende Kupfernase wie sonst, und schielte unter dem weißen Haare so gut wie vor Jahren unter dem rothen. (D. F. f.)

Weibliche Charaktere.

Von F. G. Kühne.

2.

Sophie, die kleine weiße Dame auf Newstead-Abtei.

(Beschluß.)

Und mit Lord Byron's Tode war das Irrsal, das sich über die Menschen auf Newstead-Abtei häufte, nicht zu Ende. — Noch bei Lebzeiten des Dichters war die Besitzung käuflich in die Hände des Obersten Wildman gekommen. Dieser Man war dem Sänger des „Childe Harold" in der Jugend nahe gewesen, er ehrte Byron's Liebhabereien und wollte sie als Alterthümlichkeiten in Newstead-Abtei aufbe-

wahren. Ein abendlicher Spaziergang durch den Mönchsgarten ließ ihn ein Abenteuer erleben. Eine weiße kleine Frauengestalt stieg zwischen Ruinen und dunklem Buschwerke vor ihm auf und schwebte leicht und sylphenhaft wie eine Undine fort in die dämmernde Ferne. Es war „die kleine weiße Dame", wie man das Mädchen in der Gegend nannte. Sie bewohnte das Eckstübchen einer versteckten Meierei. Menschenscheu und schweigsam, wie sie war, kam sie nur mit den Schatten der Nacht aus ihrer Zelle und hielt wie ein irrer Geist ihren Umzug durch die Pfade, die von Byron's Andenken angefüllt waren. Sie sprach mit Niemand, duldete Niemand um sich, nur „Boatswain", Byron's großer neufoundländischer Hund, der auf der Abtei zurückgeblieben, war ihr Begleiter, ihr einziger lebendiger Freund. Sonst lagen ihre Liebe, ihr Sinnen und Trachten im Grabe. Stundenlang saß sie oft unter dem Baume, in dessen Rinde der Dichter seinen Namen eingegraben, oder kniete weinend am Fuße des Denkmals, das er zwischen den Ruinen der Capelle hatte errichten lassen. Dieser Denkstein schien ihr Altar zu seyn. Bald las, bald schrieb sie mit einem Stifte auf einer kleinen Tafel, die sie bei sich trug, im Scheine des Mondlichts, meistens aber saß sie in stilles Brüten zusammengesunken. Ihr Anzug war stets der nämliche; ein weißes Kleid mit einem schwarzen Spenzer und ein weißer Hut mit einem kurzen Schleier, welcher den obern Theil ihres Gesichts verbarg. Es war eine kleine, nervenleise, zerbrechliche Gestalt, schon über die Blüthe des Lebens hinaus. Die Leute auf der Abtei gewöhnten sich allmälig an sie und ließen sie still gewähren. Die Scheu vor ihr verschwand, als man erfuhr, sie sey taubstumm. Manche aber sagten, ihr Verstand sey zerrüttet.

Und so schien es fast. Eine verzehrende Leidenschaft zu Byron, nicht zu ihm, dem Lord, dem Manne und lebendigen Wesen, eine Leidenschaft zu ihm als Dichter hatte diese weltvergessende Einsamkeitslust in dem Mädchen erzeugt. Diese romantische Bethörung war durchaus geistiger und idealer Art, denn die Schwärmerin hatte, wie sie in einer ihrer Rhapsodien selbst versichert, den Lord niemals gesehen: er war für sie nur eine aus dem Schaume der poetischen Entzückung aufgestiegene Gestalt ihres Sinnens und Denkens. Dazu war sie aber bei der äußersten Reizbarkeit des Gemüthes in körperlicher Hinsicht höchst beklagenswerth. Sie war nicht taubstumm geboren, aber hatte in einer Krankheit das Gehör und auch die Fähigkeit deutlicher Articulation eingebüßt. Sie war wie ein aus der Gesellschaft ausgestoßenes Wesen. Ihr Name war Sophie Hyatt. Als Tochter eines Buchhändlers in einer Landstadt geboren, hatte sie vor Jahren schon ihre Eltern verloren. Ihr Bruder wurde ihre einzige Stütze, ein kleines Jahrgehalt blieb ihr von diesem eine Zeit lang ausgesetzt. Bald aber siedelte sich derselbe mit seiner Familie nach America über und ließ sie allein unter den Felsenherzen Altenglands. Mit dem Tode des Bruders hörte die Auszahlung des Jahrgeldes auf, ein weitläufiger Verwandter, der noch einzige Angehörige ihrer Familie, ließ ihr endlich aus einem Gefühle des Stolzes, sie nicht unter die Zahl der Kirchspielsarmen aufnehmen zu lassen, eine kärgliche Unterstützung zukommen. So von den Bedingungen eines Existirens beinahe gelöst, mit krankem, hinfälligem Körper, leiblich unfähig, in der Gesellschaft eine Stelle zum Daseyn geltend zu machen, und bei alle dem die verzehrende Melancholie, womit sie Byron's dämonische Dichtungen liebte, wie eine tödtliche Krankheit im Herzen, mochte sie die Symptome einer Gehirnverwirrung deutlich genug verrathen und im Gefühle einer herannahenden Umdunkelung der Seele doch nicht loslassen von der verliebten Schwärmerei ihrer Phantasie, die mit Byron's Verzweiflungslust liebäugelte.

Das ist „die kleine weiße Dame" im Mönchsgarten auf Newstead-Abtei, von der Washington Irving mit der ihm eigenen Harmlosigkeit und materiellen Treue alle Einzelnheiten ihres Mißgeschicks gutmüthig einfach erzählt. Oberst Wildman hielt es für eine heilige Sache der Pietät gegen den verstorbenen Dichter, sich des an seinen Gedanken und Gefühlen verunglückten Mädchens anzunehmen. Auch Mistreß Wildman zog sie möglichst in ihre Nähe. An diese Wohlthäter schrieb sie Briefe voll der rührendsten Ergebung. Sie spricht auch oft darin mit banger Furcht von dem Herannahen einer Geistesirre, die sie Monomanie nannte. Es gibt eine Art Wahnsinn aus Einsamkeitslust. — Das Geschick der kleinen Sophie endete ein plötzlicher Tod. Verhältnisse machten ihre Entfernung nach London nöthig, sie hoffte dort das Testament ihres Bruders öffnen zu können, und verließ Newstead-Abtei, wo sie so viele Jahre einsam verbrütet hatte. In Begleitung einer Pächtersfrau kam sie bis Nottingham. Schon im Begriffe, sich nach dem Postgebäude zu begeben, geräth sie unter die Deichsel eines Wagens, die Pferde treten sie zu Boden. Der Zuruf des Kutschers war vergeblich gewesen; die kleine Sophie war ja taub. Sie starb ohne Seufzer. Ihre Gedichte, von denen Washington Irving einige in seine Erzählung einstreut, athmen ganz in Byron's Todesschmerzen.

Correspondenz.

Aus Athen.

Durch das Bauen und Graben werden viele Todte auferweckt. Ich durchpilgerte heute das alte Stadtviertel der Agora, das ist: des Marktplatzes, welches zwischen dem Areopaghügel, dem Theseum und der Säulenhalle dieses Forums lag; und da gewahrte ich zwei losgegrabene kolossale Statuengebilde in Mitten der zusammengestürzten Gebäude eines ehemaligen Casinos, die mir eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen schienen. Es ergab sich bei näherer Untersuchung, daß der größerere Koloß eine sehr verstümmelte Karyatide in halber Soldatenrüstung, und der andere ein wohlerhaltenes tritonartiges halb menschliches, halb fischliches Standbild von der heterogenen Art war, die sich auf einigen pompejanischen Wandgemälden abgebildet findet und wegen der graziösen Beweglichkeit der Figur so sehr gerühmt wird.

Dieser Triton, oder wie man ihn sonst nennen will, ist unsrer plastischen Welt nicht nur etwas Neues, sondern Vorzügliches und Unerklärliches. Wie kam er hierher? Wozu diente er? dies ist die Frage, und sie dürfte nicht so leicht zu beantworten seyn, da es ganz das Ansehen hat, als habe das Monument, welches auf einem Altarpiedestal mit Vögel- und Fischreliefs steht, einen öffentlichen Platz — die bunte Stoa oder Gemäldehalle hat nach Pausanias in dieser Gegend sich befunden — verziert und einer besonderen Verehrung genossen.

Was den Styl und die Vollendung der Statue betrifft, kann sie der besten griechischen Epoche, der Zeit des Plato angehören. Der ganze Körper ist schön und weich, regelmäßig und gefällig. Man sieht von vorn einen knieenden Bachus, der, ein Torso jetzt, die Arme wie ein Sebastian ausbreitet und an die Hüften legt, und von hinten einen schuppigen Delphin, der mit seinem Schweife den Kopf und die ganze Vordergestalt bedeckt.

In der Nähe dieses schätzbaren Fundes haben die Eleven der Lankaster'schen Schule einen Sarkophag mit Löwenköpfen und Arabesken aufgestellt, der gleichfalls die Ausbeute der Fundamente des Schulhauses war.

Aber das alles ist nur Tand für die nächste Zukunft, die hier die Gebeine von drei Städten zu sondern hat. Vom Theseustempel bis an und um den Fuß der Akropolis liegt eine Welt in Trümmern, ein Berg von Asche über dieser Welt. Wo anders als hier haben denn sonst Hadrian's hundertsäulige Paläste der Götter und Menschen gestanden? Das Pantheon, das Gymnasium, die Bibliothek, der Junotempel und das Panhellenion!

Die schönsten unter den vorfindlichen Ueberresten dieses Viertels nenne ich das Portal der Agora, das von zwei dorischen Säulen und zwei Eckpilastern gebildet wird, welche auf beiden Seiten die in Winkeln abspringende Markthalle anzeigen — in ihrer Nähe die berühmte Säule mit den Magistratsverordnungen für die Marktverkäufer —, die größten jene sogenannte Stoa des Ptolemäus, in deren Mauern- und Säulen-Quadrat der britische Tempelräuber Elgin den Athenern zum ewigen Andenken und zur ewigen Schande einen Thurm mit einer Uhr erbaute, damit sie sähen, was an der Zeit sey, — und die merkwürdigsten das runde beinahe noch ganz erhaltene Gebäude des Gottes Aeolus, in welchem, wenn die Sonne nicht schien, das Wasser der nahen Fontaine, vermöge einer künstlichen Vorrichtung, die Tageszeit zeigte. Mir schien der Tempel wegen seiner achteckigen Form und der darauf angebrachten Hautreliefs, die den Jahreswechsel oder die Winde vorstellen und sehr mittelmäßig gearbeitet sind, seine guten fünfhundert Jahre jünger zu seyn als Perikles. In der Nähe befinden sich römische Arkaden, woran sogar die Farbe noch erhalten, und mehrere Moscheenkuppeln und Derwischgräber, die vor der Hand das pittoreske Ansehen der Ruinen verschönern und sich in der Nachbarschaft von stolzen Lotuspalmen und Cypressen gar wohl ausnehmen.

(Der Beschluß folgt.)

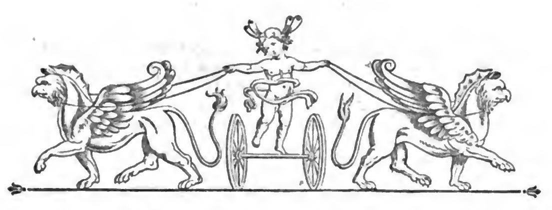
Notizen.

[Der alte Heim.]

Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern hat der königl. preuß. Geh. Oberfinanzrath Keßler Ernst Ludwig Heim's Leben (Leipzig, Brockhaus. 1835. 2 Bde.) auf eine höchst würdige Weise zusammengestellt. Der alte Heim war ein moderner Sokrates in der Medicin. Er schrieb nicht, er theoretisirte nicht, er speculirte kein System der Arzneikunst zusammen. Er war der ewig bewegliche, unermüdliche Praktikus. Er hatte seinen guten Rath gewissermaßen an den fünf Fingern; ein Blick genügte oft, und der unmittelbarste Einfall rettete den schon aufgegebenen Patienten. Sein rasches Wirken war in Berlin eben so sprichwörtlich als seine joviale Ungenirtheit, so daß man oft von ihm sagen konnte: er kam, sah, und siegte. Als Mensch war er eben so merkwürdig, er war der frommste Mann seiner Zeit. Ein lustiger Heide mit der Zunge, war er stillschweigend durch und durch ein praktischer Christ. Seine kindliche Natürlichkeit, seine liebenswürdige Unbefangenheit und werkthätige Menschenliebe, die oft bis zur heldenmüthigen Aufopferung stieg, waren eben so unverwüstlich als sein Frohsinn, den er sich selbst bei dem Verluste seines mühsam erworbenen Vermögens und unter den schwersten Schlägen des Schicksals erhielt. Seine Uneigennützigkeit war eine nicht geringere Zierde im Kranze seiner Tugenden. Niemals wurde ein Arzt von den höchsten und niedrigsten Ständen der Gesellschaft so sehr geliebt und verehrt. Ein Abraham a Santa Clara erschien er oft am Krankenbette des reichen Wüstlings und träufelte in die Medicin die bittern Tropfen seiner witzigen Moral. In der Hütte des Armen betete man ihn wie einen Schutzgott an. Am liebenswürdigsten mochte er seyn, wenn er zu seinem Vergnügen mit einer Schar junger Söhne des Aeskulap Sonnabends aufs Land wallfahrtete und dort gratis curirte. S. Th. 1., 143. Heim war als der Sohn eines armen Landpredigers in dem Dörfchen Solz (Grafschaft Henneberg) 1747 geboren; er starb am 15. Septbr. 1834.

[Pariser Theater-Neuigkeit.]

„Kein Dienstag mehr!" heißt ein neues zweiactiges Vaudeville auf dem Theater des Variétés, welches für die Culturgeschichte der Franzosen nicht ohne Wichtigkeit ist. Zwei alte Ehemänner haben die Gewohnheit, sich alle Dienstage zu betrinken. Ein Ehemann, sagen sich die beiden Frauen, taugt überhaupt nicht viel, gar nichts aber, wenn er sich betrinkt. Was ist zu thun? Alle Dienstag ist Ressource, und alle Dienstag holen sich die beiden Liebenswürdigen einen Haarbeutel. Beide Familien wohnen auf demselben Corridor. An der einen Thür sieht man einen Gypskopf, denn der Inwohner ist ein Former; an der Thür des Andern, der ein Maler ist, befindet sich eine gemalte Hand als Aushängeschild. Die beiden Frauen vertauschen in der Dienstagsnacht die Aushängeschilder, und jeder der beiden Trunkenbolde geräth in das eheliche Bett seines Nachbars. So wollten sich die Frauen rächen! Glücklicher Weise sind aber die Frauen besser, als die arge Welt denkt, auch sie vertauschen ihr Nachtquartier, so daß das Unheil beim Erwachen der nüchtern gewordenen Ehemänner doch nicht so groß ist, als anfänglich zu besorgen seyn durfte. Als Verfasser des Stücks sind Anicet und der verstorbene Victor Ducange angegeben.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 185. — den 19. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Locke.

Ein mächt'ger Graf am Rheine,
Der immer traurig war,
Fand einst in seinem Schreine
Ein schönes braunes Haar.

Nun zog er durch die Gauen,
Zog weiter ohne End',
Die Jungfrau zu erschauen,
Wo er das Gleiche fänd'.

Gleich einem Netz umsponnen
Hielt ihn die Locke fein; —
So war ein Jahr verronnen,
Da trat ein Mägdlein ein.

Sanft sprach sie und mit Zagen:
„O, edler Rheingraf, hört,
Denn Eurer Rosse Jagen
Hat unser Feld verheert!"

Der Graf hört ihre Klagen,
Und eh' er lange denkt,
Beginnet er zu fragen:
„Hast einst 'ne Locke verschenkt?"

„„Euer Falkner thät mir rauben
Eine Locke vor langer Zeit
Doch kann ich jetzt wohl glauben,
Daß sie der Wind zerstreut!""

„Wie er im Walde jagte,
Und hülfreich, süß und mild
Ein Kind ihm Labung brachte,
Ein kleines Engelsbild?"

„Ja, 's ist im Wald gewesen!
Kind, ich erkenne Dich,
Du mir bestimmtes Wesen,
Der Falkner, der bin ich!

Von Deinem reinen Haupte
Ist dieses braune Haar,
O nimm von dem, der's raubte,
Den Ring am Traualtar.

Es zog der feine Faden
Mich unsichtbar zu Dir;
Nun blüh' auf Deinen Pfaden
Die Rose Dir dafür."

Karoline Leonhardt.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Es kam ordentlich eine Art Rührung über Priscilla beim Anblicke des alten Gewölbes und der wohlbekannten Sessel, Bänke und Tische. Kennt Ihr mich noch, Giuseppe? — fragte sie den Wirth, — oder habt Ihr die Mutter Priscilla vergessen?

Bei allen Heiligen! Kommt Ihr aus der Hölle, oder woher sonst? — rief Giuseppe; — seyd Ihr's selbst, oder spukt Ihr am lichten Tage?

Mit Fleisch und Bein, so viel an dem alten Gerippe noch herumhängt, — sprach Priscilla mit grinsender Freundlichkeit. — Ich war zwanzig Jahre verreist! Nach Africa, in Algier! Aber kommt Zeit, kommt Rath! Endlich bin ich doch heimgekehrt und sehe mich nun nach allen Bekannten um!

Werdet nicht mehr viel finden! — antwortete Giuseppe. — Der Teufel holt einen nach dem andern. Aber sagt mir doch —

Was Ihr zu fragen habt, darauf antworte ich Euch schon bei gelegener Zeit. Jetzt sagt mir rasch, kommt Pietro, die Eisenfaust genannt, heut noch wieder hieher?

In einer Stunde; er besorgt nur etwas mit einem guten Freunde in der Nähe.

So sagt ihm, er solle sich hüten, die fünfundzwanzig Zechinen von Foscari zu verdienen! Er wirft tausend dabei in die See. Er soll die Henne nicht schlachten, die goldene Eier legen kann! Versteht Ihr? Ich hätte es Euch so aufgetragen; ich weiß, dann wird er gehorchen. Um Mitternacht bin ich wieder hier!

Gut, — sprach Giuseppe. — Allein —

Ihr habt nichts zu fragen; doch mir gebt weiter Auskunft: Wo steckt die schwarze Filippa, die Spinnerhexe?

Bei St. Marco. Hättet Ihr mich vor einer Stunde gefragt, ich hätte kein Wort gewußt, denn sie war seit vielen Jahren verschollen; aber ich will nie aus dem Fegefeuer entlassen werden, wenn ich ihr nicht vor einer Stunde am Rialto begegnet bin. Ich sage Euch, stattlich, in Sammet und Seide! Ich sah sie an, sie mich, sie wollte mich nicht kennen, that vornehm! Aber der Schreck hatte sie verrathen, und als ich ihr nachschaute, erkannte ich sie auch an dem linken Plumpfuße, weshalb wir sie immer Jungfer Satan hießen.

Und habt Ihr keine nähere Spur?

Nein!

Aber welche Richtung nahm sie?

Hinter dem großen Canale herum, nach dem Palaste Berberigo zu!

Gut! — Um Mitternacht bin ich wieder hier. —

So eilig ihr Alter es zuließ, keuchte Priscilla die Treppe wieder hinauf, und nahm ihren Weg nach dem Palaste Berberigo. —

Auf dem Wege dahin begegnete ihr Ludovico im Gedränge, das vom Rialto herabfluthete. Ein Wort, Signor, — raunte sie ihm zu, und zog ihn auf die Seite. — Ihr kommt wie gerufen! Nehmt Euch in Acht! Es gibt Leute, die eifersüchtig auf Euch sind, und die Eifersucht schleift manchen Dolch in Venedig. Hütet Euch vor Foscari!

Ludovico war aufs äußerste bestürzt, denn er mußte glauben, die Alte denke bei dieser Warnung an Rosauren und das Verhältniß derselben zu Foscari. Ganz unbegreiflich war es ihm daher, auf welche Weise sie so schnell davon unterrichtet seyn konnte, da er selbst ja kaum etwas davon ahnte. Was weißt Du von Foscari und seinen Gesinnungen gegen mich? — fragte er. — Doch Priscilla schüttelte mit dem Kopfe und erwiederte: Laßt mich jetzt, davon ein andermal. Wo wohnt Ihr, Signor?

Beim kleinen Canale am Arsenale!

So suche ich Euch dort auf, denn jetzt habe ich Eile.

Noch bevor sie geendet hatte, mischte sie sich unter die Volksmenge, die sich eben zwischen ihr und Ludovico durchdrängte, und verschwand bald seinen Blicken. Voller Gedanken setzte er seinen Weg zum Dogen fort, zu dem er beschieden war. Seine Uniform eröffnete ihm den Eingang in den Palast, und er stieg sogleich die breite steinerne Treppe hinan, nach dem Audienzsaale. Hier fand er eine große Versammlung; viele Mitglieder des großen Rathes, Senatoren, Procuratoren von St. Marco, Avogadoren, die sechs Räthe der Signoria; endlich viele Nobili, die Gehör verlangten. Gegen eine Stunde wartete er; da trat der Doge ein, in festlichem Schmucke, wie er den Gesetzen gemäß die Geschäftsaudienzen geben muß. Andrea Cornaro war ein Mann von etwa sechzig Jahren, unverheirathet wie die meisten Dogen Venedigs, freundlich, aber von männlicher Festigkeit, streng gerecht, aber zugleich milde. Die Nobili haßten ihn, weil er, so weit seine beschränkte Macht es gestattete, ihren Zügellosigkeiten Einhalt that. Man wollte von ihm wissen, daß er selbst schon anklagende Zettel in den offenen Rachen des berüchtigten Löwen geworfen habe, um übermüthige Edle, die er nicht aus eigener Machtvollkommenheit strafen konnte, vor das furchtbare in schauerliches Dunkel gehüllte Gericht des Rathes der Zehn, oder gar vor die drei Staatsinquisitoren zu führen. Dagegen war er der Beschützer der Bürger in den niedrigsten Volksclassen, und diese hingen ihm auch mit innigster Liebe an. Oft hatten ihn daher seine Freunde auch schon gewarnt, den Haß der Patrizier nicht zu sehr zu reizen, weil es leicht geschehen könnte, daß man ihn anklagte, auf die Gunst der Menge gestützt, die Verfassung zu beeinträchtigen, und seine persönliche Macht als Doge über die Gesetze, die sie freilich eng genug einschränkten, auszudeh-

nen. Die Geschichte der Republik bot manches Beispiel einer solchen Anklage und darauf erfolgten Verurtheilung dar.

Auf diese Gesinnung des Beherrschers von Venedig gründete Ludovico, dem der Doge sich überhaupt stets sehr wohlwollend gezeigt hatte, die Hoffnung, seine Gunst auch zu Biondinens Schutz zu gewinnen. Absichtlich hielt er sich daher im Hintergrunde, bis die übrigen Anwesenden abgefertigt waren und die Geschäfte nicht mehr so drängten. Als ob Cornaro es ahne, winkte er ihm im Vorübergehen freundlich zu und sprach: Nachher, junger Freund. —

Endlich waren alle vornehmen Nobili und Geschäftsmänner abgetreten und Ludovico allein noch in dem Saale übrig. —

Unsere Staatsgeschäfte sind kurz, — begann der Doge — die Antwort auf die Depeschen, welche Ihr mitgebracht habt, ist bereits ertheilt und die Coleere Aquila damit nach Cypern abgegangen. Ihr selbst werdet noch einige Zeit hier verweilen, um die Ausrüstung der Fahrzeuge, die im Arsenale schon halb aufgetakelt liegen, zu betreiben. —

Nach diesen feierlich gesprochenen Worten begann er freundlich und vertraulich: Der Staat ist Euch in vergangener Nacht abermals Dank schuldig geworden; Ihr habt mit ritterlichem Muthe ein Bubenstück verhindert. — Ludovico erstaunte. — Ihr seht, daß ich bereits unterrichtet bin, — fuhr der Doge fort; — das Oberhaupt der Republik muß sein spähendes Auge überall haben. Dennoch ist mir noch vieles dunkel in der Sache, und ich ersuche Euch daher, mir Erklärungen zu geben.

Ludovico erzählte dem Herzoge. Sein Herz verführte ihn, bei der Schilderung von Biondinens Unschuld und Schönheit ausführlicher zu werden, als es für einen dienstlichen Bericht geeignet war. Der Doge lächelte, Ludovico merkte sein Selbstvergessen, erröthete und stockte. Doch Andrea Cornaro war der Mann nicht, der dem Jüngling nicht das Eigenthümliche der Jugend vergeben hätte; im Gegentheil, er freute sich dessen, und ermunterte Ludovico mit wohlwollenden Worten, in seiner Erzählung fortzufahren.

Als derselbe jedoch von seiner Ueberfahrt nach der Villa Foscari sprach, gerieth er in neue Verlegenheit, weil er den wahren Grund dazu nicht entdecken wollte und noch nicht geübt genug in raschen Erfindungen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel*).

Einige bereits bekannt gewordene, ewig denkwürdige Briefe des verstorbenen Großherzogs von Weimar, Karl August, haben dem Knebel'schen Nachlaß bereits seine Wichtigkeit für die deutsche Culturgeschichte gesichert. In dem vorliegenden ersten Bande finden wir nun die sammtlichen Briefe jenes als Mensch so großartigen Fürsten, 51 der Zahl nach. Der zehnte davon, aus dem Jahre 1781, ist der bereits zur Mittheilung gebrachte, welcher im Fürsten die vollkommenste Opposition des rein Menschlichen gegen den Fluch der Etiquette des Hoflebens zur Erscheinung bringt. Wir finden außerdem 30 Briefe der Herzogin Amalie und eine Reihe anderer Mittheilungen an Knebel, welche die Großherzogin Louise, Karl von Dalberg und Einsiedel zu Verfassern haben. Der zweite Band wird uns den mit Knebel gepflogenen Briefwechsel vollständig in die Hand geben, und wir werden dann das ganze Schauspiel vor uns sehen, wie sich alle jene großen Sterne der weimarischen Literaturperiode Deutschlands um Knebel, wie um einen passiven Centralpunct bewegten. Jeder hatte diesem Manne etwas von seinen tiefsten Interessen anzuvertrauen, denn man fand in ihm eine fast weibliche und mütterliche Aufnahmslust. Wie lieb und werth eine solche passive Natur denen war, die in ihren Kreisen die tiefsten Interessen ihrer Zeit zur Entscheidung brachten, beweist wohl, wenn es die Mittheilungen nicht selbst thäten, die bange Sorge des Großherzogs, diesen Mann zu verlieren, der um Alles wußte, und dessen Theilnahmsfähigkeit so beispiellos war. Solche „anempfindende" Naturen, wie sie Göthe nannte, sind die vermittelnden Bindegeister in großen Epochen, indem sie ohne alle Störung und Aufregung selbsteigner Schaffenslust mit der Grazie weiblicher Empfänglichkeit die stillen und getreuen Träger der Zeitideen bleiben. Es sind die Collectivnaturen, die ohne alle historische Entwickelung ihrer selbst nur pflanzenartig zu vegetiren scheinen und Alles, was sich bei strebenden Geistern nach einander entwickelt, und sich bei diesen nur durch Revolutionen Luft macht, gleich von Anfang an, neben einander besitzen und genießen. Der zweite Herausgeber schildert uns in der dem Bande vorgesetzten Lebensbeschreibung Knebel's auf das lebendigste jene literarischen Kreise, in denen Fürsten und Dichter Hand in Hand gingen, jene zu diesen sich bittend herabließen, und diese zu jenen sich stolz erhoben. „Auf einem kleinen zusammengedrängten Blüthenpunct in Deutschland" — heißt es unter anderm — „sollte ein Gipfel der Nationalcultur erreicht werden, der, nach der unglücklichen historischen Organisation der Deutschen, freilich nur ein literarischer war, und es ist merkwürdig, die beständige Zerrissenheit der wichtigsten nationellen Interessen hier so praktisch wahrzunehmen, wenn man bedenkt, wie in Potsdam auf dem Throne des großen Königs das werdende historische Element jener Zeit von der geistigen Seite der deutschen Nationalität und ihrem Fortschritt sich abwandte, während umgekehrt in Weimar, diesem ganz unhistorischen Orte, gleichzeitig jene Seite durch die höchsten literarischen Talente ihre Ausbildung erhielt, aber abgetrennt von politischer Nationalbedeutung, so daß eine volksthümliche Einheit und Gesammtheit der Culturzustände immerdar fehlte."

Sehr interessant ist, was der Biograph von den Zusammenkünften in Tiefurt berichtet, in denen die Herzogin Amalia den Vorsitz führte. Herrschten hier literarische Interessen vor, aus denen das tiefurter Journal entstand, so waren die vertraulichen Wallfahrten nach Stützerbach, einem Dorfe bei Ilmenau, ganz einem ungebundenen Leben in verschönter

*) Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt, 1ster Bd. mit Knebel's Bildniß. Leipzig, Gebrüder Reichenbach. 1835. 264 S. gr. 8.

Sinnlichkeit gewidmet. Hier galt es die Befriedigung der genialsten Launen, wie sie ein Zusammentreffen dichterischer Fürsten und Aristokraten und aristokratisirter Dichter hervorrufen mußte. Denn allerdings hatten sich die damaligen Genies der demokratischen Natur ihres Ursprungs überhoben, es war die geadelte Literatur-Periode Deutschlands. Dieser Typus der damaligen Zustände zieht eine scharfe Gränzlinie zwischen der literarischen Vergangenheit und Gegenwart, in welcher letzteren die demokratischen Elemente der Gesellschaft ihre Triumphe zu feiern haben. Knebel war in vieler Hinsicht gewissermaßen das Reservoir mancher damaligen Zeitideen, welche die productiven, in fortwährender Entwickelung begriffenen Geister, die sich um ihn drängten, dann und wann bei ihm absetzten. Dazu gehört unter andern die Weisheit des Epikur, die damals im Schwange ging, und die eine ruhige Sammelnatur, wie die Knebel'sche war, in sich verfestete. Die Uebersetzung der Bücher des Lucrez über die Natur der Dinge, mit der sich Knebel auf vielfaches Andringen der Zeitgenossen beschäftigte, war ein rechtes Bedürfniß des damaligen deutschen Materialismus.

Wir finden im ersten Bande, außer dem bereits Angeregten, Knebel's sämmtliche lyrische Gedichte. Im zweiten Bande sehen wir der Fortsetzung und dem Schlusse des Briefwechsels mit Begierde entgegen.

Correspondenz.

Aus Athen. (Beschluß.)

Ich wollte mir die Freiheit nehmen und im Vorbeigehen das größte dieser Heiligthümer des Islams besehen, da trat mir ein baierischer Korporal mit gewichstem Schnauzbart entgegen und bedeutete mir ganz befehlshaberisch: „hier sey keine Kirche, sondern eine Kaserne, und ich möge nur eine Thür weiter wandern, dieweil er in diesem Augenblicke die Parole ausgeben und seine Frau sich waschen wolle."

Als ich über die Agora ging, dachte ich einen Augenblick an das großartige Leben darin vor zwei Jahrtausenden. Armselige Hütten von Lehmpatzen waren in die Marmorhallen gebaut, und auch diese hatte die Revolution wieder in Schutt verwandelt. Ich dachte an die Redner und Staatsmänner, die sich hier dem Volke zeigten, ihm die Hand drückten, ihm Rath ertheilten; ich dachte an die Hetären, die die Experimentalphysik lehrten, an die schöne Laïs und Danae, die die Alcibiadesse bildeten, und ich dachte an die Sophisten und Philosophen, die hier persische Gewänder oder zerrissene Mäntel zur Schau trugen und Systeme nach der Schneiderelle machten. Die Menschen waren damals wie heutzutage, nur etwas stärker aufgetragen.

Ich habe meine heutige Excursion mit einem Mittagsessen in der neuetablirten Restauration des Hotel de France geschlossen, das ganz in der Nähe des türkischen Gesandten liegt, und den Gästen folglich zuweilen eine Einsicht in den schlechtverwahrten Harem dieses Diplomaten gestattet. Der Mann ist, da er unter Europäern lebt, die ihre Frauen als Menschen betrachten und sogar zu Pferde sitzen lassen, wie ihre Reitknechte, ordentlich tolerant geworden, und hat uns schon einige Male die Ehre eines Besuchs erwiesen, ohne das Haus zu verschließen. Diesmal war er wieder von der Gesellschaft, doch wahrscheinlich nur, weil er auf dem kleinen Balkon des Speisesaals eine schlanke britische Juno gesehen, und darob ein türkisches Gelüste, sie zu besitzen, verspürt hatte.

Die Weiber hier sind noch immer orientalisch eingezogen, verschleiert und unsichtbar, so daß es den Griechen auffällt, eine schöne Gestalt im Freien zu erblicken. Wenn man in ihre Häuser kommt und nicht Hausfreund ist, schlägt das holde Geschlecht gleich die Retirade ein und kommt höchstens wieder bei Tische zum Vorschein, wenn es königlich geputzt ist. Die Frauen der Volksclasse, darunter ich oft die schönsten bemerkte, erschienen mir deswegen nur wie Aschenbrödel, die kein anderes Geschäft kennen, als Kinder säugen, die Spindel drehen und Hemden waschen.

Wir haben einen recht vergnügten Abend gehabt und nach aufgehobenem Dessert eine Lustpartie in den Olivenwald des Plato angetreten, zu dem jetzt die neue Piräeusstraße hinabführt. Der Cephissus durchwässert denselben in mehreren Armen und umfließt dann in abgeschlossenen Canälen das merkwürdige Munichium, das, ein isolirter Bergkegel, auf seinen Rücken jetzt die neue Küstenstadt zu tragen bestimmt ist. Sobald es dunkelte, gesellten wir uns zu den des Weges ziehenden Kameelscharen, mit denen wir endlich das eingerissene Thor dieser Seite, Mara Kapesi, wieder erreichten.

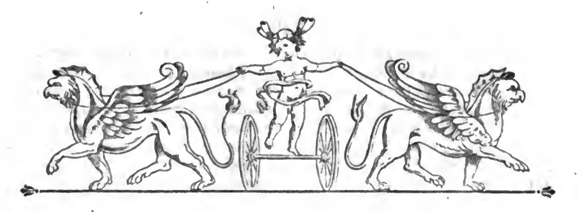
Am Mara Kapesi soll der Keramikus gestanden und Pausanias seine Beschreibung von Athen begonnen haben. Man sieht zwischen den kleinen Hügeln, die sich von dort bis zum Theseum und Leukobetus und Pnyx erstrecken, die Ueberreste großer Prachtgebäude in neuerlich entdeckten Mosaikböden. Da der Topograph zunächst am Thore der königlichen oder Archontenhalle erwähnt, so kam ich auf die Vermuthung, diese Mosaiken gehörten zum höchsten Gerichtshofe oder dem daranstoßenden Rathhause der Fünfhundert, in welchem das Volk seinen sinnbildlichen Gott, Demos, und außerdem eine Legion Statuen von Helden und Göttern aufgestellt hatte.

Es ist nun diese Stelle auch, die sich der König und sein Hofarchitekt zur Anlage eines Residenzpalastes ausersehen, weil die kleine Erhöhung des Terrains für die Aussicht wie für die Lage vortheilhaft und das Grundstück großentheils Felsenboden ist, der wenig Fundamentirung bedarf. Man hat mir zwar auch ein anderes kolossales Bauproject Schinkel's gezeigt, der mit gewohnter Schöpferkraft die ganze Akropolis in ein Palastmuseum verwandelte und ringsumher Armidens Zaubergärten anlegte; aber es bedurfte nur eines Blickes, um die Ueberzeugung von der Unausführbarkeit einzusehen. Das arme Griechenland wird wohl noch lange Zeit den Geschmack an großen Ideen und dem Luxus der alten Sybariten in petto behalten, und sich mit dem täglichen Brote, ja mit Salz und Oliven begnügen müssen. Wahrscheinlich erleidet auch das Klenze'sche Project der Residenz noch Abänderungen.

Der neue Stadtplan erhielt eine Ausdehnung bis über die Gränzen der alten Hadrian'schen Mauern, obgleich augenscheinlich das Vorhandene mit dem nächstkünftigen Bauwesen nicht mehr als ein Viertheil des damaligen Athens, nämlich die Quartiere: Keramikus, Kolyttus und Agora, einnehmen wird. Man stützte die Hauptstraßenlinie in einem rechten Winkel auf die Akropolis, und legte dann die neuen Straßen, die durch die Ruine des türkischen Ortes fallen, parallel mit dem Ilyssus und Cephissus, die die Verlängerungen aufnehmen.

Ich will in einem besondern Artikel über das zukünftige Athen, über das Athen des Herrn von Klenze sprechen. Alsdann wird auch die Rede seyn von den Anlagen im Piräeus, welche unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen. —λ.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 10.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 186. — den 21. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Zu seinem Glücke merkte der Doge nicht sonderlich darauf, sondern erneuerte nur seine Fragen wegen Biondinens. Es fiel ihm auf, daß sie blondes Haar habe. Eine Seltenheit bei uns in Italien, — sprach er — aber eine große Schönheit; ich begreife, mein junger Held, daß dieses holde Kind einen lebhaften Eindruck auf Euch gemacht hat. Aber nehmt Euch in Acht; der Soldat, der auf dem unbeständigen schwankenden Nachen des Glücks und Zufalls umhertreibt, darf nur die Göttin des Ruhms scharf ins Auge fassen. — Obwohl Cornaro diesen Worten einen scherzhaften Ton zu geben suchte, klangen sie doch ernsthaft gemeint, und Ludovico bemerkte in den Zügen des Sprechenden einen plötzlichen Anflug von Wehmuth, der tief aus dem Innern zu kommen schien. Auffallend war auch die Theilnahme, mit welcher der Doge sich weiter nach Biondinen und dem alten Gondolier erkundigte. Je umständlicher Ludovico beide schilderte, je ausführlicher er namentlich über Biondinens heiligen Reiz der Unschuld und Sanftmuth wurde, desto dunkler fielen die Schatten des Ernstes und der Wehmuth auf die Züge des Hörenden. Und als Ludovico am Schlusse seiner Erzählung der frommen Ergebung des greisen Vaters und seiner Besorgnisse Erwähnung that, unterbrach er ihn mit den Worten: Der Alte hat Recht! Es ist gefährlich, in Venedig Feinde zu haben! Aber ich will ihn und seine Tochter oder Enkelin in meinen besondern Schutz nehmen, und wir wollen doch sehen, ob der Beschützer der Republik Macht genug hat, zwei Hülflose gegen die Rache oder Begier eines Buben zu sichern! — Sagt das den beiden Bedrohten. Ich werde in der Stille der That weiter nachforschen lassen; habe ich erst seine Spuren, so finde ich auch den Thäter. Und wäre es der reichste, der vornehmste in Venedig, so soll er vor ein Tribunal gestellt werden, vor dem noch kein Sterblicher ohne Zittern gestanden hat! — In diesen nächsten Tagen halten mich zu dringende Staatsgeschäfte ab; allein in künftiger Woche, dies sagt dem alten Bernardo, will ich ihn und sein Kind selbst sehen. Ich kannte vor Jahren selbst ein Mädchen, dem sie nach Eurer Schilderung an schuldloser Sanftmuth eben so gleich zu seyn scheint, wie an Anmuth der Gestalt. — Richtet das also aus, junger Freund! — Bei diesen Worten gab er Ludovico den Wink der Entlassung; dieser zog sich ehrfurchtsvoll nach der Thür des Saales zurück. Schon war er an der Schwelle, als Cornaro ihm nachrief: Noch ein Wort! — — Ludovico trat wieder näher; der Doge blickte ihn lange an; dann sprach er: Junger Freund, ich hatte über meinem Eifer vergessen, Euch für die That zu loben; aber tragt Sorge, daß das Lob Euch ganz und voll gebühre. Ihr versteht mich? — Ich will sagen, schont des Herzens und der Ehre eines unschuldig vertrauenden Mädchens! Glaubt dem Worte des Vielerfahrenen, Vielgeprüften, der

an der Schwelle des Greisenalters, wenn nicht des Grabes steht. Dem flüchtigen Rausche des Gewissens folgt ein herbes Erwachen, und der Schuld ein schwer lastendes Bewußtseyn! Laßt nicht den Retter des Mädchens ihrem Glücke gefährlicher werden als den Räuber! — — Er sprach diese Worte mit sanftem, tiefeindringendem Ernste; dann wandte er sich rasch um und verließ den Saal.

Ludovico stand betroffen; er verlor sich in ein tiefes Sinnen. Wohl empfand er es, daß er auf gefährlichen Pfaden wandle. Dort Rosaura, hier Biondina! War er nicht bei Beiden schon zu weit gegangen? Und vermochte er es noch, die Schuld, vor der ihr das väterliche Wort des Dogen warnte, ganz fern von seinem Haupte und Herzen zu halten?

Siebentes Capitel.

Die Sonne berührte fast schon den Saum des Meeres, und fing an, den mildernden Purpurschleier über ihr blendendes Angesicht zu legen. Venedigs Thürme und Paläste stiegen wie goldene Schlösser aus der dunklen krystallenen Fluth; ein rosig blinkendes Netz aus flockigem Schaume warf sich über die leicht gekräuselte Fläche des Meeres; der sanft abspannende Hauch des Abends zog durch die Blätter und Blüthen und trug ihre Düfte auf seinen Flügeln heran. Rosaura saß auf der Terrasse ihres Landhauses; Lucie war bemüht, ihre phantastisch reizende Kleidung durch die letzten kleinen Nachhülfen zu vollenden. Hier ringelte sie eine der schwermüthig herabfallenden Locken wieder auf, dort steckte sie eine Rose halb vergeßlich, nachlässig in den Gürtel; hier enthüllte, dort entschleierte sie die lockenden Reize ihrer Gebieterin. Diese saß matt, erschöpft, und duldete alles stumm, als würde sie zum Opfertode geschmückt; sie gab sich nur einer langen alten Gewohnheit hin, bei der sie kaum noch etwas dachte; und vollends jetzt, wo tief verschlossene Gedanken verschmähter, erbitterter Liebe ihre Brust erfüllten. Deshalb blieb ihre Wange bleich, und zeigte kein anderes Roth als das, womit der Abendglanz sie anstrahlte; aber es war kein lebendiges Erglühen der Freude oder Liebe, sondern nur ein kalter Widerschein, wie von einem Marmorantlitze. Das sonst so geheimnißvoll dunkel, aus innerster Tiefe leuchtende Auge glimmte nur matt wie ein Demant unter einem Schleier und blitzte kaum hell auf, wenn es sich der immer glühender versinkenden Sonne entgegenwandte. Nur von Zeit zu Zeit schlug eine dunkle Flamme darin auf, wie der Flügelschlag eines Blitzes am fernen Gewitterhimmel.

Meinst Du, daß er kommen wird? — fragte sie nach langer stummer Pause und blickte Lucien ungewiß an.

So sicher, wie die Sonne dort bald hinter die blauen Meereswellen versinkt; seinen höchsten Triumph hat er ja noch nicht gefeiert! — Sie sprach diese Worte halb mit dem Tone des Scherzes, halb mit Erbitterung; aber es war ihr Ernst damit, denn sie liebte Rosauren, und konnte die vermeinte Erniedrigung ihrer Gebieterin und den Verrath, der an ihr geübt wurde, fast noch schwerer ertragen als diese selbst. Dabei kam auch ihre Eitelkeit ins Spiel, da sie es gewesen, welche Rosauren verleitet hatte, Ludovico an sich zu ziehen, indem sie ihr den Sieg als unfehlbar darstellte. Freilich war Rosaura nicht den sichern besonnenen Weg gegangen, den Lucie ihr angedeutet hatte, allein Ludovico's Verrath erschien so angelegt, daß selbst Rosaurens leidenschaftliches Selbstvergessen keine Aenderung bewirkt haben konnte.

Auf Luciens bitter klingende Antwort erwiederte sie nichts. Sie stand unruhig auf und ging, würdig emporgerichtet, aber heftig, stumm auf und nieder. Die Flamme wilder Liebesgluth schlägt, wird sie getäuscht, eben so leicht zur verheerenden der Rache auf, als reiner Liebesstrahl sich in so bitterm Falle selbstüberwindend in den Heiligenschein wahrhaften, tiefsten Vergebens verwandelt. Jene straft die Schuld, vermeinte oder wirkliche, durch rächendes Vertilgen; dieser versöhnt sie durch reuiges Erheben und Verklären.

Durch Rosaurens Brust zogen düstere Rachegeister, und mit jedem Schlage ihres Herzens fiel ein finstrer nächtlicher Schatten in ihre Seele. Sie fühlte es in entsetzlicher Pein, wie die letzten guten, seligen Geister verjagt wurden aus dem innersten Heiligthume, wo sie tief verborgen aber getreu gewohnt hatten, und schwarze Dämonen der Hölle ihre gifthauchende Lagerstätte aufschlugen. Ach! — rief sie aus — mußte es denn dahin kommen! Aber er hat mich vor sich erniedrigt gesehen, so will ich mich jetzt vor ihm aufrichten, daß er zittern soll!

Er kommt! — rief Rosaura plötzlich; und Ludovico trat aus dem Laubgange hervor. In demselben Augenblicke berührte das Haupt der Sonne die kühle Gruft des Meeres, und warf einen langen blutigen Feuerstrom über die Wogen; der Abendwind rauschte stärker auf, hob die Fluthen, und das glänzende Gestirn war versenkt, und der graue Schleier unheimlicher Dämmerung legte sich plötzlich über Meer und Land.

Rosaurens Entschluß war gefaßt; sie wollte ihr Inner-

stes verbergen, die ringelnde Schlange ihres Hasses tief unter lächelnder Rosenfülle der Liebe begraben. Doch waren die gefesselten Stürme stärker als das Gefäß, das sie verschließen sollte; denn sie zitterte heftig, als sie dem Kommenden entgegentrat und er einen sanften Freundeskuß auf die willig dargebotenen Lippen drückte. Ludovico nahm es für das heilige Beben der Liebe, und empfand tiefes Mitleid mit der, die er zu täuschen sich gezwungen sah; fast bereute er das Versprechen des Schweigens, welches er Biondinen gegeben, doch ein unbeherrschter Blick aus Rosaurens Flammenauge schreckte sein Vertrauen wieder zurück und erfüllte ihn selbst mit dunkel geahnter Besorgniß, daß diese Liebe leicht im italienischen Busen zur geschwungenen Fackel der Rache auflodern könne. Er nahm sich daher vor, doppelt sanft und liebreich gegen Rosaura zu seyn, um ihr, da er ihr die Liebe selbst nicht geben konnte, die schönste Frucht derselben zu reichen, — die Läuterung und Weihe ihres Herzens zu einem reineren Wandel als sie ihn bisher geführt. Doch wo einmal die Dämonen des Irrthums und der Leidenschaft ihre verwirrenden Netze und Schlingen auswerfen, da schießt selbst die Saat der Liebe zu giftigem Unkraut des Hasses empor. Rosaura nahm sein mildes Anschließen für die feinste trügerische Kunst, das Herz, dessen Schwäche sie ihm gezeigt hatte, zu umspinnen, und so den letzten schmachvollsten Triumph über sie zu gewinnen, um sie je tiefer erniedrigt, desto härter zu verlassen. Daher wurde jedes Wort seiner Liebe, wie rein es seinem Herzen entquoll, zum Gifttropfen in dem ihrigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausländische Romane.

[Holland.]

Wie behaglich fühlt sich nicht Jeder angesprochen, dem es vergönnt war, die reichen, im üppigen Schmucke des herrlichsten Gruns prangenden Fluren Hollands zu durchwandern, diese Gegenden, welchen zwar die erhabene Kuhnheit der Berge und die geheimnißvolle Poesie der Wälder fehlt, deren eigenthümlicher Charakter aber in einer gewissen milden und bescheidenen Schönheit besteht, die das Herz eben so sehr anzieht, als der Verstand durch Betrachtung der wundersamen Schöpfungen menschlichen Muthes und edler Ausdauer beschäftigt wird. Ueberall begegnen dem Auge die Spuren rastloser Betriebsamkeit, kluger Benutzung des Gegebenen, verbunden mit netter, fast ängstlicher Reinlichkeit und Ordnung, bis man zu jenen staunenswerthen Deichen und Poldern kommt, durch welche der menschliche Geist dem gewaltigen Elemente des Wassers Wohnplätze abgerungen. Mit Staunen betrachtet sie der Fremde, und fällt dann sein Blick auf das unferne Meer, dessen glatte Stirn ein gelinder Luftzug leicht kräuselt, zum Zeichen gleichsam, welche Runzeln des Zorns der losgelassene Sturm auf derselben hervorrufen könnte, so fühlt er eine so seltsame, so ganz andere Erhabenheit der Natur zu ihm sprechen, daß Ausdrucke dafür zu finden ihm schwer wird.

In einen Kreis ähnlicher Empfindungen versetzt uns der historische Roman von J. van Lennep: „Der Pflegesohn" (aus der Zeit des Prinzen Moritz von Oranien. Aus dem Holländischen übers. von Karl Eduard. Aachen und Leipzig, Mayer. 1835. 3 Bde.). Ein echtes Kind seines Vaterlandes, wie es eigentlich immer seyn sollte, spiegeln sich in diesem Romane alle Schönheiten Hollands und alle Trefflichkeiten des niederländischen Charakters, wenn gleich nicht zu läugnen steht, daß zugleich einige der Unvollkommenheiten sich wiederfinden, welche man in Beiden bemerkt. Betrachtet man nämlich die Ausmalung einzelner Situationen, so wird man auf das lebhafteste an die zierlichen Bilder eines Slingeland, Mieris oder Gerhard Dow erinnert, in deren Gemälden Spitzen und Kleider, Teppiche und Geräthe, Atlas und Zinngeschirr, kurz die ganze materielle Umgebung so treu, so fleißig ausgeführt ist, daß man mit dem Maler gleichsam in das Zimmer tritt, worin die dargestellten Personen umherwandeln, mit ihm die Gespräche belauscht, welche von ihnen selbst in der höchsten Bewegung noch mit einer gewissen Ruhe und Behaglichkeit geführt werden. Ein anderes Mal glaubt man sich bei der Lectüre vor eins der belebten Volksbilder Tennier's oder Vinkenboems versetzt, wie z. B. in der trefflichen Schilderung der Begebnisse bei Uebergebung des Hofebers von den Utrechtern, und immer sieht man mit Vergnügen echtes Colorit, wahrhaft nationelles Treiben und treffliche Auffassung des Stoffes. Nicht minder interessant hat der Verfasser die wirkend auftretenden Charaktere gefaßt, aber unverkennbar ist in der Art und Weise, wie sie genommen sind, derselbe niederländische Fleiß, dieselbe Sauberkeit und Detaillirung der Ausmalung, dieselbe Treue der Nationalität; ja, man wird versucht, zu glauben, daß die Charaktere, je mehr sie sich dieser echt niederländischen Auffassungsmanier nähern, desto schöner und anziehender werden, und deshalb wird Jeder von Bouke, dem Herrn van Sonheuvel unwiderstehlich angezogen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Magdeburg, den 5. September.

[Das Kunststück einer Sängerin.]

Madame Holland, vor 15 Jahren unter dem Namen Kainz berühmt als Sängerin, kam vor kurzem auf ihrer Kunstreise durch Magdeburg. Sie hatte sich die letzten Jahre über in Rußland aufgehalten. Es erschien eine prunkende Anzeige mit der Unterschrift eines Herrn v. Kesteloot in der hiesigen Zeitung, worin Mad. Holland in den Himmel erhoben, neben, wohl gar über eine Sonntag, Schröder-Devrient, Heinefetter ꝛc. gestellt wurde. Da keine Oper vorhanden war — der Theater-Director Herr Bethmann hält sie nur im Winter — so bequemte sich die Dame, in einer kleinen Piece aufzutreten, welche den Titel führte: „Der Barbier von Sevilla, oder die neue Rosine." Das Publicum, von der prunkenden Anzeige geblendet, strömte ins Theater.

Madame Holland trug mit einer ausgesungenen alten Stimme und noch älterer Manier die erste Arie aus dem Barbier vor, und da sie so viel schnörkelte, daß man den gesunden Ton gar nicht herausfinden konnte, so täuschte sie den großen Haufen dermaßen, daß er applaudirte. Die Kunstkenner schuttelten die Köpfe und schwiegen. Im darauf folgenden Duette war indeß der Mangel an Metall nicht mehr zu bergen. Später gab Mad. H. noch die Frau von Schlingen in den Wienern, und zu ihrem Benefize kündigte sie den „betrogenen Schauspieldirector, oder fünf Sängerinnen von 1835" an, und versprach darin, als Malibran, Sonntag, Heinefetter, Schröder-Devrient und Kainz aufzutreten. Das Sujet von Herrn Kesteloot, Musik von einer Menge berühmter Tonsetzer. Das Charivari begann mit der Arie des Bertram

aus Robert dem Teufel, einer Probe beim Director Cerf, der Hirsch genannt wird, und den der Regisseur Schmale gut darstellte. Hirsch ist um eine berühmte Sängerin verlegen, der Regisseur Schnüffelchen (Herr Kneisel) schlägt ihm Dem. Kainz vor, die eben angekommen ist, Hirsch aber sagt sehr richtig, sie sey aus der Mode gekommen. Die Malibran wird gemeldet, und tritt im Costum des Tankred ins Versammlungszimmer, singt die Cavatine und erklärt, sie pflege sich der Direction stets in Männerkleidern zuerst zu zeigen, damit diese wisse, was sie an ihr habe. Dabei machte die Dame eine ausdrucksvolle Geste. Der Souffleur flickt seine Brocken in die Unterredung, wie: Wenn dåt man keene Watte is. Hirsch läßt sich in Unterhandlungen ein, die aber von der Dame so hoch gesteigert werden, und mit solch unverschämten Manieren gefordert sind, daß er die Tabakschnupfende entläßt und sich zur Sonntag verfügt. Er findet sie mit ihrem Freunde Champagner trinkend, und sie erklärt, die Bühne nicht mehr betreten zu wollen. Dabei singt sie aber ein Tyrolerlied, um zu beweisen, daß sie ihre Stimme zwar keineswegs verloren habe, daß ihr aber Champagnertrinken, Liebeln und Piquetspielen über Alles gehe. Sie trägt Hirsch 200 Friedrichsd'or für eine Collecte an, befiehlt ihrem Cassirer 2 Thlr. auf Abschlag auszuzahlen, und geht ab.

Hierauf kommt die Heinefetter zu Pferde vor des Directors Wohnung. Zu faul, um abzusteigen, unterhandelt sie vom Sattel herab, steigt endlich herunter, geht mit trägen Schritten vorwärts, und singt mit Arroganz eine Arie als Probe. Hirsch meint, diese Arie habe sie schon in allen Concerten gesungen, unterhandelt aber doch mit ihr.

Sie geht, und Mad. Schröder-Devrient als Emmeline tritt auf, begleitet von ihrem Jokey, der genau in die Farben gekleidet war, wie man ihn täglich hier gesehen hatte. Er trägt eine Schüssel Apfelsinen. Sie singt: „Wer hörte wohl jemals mich klagen," verspeist eine Apfelsine, wirft neckend den Jokey mit der Schale, kneift ihn in die Wangen, läßt sich das Schuhband festmachen, indem sie das kurze Schweizer-Röckchen noch kürzer macht, umarmt Hirsch, macht ihm die Bedingung, ihren früheren Mann nie zu engagiren, weil sie ein freies lustiges Leben liebe, fordert 5000 Thaler und 300 zur Pension ihrer Kinder, stets einen hübschen Liebhaber und 3 Monate Reiseurlaub. Alles wird bewilligt, und sie geht.

Man meldet Dem. Kainz. Sie soll nicht vorgelassen werden, wird schnöde behandelt, obgleich sie sehr bescheiden ist. Endlich singt sie Probe, entzückt Hirsch, fordert sehr mäßig und hält nun der Welt die große Verblendung vor, so viel auf bloße Namen zu geben, hinter denen nichts sey. Zum Beweise habe sie all die berühmten Namen in ihrer Person vorgeführt, und fordere nun Entscheidung. Hirsch gesteht ihr Alles zu und engagirt sie.

Das Stück wimmelt, trotz dem, daß die hiesigen Schauspieler augenscheinlich milderten und wahrscheinlich wegließen von den brutalsten Unanständigkeiten.

Voici ein Theaterskandal in optima forma. Publicumchen schaute diese Frechheiten an und lachte über Madame Schröder-Devrient, die vor wenig Monden hier vergöttert wurde und jetzt auf die gemeinste Art vorgeführt ward.

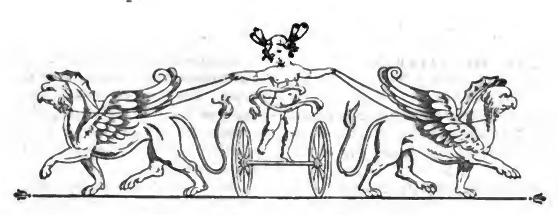
Soll man sie gegen die beispiellose Arroganz dieser Madame Holland in Schutz nehmen? Nicht doch; es ist genug, die Dinge zu erzählen und selbst reden zu lassen; für solche Dreistigkeit züchtigen Worte nicht genugend. Es giebt Frevel gegen die Civilisation, die nicht mehr vor den Gerichtshof des Recensenten gehören, sondern dem Schweigen, wenn nicht einer andern Behörde, verfallen.

Soll ich dies runde Kunstwerk der Mad. Holland zerstören und Ihnen noch erzählen, daß „der Glöckner von Notre-Dame" vier Mal gegeben, und immer vier Personen, Dem. Planer, Hr. Bluhm, Hr. Schmale und Mad. Haas, gerufen wurden, soll ich Ihnen — nein, dafür interessiren sich nur ein paar Bekannte, für jene Thaten der Mad. Holland darf ich aber die Indignation Aller in Anspruch nehmen, welche Scherz, ja Satyre, selbst ein wenig ausgelassene, gestatten, aber die Bühne nicht zur Production baarer Gemeinheit hergeben wollen.

Notiz.

[Damen-Conversations-Lexikon.]

Die Zeit ist vorüber, in der die Frauen blos innerhalb der vier Pfähle des häuslichen Lebens zum Genusse ihrer Rechte gelangten, und blos dort, wo der Tisch wackelt, eine Herrschaft üben, oder, wo der Mann eine Schlafmütze ist, ein Pantoffelregiment führen. Das Weib hat auch in andern Dingen seine Geltung, und während in Frankreich eine größere Selbstständigkeit der Frauen in den bürgerlichen Sphären praktisch festgestellt ist, so daß es in Paris nicht auffällt, eine Dame ein Geschäftsbureau leiten zu sehen, arbeitet man in Deutschland auf die geistige Emancipation der Frauen. Wir haben überhaupt in unserer Literatur nicht blos weibliche Genies, sondern seit Jean Paul eine Reihe von Schriftstellern, welche die Interessen der Frauen auf das lebendigste vertreten, und während in Frankreich manche Dame, wie Madame Dudevant als George Sand, mit männlicher Keckheit schreibt, könnte man in Deutschland manchen männlichen Autor anführen, der fast mit weiblicher Anmuth und Weichheit oder Weichlichkeit die Feder führt. Genug, man wird bald von einer Literatur für Frauen in Deutschland sprechen können. Zu den Bedürfnissen der Intelligenz der Frauen gehört auch ein Conversations-Lexikon. Im Vereine mit Gelehrten und Schriftstellerinnen unternahm C. Herloßsohn ein Werk dieser Art, von welchem in einem zweiten neu durchgesehenen Abdrucke bereits der erste Band (Adorf, Verlags-Bureau) vorliegt. Dieser Band reicht von A—Belmonte. Die Ausstattung ist eben so elegant und freundlich, wie der Zweck des Werkes. Das Bildniß der Johanna von Arc eröffnet die Reihe weiblicher Portraits, die den einzelnen Bänden zur Zierde dienen werden. In Betreff der literarischen Ausführung mußte es wesentlich darauf ankommen, den Gesichtspunct der Humanität bei der Befriedigung der weiblichen Wissenslust ins Auge zu fassen. Die Bearbeiter der historischen und geographischen Artikel mußten das Amt anmuthiger Ciceroni übernehmen; jede Trockenheit und jeder bittere Ernst mußten verschwinden, und in diesem Sinne finden wir durchweg die einzelnen Darstellungen gehalten. Besonders zweckdienlich sind die ethnographischen Frauencharakteristiken, welche des nöthigen Details nicht entbehren. Die deutsche Frau, der es nicht genügt, zu wissen, was in Paris und Wien Mode ist, erfährt hier, was unter den Hottentottinnen, denen bekanntlich gleich nach der Geburt der Nasenknorpel eingedrückt wird, bei den 3333 Weibern des Königs der Aschantis, bei den Frauen des armen Fellah, den Chinesinnen mit dem seltsamen Putze, den schönen Cirkassierinnen und den gelenkigen Bajaderen Indiens — Sitte und Geschmack ist. Wir wünschen, daß die Redaction des Lexikons hierauf besonders ihr Augenmerk auch ferner richten möge. Im vorliegenden Bande findet sich auch schon eine ziemlich reichliche Galerie weiblicher Charaktere aller Zeiten und Himmelsstriche. — Dem Unternehmen wünschen wir den besten Fortgang.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 187. — den 22. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Todeslust.

(Aus den Papieren des Ertrunkenen.)

Tod, du süßester der Schrecken,
Wonnedunkler Seelenrausch!
Dein Geheimniß will mich necken
Und verlockt zum kühnen Tausch.

Fahre wohl, du Lebensschwindel,
Stilles Räthsel, tritt mir nah;
Parce, reiß und wirf die Spindel —
Tiefre Schätze find' ich da.

Keine Stürme, keine Gluthen,
Ewig stille Meeresbahn!
Ohne wildbewegte Fluthen
Wiegt und wogt der Todeskahn.

Ohne Lufthauch rings im Kreise
Schwebt dein Nachen, wie er will;
Selbst der Athemzug geht leise,
Vor Entzücken steht er still.

Alles bebt und lauscht: von Fernen
Strömt ein süßer Flötenklang,
Und von Millionen Sternen
Hallt der ewig gleiche Sang:

Alles Eins! Die Einzelnheiten
Sterben, schwinden überall;
Tiefen Friedens Seligkeiten
Schwimmen aufgelöst im All.

Eins faßt Alles, Hirt und Heerden,
Schöpfer und Geschöpfe Eins!
Ausgetilgt ist alles Werden
Und die Angst des irdischen Scheins.

Eine Fläche ohne Lücken,
Alles Ruhe ohne Tausch,
Paradiesisch Hochentzücken
Ohne Wahnsinns Jubelrausch.

Kein Jehovah und kein Allah,
Und kein Christus gilt dann mehr:
Alles eint sich in Walhalla
Und zerschmilzt in Gottes Meer.

Einer sind dann alle Sterne,
Aller Sonnen Glanz Ein Licht,
Und die allerweitste Ferne
Kommt heran so lieb und licht. —

Willst du mit hinüberfluthen
In das stille Friedensmeer?
Unsrer Herzen Liebesgluthen
Kühlen sich hier nimmermehr.

Schau, wo wir hinüberschweben,
Winkt ein ewiges Morgenroth: —
Heilig Lauschen, stillstes Beben —
Und das nennst du Schlaf und Tod?

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Einsam wandelten sie in den dunklen Laubgängen auf und nieder. — Ludovico schlang den Arm um Rosaura, die es willig geschehen ließ und ihr wildschlagendes Herz an das seine legte.

Er war befangen, fast beängstigt; denn er suchte ein Mittel, ihre Leidenschaft, deren Tiefe und Gewalt er erkannte und sie an seiner eigenen maß, sanft zu mildern, ohne ihr die bittere Kränkung des Verschmähens zu bereiten. Auch wenn er der vertrauenden Biondina das Versprechen zu schweigen nicht gegeben hätte, würde er seine Liebe jetzt, nach reiflicherem Erwägen, Rosauren nicht bekannt haben, weil er fühlte, daß er sie zu schmerzlich damit verwunden müsse. Darum that er kein allgemeines Geständniß, sondern versuchte einen andern Weg zu gehen.

Rosaura, — sprach er sanft — Du liebst mich zu irdisch, mit zu stürmischem Sinne. Du bist zu dem reinen Pfade der Tugend zurückgekehrt, Dein edles Bekenntniß, Deine Selbstanklage sind die Schritte, die Du zurückgethan zu dem verlorenen Paradiese der Unschuld. Allein der Wille muß noch zur stärkeren That wachsen; prüfe Dich zuerst an mir und liebe mich schwesterlich, liebe mich mit der wärmsten Freundschaft des Herzens, doch verbanne die heftige, die glühende Gestalt der Leidenschaft. Sie darf dem Heiligthume reiner Liebe nicht nahen!

O, der Heuchler! der Unwürdige! — dachte Rosaura; — ist denn Deine Liebe zu einem blonden Schiffermädchen ein solches Heiligthum? — Doch sie erstickte den gewaltsamen Ausbruch des Zornes in ihrer Brust. — So sprachst Du gestern in der Nacht im Garten des Dogen nicht, — erwiederte sie mühsam gefaßt. — Ist heut schon Deine Gesinnung eine andere?

Gestern trieb ich selbst auf dem unruhigen Strome der Leidenschaft, und wurde hinweggerissen ohne Kraft des Willens. Das Gestern klage ich auch schwer an; glaube mir heut, Geliebte!

Sie blickte stumm zur Erde und trat einen Schritt zurück. Ja wohl, — dachte sie — heut weiß ich, was ich glauben darf! O, ich Unglückselige! —

Willst Du mich wie eine Schwester lieben, Rosaura? — fragte Ludovico weich, — so will ich Dein Bruder seyn!

In diesen Worten lag eine tiefe innerste Rührung, die selbst Rosauren auf wunderbare Weise ergriff. Es kämpfte in ihr; sie wollte mit der Anklage gegen ihn ausbrechen, ihm den vermeinten Verrath vorwerfen. Und jetzo hätten sie sich verstanden und unabsehbares Unheil wäre abgewendet worden! Doch da trat das Geschick finster dazwischen; es wälzte einen Fels zwischen die beiden Ströme, die schon bereit waren, ihre Wellen zu mischen; so wandten sich ihre Bahnen wieder abwärts, um sich unerreichbar weit von einander zu verlieren. —

Foscari war es, der unvermuthet und, wie es schien, selbst überrascht, ihnen aus einem Seitenwege entgegentrat. Zwar dunkelte es schon, doch war es noch hell genug, um, von so nahe, Gesichtszüge zu erkennen. Ludovico sah daher, daß der Blitz des Erstaunens, der sich, als Foscari ihn erblickte, auf seinem Antlitze zeigte, plötzlich von einer finstern Wolke des Zornes verschlungen wurde. Eben so schnell aber verbannte die rasche Willenskraft auch diese, und es kehrte der Schein der völligsten Ruhe und Gleichgültigkeit zurück.

Hm, — dachte Ludovico, dem die Warnung der Alten einfiel — sollte sie doch Recht haben? Dieses Verbergen seiner Gesinnung zwingt mich, auf meiner Huth zu seyn!

Rosaura hatte mit unglaublicher Gewandtheit den Ton ihres leichten heitern Uebermuths wiedergewonnen. Marchese Foscari, Signor Ludovico Terno, — sprach sie, beide einander vorstellend, — zwei tapfere Ritter, denen ich's zur Pflicht mache, in ihren Bewerbungen um meine Gunst aufs äußerste eifersüchtig zu seyn.

Ludovico, unwillig, ja unheimlich berührt, von dieser Fertigkeit im Verschleiern des Innersten, vermochte nur, sich kalt zu verbeugen; Foscari erwiederte den Gruß höflich, ungezwungen, doch in einer Weise, die beleidigen mußte, indem er sich gleich darauf ebenfalls schweigend zu Rosaura wandte, und im Verfolge des Gesprächs gar nicht mehr zu wissen schien, daß Ludovico zugegen war. — Dieser fühlte bald das Drückende seiner Lage, zudem trieb es ihn, Biondinen noch zu sehen, deshalb suchte er Gelegenheit, seinen Besuch abzubrechen. Rosaura bemerkte seine Unruhe und verlor darüber fast ihre Fassung, denn der spähende Blick der Eifersucht entdeckte die Ursache derselben; doch mit römischer Kraft bezwang sie sich selbst, und verrieth den Schmerz nicht, mit dem dieser giftige Stachel sich in ihre Brust drückte.

Ludovico ging; doch indem er Rosaurens Hand küßte, drückte er sie warm und fragte leise: Darf ich wiederkehren, holde Rosaura?

Morgen um diese Stunde, — erwiederte sie eben so, und er ging.

Ein tapferer Degen, dieser junge Kriegsmann, — sprach Foscari mit kaltem Spotte; — nur schade, daß er den Türken wenig Beute abgenommen hat. Er ist, wie ich höre, in Verlegenheit, wie er sein Wamms bezahlen soll. — Ein guter Freund von Euch, schöne Rosaura?

Sie antwortete nicht; der lange innere Kampf hatte ihre Kräfte erschöpft, sie lehnte sich an einen Baumstamm, — ihre Züge waren bleich, man hätte sie für leblos halten müssen, wenn nicht ein heftiges Zittern die furchtbare Bewegung ihres Innern verrathen hätte. Foscari trat ihr näher.

Verzeihung, meine schöne Freundin, — bat er mit sanfter Stimme, — hätte mein Scherz Euch gekränkt? — Sie schüttelte stumm das Haupt. — Einschmeichelnd ergriff er ihre Hand und drückte sie gegen die Lippen. Zürnt Rosaura, oder leidet sie? — fragte er und suchte sie an sich zu ziehen. — Ihr Zorn findet in Foscari einen Rächer, Ihr Kummer einen Tröster. Wie? Eine Thräne, welche die schönen Wangen netzt? Rosaura weint? —

Ihre Kraft war dahin; sie sank ermattet vom Schmerz und innern Kampf fast in die Kniee, und willenlos gab sie sich Foscari hin, der sie zu einer nahen, dicht von Gezweig und blühenden Ranken verhängten Grotte leitete, wo er sie auf einen Ruhesitz niederließ. Der Mond stieg eben hinter den dunklen Kronen der Bäume herauf, und warf seine Strahlen zwischen das Laubgitter hindurch, gerade in die Grotte hinein, welche sich mit einem dämmernden Silberdufte zu erfüllen schien. Rosaura lag, das Haupt in die Hand gestützt, auf dem Ruhesitze; ihr Haar fiel halb gelöst über den Nacken und einen Theil der Wangen herab, und die dunklen Locken hoben die Marmorblässe des Antlitzes und der Brust. Ihre so mächtig fesselnde Schönheit erhielt durch Beleuchtung und Umgebung eine zauberische Verklärung; Foscari, der die Leidenschaft für sie stets nur mit Gewalt und um seines Sieges sicherer zu seyn, gebändigt hatte, fühlte sie jetzt mit verdoppelter Kraft in der Brust stürmen.

Schöne, büßende Magdalena, — flüsterte er der Liegenden zu, — wahrlich, fielen blonde Locken über Eure Schulter, — ich wüßte nun, woher Correggio sein Bild genommen.

Blonde Locken! — seufzte sie tief auf, — ja fielen blonde Locken über meine Schulter — dann freilich wäre ich unendlich schöner — und glücklicher! — Sie dachte dabei an Biondina, deren Bild sich ihrer Seele unvergeßlich eingeprägt hatte. (D. F. f.)

Ausländische Romane.

(Beschluß.)

[Holland und Dänemark.]

Auch der stille Humor, der sich so originell und treffend in allen Schöpfungen bildender Kunst bei den Niederländern ausspricht, fehlt nicht und berührt das Gemüth des Lesers angenehm. Der Pastor Raesfelt, seine Frau, ja selbst die humoristische Schurkerei des Jean Wezer, der Capitain Holtwast sind des Gesagten Zeugen. Selbst die berechnetsten Scenen, die furchtbarsten Augenblicke sind durch jene unzerstörbare niederländische Ruhe gemäßigt, welche den Frauen in nicht minderem Grade zugetheilt ist als den Männern, ohne jedoch bei beiden als störendes Ingredienz einzuwirken. Daher kommt es denn aber freilich auch, daß die Spanier im Buche keine ächten Söhne des Südens zu seyn scheinen, und wenn auch nicht zu läugnen steht, daß in dem Italiäner Eugenio, einem Jesuiten, der das ganze Gewebe der schwarzen Intrigue leitet, etwas von der stillen Furchtbarkeit und unergründlichen Tiefe des Oceans liegt, so ist doch sein glühender Rachedurst auf eine so merkwürdige Weise mit nordischer Kälte und Ruhe vereint, daß man gleich fühlt, wer den Charakter geschildert. Der Pflegesohn, Joan, dagegen, welcher mit Ulrica, seiner Geliebten, der Tochter des Herrn von Sonheuvel, die Hauptperson der sittlich edlen Charaktere darstellt, ist in einer Art, bei allem Gefühl, Gluth kann man nicht sagen, für das Hohe und Schöne, so merkwürdig nett und reinlich gehalten, daß ihn nie eigentlich die Flamme der Leidenschaft verunziert, so daß er äußerlich in keinem Momente jener Ruhe Eintrag thut, welche das ganze Werk beherrscht. Faßt man nun aber, von den einzelnen Trefflichkeiten abgesehen, das Ganze ins Auge, so muß man trotz des vielen Schönen gestehen, daß der Pflegesohn, bei allen Erwartungen, welche er erregt, dennoch die Anstrengungen, welche der Leser zu stellen berechtigt wird, nicht erfüllt, und der Verfasser ungeachtet aller glänzenden Fähigkeiten kein Kunstwerk mit diesem Roman gibt. Es treten Figuren auf, wie der Marquis Spinola, es werden Ereignisse berührt, wie der Tod des Erzherzogs, des Kaisers, die nicht den mindesten Einfluß auf die Handlung, die Situationen oder die Charaktere haben, kurz die nicht nothwendig sind. Eben aber darin, daß in dem ganzen Werke eine, wenn gleich auf das Künstlichste und Tiefsinnigste verborgene, doch durchaus zusammenhängende Folge von Ursachen und Wirkungen sich darstellt, eben darin unterscheidet sich das Kunstwerk von einer Copie der Wirklichkeit. Das Kunstwerk gleicht einem Durchschnitt der Wirklichkeit; es wird uns durch dasselbe auf wundersam überraschende Weise die Möglichkeit geboten, das innere Getriebe der seltsamen Erscheinungen, „Welt“ genannt, zu beobachten, die Gründe, warum diese oder jene Individualität, gerade in diesem oder jenem Augenblicke, und in bestimmter Form und Aeußerung nothwendig auf die Bühne tritt, zu begreifen, und wir erfreuen uns daran, wie die verschiedenen, nach und nach vorüberrauschenden Erscheinungen sich aneinander zersetzen, miteinander zerschmelzen und durcheinander ein Resultat hervorbringen, welches keiner der Individualitäten als solcher genügt. Kurz wir erblicken in jedem Kunstwerke den großen geheimnißvollen chemischen Proceß des Geistes, durch welchen die göttliche Idee, gereinigt von allen irdischen Schlacken, aus dem Brande, worin vielleicht die einzelnen Individuen, wenn auch zum Schmerze des Lesers, untergehen müssen, zur Beruhigung und Versöhnung der erschütterten Seele, goldrein als unsterblicher Phönix wiederum emporsteigt. Dies eben scheint der höchste Genuß, welchen alle Meisterwerke ächter Poesie gewähren, und um deswillen man zu ihnen immer und immer wieder wie zu den unversiegbaren Quellen ewiger Wahrheit zurückkehrt. Von dieser Seele der Poesie, oder vielmehr, um wahrhaft zu reden, von dieser alleinigen Poesie, finden sich in Lennep's Werke nur sehr zerstreute Strahlen; es ist dem Verfasser nicht ge-

lungen, den Stoff so in sich aufzunehmen, daß er gleichsam verklärten Leibes zwar der Stoff bleibt, aber dennoch dem Leser unabweisbar als irdischer Träger einer göttlichen Idee erscheint. Der Dichter erscheint viel zu sehr blos als Referent geschehener Dinge, deren Interesse den Leser zwar fortreißt, deren Erzählungsweise und Composition aber viel zu oft an die Masse jener Bücherfabricanten erinnert, welche nicht eher ruhen können, als bis sie alljährlich ihr Romänchen eingeschlachtet haben.

Die Uebersetzung des Herrn Karl Eduard liest sich fließend.

Von ganz anderer Art sind „die Erzählungen aus der kopenhagener fliegenden Post," in's Deutsche übertragen von L. Kruse (Leipzig 1835, Kollmann), wenn sie gleich ebenfalls aus einem Lande zu uns kommen, welches das Meer benetzt. Ganz im Gegensatze zu jener ängstlich treuen, sorgsamen Ausmalung der Situationen, Charaktere, Landschaften und Personen, findet man hier nur kecke geistvolle Sätze, schnelle Sprünge und alles gleichsam alla prima gemalt. Aber alles lebt, alles ist interessant und frisch beweglich. So gleich in der ersten Novelle, genannt die „hellen Nächte," wie anziehend gestaltet sich hier das Ganze. Der edle, wenn gleich leichtsinnige Charakter der Hauptperson, der so wahr geschilderte musikalische Oheim Albert, das seltsame Verhältniß zwischen Sir Charles und Louise, das schöne Emporblühen der Liebe in ihr und dem Helden der Erzählung, die tiefe rührende Leidenschaft Sara's, alles das ist mit raschen aber geistvollen und treffenden Zügen hingestellt, und der historische Hintergrund, das Bombardement Kopenhagens, wird mit Geschick zur Entwickelung des Ganzen benutzt. Erscheint nun auch Manches nicht satrsam motivirt, Anderes, wie F** der Quasi-Intriguant der Novelle, zu flüchtig skizzirt, so ist doch alles wiederum mit solcher Frische, mit soviel Lebendigkeit und Leichtigkeit dargestellt, daß unwillkürlich das Gemüth des Lesers sich bewegt fühlt und in der That mit den Fröhlichen fröhlich, und mit den Traurigen traurig wird. Es ist ein ächtes Genrebild voll Leben und Beweglichkeit, wenn gleich etwas französisch und à la Horace Vernet. Gleich anziehend ist die zweite Erzählung, aus zwei Briefen bestehend, „das Heirathsgesuch." Mit angenehmem Humor und originell ist hier die jetzt so Sitte gewordene Art, sich mittelst öffentlicher Blätter eine Frau zu suchen, benutzt, obwohl auch hier alles mehr in Umrissen als in tiefer gehender Ausführung gegeben ist.

W. Bernhardi.

Correspondenz.

Aus Avignon, im August.

[Unterrichtswesen.]

Seit ich Avignon zum letzten Male gesehen, hat sich Manches daselbst verbessert; nur die Unreinlichkeit und das böse Pflaster nicht, in welchen Stücken diese Stadt die meisten französischen Städte übertrifft. Was die erstere anlangt, so vermag die Polizei immer noch nicht zu verhindern, daß besonders des Nachts die Straßen durch Anhäufungen von Unreinigkeiten aller Art unwegsam gemacht werden, und es fragt sich, ob die Gasbeleuchtung nach der neuen, sehr vortheilhaften Selligue'schen Methode, um die es sich jetzt handelt, auch diese Werke der Finsterniß beleuchten oder vertreiben wird. Warum kann aber die Polizei hierin nicht durchdringen? — Was das Pflaster anlangt, so könnte man leicht ein zweckmäßiges Material in der Nähe haben. Auch besitzt die Stadt fast eine halbe Million jährlicher Revenuen, und ihre Bürger könnten in der Verbesserung des Straßenpflasters eine kleine Entschädigung für die schwere Bürde des Octrois finden.

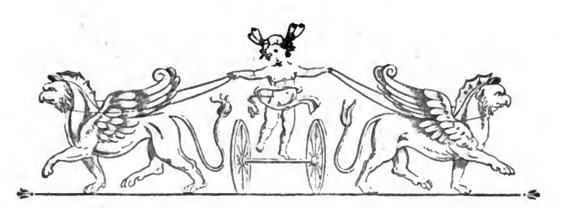
So wenig hierin die Wünsche des wohldenkenden Bürgers und die Erwartungen des Fremden, der die alte so reizend gelegene Stadt betritt, befriedigt werden, so sehr wird man durch die Fortschritte erfreut, welche die geistige Cultur und besonders das Schul- und Unterrichtswesen seit kurzem hier gemacht hat. Hieran hat das Ministerium Guizot einen unverkennbaren Antheil. Vornehmlich gilt aber dies in Bezug auf die Normalschule, welche im Anfange des Junius durch die General-Inspectoren Matter und Beurden in Gegenwart des Prafecten geprüft wurde und mit Ehren bestand. Auch die Brüder der christlichen Schulen (les frères des écoles chrétiennes), welche einen sehr zahlreichen Schülerkreis um sich versammeln, erhielten wegen ihrer Unterrichtsmethode großen Beifall. Die Municipalverwaltung von Avignon hat auch eine Schule der Brüder des christlichen Unterrichts zu Monfavet errichtet, wohin über 180 Kinder aus den benachbarten Pachthöfen kommen. Der Eifer der Eltern und Kinder ist gleich groß. An Privatinstituten in Avignon fehlt es jetzt nicht: der oft sehr verderblich wirkenden Pensionen gibt es nur allzuviel. Was ich aber für Deutschland vornehmlich hervorheben muß, ist ein großer Eifer für die deutsche und englische Sprache. Als Lehrer derselben hat hier ein Herr Schweppenhäusser, der aus Straßburg hierher gekommen, seine Unterrichtsstunden seit April d. J. an der Stelle des Herrn Gleich mit großem Antheile begonnen. An dem Collége royal gibt es ferner guten Zeichnenunterricht, wobei man sich in Hinsicht der Menschenzeichnung der Methode des Herrn Dupuis (Lehrer an dem Collége royal de St. Louis in Paris) bedient. Die Eigenheit der Methode veranlaßt mich, Ihnen etwas davon mitzutheilen. Hr. Dupuis stellt seine Schüler vor eine Gypsmasse, welche die Größe eines menschlichen Kopfes hat und die vornehmsten Flächen desselben, aber ohne das mindeste Detail, anzeigt. Nur die Hirnkugel mit dem Gesichte aus zwei Flächen zusammengesetzt, welche sich an der Stelle der Nase in einem Puncte vereinigen, liegt vor Augen. Man hat es also hier mit einem festen Körper zu thun, der ganz einfache Linien und scharf abgeschnittene Schatten hat. Aber da findet man keine Schraffirung, sondern Schwarz steht neben Weiß. Der Schüler ahmt das nach und skizzirt mehrere Male, bis er dieser Kugel Meister geworden ist und sie ohne Vorbild zeichnen kann; er hat dann die allgemeine Form eines Kopfes gefaßt. Das zweite Modell, welches ihm vorgelegt wird, stellt denselben Kopf mit Angabe einiger näheren Züge dar. Die Augen, der Mund, das Kinn, die Ohren sind hier durch größere, stark hervortretende Flächen mit Empfindung der Form, aber noch ohne Detail ausgedrückt. Sechs solcher Modelle liegen dem vollkommenen Cours zum Grunde. — Eine Architektenschule dirigirt Prof. Barthe. In den Schulen gehören meist Handarbeiter, welche die Vorkenntnisse der Baukunst erlernen, Zeichnungen, Pläne machen, en relief arbeiten, und kaum möchte außer Paris und Toulouse in Frankreich eine bessere Unterrichtsanstalt dieser Art anzutreffen seyn.

(D. B. f.)

Notiz.

[Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von Streckfuß.]

Diese im Jahr 1822 (Leipzig, bei Brockhaus) erschienene Uebersetzung erscheint in einer zweiten verbesserten Auflage. Was die Verbesserung anlangt, so betrifft sie mannichfache Einzelheiten, wie denn in dieser Beziehung eine Nachhülfe und Nachlese dem Uebersetzer selbst nothwendig und erwünscht seyn konnte. Sonst ist der Wechsel von männlichen und weiblichen Reimen, dem Idiom der deutschen Sprache gemäß, festgehalten. —



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 188. — den 24. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Ihr sagt das, schöne Rosaura, nicht ich; Euch *fehlt* nicht das blonde Haar zu Magdalenens Schönheit, sondern Ihr habt diese reichen, dunklen Locken, dieses brennende Auge vor ihr *voraus*. — Er näherte sich ihr, ließ sich auf ein Knie nieder, nahm ihre herabhängende Rechte, die sie ihm bewußtlos ließ, und blickte ihr in das aufgestützte Antlitz. Mit offenen Augen starrte sie ihn an, doch ohne ihn zu sehen. Sie fühlte sich wie krampfhaft beklemmt; ihr Busen flog unter heftigen, raschen Athemzügen; unwillkürlich fuhr sie mit der Hand nach dem Gewande, um es zu lüften. In ihrer Heftigkeit zerriß sie es bewußtlos; sie athmete immer tiefer, beklemmter. — Foscari heftete glühende Blicke auf die reizenden Wellenhebungen ihrer Brust, denen der Knieende mit seinem Antlitze so nahe war, daß er den Schlag des Herzens zu hören glaubte. Der Augenblick schien ihm gekommen, wo er lang verfolgte Zwecke erreichen könne. Plötzlich umschlang er Rosauren, drückte sein Antlitz gegen ihre stürmende Brust und bedeckte sie mit Küssen; sie rang sich los und stieß ihn zurück; seine männliche Kraft überwand den schwachen Widerstand leicht, er zog sie mächtig an sich und preßte brennende Küsse auf ihre bebenden Lippen.

Da warf sie sich plötzlich groß empor, entrang sich mit einer raschen Bewegung seinem Arme, stand in zürnender Hoheit vor ihm und rief: Was wollt Ihr! Was wagt Ihr! Zurück!

Foscari ließ sich nicht verscheuchen. Will denn Rosaura ewig grausam bleiben? Will sie *mir* ewig den süßen Lohn treuer Bewerbung versagen?

Mir? Weshalb betont Ihr das? *Euch*, versagen? — rief sie heftig, — und wem hätte ich frevelnde Wünsche gewährt? Antwortet, Verläumder!

Ruhig, Rosaura, Fassung! — erwiederte er ernst, halb unwillig; — wer klagt Euch an? — Und doch *könnte* ich anklagen! — Rosaura, theure Rosaura, Du bist mir kein Geheimniß mehr! Verschleire Dich vor dem ganzen thörichten Venedig, aber nicht vor mir. Gold öffnet alle Thore, auch die des Herzens; Gold öffnet den Mund der *Mutter über das Geheimniß der Tochter!* Ich *kenne* Rosaura's Schicksal von ihrer Flucht aus Italien bis zu ihrer Wiederkehr, und jetzt ist es in meiner Hand!

In Eurer? Wagt das zu wiederholen! — sprach sie stolz.

Ich *wage* es, — erwiederte er erbittert; — Du stehst *in meiner* Hand! — Es strömen viele Gaben thörichter Bewerber in Euren Schooß, Donna Rosaura, aber leichtsinnige Verschwendung erschöpft das Meer! — Ihr vergesset wohl, daß mehr Schiffe als das Eure den Weg von Constantinopel nach Venedig finden. Eins davon hat einen

Kaufmann hergeführt, der uneingelöste Wechsel mitbringt; ich habe sie gekauft, sie sind verfallen! —

Elender! Du täuschest Dich! — erwiederte sie erglühend; — dreifach besitze ich den Werth in Juwelen.

„Ihr besaßet sie vielleicht, schöne Donna, — sprach Foscari lächelnd — bevor Eure Mutter sie verpfändete, die echten Steine mit falschen vertauschen ließ, jene verkaufte und dann den verfälschten Schmuck für ein Geringes einlöste — wie ich selbst vor kurzem mit einem Diadem von Euch gethan!

Rosaura wurde zum Marmorbilde; sie bebte, aber nicht aus Furcht, sondern aus Unwillen. Denn was sie oft geahnt hatte, war eingetroffen, sie sah sich durch ihre eigene Mutter getäuscht, um das Ihrige betrogen! Foscari hatte die Habsucht der Alten schlau zu seinen Zwecken zu benutzen gewußt, jetzt war er dem Erreichen seiner Absicht nahe.

Nun, schöne Rosaura, — begann er nach einigen Augenblicken gegenseitigen Schweigens, seyd Ihr noch unerbittlich? — Doch Foscari ist nicht ungroßmüthig! Nicht von Eurer Noth will er Vortheil ziehen, Eure Gunst will er erwerben, dadurch, daß er Euch davor bewahrt, sie einem Unwürdigen zu schenken. Nie hätte ich Euch Liebesbeweise abgetrotzt, doch ich mußte fürchten, daß jener thörichte Jüngling Euch bestrickte. Was Ihr ihm schenken durftet, das durfte auch Foscari begehren!

Es ist zu viel! — rief Rosaura, die Hände ringend, aus, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Kühn umschlang Foscari die holde Gestalt und küßte ihr die Thränen von den Wangen.

Einen Diamanten für jede dieser Silberperlen! — rief er liebeswild und trunken, und saugte die warmen Tropfen ein. — Rosaura! Nicht erkauft, nicht ertrotzt, durch Macht der Liebe gewonnen, sey mein!

Sie lag machtlos hingegeben in seinem Arme; er wähnte, sie sey besiegt. — Doch plötzlich erwachten ihre Kräfte. Laßt mich! — rief sie, und war in einem Augenblicke frei von seiner Umarmung. — Hinweg von mir! Ihr habt Euch dennoch verrechnet, Marchese! Keine Macht der Erde gewinnt mir ab, was ich nur freiwillig selbst verschenken will. Doch es gibt einen Preis, für den Ihr mich erwerben könnt!

Nenne ihn, keiner in der Welt wäre mir zu hoch!

Behaltet Euer Gold! — sprach sie mit verachtender Hoheit. — Wie jener Römer sage ich Euch: Es lockt mich so wenig, wie Euer Drohen mich schreckt! Ich fordere etwas Anderes von Euch! — Man hat mir — fuhr sie bebend fort und senkte das stolz gehobene Antlitz gegen den Boden — eine glühende Schmach angethan. Ihr sollt sie mir rächen helfen. Stillt Ihr die Gluth meiner Rache, so — — stille ich die Eurer Liebe, — Eures schaudernden Verlangens!

Wer ist der Frevler! — rief Foscari glühend, — wer wagte es, Euch eine Schmach zu bereiten!

Eben jener Ludovico, der Eure Eifersucht entflammt! Ich will Euch meine Erniedrigung bekennen, aber zuvor schwört Ihr mir, meiner Rache zu dienen!

Ich schwöre es, — erwiederte Foscari fest — bei meinem ritterlichen Schwerte, bei dem Adel meines Namens, wenn auch Rosaura schwört, ihr Versprechen zu erfüllen!

Ich sagte es, das ist genug! — entgegnete sie stolz. — So hört denn: — Doch sie verstummte; ein heftiger Kampf arbeitete in ihrer Brust, endlich sprach sie hastig, abgebrochen, unter Thränen und Zittern, mit fliegender Röthe auf den Wangen. — Diesen Ludovico liebte ich, — ich gestand es ihm, — er schwur mir Gegenliebe, — er brach seinen Eid in derselben Minute, wo er ihn leistete, — nein, er schwor mir gleich einen Meineid — schmachvoll verrieth er mich — vollendete seine That durch Hohn — Ihr wißt genug — er darf nicht leben!

Nur das? — fragte Foscari, und seine Lippe lächelte, doch sein Auge warf einen lächelnden Tigerblick; — so erringe ich den schönsten Preis noch heut, denn — fuhr er geheimnißvoll murmelnd fort — dieser Ludovico, so hoffe ich, erreicht seine Schwelle nicht lebend!

Ha! — that Rosaura einen unwillkürlichen Schrei, — Eure Eifersucht hat schon einen Mörderdolch gedungen?

Die Hand, der er empfohlen ist, hat noch nie gefehlt! — erwiederte Foscari mit einem Lächeln, vor dem Rosaura's Herz zu Eis erstarrte. — Darum, reizende Rosaura, zahlt den Preis sogleich! Wenn Ihr morgen nach Sonnenaufgang sagen könnt, er sey nicht verdient, so gebe ich Euch zur Sühnung und Buße, was ich besitze, und Ihr seyd die reichste Bewohnerin der Republik Venedig!

Und damit, meint Ihr, hättet Ihr mich erkauft? — sprach sie verächtlich. — Ihr irrt Euch! Was Ihr thätet, ist Eure Rache, Rosaura fordert eine andere. Weiß er denn, daß er durch mich, durch den Haß der schwer Beleidigten fällt, wenn ihn ein feiger Dolch im Finstern trifft? Dazu bedurfte ich Eurer nicht! So viel Zechinen besitze ich noch, um einen Banditendolch oder zehn Tropfen Gift in seinen Wein zu kaufen! Foscari, hört meinen Schwur!

Fällt Ludovico in dieser Nacht, fällt er anders, wie ich es bestimme, so habe ich nichts versprochen, und Ihr wagt es nie wieder, vor mir zu erscheinen! Geht! hindert den Mord! Morgen früh sollt Ihr erfahren, wie Rosaura sich zu rächen denkt.

Sie verließ die Grotte. Foscari blickte ihr mit verbissenem Ingrimme nach. Verdammt! — rief er, und stampfte mit dem Fuße. — Venedig zittert, wenn ich mich auf meinem Sitze im Senate erhebe, und dieses Weib verhöhnt mich, ich mag drohen, bitten oder handeln! — Mit Erbitterung stieß er sein Schwert, an welches er die Hand gelegt, gegen die Scheide, daß es klirrte, und verließ mit raschen Schritten die Grotte und den Garten. —

Als Foscari am nächsten Morgen zu Rosauren kam, fand er sie zwar bleich, und ihr Antlitz trug die Spuren schweren Grams; doch sprach sich zugleich eine solche Festigkeit und unbedingte Entschlossenheit in ihren Zügen aus, daß selbst er, der eine ähnliche Kraft des Charakters besaß, darüber erstaunte. Sie winkte ihm, sich zu setzen. Lebt Ludovico? — war ihre erste kalte Frage. — Foscari bejahte. — Nun, wohl denn, — fuhr sie fort; — ich ziehe mein Versprechen nicht zurück. Doch hört nun meine Bedingung. Ich weiß, Foscari, Ihr gehört zum furchtbaren Rath der Zehn! — Lächelt nur und schüttelt mit dem Haupte; mögt Ihr Euer Geheimniß auch nicht über die Lippen lassen, ich weiß es dennoch! Ich weiß noch mehr, Ihr seyd Staatsinquisitor —

Hier sprang Foscari auf. Unglückselige, was wagt Ihr! — rief er aus. — Wenn ein Ohr in Venedig dieses Wort vernimmt, so verschlingen Euch die schauerlichen Kerker unter dem Meere, oder die Marterkammern unter den glühenden Bleidächern! Wißt Ihr, daß mein höchster Eid es forderte, Euch sofort vor das Gericht der fürchterlichen Drei zu ziehen, wenn ich einer der Drei wäre?

Rosaura hörte ihn mit der Kälte einer Bildsäule an. Ihr seyd Staatsinquisitor, und als solcher sollt Ihr mir dienen. Hier leset dieses Blatt. --

Foscari nahm und las mit rollenden Augen und bebenden Lippen.

„Ludovico Terno ist des Hochverraths schuldig! Er strebt dem Dogen nach dem Leben und ist gegen die Republik verschworen. Ich klage ihn an.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Avignon. (Beschluß.)

[Alterthümer und Musikalisches.]

Seit Anfang des Junius ist nun auch das Museum, d. h. eine Sammlung von Medaillen, Kunstwerken aus dem Alterthume und Mittelalter, Gemälden und modernen Kunstgegenständen in Verbindung mit einer Sammlung von Büchern und Handschriften dem Publicum eröffnet worden. Man hat ihm den Namen Musée Calvet, aus Dankbarkeit gegen den verstorbenen Dr. Calvet gegeben, der diese kostbaren Gegenstände mit Fleiß und Sorgfalt zusammengebracht und sie seiner Vaterstadt nebst einer Summe von mehreren tausend Franken zur Erweiterung derselben vermacht hat. Diese Sammlungen sind in dem alten, etwas baufälligen Hotel Deleutre in dem schönsten Quartier der Stadt mit Geschmack aufgestellt worden. Von Stadt und Land strömten Beschauer hinzu. Es ist nur zu wünschen, daß die Administratoren des Vermächtnisses immer Leute seyn mögen, welche die Anstalt im Geiste des Stifters verwalten d. h. die materiellen Interessen nicht über die künstlerischen setzen. Gäbe es mehrere Leute dieser Art in Avignon, so würde man nicht so sehr über Ruinen zu klagen haben. Zu solchen Klagen veranlaßt unter andern das sehr herrliche Gebäude von St. Martial, an welches das Andenken der gelehrten Benedictiner unzertrennlich geknüpft ist; und das jetzt ganz verfällt, aber mit Sorgfalt restaurirt, ein wahres Denkmal der Kunst seyn würde. Das gleiche gilt von dem alten Palais der Päpste. Es ging vor einiger Zeit das Gerücht, die Gesellschaft der Erhaltung und Beschreibung der historischen Denkmäler Frankreichs wolle die herrlichen Fresken, welche die Mauern und Gewölbe der beiden Säle dieses Palastes zieren, copiren lassen, und man soll einen jungen talentvollen Künstler, Baptiste Reboul, mit dieser bedeutenden Arbeit beauftragt haben. Hier fänden die Administratoren des gedachten Museums eine gute Gelegenheit, dem Museum der Stadt, der diese alternden Denkmäler der Kunst angehören, eine Copie zu verschaffen. Hätte man früher eine solche Vorsorge gehabt, so würde der Kunstwelt die schöne Freske des 14. Jahrhunderts, vor welcher Johanna von Neapel sich wegen der Mitschuld an dem Morde ihres königlichen Gemahls vertheidigte, „das jüngste Gericht,“ erhalten worden seyn. Dieses herrliche Malerwerk verschwand unter einer Schicht von Kalk und weißer Farbe, als man aus diesem alten Palast eine Infanteriecaserne machte.

Für die Musik herrscht hier mehr Eifer als in vielen andern Städten Frankreichs, und doch reichen die Productionen der „philharmonischen Gesellschaft,“ welche fast jeden Monat abonnirte Concerte gibt, im geringsten nicht an die Leistungen vieler weit kleineren Städte in Deutschland. Das Orchester besteht meist aus Dilettanten, eben so die Sänger und Sängerinnen. Und doch versucht man sich selbst an Beethoven's Symphonien. Neulich begann man ein Concert mit seiner „Heroica,“ vor welcher man wahrscheinlich erst seit der Zeit Respect bekommen hatte, seitdem die Journalisten der Hauptstadt über die Aufführung dieses Meisterwerks in dem Conservatoire enthusiasmirt waren. In der Stadtzeitung schmeichelte man dem Publicum, diese Symphonie habe zuerst den Namen „Napoleon“ geführt, und erst später habe der Componist diesen Namen mit dem jetzigen vertauscht. Sehr naiv setzt die Zeitung hinzu: „Um aufrichtig zu seyn, hat dieses Stück den von uns erwarteten Effect nicht hervorgebracht. Vor einem kalten Publicum fehlte es auch dem Orchester an Wärme.“ Nach einigen Ausstellungen an einzelnen Theilen der Aufführung heißt es doch: „Was das Ganze anlangt, so war es vollkommen (und doch fehlten die Posaunen). Aber, wir wiederholen es, das Publicum wird noch lange Zeit Beethoven nicht zu fassen vermögen. Es wird viel lieber einer Cavatine von Rossini Beifall spenden.“ Der Journalist kannte sein Publicum, wie die Folge des Concerts lehrte, in welchem außerdem

noch die Ouvertüre der gazza ladra aufgeführt und ein Trio aus derselben Oper mit nachhinkendem Orchester gesungen wurde. Den Schluß des Concerts machte ein Chor aus Spontini's Cortez, in welchem ein verfehltes Solo Sänger und Orchester in Verwirrung brachte. Doch scheint die Gesellschaft guten Muth zu haben und läßt sich nicht irre machen. Am 20. Junius gab sie wieder ein Concert mit der Beethoven'schen Pastoralsymphonie zu Anfange, welche von Orchester und Publicum weit besser aufgenommen wurde. Jener Journalist sagte nun: „Das Publicum beginnt, an der Composition einer so erhabenen Gattung Geschmack zu finden, es fängt an, alle Schönheiten der Werke des großen Beethoven zu schätzen. Wir hoffen in dieser Beziehung, daß man die Productionen dieses Meisters wiederholen wird; man kann bei mehrmaligem Anhören nur gewinnen. Eine solche Superiorität ermüdet nicht; im Gegentheil, jede neue Anhörung läßt uns neue Züge des Genius entdecken, sie läßt uns in die Grundideen des Künstlers tiefer eindringen, mit welchen wir zuletzt völlig eins werden." Das aber hat wohl noch Zeit.

Ein Dur „aus les folies amoureuses" wurde in diesem Concert recht hübsch gesungen; ebenso ein Dur aus Wilhelm Tell. Auch größeren Beifall fanden Romanzen, welche ein Dilettant zum Piano vortrug — und hierin sind die französischen Sänger eigentlich zu Hause. Ein junger Violinist, Namens Morin, zeigte ein der weitern Ausbildung werthes Talent. Die Aufführung der Ouvertüre zu der donna di lago, für Blasharmonien arrangirt, machte einen angenehmen Eindruck. Die Introduction nebst Quintett aus Rossini's Moses schloß die Abendunterhaltung. Am 3. Aug. gab ein junger Wundermann auf der Violine, Namens Filippo, im Theater mit großem Beifall Concert. Sonst fehlt es hier noch sehr an gutem Musikunterricht, so wie an guten Instrumenten. Dem ersten Mangel hilft vielleicht in Zukunft ein geübter Musiker, Herr Bernard ab, der sich vor kurzem hier niedergelassen hat und Gesangs- und Instrumentalunterricht ankündigt. Dem zweiten Mangel kommt das Musik- und Pianofortemagazin des Herrn Aſtruc jetzt entgegen, der zugleich Componist und ausübender Musiker ist. Das Theater, welches oft mit den obgenannten Concerten in Collision kommt, gehört zu den besseren Provinzialbühnen; Opern sind auch hier die Hauptsache. Leſtocq wurde kürzlich recht brav gegeben. Im Ganzen ist das Theater aber weniger als früher besucht. Die ernsten Lebensinteressen ziehen jetzt sehr davon ab. Gegenwärtig macht die Furcht vor der Cholera viel zu schaffen, gegen welche jedoch manche zweckmäßige Hülfsanstalten von Seiten der Behörden getroffen sind. In diesen Tagen war auch der berühmte Larrey hier, welcher von der Regierung nach Toulon, Marseille ꝛc. abgesandt war, um den Gang der Cholera zu beobachten, derselbe besuchte die Kranken in dem hiesigen Spitale und in dem Invalidenhause und fand zwar einige cholerische Symptome, aber nicht die Vereinigung der Symptome jener asiatischen Cholera, wie sie zu Marseille und Toulon sich gezeigt hat. Mit der bedeutenden Abnahme der Hitze vermindert sich auch die Gefahr. x.

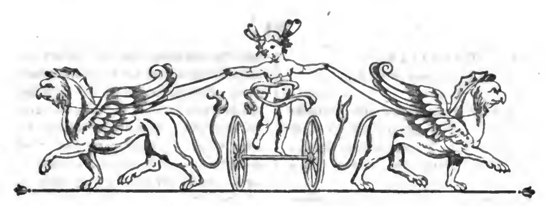
Notizen.

[Taschenbücher für 1836.]

1. Die von Theodor Hell herausgegebene Penelope will durchaus die erste seyn in der Concurrenz der goldgeschmückten Schönheiten. Sie ist 25 Jahre alt und eine so alte Jungfrau thut auch wohl, sich hervorzudrängen, um schnell bei der Hand zu seyn. Unter den Kupfern sind die Scenen aus dem italienischen Volksleben nach Gemälden von Lindau und Terner recht artig. Den literarischen Inhalt eines Taschenbuches sehe ich am liebsten wie einen chemischen Proceß an, in welchem sich Salze und Säuren, oder Süßigkeiten und Wasserstoffe auf neutrale Weise das Gleichgewicht halten. Blumenhagen bringt ein historisches Schauerbild aus der mährischen Geschichte: „Der Stern von Perau." Dieser Stern ist natürlich ein slavisches Mädchen, an welchem Blumenhagen den „Glockenklang liebender Milde" feiert. Dieser moderne Kramer liebt immer etwas spanischen Schmelz. Eine Erzählung von W. v. Lüdemann: „Der Bildhauer" ist dagegen eine solide und moderne Geheimerathsgeschichte voll Dienstpflichten und Clubbgeschwätz, gegen das sich ein junger Mensch, der wie ein Künstler aussieht, empört. Eine interessante biographisch-literarische Notiz über den Kupferstecher Joseph Longhi giebt Melfort. E. v. Wachsmann liefert mit seinem hübschen Talent in Malerei des Zeitcostüm's die novellistische Geschichte der „letzten Frangipani." Isidor führt uns in seiner Novelle: „Das Privattheater" wieder zurück in eine unromantische bürgerliche Gegenwart Eine Gesellschaft weiß nicht recht, ob sie auf ihrem Liebhaber-Theater den Tasso oder den Nante geben will, — und nun sind wir wieder unter uns heimisch. Unter den lyrischen Gedichten fesseln uns besonders die Productionen des unglücklich geendeten Carl v. Hohenhausen.

---

2. Cornelia, herausgegeben von A. Schreiber. Taschenbücher sind für deutsche Damen. Deutsche Frauen verlangen schon andere Lectüre, die jene nicht mögen. Eine deutsche Dame ist nämlich ein ganz anderes Ding als eine deutsche Frau. Diese ist ein Wesen, das auch in der Poesie die Geheimnisse des Lebens sich zu deuten sucht. Eine deutsche Dame ist ein Wesen, das den Fächer wegwirft und nach einem Büchelchen greift, um eine lange Weile mit der andern zu vertreiben. Dennoch wählte Adalbert v. Schönen in seiner Novelle: „Eliza" ein Thema, mit dem sich ein Damenpublicum nicht gern befassen mag; es sind die Gräuel der französischen Revolution. Eliza ist eine junge Engländerin, die in die Nähe Robespierre's und Saint-Just's kommt. Jenen schildert der Verf. ziemlich ordinär, als einen ordinären Bluthund. „Saint-Just," sagt er, „war ein blutiger, aber reiner Apostel der Revolution; er mordete zugleich mit dem tiefsten Schmerze und der höchsten Begeisterung. Er that das Schrecklichste und wollte nur das Höchste, Beste." Um diese, dem Verfasser selbst unverständlichen Worte verständlich zu machen, bedurfte es einer weit tieferen Seelenmalerei, als sich hier verräth. Die Geschichte ist sonst ganz amusant. Blumenhagen giebt eine Erzählung aus Wiens Vorzeit: „Die Wächter des Thrones." Ich bin mit Bl. schon zufrieden, wenn er nur nicht mehr in seinem hanöverschen Patriotismus schwelgt. Interessant ist das historische Gemälde von A. Schreiber: „Walter v. Singenberg." Wir finden hier eine historisch-treue Schilderung des Vehmgerichtes, das weder Göthe noch Veit Weber, weder Heinrich v. Kleist noch Walter Scott richtig aufgefaßt haben. Werthvoll sind die „Erzählungen aus Italien" von Albano. —, Wir haben hier eine Schilderung des Erdbebens von Scylla (nach Sacchi), und eines Ballfestes zu Mailand im Jahre 1560 (nach Bazzoni). Unter den Stahlstichen zeichnet sich das Bild des Shylok mit der Jessica aus. In der Gruppe des blinden Milton mit seinen drei Töchtern und des Abelard mit der Heloise haben Zeichner und Stahlstecher bei solcher Miniaturform die Möglichkeit geleistet.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 189. — den 25. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tonleiter der Liebe.

(Aus den Papieren des Ertrunkenen.)

Röschen.

Rosa, süße rosigrothe
Wundersamste Blüthe du,
Meines Himmels Erstlingsbote:
Schließ' ich einst die Augen zu.

Keuscher Stern am Himmelsbogen,
Ewig lachend, selig schön,
Wärest du mir stets gewogen,
Blieb die Welt vor Freude steh'n.

Sagt mir doch der Seele Beben
Und der Wangen glühend Roth:
Ewige Nacht ist all mein Leben
Ohne dich, — ein langer Tod.

Camilla.

Dir mit deinen Schlangenlocken, —
Dunkel-lieblich anzuschau'n, —
Bleiben meine Pulse stocken,
Fühl' ich all das selige Grau'n.

Schmerzlich süß in Wonnequalen
Aengstet meine Seele sich;
Tausend Wunden, tausend Mahlen,
Blutenden, verdank' ich dich.

Spiele mit den Todesgluthen,
Spotte fort mein Paradies:
Mit dir stürz' ich in die Fluthen,
Ewiger Untergang ist süß.

Sagt mir doch des Herzens Beben
Und der Wangen glühend Roth:
Dunkle Selbstqual ist das Leben,
Seligkeit — vereinter Tod.

Lina.

Mit dir tändl' ich froh und heiter
Auf des Lebens Blumenpfad,
Spinne sacht den Faden weiter,
Dreht sich emsig unser Rad.

Jeder Ort, den Du betreten,
Muß mir heilig seyn und rein:
Mit dir, Engel, möcht' ich beten,
Mit dir fromm und selig seyn.

Nie ein Uebermaß der Schmerzen,
Nie ein Uebermaß der Lust:
Ruh' im stillbewegten Herzen,
Frieden in der tiefsten Brust.

Rausch des Lebens, trüb' und bange
Zittert dein verworrenes Bild,
Ach! du täuschtest mich zu lange,
Und die Brust blieb ungefüllt.

Fleuch, du wildes Lustentzücken,
Fort, ich drück' die Augen zu! —
Mädchen mit den sanften Blicken,
Mit der süßen Herzensruh!

Fühl's, es ist mein letztes Beben,
Meiner Wangen letztes Roth:
Tod ist ohne dich mein Leben,
Leben ohne dich mein Tod.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Wollt Ihr dieses Blatt untersiegeln und unterzeichnen? — fragte Rosaura kalt. — Ich selbst werfe es in den Rachen des steinernen Löwen. Ihr behauptet die Anklage; ist das angeklagte Urtheil vollzogen, — dann gehöre ich Euch!

Mit diesen Worten stand sie auf und wollte gehen. Foscari hielt sie bestürzt zurück. Wohin, Rosaura, erklärt mir erst —

Ihr wollt, oder Ihr wollt nicht, Marchese Foscari; weiter habe ich kein Wort von Euch zu hören.

Ich will; — erwiederte Foscari unwillig und drückte den Fuß, dumpf auftretend, gegen den Boden; — ich will, doch wie soll ich die rasende Anklage unterstützen? Er wird freigesprochen werden, und mein Haupt fällt.

Schreibt und drückt Euren Siegelring dazu; dann sollt Ihr Alles von mir hören, — entgegnete Rosaura wie zuvor.

Foscari that, was sie forderte, doch behielt er das Blatt in seiner Hand.

Und nun?

Nun will ich dafür sorgen, daß es Eurer Anklage nicht an Beweisen fehle, die dem Gerichte der Zehen und vollends den drei Höllenrichtern Venedigs gnügen! — Sie maß Foscari bei diesen Worten mit einem furchtbaren Blicke, und verließ das Gemach. Einige Augenblicke später sandte sie Lucien zu ihm und ließ ihn zu sich rufen. Fast eine Stunde blieb sie mit ihm eingeschlossen. Als beide aus dem Gemache traten, war sie unruhig; eine fliegende Röthe zeigte sich auf ihren Wangen, in den Augen loderte ein dunkles, schauerliches Feuer. Foscari hatte tiefe Falten in der Stirn, er schien entschlossen, doch verstört. — Wir spielen ein Spiel um hohen Preis, Donna Rosaura, — sprach er, indem er an ihrer Seite die Terrasse hinabging.

Ich denke, ich habe den höchsten gesetzt, — erwiederte sie stolz; — noch ist es Zeit, nehmt Euren Einsatz zurück, und ich behalte meinen Gewinn.

Wie Ihr gleich auflodert, schöne feurige Freundin, — fiel Foscari ein und suchte zu lächeln — bin ich denn so verzagt? — Lebt wohl! Ihr sollt von mir hören. — Er reichte ihr die Hand zum Abschiede und wagte es, was er zuvor nie gedurft, ihr die Lippen zu küssen. Sie duldete es regungslos; er ging rasch hinweg. Sie blickte ihm nach; kalte Thränen rollten über ihre Wange; sie bemerkte es nicht. — Da näherte sich ihr Lucie mit sanftem Blick und Wort. Rosaura fiel ihr um den Hals, brach in Thränen aus und rief: O, ich bin gränzenlos elend! Aber ich bin entschlossen, ich will den Giftbecher meiner Qualen leeren bis auf die Hefen, und dann — dann wird es — genug seyn, — setzte sie mit ersterbender Stimme hinzu, und schwankte, auf Lucien gestützt, hinein. — —

Achtes Capitel.

Ludovico, den ganzen Tag über von einer innern Unruhe getrieben, konnte den Anbruch der Nacht kaum erwarten. Er empfand keine Liebe für Rosauren, und doch trieb ihn eine unerklärliche Stimme des Herzens zu ihr hin. Es war ihm, als sey ein höherer, offenbarender Ruf an ihn ergangen, der ihn auffordere, sie zu retten und in den Schooß der Edlen und Reinen zurückzuführen. — Den Nachmittag war er zum alten Gondolier gegangen und hatte ihm erzählt, was er mit dem Dogen gesprochen. Bernardo schüttelte mißbilligend das greise Haupt und sprach: Edler Herr! Ich fürchte, es ziehen dunkle Unwetter gegen uns herauf! — Denn was vermag die Macht des Dogen gegen die finstern Wege der Bosheit, gegen die raubgierige Wollust, gegen den hinterrücks gezogenen Dolch der Rache? — Ich bitte Euch, sagt meiner Biondina nichts davon, sondern laßt Ihr die Ruhe der Unschuld so lange als möglich!

Ludovico trat ins Haus. Heiliges Beben der Wonne durchzuckte ihn, als er die Pforte öffnete und in das kleine, von Weinlaub beschattete Gemach blickte, wo Biondina's weibliches Schaffen und Thun aus tausend Gegenständen sprach. Hier ein begonnenes Seidennetz für ihr goldenes Haar; dort Blumen, die sie pflegte; ihr breiter Strohhut mit Blumen, fliegenden Bändern; ein paar zierliche, goldgestickte Schuhe, die sie an Feiertagen in der Messe trug; ein Crucifix, über dem ein halb erloschenes Bild der heiligen Jungfrau hing; ein Korb mit Früchten. — Nur sie selbst fehlte. — Da hörte er die reinen Glockentöne ihrer Stimme aus dem Gärtchen, wo sie eben Pfirsiche brach. Sein Herz schlug; eine Thräne trat ihm ins Auge; er blickte durch das Weinlaubgitter heimlich nach ihr hinüber. Sie schwebte am Spalier auf und nieder; ihr klares Linnengewand flatterte im leichten Winde; das Haar hing lockig lose um den Nacken; der weiße Arm war bis zur Schulter bloß, wenn sie ihn bis zu einer höher hängenden

Frucht erhob. Das Körbchen mit den Weinblättern und Pfirsichen am Arme, glich sie einer jugendlichen Frühlingsgöttin, der der Sommer seine Gaben geschenkt hat, weil sie sie anmuthiger vertheilt. — Leise öffnete er die Pforte des Gartens und schlich näher. Biondina, — sprach er, als er hinter ihr stand, und berührte ihre Hand. Sie erschreckte leicht, wie ein scheues Reh, das Roth ihrer Wange erblaßte einen Augenblick, kehrte aber dann, durch den holdesten Freudenstrahl verklärt, wieder zurück, als sie den Geliebten erkannte. Ach, Du bist es, mein Ludovico, — rief sie aus, und legte die freie rechte Hand um seinen Nacken; und er drückte sie zärtlich ans Herz. — Sie gingen Arm in Arm nach der Laube an das Ende des Gartens. Dort setzte sich Biondina traulich an des Freundes Seite, und ergoß ihr frohes Herz in kindliches Gespräch. Wie flohen jetzt die Stunden, bis die Sonne sich mit dem purpurnen Nebel des Abendduftes verschleierte, und so, verhüllt wie eine erröthende Braut, sich den offenen Armen des Mannes entgegenneigte.

Die hereinsinkende Dämmerung, die einzeln blinkenden Sterne mahnten Ludovico an die Erfüllung seines Worts. Um Biondinens Herz auch nicht durch einen leisen Wolkenschatten der Besorgniß zu erschrecken, hatte er gegen sie von Allem geschwiegen, was ihm den Tag über begegnet war, zumal aber von der Warnung der Alten vor Foscari. Er wollte gehen, doch er zögerte immer wieder; endlich, da es schon dunkelte, nahm er Abschied und entfernte sich rasch, damit Biondina nicht erfahre, wohin er sich wende. —

Er fand bald eine Gondel, die ihn zu Rosaurens Landsitze führte. Mit wehmüthigem Ernste betrat er das Ufer; er hatte ein dunkles Vorgefühl, daß diese Zusammenkunft mit Rosaura eine heftige Erschütterung für sie und ihn herbeiführen werde.

Sinnend legte er sich an den Stamm einer hohen schattigen Ulme, und überdachte, was er ihr sagen könne. Einige Minuten stand er in dem tiefsten Schattendunkel, da weckte ihn das Geräusch eines Fußtritts. Er blickte auf und sahe die vermummte Gestalt einer Alten neben sich vorbeischleichen. Der Mond warf eben seinen Strahl zwischen Gewölk hindurch, so daß das Ufer hell beleuchtet wurde. Bei seinem Lichte erkannte er die alte Priscilla. Am Flusse stand sie still und rief mit heiserer Stimme: He, Pietro! Guiseppe! — Ludovico wurde aufmerksam. Er hörte den Ruderschlag von einem herannahenden Nachen. Indessen zählte die Alte Geld aus einer Hand in die andere, und wie man an dem hellen Glanze desselben im Mondstrahle vermuthen konnte, waren es Goldstücke. (D. F. f.)

Bulwer's kleine Schriften.

Der Verfasser des Pelham hat unter dem Titel: „Der Gelehrte" *) eine Anzahl kleiner Erzählungen, Skizzen und Aufsätze, die zum Theil schon in engl. Journalen gedruckt waren, in zwei Bänden zusammengestellt. Die sogenannten „kleinen Schriften" sind zur Auffassung eines originellen Autor's um so wichtiger, da sie uns nicht selten unmittelbar in die Werkstatt seines Denkens und Dichtens führen und uns die subjectiveren und geheimeren Seiten seines Innern, die man oft Schwächen nennt, aufdecken. Indem der Autor in Folge augenblicklicher Anregung nur dem Bedürfniß einer vorübergehenden Laune nachzukommen scheint, giebt er uns hier oft auf die gutwilligste Weise die Sondirstange in die Hand, um seinen ganzen innern Menschen zu ergründen. Ich brauche blos an Göthe's kleinere Productionen zu erinnern. In seinen größeren Werken erreicht der Autor den Höhepunct, auf welchem er als das Organ seines Volkes in einer bestimmten und bedingten Zeitentwickelung erscheint, während er in seinen kleineren Schriften den versteckteren Gelüsten seiner Persönlichkeit ein Genüge thut. Bulwer läßt auch in seinen größeren Romanen die verdroßne Miene des Geschäftsmannes durchblicken, die trübe Stimmung, in der er schreibt, erscheint oft blos als die Wirkung einer schlechten Verdauung und ererbter Gebrechen in einer falschen Circulation des Blutes; allein ein großer Plan, der seinen Werken stets zu Grunde liegt, die tiefe Begeisterung für Menschenwohl, und die heiße Begier, sein Volk zu emancipiren, entreißen ihn bald einer augenblicklichen Erschlaffung und leihen seinem Geiste den Flügelschwung, um sich über die kleine Trübsal seines creatürlichen Menschen hinweg zu den großen Schmerzen der Menschheit zu erheben. Bulwer ist als Mensch und Parlaments-Glied, wenn nicht kleinlich, doch ängstlich und voll timider Unentschiedenheit. Er ist nicht immer Dichter in seinen Dichtungen; wo er aber Dichter ist, da ist er entschieden groß. In seinem „Clifford" brennt die freiheitstrunkne Emancipationslust wie eine dunkelrothe versteckte Flamme aus den verkohlten Aschentrümmern der Gesellschaftsformen seines Volkes und seiner Zeit hervor. Auch durch den „Verstoßenen" **) und seinen „Devereux," diese beiden, nur roh ausgeführten, aber mit erschütternder Wahrheit entworfenen Schreckensgemälde der feudalistischen Barbarei Altenglands, läuft der Schmerz einer großen Seele. In seinem „Pelham" kommt der Autor vor sarkastischer Moquanterie nicht zum Humor. Sein „Falkland," dieser materielle Beefsteaks-Werther, ermangelt aller geistigen Verklärung, welche eine Copie der Wirklichkeit erst zum Gedichte macht. Sein „Eugen Aram" löst ein tiefes psychologisches Problem in einem tragischen Gemälde menschlicher Leidenschaften.

Bulwer hat keinen Humor. Was in seinen Romanen einen Anstrich dieser Art erhält, sind nur verstandesmäßig aufgestellte Gegenstücke zu den düstern Gewalten des Seelenlebens, in welche sich der Autor, ohne diese Contrastirung, ganz verlieren würde. Der Scherz poltert schwerfällig über seine Lippe; seine Ironie ist in die Farbe hypochondrischer Kränklichkeit gekleidet, deshalb findet man in seinen raisonnirenden Aufsätzen eine widerwärtige Trübseligkeit. Es giebt für mich kaum eine trostlosere Lectüre, als manche Abhand-

*) Aus dem Englischen übersetzt v. Louis Lax, als 15. u. 16. Td. von Bulwer's sämmtlichen Werken. Aachen und Leipzig bei Mayer 1835. 341 u. 374 S. 8.

**) Eigentlich: der Verläugnete, Disowned.

lungen in den obgedachten zwei Bänden bieten: „Ueber Untreue in der Liebe, über die Uebersättigung, über Kränklichkeit und die Trostgründe dagegen, über Mangel an Sympathie" u. a. Hier sehen wir überall einen tiefen Hang zum philosophischen Erkennen, durch den Mangel an leiblicher Verdauung gestört. Das Mißvergnügen, das dem Engländer in den Eingeweiden sitzt, schleudert er in die ganze Welt hin; darum in England so häufig der Atheismus. Ein mißgestimmter Darmcanal erzeugt dort oft genug die Disharmonien des Gemüthe. Bulwer's Moral ist, wenn nicht bernirt, doch bis zur Augenverdrehung ängstlich. Immer diese trübe Lehre von den Täuschungen des Herzens, das Mißtrauen gegen die Aechtheit des Menschen, die pedantische Bedächtigkeit bei jedem Schritte und Jeremiasklagen voll abgestandener Melancholie aus Vollblütigkeit. Byron's coquetter Todesschmerz zeigt uns ein blutendes, sich selbstzerfleischendes, also wirklich zerfleischtes Herz. Bulwer's Düsterheit entbehrt der aufschießenden Flamme der Leidenschaft, sie ist blos eine fortglimmende rothe Gluth. Sein Trübsinn ist blos eine verdrossene Schwermuth, die nur deshalb nicht verzweifelt, weil sie zu verständig ist. In Bulwer's Glaubensbekenntnissen spricht so recht Altengland in seiner altbackenen Ungelenkigkeit, die eben so wenig den Rausch der Freuden, als eine Wehmuth, die sich ausweinen könnte, zuläßt. Was kann es Trivialeres geben als die Geschichte des „Ferdinand Fitzroy" (Th. 2.), der überall Unglück hat, weil ihm die Natur ein hübsches Gesicht gab, oder „die Liebesprobe" (Th. 1.), wo sich zwei Liebende vergiften, durch Quacksalbereien jedoch gerettet werden, dann die Einwilligung der Eltern zu ihrer Verbindung erhalten und durch den täglichen Umgang endlich Ekel vor einander bekommen. Das ist so eine Spleen-Geschichte, die ein schlechtverdauter Plumpudding verschuldet.

Correspondenz.

Aus München, den 11. September.

[Bauten und Theater.]

In meinem letzten Briefe schon Abschied von Ihnen nehmend, um eine Reise nach dem Lande der Nikolai'schen Flöhe und der Menzel'schen Prellerei anzutreten, bin ich unverrichteter Sache wieder umgekehrt, nur den Vorgeschmack der Uebel in dem freundlichen Tyrol habe ich empfunden. Aber mich hat weder Menzel noch Nikolai abgeschreckt, sondern vielmehr eine brüske Dame, die, wo sie hinkommt, leicht alle Herzen einnimmt, weshalb Groß und Klein mit Errichtung von Bollwerken gegen sie beschäftigt sind — Frau Cholera oder vielmehr die Gränzplackereien ihrethalben. Während meiner Abwesenheit hat sich hier im Ganzen wenig verändert. Das neue Postgebäude ist seiner Beendigung nahe und bildet ein schönes vis-à-vis zu der neuen prunkvollen Residenz. In der Mitte des Platzes, den diese Gebäude umgeben, wird bei dem diesjährigen Octoberfest die jetzt schon dort befindliche Statue des verstorbenen Max Joseph enthüllt werden, auch soll bei derselben Feierlichkeit auf obengenanntem Platz eine Art Musikfest von 800 Personen ausgeführt werden. Ueberhaupt spricht man sehr viel von allen den Vergnügungen und Belustigungen, welche das Fest dieses Mal verherrlichen sollen, indem es selbst seinen 25jährigen Stiftungstag feiert, während das hohe Königspaar ebenfalls seine silberne Hochzeit vollziehen wird. — Ich bin selbst etwas begierig, wie es ausfällt, das vorjährige ging ziemlich einförmig vorüber.

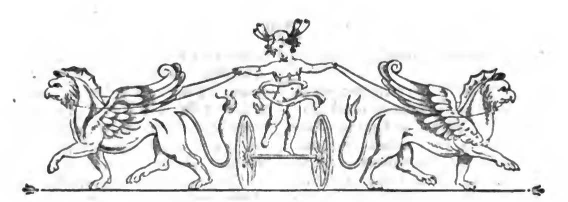
Unser Theater hat in der letzten Zeit einen berühmten Gast in Herrn Seidelmann gesehen, doch mag er den Beifall bei weitem kühler als in Berlin gefunden haben. Das Urtheil des Publicums war jedoch nicht immer gerecht gegen ihn, und die Recensionen mehrerer Journale bewiesen offenbar, daß er einer der gewöhnlichen Intriguen des Theaterpersonals unterlegen ist. Während seiner Anwesenheit traten Eslair und Vespermann nicht auf, aber unmittelbar nach ihm, ein sonderbarer Zufall. Als Mephistopheles im Faust hatte man ihm an Herrn Gölken einen Faust beigegeben, den zu verführen wahrlich nicht schwer war, da man es in seinem ganzen Spiel beobachten konnte, daß er nicht verstand, was er sagte. Der alte Göthe, wäre er in München begraben, hätte sich aus seiner Gruft erhoben, um diesen schülerhaften Faust aus Thaliens Haus zu jagen, der es als Regisseur noch überdies gewagt, das Stück in Scene zu setzen, d. h. nach Gutdünken zu beschneiden. Ueber Seidelmann's Leistungen enthalte ich mich des Urtheils, ihn muß man sehen, um ihn zu begreifen, und sicher würde er auch hier mit weit mehr Applaus empfangen worden seyn, hätten ihn nicht Lewald und die Berliner mit ihren Füllhörnern zu reich überschüttet und die Erwartung übermäßig gespannt. Nach seiner Abreise traten Vespermann und Eslair in dem kleinen Stück von Raupach „der Bettler" auf und suchten durch doppelte Anstrengung ihren alten Ruf zu befestigen, doch wunderbar genug, so sehr sie auch Lieblinge des hiesigen Publicums sind — das Haus war leer. — Die Schröder, zwischen ihr und dem Intendanten sollen bedeutende Disharmonien sich ergeben, hat ein Engagement von diesem Winter an in Wien auf 5 Jahre gefunden. Ich habe sie von neuem in Johann von Finnland als 24jährige Frau gesehen und immer ist sie noch dieselbe, hinreißend, classisch. Die Lorbeeren, welche Tieck, Schiller und Göthe um ihre Stirn flochten, vermag ihr selbst das neidische Alter nicht zu entreißen. Sie gehört noch zu jener vielsagenden Zeit, an welche die neue sich gegenwärtig anhängt.

Neues nach Beendigung des Octoberfestes. —ꝛ—

Notiz.

[Ungedruckte Frühpredigten von Schleiermacher, herausgegeben v. F. Zabel.]

Die Angelegenheiten in Betreff einer Herausgabe des gesammten Schleiermacher'schen Nachlasses schienen zu stocken. Man fand es bedenklich, das, was Schleiermacher vor einem zahlreichen Publicum der akademischen Jugend und der preußischen Residenz Jahre lang gelehrt und gepredigt, Schwarz auf Weiß dem Drucke anzuvertrauen. Man will den scharfen Sauerteig nicht aufnehmen in die mehlartigen Substanzen der gegenwärtigen berliner Langweiligkeit, und mit dem, was der große Lehrer als Tribun des Volkes und mit der Kraft der prüfenden Skepsis freimüthig gesprochen, glauben sich seine Anhänger zu compromittiren. Diese Verleugnung des Meisters gehört zur Culturgeschichte Berlins. Friedrich Zabel, ein fleißiger Aufzeichner der Schleiermacher'schen Frühpredigten, welche die Bedürfnisse eines auserlesenen Publicums berücksichtigten, hat die mit ihm geknüpften Unterhandlungen abgebrochen und übergiebt dem Publicum (Berlin Herbig 448 S. gr. 8.) den ersten Theil von Predigten über das Evangelium Marci und den Brief Pauli an die Colosser. Es ist ein höchst dankenswerthes Geschenk. Möglichste Treue und Ursprünglichkeit sind die unbedingten Tugenden einer Herausgabe von freien und concertlos gehaltenen Vorträgen dieser Art. Was man Mangelhaftigkeit in der Form nennen könnte, gewinnt hier den Werth einer treu überlieferten Antiquität. Nach diesen Grundsätzen hat Hr. Zabel edirt.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 190. — den 26. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Ludovico's Neugier wurde lebhafter angeregt; er wollte die Alte anreden, doch die Gondel hatte sich schon so genähert, daß die darin befindlichen Männer mit ihr sprachen. Dieser Umstand und die Unruhe, welche ihn zu der Unterredung, die ihm bevorstand, hintrieb, hielten ihn davon ab. Allein es war begreiflich, daß er die räthselhafte Warnung, welche die Alte ihm gestern ertheilt hatte, ihr Erscheinen auf Foscari's Landsitze, den auffallenden Umstand des Goldzählens, endlich die nichts Gutes verrathenden Männergestalten, in Verbindung mit einander brachte, und so Gedanken und Vermuthungen aller Art in ihm aufstiegen, die ihn in die unruhigste Spannung versetzen mußten. Indessen stieg die Alte ein und das Fahrzeug stieß wieder vom Ufer ab. Ludovico ging nun entschlossenen Schrittes dem Hause zu. — —

Rosaura hatte ihn schon längst erwartet. Den ganzen Tag über hatte sie sich Fassung zu erringen gesucht, zu ihrem Unternehmen; jetzt, wo sie seinen Schritt hörte, versagte ihr doch fast die Kraft. Es war ein Glück für sie, daß sie unruhig, erschüttert, ja erschöpft scheinen durfte, auch ohne ihre geheimen Ursachen dazu.

Ludovico trat ein; er erschrak, als er sie sah, so bleich, so zerstört fand er sie. Staunend suchte er die blühenden Reize ihrer Wangen, das Feuer ihres dunklen Auges. Sie erschien wie von einem matten Nebelflor eingehüllt, so gedämpft waren Farbe und Glanz.

Rosaura, — sprach er bewegt — Du bist krank?

Sie schwieg einige Augenblicke, dann erwiederte sie: Ich habe eine Todeswunde im Herzen, soll sie mich nicht krank machen? —

Und könnte ich diese Wunde nicht heilen? — fragte er mit gerührter Theilnahme.

Rosaura sah in diesen Worten einen neuen Versuch, sie durch ihre Liebe an ihn zu fesseln, um sich an ihrem demüthigen Opfer zu weiden. An diesem Gedanken schlug die Flamme ihrer Rache, die schon in Thränen der Wehmuth ersticken wollte, wieder auf. Wie es zerrissenen Gemüthern ergeht, so wurde sie sowohl durch seine Kälte erbittert, weil sie sich dadurch so tief geringgeschätzt fühlte, als durch die Aeußerungen seiner Theilnahme, — weil sie dabei den Gedanken faßte, er wolle ihre Schwäche nutzen, um sie ganz zu seiner Sklavin zu machen, das Aeußerste über sie zu gewinnen, und sie dann zu verlassen, und ihrer im Arm einer wirklich Geliebten zu spotten. Sie erwiederte daher auf seine Fragen ein finsteres: Nein! — Ich fühle, Ludovico, — fuhr sie mit Anstrengung fort, — daß diese Zusammenkunft die letzte zwischen uns seyn muß. Zu tief habe ich mich vor Euch erniedrigt, um mich je wieder frei vor Euch erheben zu können. Ihr drücktet mir einen scharfen Stachel schonungslos ins Herz! Möge Euch Gott verzeihen! — —

Rosaura, welche Sprache! — fragte Ludovico erstaunt und trat zurück.

Der Vorwurf, der in dem Tone seiner Worte und im Ausdrucke seiner Züge lag, fiel erbitternd in ihr Herz. Er verrieth mich aufs abscheulichste, — dachte sie — und jetzt will er noch die Larve des Beleidigten, Gekränkten vornehmen, im prahlerischen Tone hochmüthiger Tugend reden, während er selbst die Verbrechen begeht und vielleicht eine Schuldlose dazu verführt, die er mir gleißnerisch vorhält? Nein, es ist unwiderruflich beschlossen, er soll den Verrath schwer büßen! — Auf diese Weise hoffte sie die That, die sie in der heftigsten Aufwallung beschlossen, vor sich selbst und den stummen innern Vorwürfen ihrer Brust dagegen zu rechtfertigen, und neuen Muth dazu zu gewinnen, der ihr jetzt im Augenblicke der Ausführung fast versagte. Es ist die Sprache, die ich führen muß, Ludovico, — erwiederte sie noch herber — diese Stunde trennt uns für ewig. — Auf dem Feste des Dogen, — fuhr sie mit bebender Stimme fort — entnahm ich Euch durch die Hand der scherzenden Zigeunerin Euren Siegelring. Laßt ihn mir zum Angedenken, und nehmt dafür diesen. — Hierbei zog sie einen Ring vom Finger und übergab ihn Ludovico. Dieser nahm ihn mit stummem, wehmüthigem Erstaunen, und steckte ihn an. Rosaura wendete sich ab und sank in einen Sessel. Es war, als kämpfe ein heftiger Entschluß in ihr; sie zitterte am ganzen Körper. Ludovico näherte sich theilnehmend. Rosaura, — sprach er sanft — Rosaura! Du bist sehr krank, Deine Kräfte verlassen Dich! —

Es ist Zeit, daß ich sie wieder zusammenraffe, — unterbrach sie ihn und stand mit dem Ausdrucke des Stolzes auf. — Gebt mir Euer Taschenbuch, Ludovico, — sprach sie und nahm ein zusammengefaltetes Papier aus dem Busen. — Ich lege Euch diesen Brief hinein! Er ist an Euch gerichtet, doch gebt mir Eure Hand als Mann darauf, daß Ihr ihn nicht eher leset, als in drei Tagen. Ich werde dann nicht mehr in Venedig seyn, — setzte sie zusammenschauernd hinzu. —

Sie legte den Brief in das Taschenbuch und nahm seinen Handschlag. Sie wollte endlich ihre Hand zurückziehen, doch er ließ sie nicht, sondern sprach schmerzlich: Rosaura! Ist es unwiderruflich beschlossen? Müssen wir scheiden?

Wir müssen! — rief sie mit gewaltsamer Anstrengung, entriß ihm heftig ihre Hand und verschwand in ein anderes Gemach.

Lange stand Ludovico in düsteres Sinnen verloren und betrachtete den Ring an seinem Finger. Es ist doch ein Wesen edlerer Art, wie tief sie auch gefallen sey, — sprach er seufzend. — Ich habe ein großes Unrecht gegen sie begangen! Sollte sie mir die Möglichkeit rauben, es zu vergüten? Nein, ich will ihr Alles entdecken. So wilder Triebe, als Biondina fürchtet, ist sie nicht fähig; ich werde das holde Wesen überzeugen, sie gibt mir mein Versprechen zurück, und Rosaura wird unsere Freundin werden. —

Voll von diesem Entschlusse verließ er rasch Haus und Garten, um sich noch jetzt, obwohl es schon spät war, nach Bernardo's Haus hinüberschiffen zu lassen.

Die Gondel gleitete schnell über die ebenen Wellen dahin. Hastig sprang Ludovico ans Ufer; er ging auf die Hütte zu; sie war schon verschlossen. Dennoch wollte er pochen, weil es ihm zu dringend war, Biondina zu benachrichtigen; da fühlte er seinen Arm von hinten festgehalten und eine rauhe Stimme sprach: Halt! — Er sah sich um und legte die Hand ans Schwert. Es war ein tief in den Mantel gehüllter Bewaffneter, dem mehrere Leute folgten, die eben aus einem Boote, das gleich nach Ludovico's Gondel am Ufer angelegt haben mußte, gestiegen zu seyn schienen; denn noch jetzt stiegen Bewaffnete aus und kamen nach. Auf den öden Gassen aber hatte sich zuvor Niemand gezeigt. Die Barke mußte ihm also wahrscheinlich schon auf der See gefolgt seyn.

Was ist Euer Begehr? — fragte Ludovico.

Ich verhafte Euch im Namen der Republik! — entgegnete der Vermummte. — Uebergebt mir Euer Schwert.

Ihr seyd im Irrthume, Freund, — rief Ludovico, jedoch nicht ohne zu erschrecken. — Wen sollt Ihr verhaften?

Euch!

Mein Name ist Ludovico Terno, Officier der Flotte Venedigs!

Ganz recht. Euer Schwert!

Nicht eher, — rief Ludovico und zog es aus der Scheide — bis Ihr mir Eure Berechtigung beweist!

Mäßigt Euch, — sprach der Vermummte mit eiserner Ruhe und Kälte — einen Tropfen Blut der bewaffneten Diener der Republik bezahlt Ihr mit dem Tode in den Martergewölben der Staatsinquisition. Wir sind die Ueberzahl, ergebt Euch, folgt.

Nun dann, so führt mich hinweg, — entgegnete Ludovico nach kurzem Ueberlegen — daß jeder Widerstand hier fruchtlos seyn und allein Folgen herbeiführen würde, die der Unschuldige nicht zu fürchten brauche. Er übergab daher sein Schwert dem Verhüllten, und schickte sich an, ihm zu folgen. Doch dieser vertrat ihm den Weg und sprach: Mit

Erlaubniß! Es ist gebräuchlich, daß jeder Staatsgefangene Eurer Gattung auf der Stelle gefesselt werde. — Jetzt regte sich Unwille und Schreck zugleich in Ludovico's Brust. Eine finstere Ahnung überfiel ihn, daß seine Verhaftung das Werk der Bosheit seyn könne. Foscari war eifersüchtig, er war vor ihm gewarnt, der allgemeine Ruf nannte ihn jeder That fähig, — wie, wenn er sich des Nebenbuhlers auf diese Weise entledigen wollte? — Plötzlich traten alle Schrecken vor seine Seele, mit denen man ihn schon in seiner Knabenzeit durch Erzählungen von den furchtbaren Richtern Venedigs erfüllt hatte. Er sah sich unter den schwarzen, verlarvten Gestalten des Rathes der Zehen, denen noch nie ein Spruch der Milde über die Lippen gekommen war. Er stand im Geiste vor den drei Inquisitoren, vor deren geheimer unumschränkter Gewalt selbst der Doge zittern mußte, dessen innerstes Gemach nicht so heilig ist, daß sie nicht mitten in der Nacht zu ihm hätten eindringen können. Im dunklen Hintergrunde dieser Bilder sah er die mit vergifteter Gluth erfüllten Bleigefängnisse, oder die feuchten modernden Schlangenhöhlen unter dem Spiegel des Meeres, wo den Gefangenen ewig vor Schauder und Kälte das Gebein zittert. Er sah die grinsenden Schergen, gewohnt, sich an den entsetzlichen Qualen der Opfer zu weiden, sah die Folterkammern, die Marterwerkzeuge, welche ein erfinderischer Geist der Hölle mit teuflischem Scharfsinne erdacht hatte, um von tausend Gestalten der Pein gerade die entsetzlichste herbeizubeschwören. Er erinnerte sich, wie in diesen Räumen des Schreckens zehn Opfer der Rache und blutdürstigen Staatsklugheit gegen eines der wirklichen Schuld unter zuckenden Qualen hinschmachteten! — —

Unter solchen Bildern und Gedanken, die mit betäubender Schnelligkeit sein ohnehin schon halb im Fieber glühendes Gehirn durchjagten, ließ er sich widerstandslos fesseln. Männer, denen sich unter Kampf und Gefahren die Wange gebräunt hatte, Feldherren, vor deren Blick und Wort das Meer zitterte, erbleichten, wenn ein Diener der Staatsinquisitoren ihnen die stumme Vorforderung vor dieses Tribunal einhändigte; wie sollte der lebensfrohe Jüngling nicht ein kaltes Grauen durch seine Adern schleichen fühlen, bei dem Worte, das ihn aus der Fülle jugendlichen Lebens, aus den Armen einer Geliebten riß, um ihn vielleicht dem Henkerbeile zu überliefern, vielleicht — und dies warf noch finstrere Höllenschatten in seine Brust — um ihn in ewiger Nacht und Vergessenheit eines schaudervollen Kerkers zu stürzen? (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig, im August.

[Armenwesen und Wohltätigkeitsanstalten.]

Mit dem Heranrücken einer raubern Jahreszeit treibt wieder eine allbekannte Dornenpflanze ihre wuchernden Aeste in unser städtisches Leben nackt hinein, die im Blüthen- und Blätterschmucke des Sommers weniger bemerkbar erscheint — ich meine die Noth der Armen. Sie ist in Braunschweig nicht so groß, daß sie der Stadt, oder auch nur einzelnen Stadttheilen, einen eigenthümlichen Charakter gäbe, und findet durch den ausgezeichneten Wohlthätigkeitssinn der Braunschweiger eine große Milderung. Laut einer neulich erlassenen Bekanntmachung der Armendirection beläuft sich die Zahl der durch die Armenanstalt unterstützten Nothleidenden auf nicht viel mehr als 2000; nimmt man nun die Bevölkerung der Stadt auf 35,000 Köpfe an, so ergibt sich, daß noch nicht auf 17 Einwohner ein Armer kommt. Ein so günstiges Verhältniß, als man vielleicht in keiner andern Hauptstadt trifft. Die gegenwärtige Organisation unseres Armenwesens beruht noch auf den vortheilhaften Entwürfen des auch als Dichter unvergeßlichen Leisewitz, dessen segenvolles Andenken auch jetzt, nach einem Zeitraume von dreißig Jahren, noch nicht erloschen ist. Er hatte, wie alles Neue, auch wenn es gut ist, mit bedeutenden Hindernissen zu kämpfen, aber feste Beharrlichkeit, und das unbedingte Zutrauen der Regierung und seiner Mitbürger ließen ihn noch vor seinem Tode seine Wünsche erfüllt sehen. Die Einnahme der Armenanstalt dürfte sich jährlich vielleicht auf 20,000 Thaler und mehr belaufen, doch ist der Betrag der öffentlichen Sammlungen, und der durch die Meßfremden beigesteuerten Summe, seit einiger Zeit in starkem Sinken; und wer Ersteres auf fortschreitende Verarmung, Letzteres auf Verschlechterung der Messen bezieht, irrt wahrlich nicht. — Unsere Armenanstalt wird durch zahlreiche wohlthätige Stiftungen der verschiedensten Art in ihrem edlen Bestreben unterstützt, und fast kein Jahr vergeht, wo nicht wieder ein neues Institut oder ein neuer Verein zu gleichem Zwecke sich bildet. Im vorigen Jahre trat so zu den herzoglichen Leihhausanstalten die Sparcasse, über deren Erfolg leider bis heute noch nichts öffentlich bekannt wurde. Im Jahre 1833 wurde nach dreiwöchentlicher Berathung und der Versicherung angemessener Geldbeiträge von Seiten des Publicums am 2. December die Pflegeanstalt für dürftige Kinder eröffnet, die in jenem Augenblicke zwanzig, aber schon nach Verlauf eines halben Jahres achtzig Kinder zählte. Der Gedanke zur Errichtung derselben war schon sechs Jahre früher gefaßt und nach allen Verhältnissen erwogen, mußte aber, anderer Hindernisse nicht zu gedenken, schon deshalb sechs Jahre ruhen, weil die Gründer des Instituts dieses keiner andern Wohlthätigkeitsanstalt unterordnen wollten. Neben dem körperlichen Gedeihen wird zugleich geistige und moralische Bildung bezweckt, und dazu ist unstreitig das strenge Halten auf Ordnung in diesem Institute ein ganz vorzügliches Mittel. Die den Kindern zukommenden Nahrungsmittel sind einfach, ihrem Alter angemessen, den Körper gehörig ernährend, und so gewählt, daß selbst solche, nur von Almosen der Armenanstalt lebende Eltern ihren Kindern an Sonn- und Festtagen, wo das Institut geschlossen ist, dasselbe zu reichen vermögen. Leichte Arbeiten und gymnastische Uebungen entwickeln den Körper der Kleinen. Bei jenen Uebungen findet durchaus keine Unterweisung Statt, um der Selbstständigkeit und der Gedankenfolge der Kleinen nicht hindernd in den Weg zu treten. Die psychische Cultur ist den Verhältnissen angemessen und durchaus nicht treibhausmäßig forcirt. Bei armen Eltern, welche durch Erleichterung ihrer sorgenvollen Lage nur um so mehr zu Trunk, Schwelgerei und andern Excessen veranlaßt werden dürften, setzt man der Aufnahme ihrer Kinder gerechte Hindernisse entgegen.

Der Frauenverein, durch den Braunschweigs Frauen bewiesen, daß ihnen die gütige Mutter Natur zu einem schönen Körper auch eine schöne Seele und ein gefühlvolles Herz gegeben, hat sich besonders die Bekleidung der Dürftigen zum Ziel seines milden Strebens gesetzt. Er nimmt zur Vertheilung Kleidungsstücke von Jedem an, und veranstaltet außerdem von Zeit zu Zeit eine Auction selbstverfertigter weiblicher Arbeiten, in welcher der Verkaufspreis den des Werthes oft vielfach übersteigt.

Die Speiseanstalt für dürftige Reconvalescenten steht mit dem obengenannten Frauenverein in so weit in Verbindung, als erstere an den, mit der verborgenen Armuth näher bekannten, letztern mehr als jährlich 200 Portionen Speise abgibt. Die Speiseanstalt speist von Krankheit Geschwächte und Dürftige bis zur Wiedererlangung ihrer Kräfte. Die Speisen werden, in gehöriger Qualität und Quantität, von der herzoglichen Küche verabfolgt und vom Herzoge selbst bezahlt.

Die seit 1832 bestehende Belehrungsanstalt für treue Dienstboten, der bis jetzt schon nahe an tausend Familien zugetreten sind, hat, um auch das Ihrige zur Milderung der Armuth beizutragen, einen Reservefonds gebildet, welcher zur Unterstützung hülfloser, alternder und kranker Dienstboten bestimmt ist. —

Namhaft mache ich nur noch von den andern Wohlthätigkeitsanstalten Braunschweigs den Verein zur Unterstützung armer Confirmanden, das Sterbecasseninstitut, die Witwenversorgungsanstalt, Taubstummen- und Blindeninstitut, zwei Waisenhäuser, ein Irrenhaus und das Kreuzkloster für unverheirathete Frauenzimmer aus den gebildeten Ständen. Jüngst diente zu letztgenanntem Zwecke auch noch das Aegydienkloster, das jetzt aber zu einer Gefängniß- und Strafanstalt umgewandelt ist, wodurch denn für eine gewisse Classe der Braunschweiger der Name „Kloster" einen schrecklichern Klang hat, als er in frühern Jahrhunderten je für das liebesüchtigste Fräulein haben konnte. So ist dieses Kloster eine Vorbereitungsanstalt für die Correctionsanstalt in Bevern geworden, und es bewährt sich auch hier, daß das Lebensschifflein gewöhnlich der Scylla nur entgeht, um in die Charybdis zu gerathen. Was übrigens unsere europäischen Gefängnisse corrigiren, ist bekanntlich leider nicht weit her. —

Ich bin von der Armuth auf das Verbrechen gekommen — wo wäre der Uebergang auch wohl natürlicher und leichter, als zwischen diesen beiden Puncten? — Wen das Glück ausstößt, der stößt auch leicht das Gesetz und die Sitte aus; zum Andershandeln gehört ein Mann, und Männer bilden unsere Erziehungsinstitute und Erzieher wahrlich nicht zu Dutzenden! — So mache ich denn noch einmal den kleinen Weg zur Armuth zurück, indem ich den Lesern bemerke, daß außer den genannten Anstalten noch neunzehn milde Stiftungen bestehen, in denen arme, kranke, schwache, alte Leute erhalten werden.

Sie sehen, daß unsere Stadt reichlich mit Anstalten versorgt ist, die der Armuth Abhülfe leisten wollen, und die Armen für umsonst versorgen. Beklagenswerth ist jedoch der Mangel eines Werkhauses für freiwillige Arbeiter, wie dasselbe früher — vor etwa 10 Jahren — noch bestand, seitdem aber aus mir unbekannten Ursachen aufgehoben wurde. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß bei möglichster Rücksicht auf die Verschiedenheit der Beschäftigungen und bei würdiger Behandlung und Wahl der sich Meldenden ein solches Werkhaus für unsere Stadt von besonderer Wichtigkeit werden könnte, wie es gewiß ist, daß bei groben Fehlern dieses Institut leichter seinen ganzen Zweck verfehlt, als Wohlthätigkeitsanstalten irgend einer andern Art. Mangel an Raum in der oft sehr beschränkten und durch zahlreiche Familie noch mehr eingeengten Wohnung, Mangel an Material oder Handwerkszeug, Mangel an Kunden, und wer weiß wie viele andere Mängel vereiteln oft die besten Vorsätze des armen Arbeiters, und stürzen ihn und seine Familie immer noch tiefer in den Abgrund, dem er sich durch treuen Fleiß entreißen möchte — gebt ihm Gelegenheit zur Arbeit, und er und die Menschheit sind euch größern Dank schuldig, als wenn ihr durch milde Gaben in ihm den Keim der Trägheit und Sorglosigkeit erweckt. Geschenke sind an jedem Orte mehr ein Uebel als eine Wohlthat, wo noch irgend eine rechtliche Möglichkeit Statt findet, daß das Geschenkte — verdient werden könnte. (D. F. f.)

Notizen.

[Washington Irving's Reise durch die Prairieen.]

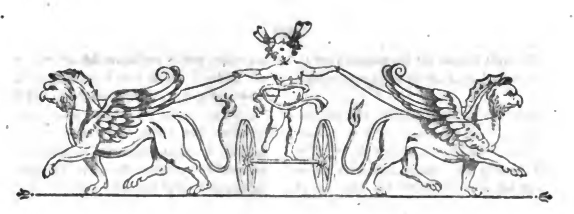
In diesem ersten Bande des Wanderbuches (Berlin, Veit u. Compagnie. 1835., 363 Seiten), haben wir eine Beleuchtung indianischer Sitten und Zustände in der bis zur Durchsichtigkeit anschaulichen Darstellung, wie sie W. Irving eigen ist. Jedoch dienen hier die menschlichen Wesen dem Autor nur als Staffage des großartigen Landschaftsbildes, das er von der Gegend jenseit des Mississippi bis an die Gränzen von Mexiko vor uns entfaltet. Es ist ein schlichtes Tagebuch der Natur, oft nicht ganz frei von der Eintönigkeit in Auffassung und Darstellung, aber immer wahr und echt. Wir folgen dem Autor gern auf der frischen Fährte des Wildes im angeschwemmten Flugsand, oder auf den Spuren der Bärentatzen, und zu den halbverfallenen Biberdämmen. Die Darstellung ist ein treuer Abdruck der majestätischen Stille und Einförmigkeit jener wenig betretenen Landstriche. — Die Uebersetzung ist eben so geschickt als geschmackvoll.

[Zwei neue Idyllen.]

Bei Franz in München ist von M. Meyr ein ländliches Gedicht: „Wilhelm und Rosina"; in Leipzig von W. Elias ein anderes: „Die Liebenden", beide in Hexametern, erschienen. Man denkt, die Deutschen kämen etwas vorwärts mit ihren Wünschen und Bedürfnissen in der Literatur wie im Leben. Allein dann und wann läuft Einem immer wieder ein Buch zwischen die Füße, das uns auf frischem Druck die alte abgemarterte idyllische Sentimentalität der Perrückenzeit wieder plausibel machen möchte. Die Gutmüthigkeiten ländlicher Einfalt sind doch fast noch langweiliger als die versessene Pedanterie der Stubengelehrten. Und wenn man jene lächerlich macht, gilt man für einen bösartigen Menschen, während sich die Leute die Verspottung des deutschen Stubenphilisters gern gefallen lassen. Wir wollen hier nicht bösartig scheinen; wir müssen uns die Bösartigkeit für größere Dinge aufsparen; nur so viel sey hier kritisch angedeutet, daß der Verfasser von „Wilhelm und Rosina" sehr gute Hexameter zu machen versteht, während Madame oder Mamsell Elias (denn in den Worten der Vorrede zu den „Liebenden" verräth sich ein Frauenzimmer) mitunter spottschlechte Verse zusammenleimt. Man höre nur folgende:

„Als am heutigen Morgen ich früh mich zum Garten begeben,
Sank leis' ich in mich selber hinab"

Wir lassen sie sinken. —



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 191. — den 28. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Vergänglichkeit.

Der Geist des Schaffens und des Zerstörens geht
Durch alle Welten, Staub von Aeonen häuft
Auf Staub sich auf, und über Gräbern
Leben wir, selbst auch ein Raub des Grabes.

Der wilde Waldstrom stürzt vom bemoosten Fels,
Und alle Wogen rauschen ein Sterbelied;
Sie eilen rastlos fort, und keine
Kehrt, von dem Strudel verschlungen, wieder.

Wohin wir schauen, grinzt die Vergänglichkeit
Aus tausend Bildern; Sturm ist ihr Athem, wenn
Sie durch die Länder braust und donnernd
Felsen zermalmt und Gebirge hinstürzt.

Sie wühlt das Meer mit wilden Orkanen um,
Und wirft es zürnend über Gestade weg;
Sie bricht, mit Flammen sich umgürtend,
Selbst aus der Erde verborgnem Schooße.

In finstre Grabnacht stößt sie, was lebt, hinab,
Gleich Schatten zieht Geschlecht an Geschlecht vorbei,
Denn ewig kreist die Unerflehte
Durch die Natur mit der Schicksalsurne.

Ihr Stab bezeichnet strahlenden Sonnen selbst
Die Todesbahnen, daß, wie ein sterbend Licht,
Im weiten Aether sie erlöschen,
Und, wo sie flammten, die Stätte leer ist.

Die Harmonie der Sphären verstummt vor ihr;
Die Zeit, die Alles ändert, ist nur ein Hauch
Von ihrem Mund, und ihres Willens
Rascher Vollstrecker der Arm des Schicksals.

Wo ist im unergründlichen Schöpfungsraum,
In allen Höh'n und Tiefen, wo ist ein Ort,
Den nicht ihr Herrscherstab berührte?
Flög' ich auch schnell, wie Gedanken fliegen,

Bis an des Weltraums äußerste Gränze, wo
Der letzte Strahl des Lichtes verflimmert, dort,
Und überall in allen Welten
Beugt die Natur sich vor ihrer Allmacht.

Und dennoch hebt voll freudigen Muths sein Haupt
Der Mensch empor und fürchtet ihr Wüthen nicht,
Und baut auf die vermorschten Trümmer
Voriger Tage der Weisheit Tempel.

Da flammt in goldnen Ziffern der heil'ge Spruch:
Ermanne dich, und glaube, was untergeht,
Steht wieder auf zu neuer Schöpfung,
Und aus Vermoderung keimt das Leben.

Neuffer.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Erst der Schmerz der klemmenden Fessel, welche seine Hände auf den Rücken gezwängt hatte, weckte ihn aus der

Betäubung. Die rauhe Stimme des Vermummten gebot: Vorwärts! — und er schwankte durch die engen dunklen Gassen Venedigs dahin.

Man erreichte bald einen kleinen Canal, wo eine Gondel der Republik stand. Hier warfen die Führer Ludovico's ihm eine schwarze Hülle über das Haupt, so daß er in dichte Finsterniß begraben war; hierauf leiteten sie ihn in die Gondel, und das Fahrzeug fuhrte ihn, ohne daß er wußte wohin, den geheimnißvoll verschleierten Schrecken seiner Zukunft entgegen.

Neuntes Capitel.

Die alte Priscilla hatte sich, als sie im Gedränge am Rialto auf Ludovico gestoßen war, deshalb so schnell von ihm entfernt, weil sie plötzlich in der Entfernung diejenige zu entdecken glaubte, die sie aufsuchen wollte, nämlich die schwarze Filippa. Sie sah sie nämlich an der Seite eines Geistlichen gehen, mit dem sie eben aus einer Capelle gekommen war. Priscilla war zu vorsichtig, um sich der alten Genossin, die durch günstige Schicksale eine ganz andere Lebensstellung erlangt zu haben schien, sogleich zu entdecken. Sie begnügte sich daher damit, ihr zu folgen, um zu erfahren, wo sie bleibe. Indem sie ihr so von Gasse zu Gasse nachfolgte, stieß sie, als sie eben um die Ecke nach San Marco einbiegen wollte, auf Pietro, die Eisenfaust.

Platz Hexe, — rief der rohe Kerl, indem er sie auf die Seite stieß, — oder ich trete Dich in den republicanischen Boden!

Doch die Alte nahm entschlossen ihren Krückstock, den sie, um die alternden Füße zu unterstützen, bei sich trug, schlug ihm damit auf die plumpen Finger und rief: Platz? Vor Dir, Du Schuft? Ich will Dich lehren, mir höflich begegnen! Hast Du mein Gesicht vergessen?

Pietro kehrte sich auf den Schlag wild um, und hätte die kühne Alte zuverlässig zu Boden geschleudert, daß sie schwerlich ohne Hülfe wieder aufgestanden wäre: doch als sie mit aufgehobenem Stocke drohend vor ihm stand und er ihr in das alte gelbe Gesicht sah, blieb er wie versteinert stehen und rief: Alle Heiligen, steht mir bei! Ich glaube, der Teufel schickt uns Gespenster aus der Hölle herauf! Mutter Priscilla, lebst Du, oder bin ich behext?

Aha, — erwiederte sie — ich wußte wohl, daß Dir der alte Respect wiederkehren würde, wenn Du mich erkannt hättest. Freilich bin ich Mutter Priscilla, —

Hier unterbrach Pietro sie mit einem so kräftigen Anpacken ihrer beiden Schultern, indem er sie dabei schüttelte und küßte, daß ihr der Athem fast verging. Also Du lebst noch, Mutter! Aber beim heiligen Vater, ich glaube, Du bist die ewige Jüdin! Wo zum Teufel hast Du gesteckt?

Davon hernach, — erwiederte sie — jetzt richte mir einmal flink einen Auftrag aus, wie sonst. Auf der Stelle lauf dort der alten Duenna neben dem Abbate nach, und forsche mir aus, aber so, daß sie es nicht merkt, wer sie ist, wo sie wohnt, was sie treibt, — kurz alles, was man wissen muß. Ich werde Dich hier auf den Stufen der Capelle erwarten. Aber sey geschwinder als der Blitz und schlau wie der Fuchs, der in den Hühnerstall will!

Pietro war auf seinen raschen Füßen der Bezeichneten bald nach; Priscilla setzte sich indessen auf die breiten Steinstufen an dem Eingange einer Capelle nieder. Nach zehn Minuten kehrte der Abgesandte wieder und berichtete: Die Alte dort ist Duenna in dem Hause eines jungen schönen Mädchens, das allen Leuten in Venedig den Kopf verrückt; doch Niemand weiß, wie und was sie eigentlich ist und treibt. Sie heißt Rosaura, und wohnte bisher am großen Canale, seit zwei Tagen aber auf einer Villa, die dem Marchese Foscari gehört.

Priscilla hatte Flammen in den Augen. Pietro! — rief sie — hier hat der Teufel sein Spiel, oder ich will nicht Priscilla heißen. Auf der Villa Foscari wohnt sie?

Wie ich Dir sagte!

Unglaublich, — murmelte Priscilla zwischen den Zähnen — unglaublich, wenn er sie kennt, und noch unglaublicher, wenn er sie nicht kennt. — Dahinter muß ich zu kommen suchen! — Pietro, glaubst Du, daß der alte Pater Benedetto von den Franciskanern aus der Beichte schwatzt?

Der? — fuhr Pietro erstaunt und mißbilligend zurück. — Ich wollte lieber alle zwölf Apostel meineidig nennen, als den Heiligen! — Dabei nahm er ehrfurchtsvoll die rothe Kappe ab und schlug ein Kreuz. Mutter Priscilla, wo denkst Du hin! Dem schenkt die ganze Republik Venedig und so viel Gold dazu, als sie auf allen ihren Schiffen wegfahren kann, — und er verräth nicht die Beichte eines Kindes! Gott verdamme mich! Aber vor dem behalte ich Ehrfurcht, so lange ich lebe, und ehe ich ihm ein Haar krümmte oder ein Sonnenstäubchen Arges von ihm dächte, wollte ich lieber, daß in der ganzen Christenheit Niemand auf zwei Beinen herumliefe, dem ich nicht Sonntags in der Messe den Beutel aus der Tasche gestohlen hätte! —

Das sag' ich auch, Pietro! — sprach die Alte nachsinnend. — Aber ich muß wissen, woran ich bin. Komm mit nach Hause, der Giuseppe soll uns helfen, und unter-

neges will ich Dir Geschichten erzählen, daß Dir Hören und Sehen vergehen soll! —

Sie gingen. Im Gehen erzählte die Alte ihre Abenteuer seit den zwanzig Jahren, wo sie Venedig verlassen hatte. Sie fing von hinten an, nämlich von dem Elende, das sie in der Türkensklaverei ausgestanden, bis es ihr gelungen war, auf ein spanisches Schiff zu kommen, mit dem sie in Genua landete. Von dort hatte sie sich bis Venedig durchgebettelt.

Aber zum Teufel, Mutter, — fragte Pietro — wie kamt Ihr denn nach Africa hinüber?

Das war's eben, worauf ich kommen wollte, — erwiederte die Alte. — Den Streich danke ich dem Spitzbuben Foscari, darauf will ich die Hostie küssen! Aber ich denke, die Zeit ist da, wo ich ihn bezahlen kann.

Was hätte denn Foscari gegen Euch haben sollen? — fiel Pietro ungläubig ein. — Glaubt Ihr, daß seitdem in Venedig ein Weib gewesen ist, das ihm so viele und so süße Kirschenmäulchen zugeführt hätte als Ihr? Und wahrhaftig, Dingerchen, woran noch keine Fliege genascht hatte. Nicht einmal unser einer durfte heran, obwohl wir doch sonst immer das Vorkaufsrecht haben!

Gelt! Mutter Priscilla versteht Ihr Handwerk? Ich hatte ihm aber damals noch einen andern wichtigen Dienst geleistet, und da mochte ihm wohl bange seyn, daß ich plauderte! Einen Dolch konnte er für mich nicht finden, denn wer in Venedig hätte der Mutter Priscilla ein Haar gekrümmt?

Keiner, bei meinem Dolche, keiner! — schwur Pietro.

Drum dingte er auch lumpige Schufte von Soldaten; die griffen mich Nachts auf, brachten mich mit einem Rudel andern Gesindels auf eine Galeere und segelten mit uns davon. Drei Tage waren wir in See, da stießen wir auf eine spanische Gallione; die nahm uns am Bord und wollte uns nach Ceuta bringen. Dort sollten wir die geschlossene Gesellschaft vermehren, das war schon zu Venedig abgekartet; allein drei Caper von Tetuan legten sich an uns, nahmen das Schiff und führten uns nach Africa. Dort habe ich, wie ich Dir erzählte, zwanzig Jahre zugebracht! Zwanzig Jahre Sklavenketten, Sklavenpeitsche, Sklavenkost! Pietro! das will Rache! Aber ich denke: ich weiß, wie ich sie nehme! Deshalb unterstehst Du Dich nicht, den Dolch gegen Ludovico Terno aufzuheben, — wandte sie sich gebietend zu ihrem Begleiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausländische Romane.

[Marco Visconti *).]

Italien, das durch historische Conjuncturen darauf angewiesen zu seyn schien, nur von den Schatten seiner großen Männer zu leben, hat jetzt wieder eine frische, lebenskräftige Literatur. Sie ist entstanden durch die Stifter und Schüler der neuen cormentalen (romantischen) Schule.

Außerordentliches hat diese in kurzer Zeit geleistet: denn ihr verdankt Italien seine geistige Wiedergeburt. Gründliches Wissen und eine auf religiöse Grundsätze basirte Aufklärung zeichnet ihre Anhänger aus. T. Grossi gehört zu ihnen.

Mit der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen des Mittelalters innig vertraut, zeichnet er dasselbe mit so kräftigen, charakterisirenden Zügen, wie wir sie vielleicht nur bisweilen in W. Scott's Ivanhoe antreffen. Der Held seines Romans aus der berühmten Familie der Visconti, die Jahrhunderte lang das Schicksal eines Theiles von Italien in den Händen hielt, ist ein würdiger Repräsentant jener sturmbewegten Zeit. — Noch ein Jüngling mußte er, den Umständen unterliegend, bei der Werbung um die Hand seiner geliebten Ermelinde, dem Grafen Oldrado gewaltsam weichen. Marco's jüngerer Vetter Ottorino, der unter Jenes Fahnen stets muthvoll mitgefochten, liebt deren schon früh zur Jungfrau aufgeblühte Tochter Bice, und seine Liebe bleibt nicht unerwiedert. Bei dem Anblicke dieses Mädchens, dem Ebenbilde ihrer ihm unvergeßlichen Mutter, wendet sich Marco's Leidenschaft mit allem Feuer der Jugend zu der Tochter. Die Hindernisse, welche hieraus — besonders durch die Charakterlosigkeit des Grafen Oldrado — für Ottorino und Bice entstehen; die eigenthümliche Stellung, die beide Vettern nun zu einander einnehmen, da sie nur in einer Sache getrennt, sonst in allen andern gemeinschaftlich sich helfen und unterstützen; die Intriguen, welche von Personen ausgehen, die sich bei Marco beliebt zu machen glauben, indem sie seiner Schwäche dienen; die schnell folgenden politischen Umgestaltungen geben dem Romane Abwechselung, Leben und Interesse.

Von den Nebenpersonen heben wir noch besonders heraus: Lupo, den Schildknappen Ottorino's, der mit unwandelbarer Treue seinem Herrn anhängt, und Tremacoldo, der, zugleich Geistlicher, Minstrel und Possenreißer, nicht wenig zur Erheiterung des sonst vielleicht zu düstern Gemäldes beiträgt. Beide gewinnen sich gewiß die Zuneigung des Lesers.

Durch das Ganze weht ein Geist der Züchtigkeit und Wohlanständigkeit, wie ihn die neue französische Schule fast nicht mehr kennt. Die Uebersetzung, auch die metrische, ist gelungen zu nennen. Die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

E. M.

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Beschluß.)

[Literarisches Treiben.]

Da ich keine Sprünge liebe, so gehe ich von der hiesigen Armuth auf das literarische Leben über. Braunschweig hat sechs Buchhandlungen (rechnet man incl. des Militairs 36,000 Einwohner, so kommt folglich auf 6000 Köpfe eine Buchhandlung), vier Buchdruckereien, von denen zwei bedeutend und alle ziemlich beschäftigt sind, vier Leihbibliotheken, — und mehrere Journalzirkel. — Das wären der Quellen eigentlich wohl genug, um ein reges literarisches Leben in die Gesellschaft zu bringen, doch läßt die große Menge unter allen Ständen den Strom unbemerkt an sich vorüberrauschen, und, wenn sie einmal in den Strom taucht, so sucht sie auch nicht immer nach Perlen. Die bessern Theilnehmenden stehen im

*) Ein historischer Roman aus dem 14ten Jahrhundert, von T. Grossi. Aus d. Ital. von D. v. Czarnowski. 2 Bde. Cöln und Aachen. Verlag von Ludwig Kohnen.

Ganzen zu sehr vereinzelt, sind durch Verhältnisse jeder Art, und vorzüglich durch den noch unbezwungenen Castengeist, von einander geschieden. Es fehlt für sie an einem gemeinschaftlichen Sammelplatze, der vom Typus Einer gesellschaftlichen Classe frei wäre; wir haben kein literarisches Museum oder Lesecabinet, und an den Vergnügungsörtern trifft man höchstens politische oder einige wenige aber schon veraltete belletristische Blätter vorliegend, hat also keinen Anhaltspunct für literarische Conversation. Ueberdies entzweien die schroffen Parteikämpfe der literarischen Gegenwart auch die Conversation darüber gewaltig; auf beiden Seiten Erbitterung, in der Mitte ignoranter Indifferentismus, zu friedlicher und förderlicher Einigung kaum die entfernteste, schwächste Hoffnung — da erlahmt endlich der wärmste Enthusiasmus, das heißt: in der Gesellschaft — und zieht sich in die eigenen vier Hirnhöhlen zurück, oder in die Zirbeldrüse — oder wo sonst das geistige Princip seinen Zunftsitz haben mag. Nebendem ist Braunschweig zu arm an namhaften Schriftstellern, die auf dem literarischen Markte schon oder noch Gültigkeit und Stimme hätten, während der eine Theil nach diesem Höhenpuncte noch emporstrebt, hat ihn der andere schon zurückgelegt und ruht auf seinen spärlichen Lorbeeren mit edler Selbstgenügsamkeit aus — oben aber steht wahrhaftig auch nicht ein Einziger. — Sie sehen, Herr Redacteur, ich bin eben so bescheiden als kühn in meinen Behauptungen!

Die Verlagsgeschäfte unserer Buchhändler sind ziemlich beschränkt, doch regt sich jetzt zuweilen ein energischeres Leben als früher, und für die Folge werden einige bedeutendere Unternehmungen ins Auge gefaßt. Herr Vieweg und Sohn lassen viele Romane aus dem Englischen übersetzen, wobei sie nur das Unglück haben, durch mehrfache Concurrenz zu leiden. Tüchtige Uebersetzer, Schnelligkeit des Erscheinens und Schönheit der äußern Ausstattung lassen sie übrigens von dieser Concurrenz weniger fürchten. Seit Sporschil von Braunschweig schied, übersetzen besonders die Herren Roberts und Jürgens für die Genannten. Kürzlich erschien auch ein Schriftchen in ihrem Verlage: „Schulpforte. In einem Fragmente dargestellt von C. F. v. Vechelde.“ Es sind heitere Reminiscenzen über das geistige Leben und Treiben in dieser Lehranstalt zur Zeit des dortigen Aufenthaltes des Herausgebers, der jedoch die Geißel seiner unversöhnlichen Ironie auch hier nicht ruhen läßt, und sie besonders am Schlusse der einleitenden Zeilen seiner Schrift geschwungen hat.

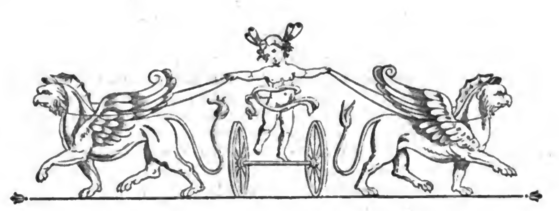
Zu den Fleißigern im gefährlichen Verlagsgeschäfte gehört außer Herrn Vieweg noch Hr. G. C. F. Meyer sen. Die jüngst beendigte vervollständigte Uebersetzung von Adrian Balbi's „Abrégé de Géographie“ durch Dr. K. Andree beweist, daß es dem Verleger weder an Muth noch an Mitteln fehlte, auch größere Unternehmungen zu machen. Die verzögerte Erscheinung dieses Werkes führte das Gute mit sich, daß es dem Bearbeiter durch diesen Aufenthalt möglich wurde, neuere Entdeckungen und Berichtigungen im geographischen Gebiete für seine Arbeit zu benutzen, als es die Bearbeiter der zweiten Uebertragung dieses Werkes (Sommer, Zeune und Littrow) vermochten. Das Werk bildet zugleich ein Meisterstück der deutschen Buchdruckerkunst, und die Schönheit des Druckes und der Typen nimmt sich auf dem ausgezeichneten Papiere noch schöner aus. In Hinsicht auf „Deutschland“ ist diese Bearbeitung besonders vervollständigt, so daß dieser Artikel hier einen sechs Mal größern Raum einnimmt als im Originale; auch sind die Verfassungen der deutschen und außerdeutschen constitutionellen Staaten möglichst umfassend hinzugefügt worden. — Sporschil hat für denselben Verleger die „Politischen Satyren des Winzers Paul Louis Courier“ in zwei Bänden übersetzt. Die Vorrede läßt manchen interessanten Einblick in das Leben und Streben dieses kühnen geistreichen Mannes thun, der, wie selten ein Zweiter, mit gleichem Enthusiasmus dem grauen classischen Alterthume wie den jüngsten Augenblicken seiner Zeit angehörte. Nachdem er mehrere Male mit dem Gerichte in argen Conflict über seine Schriften gerathen war, schlug er einen eigenen Weg ein, dieselben in das Publicum zu bringen. „Indessen ersah er daraus,“ heißt es in Hinsicht auf seine Verfolgungen in der Vorrede, „daß es eine eigentliche Preßfreiheit nicht mehr gebe, und entschloß sich daher, zu einer heimlichen Druckerei seine Zuflucht zu nehmen.“ So erschienen die beiden „Antworten an Anonyme“, das „Tagebuch Paul Louis“, die „Dorfzeitung“, und die „diplomatische Note“, unterzeichnet: „Louis“ und weiter unten: „Vielle.“ Umsonst gab sich die Polizei Mühe, ihn auf frischer That zu ertappen. Die kleine Anzahl Freunde, denen er hinreichend traute, um ihnen einzugestehen, er sey der Verfasser dieser Pamphlete, erfuhr doch nie, wie er es anstellte, daß sie zum Drucke gelangten. „Ich schreibe zwei oder drei Blätter,“ sagte er lachend, „werfe sie auf die Straße, und siehe da, sie sind gedruckt.“ — Im Jahre 1824 erschien sein Schwanengesang: „Das Pamphlet der Pamphlete.“ Dieses Meisterstück schließt auf eine so bewunderungswürdige Weise seine edle Laufbahn, daß man sich beim Durchlesen einer bangen Ahnung kaum erwehren kann, und zwar um so mehr, als man schon in seinem Tagebuche liest: „Paul Louis, die Pfaffen werden dich ermorden lassen!“ In jedem Falle ist es gewiß, daß, als er im Beginn des Jahres 1825 eine Reise antrat, er wenige Schritte von seinem Hause getödtet wurde. Wer der Thäter war, liegt noch im Schooße der Verborgenheit begraben.“ — „Mit der Gluth Rabelais', der Logik Pascal's vereinigte er Voltaire's ganzen Geist, und er war allein im Stande, den Kampf gegen die Priester dort aufzunehmen, wo ihn dieser hatte liegen lassen. Wenn ihn auch ein früher und gewaltsamer Tod hinderte: seine Absicht, allwöchentlich eine geheime Flugschrift gegen die Pfaffen herauszugeben, hatte doch das, was er bis dahin geschrieben, wie nichts Anderes, den Sturz der Priester- und Bourbonenherrschaft, der 1830 erfolgte, beschleunigt, denn Courier hatte die öffentliche Meinung darüber aufgeklärt und das Volk für seine Ideen gewonnen.“

F. W. L.

Notiz.

[Heyse's Fremdwörterbuch.]

Von diesem anerkannt schätzbaren Werke, dessen sechste Ausgabe bereits der Professor Heyse in Berlin, der Sohn des Verfassers, besorgte, ist schon die siebente nöthig geworden, von welcher, vielfach bereichert und verbessert, der erste Theil (A—I) uns vorliegt. In Folge eigner Sammlung und zahlreicher fremder Beiträge bringt der Herausgeber dem Werke einen Zuwachs von 6000 neuen Fremdwörtern, so daß man schwerlich Ausdrucke vermissen wird, welche, einer fremden Zunge entlehnt, in die deutsche Umgangs- und Schriftsprache Eingang gefunden haben. — In demselben Verlage (Hannover bei Hahn) ist auch von dem Heyse'schen Lehrbuche der deutschen Sprache, ebenfalls von dem jüngern Heyse neu bearbeitet, bereits die fünfte Ausgabe nöthig geworden, von welcher die I. Abth. des I. Bandes vor kurzem dem Publicum übergeben ist. Wir haben hier außer einer sorgfältig zusammengestellten kurzen Geschichte der deutschen Sprache die Laut- und Schriftlehre. Mit der Wortlehre wird der erste Band geschlossen seyn. Der zweite wird die Satz- und Verslehre nebst Register enthalten. Bei Vollendung des ganzen ersten Bandes wird der Herausgeber sich über die Grundsätze, die ihn bei der Bearbeitung des Werkes leiteten, aussprechen.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 192. — den 29. September 1835.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Was Teufel, wie wißt Ihr das? — fuhr Pietro zurück.

Ich weiß Alles! Ihr sollt bald wieder merken, daß Priscilla zwanzig Jahre dieselbe geblieben ist. Hast Du mich also verstanden?

Freilich! — Fünfundzwanzig Zechinen zum Teufel! Aber was hat der Gelbschnabel von Officier mit Eurer Rache zu thun?

Das sollst Du seiner Zeit schon erfahren, — antwortete Priscilla. — Jetzt gehorchst Du blind!

Unter diesem Gespräche waren sie vor Giuseppe's Spelunke eingetroffen. Hier zog die Alte den Wirth Giuseppe auf die Seite und ging mit ihm und Pietro in sein geheimes Hinterstübchen, um ihnen ihre Pläne weitläufig auseinanderzusetzen. Sie verrieth nichts von ihren Geheimnissen, erklärte aber, daß sie höchst wichtig wären und viel Gold eintragen müßten. Doch sey ihr vor allen Dingen viel daran gelegen, genauer mit Rosaura bekannt zu werden, und sie wolle deshalb zu ihr hinaus. Weil es aber höchst wichtig sey, zu vermeiden, daß irgend Jemand, am wenigsten aber Foscari oder sein Spürhund, der Mohr Battista, dahinter komme, so könne sie auf keinen Fremden dabei bauen. Deshalb müßten Pietro und Giuseppe sie begleiten. — Diese waren bereit; Giuseppe kannte Rosaura dem Rufe nach, und erzählte, was er von ihrem Lebenswandel wußte.

Gut, gut, das geht vortrefflich! — rief Priscilla, als er geendet hatte; — also über diese Donna zerbrechen sich die Venetianer die Köpfe? Ich thäte es nicht, denn ich will Alles darauf wetten, es ist eine, die Meinesgleichen auf mancherlei Art gebrauchen kann, und wäre es auch nur, um ein Fläschchen Gift für eine Nebenbuhlerin zu kaufen. Wir wollen eins kochen, von der besten Sorte, wo wir auch das Gegengift haben, wenn man uns den Preis verweigert. Laßt Eure Mutter Priscilla nur sorgen! Sie bringt wenigstens eine Hand voll Zechinen mit nach Haus, wenn ihr Gang auch sonst vergeblich wäre. —

Die Alte schickte sich nun an, ihre Vorbereitungen zu treffen, um sich bei Rosauren als eine gute Kundschaft für mancherlei geheime Bestellungen und Gewerbe empfehlen zu können. Gegen den spätern Nachmittag war sie damit fertig, und bestieg nun mit Pietro und Giuseppe, welche sich als Schiffer gekleidet hatten, eine Gondel, die an der hintern Seite des Hauses, wo ein Canal vorbeiführte, bereit lag. —

Sie landeten, als es schon zu dämmern begann, in dichtem Ufergebüsche, am Garten Foscari's, und Priscilla begab sich ins Haus. Sie erhielt sogleich Zutritt zu Rosauren, welche über ihren Racheplan gegen Ludovico brütete, den sie vor einigen Stunden selbst eingeleitet hatte, — da sie

tief verkleidet in Venedig gewesen war, und die von Foscari unterzeichnete Anklage in den dazu bestimmten Löwenrachen geworfen hatte, der von den Venetianern so gefürchtet wurde, daß sie im Sprichwort sagten: Ich will lieber meinen Kopf im Rachen eines lebendigen, als meinen Namen in dem des steinernen Löwen wissen. — Unter solchen Umständen mußte eine Frau wie Priscilla, die sich durch Lucien als eine „dienstbare, verschwiegene Dienerin für jede Noth, in die eine schöne Signora gerathen könne," anmelden ließ, ihr höchst willkommen seyn. Ueber eine Stunde blieb diese bei ihr; erst bei völliger Dunkelheit kehrte sie zu Pietro und Giuseppe zurück. Hier war es, wo Ludovico sie unbemerkt am Ufer belauschte. So sehr er sich über ihre Gegenwart verwunderte, so wenig ahnte er doch, in welchem Zusammenhange ihr Besuch bei Rosauren mit dem seinigen gestanden hatte, und daß die blanken Zechinen, die sie zählte, der Preis für ein Giftfläschchen waren, das ihm furchtbares Verderben bringen sollte.

Aber er ahnte auch nicht, daß die Alte, die, ohne es zu wissen, sein Verderben bereiten half, jetzt auch das einzige lebende Wesen in ganz Venedig war, das von seinem Schicksale wußte und ihm Rettung zu bringen vermochte.

Sie hatte nämlich sowohl bei Rosauren als mit Lucien das Gespräch auf Ludovico zu bringen gewußt und Beiden allerlei scheinbar zufällige Fragen über ihn gethan, wobei sie von der Letztern auch erfuhr, daß Ludovico noch den Abend erwartet würde.

Sie wollte ihn, daran war ihr viel gelegen, nach dem Besuche noch sprechen. Deshalb sandte sie ihre Begleiter nach der Spelunke zurück, und erwartete ihn hinter den breiten Thorpfeilern eines Hauses, welches der Hütte Bernardo's gerade gegenüberstand, denn sie vermuthete mit Recht, daß er dort landen werde. Als sie ihn kommen sah, wollte sie eben hervortreten; da verhaftete ihn der Bewaffnete der Inquisition, und so erfuhr sie sein Schicksal. — In Todesangst kauerte sie sich hinter dem Pfeiler zusammen, denn sie wußte, wie gefährlich es war, Mitwisser eines Geheimnisses der Inquisition zu seyn. Wurde sie entdeckt, so wurde sie auch die Begleiterin des Verhafteten, und schwerlich hätte sie dann jemals wieder einen Strahl des Tages erblickt. Daher hielt sie jeden Athemzug an und regte nicht die Augenwimpern, bis die Tritte der Bewaffneten weit in der Entfernung verhallten. Jetzt erst wagte sie sich hervor, und stahl sich so heimlich, als es ihr irgend möglich war, nach Giuseppe's Behausung zurück, um dort Rath mit ihren Genossen zu pflegen.

Zehntes Capitel.

Nachdem Ludovico etwa eine Viertelstunde in der Gondel gesessen, fühlte er, daß dieselbe anhielt. Er wurde hinausgeführt. Seine Tritte klangen plötzlich hohl, ein Beweis, daß er in einen gewölbten Raum eingetreten war. Hier schritt er, eine lange Zeit geführt, vorwärts; dann mußte er eine hohe Treppe hinan, hierauf wieder lange Gänge hinab, dann wieder Stufen abwärts und aufwärts. Endlich machten seine Begleiter Halt und nahmen ihm die Hülle von den Augen. — Er stand im Hintergrunde eines langen gewölbten Saales, ringsumher verhangen wie ein Gruftgewölbe; nur von einer am andern Ende desselben auf einem schwarzen Tische brennenden Fackel fiel ein düsterrother Schein auf die Wände, so daß sie im tiefsten Halbdunkel blieben. Ludovico schauderte, als er die Augen aufschlug; es war ihm, als erwache er in einem ungeheuren Sarge. Ringsum Todtenstille. Seine Begleiter waren von dem Haupte bis zu den Zehen in schwarze Mäntel gehüllt, und schwiegen wie das Grab. So harrte er eine qualvolle Viertelstunde. Da öffnete sich die Pforte am andern Ende des Saales, wo der schwarze Tisch stand. Drei verlarvte Männer traten langsam, jeder mit einer Kerze in der Hand, herein; die beiden ersten waren schwarz gekleidet, der dritte blutroth. Bei diesem Anblick gefror Ludovico das Mark in den Adern, denn jetzt wußte er es, er stand vor dem entsetzlichen Gericht der drei Staatsinquisitoren, vor deren unbeschränkter Gewalt selbst der Doge zitterte, weil sein Palast ihnen, so gut wie die ärmlichste Hütte Venedigs, zu jeder Stunde des Tages und des Nachts offen stand. Von dem Ausspruche dieser Drei gab es keine Zuflucht mehr; und es war leichter, aus der Höhle des Löwen unversehrt zurückzukehren, als von diesem Richterstuhle den Weg ins Leben zurück zu finden. Kaum in jedem Menschenalter wüßte man von Einem, den die eherne Strenge dieser Richter, der der leiseste Verdacht zur Verurtheilung genügte, entlassen hätte. Aber selbst das Entlassen war einem furchtbaren Urtheile gleich, denn die Todesangst der Gefängnisse und Verhöre hatten oft Wahnsinn zur Folge, und das Entlassungswort selbst lautete gleich einem Bannfluche: „Fort, Unglücklicher! Was hast Du hier zu thun! Zittre, wenn unser Auge Dich je wieder erblickt!" —

Die drei Höllenrichter nahmen an der schwarzen Tafel Platz; der rothe in der Mitte, die beiden schwarzen rechts und links. Wie aus der schauerlichen Höhle der Verdammniß herauf vernahm Ludovico plötzlich das Wort: Tritt heran! Es klang wie Ruf aus den Wänden, aus

dem Boden, mit hohlem Erzklange; ob einer der Richter die Lippe gerührt, war nicht zu entdecken. Er zögerte einen Augenblick, dem Worte, das finstere Geister ihm aus der Luft zugerufen zu haben schienen, zu gehorchen. Doch ein Stoß von der eisernen Faust seiner Begleiter trieb ihn vorwärts. Jetzt hatten Gefahr und Schrecken das äußerste Maß für ihn erreicht; und jetzt fand er auch sich selbst wieder. Er gewann Kraft zu dem Entschlusse, seiner Unschuld bewußt, wenigstens seine Manneswürde zu retten, wenn auch sein Leben verloren war. Festen Schrittes ging er daher gegen den Tisch heran; drei Schritte vor demselben gebot ihm eine wie zuvor geheimnißvoll aus den Wänden dringende Stimme: Halt! — Er stand. — Jetzt erst erhob sich der rothgekleidete der drei Inquisitoren und fragte ihn, doch ohne die Larve abzunehmen: Bist Du Ludovico Terno? — Ja. — Haben die, welche Dich verhafteten, Dir etwas von dem Deinigen genommen, oder Deine Kleider durchsucht? — Nein! — So lege jetzt Alles, was Du bei Dir trägst, auf diesen Tisch. —

Ludovico legte seine Börse, sein Taschenbuch, einige Papiere, und endlich, nach einem Winke des Fragenden, auch den von Rosaura zum Geschenke erhaltenen Ring auf den Tisch vor dem Inquisitor.

Als er es gethan, begann dieser: Der Rachen des Löwen hat sich wider Dich aufgethan und klagt Dich an. Die Beschuldigung lautet: „Ludovico Terno ist des Hochverraths schuldig!"

Ich bin dessen so unschuldig, wie am Tage, da ich geboren wurde, — erwiederte Ludovico fest und freudig, da er die Hoffnung schöpfte, daß es ihm leicht seyn werde, die Falschheit der Anklage darzuthun.

Erkennst Du diesen Ring für Dein?

Ja! —

Wie hast Du ihn erworben?

Das Geschenk eines Freundes, — erwiederte er rasch, weil er Rosaura nicht nennen wollte, theils aus eigener Scheu, sein Verhältniß zu ihr zu entweihen, theils weil ihm eine dunkle Ahnung sagte, daß Jeder in Gefahr schwebe, dessen Name hier genannt werde.

Ist dieses Taschenbuch Dein? —

Ja.

Alles, was darinnen, Dir zugehörig?

Ja. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M., den 27. August.

[Gemälde- und Blumenausstellung.]

Wir leben in einer kritischen Zeit. Alles ist in Bewegung, Alles in gewaltiger Unruhe. Aber es ist eine Krise nicht zum Untergange, sondern zur Wiedergeburt. Das Ersterbene, das Ablebende wird ausgeschieden, neue Bildungen treten vor; was nicht, oder nicht mehr zusammengehört, trennt sich, um neue Verbindungen nach innerer Wahlverwandschaft zu knüpfen. Kurz, es ist eine Zeit des Lösens und Bindens, wie vielleicht noch nie eine gewesen, — in den größten wie in den kleinsten Lebenskreisen. Zu dem Erfreulichsten gehört aber wohl jene noch stetig zunehmende Geneigtheit, zu gemeinnützigen Zwecken Gesellschaften zu bilden, die, wenn sie auch das vorgesteckte Ziel nicht erreichen, doch jedenfalls schon dadurch die wahrhaft menschliche Bildung fördern, daß sie auf längere oder kürzere Zeit die verschiedenartigsten Menschen einander nahe bringen. Was durch solche Vereine hier zu milden Zwecken ins Werk gestellt wird, davon habe ich bereits in meinen frühern Berichten Einiges angeführt. Hoffentlich wird sich in der Folge auch noch Veranlassung ergeben, über die Einrichtung des Frauenvereins zu berichten, der armen Mädchen und Frauen durch Zuweisung von Arbeit den Lebensunterhalt sichert; — dann über die Vereine zur Erziehung und Versorgung armer Kinder; — über die Gesellschaft zur Förderung des Unterrichts der jungen Handwerker; — uber die hier, wie überall, sich so nützlich erweisende Einrichtung einer Sparcasse u. m. a. Aber auch für Wissenschaften und Künste sind hier mehrere Vereine in erfreulicher Thätigkeit. Die naturforschende Gesellschaft erweitert noch stets ihre Naturaliensammlung, die bereits zu den werthvollsten Deutschlands gehört. Im physikalischen Vereine werden in jedem Winter interessante Vorlesungen gehalten. Hier, wie in Düsseldorf, München, Berlin, Hannover und mehreren anderen Städten, besteht seit mehreren Jahren ein Kunstverein, der durch jährliche Verlosung von Gemälden, Zeichnungen und sonstigen Kunstwerken die lebenden Künstler kräftig unterstützt. Dieser Verein hat denn auch im Laufe dieses Sommers eine Ausstellung von Kunstwerken veranstaltet, welche manches recht Interessante darbot. Besonders die düsseldorfer Schule lieferte mehrere sehr ausgezeichnete Gemälde. Zu dem Besten, was diese, was überhaupt die neuere Schule an Landschaften geboten, rechnen wir die genialen Arbeiten von C. F. Lessing, dessen wahrhaft poetisches Genie durch das sorgfältigste, ich möchte sagen innigste Naturstudium sich die Mittel erworben, Außerordentliches, mitunter Vollendetes zu leisten. Zunächst nach ihm möchte wohl hier der treffliche Radl von Frankfurt a. M. zu erwähnen seyn, dessen Landschaften ebenfalls von tüchtigem Naturstudium Zeugniß geben, und der durch sinnige Auffassung und fleißige, aber keineswegs ängstliche Ausführung sich vor so manchen andern neuern Landschaftsmalern auszeichnet. Auch ein sonniger Abend im Golf von Neapel, von Gudin, gab eine große Meisterschaft in Behandlung der sonnbeglänzten Abendwolken zu erkennen. Unter den von München eingesandten Landschaften scheint die Arbeit des jungen Morgenstern, des Sohnes des weitberühmten hiesigen Gemälde-Restaurators, zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen.

Gleiche Auszeichnung wie Lessing im Landschaftlichen verdient Theod. Hildebrand aus der düsseldorfer Schule für das meisterhafte Portrait des Mendelsohn-Bartholdy. Die Behandlung ist zugleich frei und sorgfältig, das Colorit warm und kräftig, der Ausdruck sprechend; beinahe möchte ich sagen, es sey der einzige Kopf der ganzen Ausstellung, den man nicht für gemalt, sondern für lebend halten konnte. Doch wäre es unbillig, das durch großartige Auffassung und schöne Färbung ausgezeichnete Portrait des Bildhauers Scha-

dow von Jul. Hübner (aus der düsseldorfer Schule) mit Schweigen zu übergeben.

Unter den Genre-Bildern verdient wohl der Großvater, der seinen Enkel segnet, von Braclaer (von Antwerpen) zuerst erwähnt zu werden, da es durch Freiheit und Anmuth der Behandlung, durch Naivetät des Ausdrucks, Natürlichkeit der Gruppirung und Leichtigkeit des Pinsels sich an die bessern Niederländer der ältern Zeit anschließt, — wie ein holländischer Fischhändler von B. Sunderland (aus Düsseldorf) durch die fleißigste Ausführung und ansprechende Zierlichkeit auf andere Weise an die gute, alte, ruhig ausarbeitende Zeit erinnert. Hinsichtlich der geistreichen Auffassung und der Lebendigkeit und Transparenz des Colorits möchte jedoch dem Atelier des Malers Maes aus Brüssel, der sich jetzt zu Rom aufhält, der Vorrang gebühren. Manches Rühmliche wäre nun noch zu sagen von den zwei Mädchen am Brunnen von E. Bendemann aus Berlin, vom Innern eines ital. Hofes von Weller aus München, und einigen andern Bildern; auch wäre vielleicht ausführlicher zu berichten über einige größere histor. Gemälde, — namentlich die h. Genoveva von E. Steinbrück (aus der düsseld. Schule), und Christus auf dem Wege nach Emaus von W. Schadow, Director der düsseldorfer Akademie. Vielleicht wird man jedoch billigen, daß ich mein Urtheil nur über solche Bilder hier ausgesprochen, die mir in irgend einer Beziehung einen entschiedenen Kunstwerth zu haben scheinen. Ueber 120 Bilder waren ausgestellt; zahlreiche Beschauer stellten sich ein; leider aber fand sich unter den vielen Reichen und Ueberreichen dieser Stadt nur ein Einziger, der sich bewegen ließ, eines jener Bilder zu kaufen. Wir wollen hoffen, daß bei einer künftigen Ausstellung sich unter den Geldbegabten eine gleiche Rivalität zur Spendung, wie bei den Künstlern zum Verdienen von Kronen kund thun werde. —

Fast gleichzeitig mit der eben besprochenen Gemäldeausstellung veranlaßte die hiesige Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste zum Besten der Sonntagsschule eine dreitägige Ausstellung der schönsten und seltensten Pflanzen, zu welcher die Kunstgärtner und Blumenliebhaber mit rühmlichem Eifer zusammenwirkten. Ein großer Saal und mehrere Nebenzimmer wurden zu diesem Zwecke geschmackvoll eingerichtet und vermochten oft kaum die zuströmenden Blumenfreunde und Freundinnen zu fassen. Die zahlreichsten und kostbarsten Beiträge an Laubpflanzen lieferten die Kunstgärtner Rinz und die Herren v. Bethmann und Stern, wogegen Hr. Jean Andreae und Kunstgärtner Grüneberg in Fettpflanzen rivalisirten. Da diese Ausstellung reichliche Früchte getragen, so ist zu erwarten, daß ihr eine zweite im nächsten Jahre folgen, — aber zu wünschen, daß für dieselbe statt eines nur schwach erhellten Saales ein Garten in oder außerhalb der Stadt gewählt werde. Vielleicht könnte dann auch diese Ausstellung mit einem Blumenfeste geschlossen und durch Chöre verherrlicht werden, zu denen die unter des trefflichen Schelble's Leitung sich heranbildende Liedertafel gewiß gern mitwirken würde. Nicht unbemerkt kann ich hier lassen, daß der Sinn für Musik besonders durch solchen Chorgesang erweckt und verbreitet wird, und gern gedenke ich eines heitern Tages in diesem Sommer, an dem ich Morgens im Vorübergehen in der Schule am Hanauerthore die Kinder recht schön einen mehrstimmigen Gesang, gegen Abend auf einem Spaziergange in einem Gartenhause von vier Männerstimmen einige anmuthige Chöre vortragen hörte, und in der mondhellen Nacht aus nahegelegener Schenke mich noch deutsche Volkslieder begrüßten, die von Handwerkern recht gut gesungen wurden. Alle diese lebensfrohen Leute scheinen noch nichts von jenem verzweifelnden „Weltschmerz" zu wissen, der sich des angeblich „jungen Deutschlands" bemächtigt hat, und die innere tiefe Zerrissenheit in immer zerreißenderen Expectorationen zu erkennen gibt.

Gewiß zu den zerreißendsten Ausbrüchen solcher Stimmung gehört die eben erschienene Wally, die Zweiflerin, von K. Gutzkow, deren ich doch wohl Erwähnung thun muß, da schon, während sie in einer hiesigen Druckerei zum Drucke befördert wurde, bitter tadelnde Urtheile über dieselbe umliefen. — — *)

Notizen.

[Der neue Tausendkünstler und Magiker.]

Die Zeit der Wunder hat längst aufgehört, im Kleinen wie im Großen. Auch die politischen Taschenspielerkünste täuschen nicht mehr; man durchschaut die französischen Doktrinairs, welche die Karte bald zeigen und bald durch einen Fingergriff verschwinden machen. Nur von den unschuldigen Finten jener herumwandernden Tausendkünstler und Magiker, die einen geselligen Abendzirkel erheitern, läßt man sich noch ein X für ein U machen. Noch im vorigen Winter erweckte ein nordischer Magikus aus Rußland unser Staunen durch seine pyrotechnischen Künste. Wer auch diesen harmlosen Täuschungen auf die Spur kommen will, mag das unter obigem Titel (Stuttgardt bei Weise) erschienene Buch lesen, dessen Verfasser der Hofrath Poppe, ordentl. Professor zu Tübingen, ist. Wir finden hier eine große Anzahl magischer Kunststücke dieser Art nach naturrichtigen, physikalischen, chemischen und mechanischen Grundsätzen erklärt, die Zaubereien der Bauchredner und allerlei gespensterartige Schall-Phänomene, selbst „das unsichtbare Mädchen," das Manchem mehr Spaß als ein sichtbares machte, ganz natürlich erläutert, die Wunder der Zauberlaterne und der dunklen Kammer auf optische Gesetze zurückgeführt und dergl. Fünf Steintafeln unterstützen die Definitionen des Verfassers. Das 238 S. umfassende Büchelchen ist auch äußerlich geschmackvoll ausgestattet. Besonders interessant ist der Abschnitt über das Echo. Reisende erinnern sich an das Echo auf dem Königsplatze in Cassel, und an den, wie man sagt, vierzigmaligen, bei einem Pistolenknall sogar sechzigmaligen Wiederhall auf dem Landhause des Signor Simonetti bei Mailand, an die Flüstergallerie in der Kathedrale von Gloucester in England, und an die Stellung des Beichtstuhls in der Kathedrale von Agrigent in Sicilien, wo man das leiseste Geflüster der Beichtenden in einer Entfernung von 250 Fuß hörte und die süßesten Geheimnisse reuiger Herzen erlauschte. Erst, als ein Horcher, der sich in den zweiten Brennpunkt der elliptisch erbauten Kirche stellte, die Geheimnisse seines ungetreuen Weibes vernommen hatte, rückte man den Beichtstuhl an eine andere Stelle. —

[Der neue Brockenwirth.]

Auf den Höhepunkten des Lebens gehen heutzutage Veränderungen und Wechsel genug vor, nicht blos auf den Thronen, sondern auch auf Bergen. Der Brocken, der alte Herr Philister, hat in diesem Jahre seinen alten Wirth verloren, der da oben eine lange Reihe von Jahren residirte. Der neue Wirth ist humaner, trifft in seiner Wirthschaft manche Verbesserungen für die Bequemlichkeit der Gäste und soll es weniger als der Dahingeschiedene auf die Geldbeutel der Fremden abgesehen haben. — Das ist recht hübsch. — Das Brockenbuch existirt auch noch und nimmt mit ächter deutscher Geduld alle Dummheiten in sich auf. F. W. L.

*) Ueber dies angeregte Buch liegt bereits mein eigenes Urtheil zum Abdruck vor. K.

(Hierbei eine Beilage der Rubach'schen Buchhandlung zu Magdeburg.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 10. —— den 19. September 1835.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.
Leopold Voß in Leipzig.

Rüge.

Es hat dem Herrn Correspondenten über Leipzig in der Abendzeitung Nr. 166. d. J. beliebt, einen sehr geachteten leipziger Gelehrten wegen einer Stelle in einem dem Herrn Professor Dr. Goldhorn zu seinem Antritte des Pastorates an der Nikolaikirche gewidmeten lateinischen Gedichte anzugreifen. Die getadelten Worte lauteten: Num Viennensis Bromius choreas Lipsiae ducturus adest? Diese hat der Herr Correspondent (welcher, da ihm das Verständniß des Originales zu schwer zu werden scheint, besser gethan hätte, die deutsche Uebersetzung im leipziger Tageblatte Nr. 51. d. J. zu lesen) so aufgefaßt, als ob Herr Dr. Goldhorn selbst Bromius Viennensis genannt worden wäre!!! Daraus geht hervor, daß er die erwähnte Stelle jenes Gedichtes, über dessen Werth er so kurz abzusprechen sich erlaubt, gar nicht verstanden hat. Wie, wenn nun Jemand nach Durchlesung jenes irrthümlichen Berichtes früge, ob vielleicht Quartaner die Correspondenz in der Abendzeitung verfertigten: würde da der Herr Correspondent behaupten, er sey ein Quartaner genannt worden? M.

Bei C. F. Fürst in Nordhausen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Wichtige Schrift!

Die Kunst,

auf der Jagd gut zu schießen.

Als Anhang:

Die stets mit dem besten Erfolge angewandte Kunst, Hasen und anderes Wildpret an jeden beliebigen Ort aus weiter Ferne zahlreich herbeizulocken, so wie ein kurzgefaßtes Wörterbuch der Jägersprache. Für Jäger und Liebhaber der Jagd. Herausgegeben von C. Eichenlaub. Zweite, verbesserte Auflage. 8. 1835. Eleg. brosch. 15 Sgr. — 12 Ggr. — 54 Kr.

In diesem Werkchen wird nicht allein die Kunst gelehrt, gut zu schießen, sondern auch Hasen, Hirsche und anderes Wild aus einer Entfernung von zwei Stunden auf einen gewünschten Platz herbeizulocken. Für Liebhaber der Jagd ist gewiß seit vielen Jahren kein so nützliches und erwünschtes Werkchen erschienen.

Bei Eduard Bühler in Magdeburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Der Corregidor. Historischer Roman a. d. Mitte des 17ten Jahrh. von J. B. Massaloup. 12. Geheftet 26½ Sgr.

In C. A. Eyraud's Buchhandlung in Neuhaldensleben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Skizzen von Julian (Karl Ufchner). Preis 1 Thlr.

Wir bieten dem Publicum in diesen Skizzen kleine Erzählungen in der beliebten Hoffmann'chen Manier und sind überzeugt, daß sie dem Leser gewiß eine angenehme Unterhaltung seyn werden. Mehre öffentliche Blätter haben sich bereits lobend darüber ausgesprochen.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Reisecur.

Von

Louis Lax.

8. 3 Bände. Elegant geheftet. Preis 4 Thlr.

Mit Vergnügen übergeben wir hiermit der Lesewelt ein neues Werk des geistreichen Verfassers, dessen schönes Talent bereits den verdienten Anklang gefunden hat. Witz, Phantasie, Scherz und Ernst wechselt in dieser Reisecur, die dem Leser durch ihren höchst interessanten Stoff voll bunten Wechsels und durch dessen heitere und fesselnde Darstellung einen nicht blos vergänglichen Genuß bereiten wird.

Bei C. F. Fürst in Nordhausen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Das entdeckte Geheimniß

zur Erlangung

eines vorzüglich

guten Gedächtnisses,

so daß man alles, was man hört und liest, so genau behalten kann, daß man es fast wörtlich wiedererzählen kann.

Als Anhang:

Der spaßhafte

Grillenverscheucher.

8. 1835. Brosch. 11¼ Sgr. — 9 gGr. — 40 Kr.

Unstreitig ist ein schwaches Gedächtniß ein wahrhaft großes Uebel. — Endlich ist das wichtige Geheimniß entdeckt, ein schwaches Gedächtniß zu stärken und ein gutes zu erhalten bis zum höchsten Lebensalter. Der sicherste Erfolg wird die geringe Mühe der Anwendung so belohnen, als man es wünscht.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Panorama von Düsseldorf und seinen Umgebungen.

Mit besonderer Rücksicht auf Geschichte, Topographie, Statistik, Gewerbfleiß und Handel von Elberfeld, Solingen, Lennep, der Ruhrgegend u. s. w. Von J. F. Wilhelmi. 270 Seiten in gr. 8. Mit einer Ansicht von Düsseldorf. Düsseldorf bei J. E. Schaub. In farbigem Umschlag geheftet. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Für die den preußischen Niederrhein und Düsseldorf besuchenden Reisenden ist dieses Buch sehr lehrreich.

Bei Fr. Weber in Ronneburg erscheint im Laufe d. J. die 3te Auflage von der vollständigen

Geschichte

Gustav Adolph des Großen,

Königs von Schweden,

von

Fr. Ludw. v. Rango.

mit dem wohlgetroffenen Bildniß Gustav Adolph's in 4 Lieferungen, jede zu 9 Bogen in gr. 8. à 8 Gr. Die 1ste

Lieferung dieses wichtigen Werkes des rühmlichst bekannten Verfassers erscheint binnen 14 Tagen, die übrigen Lieferungen folgen schnell auf einander, so daß das ganze Werk mit Ende d. J. beendigt seyn wird, es ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei E. F. Fürst in Nordhausen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands (in Petersburg bei W. Gräff) zu bekommen:

Die Krankheiten des Gehörs,

oder: Rath und Hülfe für alle Diejenigen, welche an Schwerhörigkeit, Taubheit u. s. w. leiden. Nebst einem Anhange über die Verfertigung des berühmten Gehöröls, wodurch Harthörige das Gehör wieder erlangen können. Nach den neuesten Erfahrungen fur Nichtärzte und Aerzte bearbeitet von **Dr. H. J. Tumbew. 8. brosch. 1835. 17½ Sgr. — 14 gGr. — 1 Fl.**

Der Verfasser ertheilt in diesem nützlichen Werkchen nicht allein Rath, sondern auch in den meisten Fällen Hülfe. Schon durch den Gebrauch des berühmten Gehöröls allein können Harthörige das feinste Gehör wieder erlangen und die Taubheit bei alten Personen gänzlich geheilt werden.

Die zweckmäßigsten Mittel
für diejenigen Personen,
welche am

Bandwurm leiden.

Nebst einer Anleitung über die Cur der Wurmkrankheiten im Allgemeinen. Für Aerzte und Nichtärzte bearbeitet von **Dr. Abicht. 8. 1835. brosch. 12 gGr. — 15 Sgr. — 54 Kr.**

Eine erstaunliche Menge Personen leidet nicht nur am Bandwurm, sondern an Würmern überhaupt, woraus dann nicht selten Krämpfe, Starrsucht, Veitstanz, Koliken, Ohnmachten und andere Uebel entstehen. Um nun die Würmer zu vertreiben, möge man die Mittel anwenden, die in dieser Schrift angegeben sind. Der Verfasser, ein praktischer Arzt, hat damit Tausenden von Menschen die Würmer, und vorzüglich den Bandwurm, abgetrieben. Sehr zu empfehlen ist diese Schrift auch dem praktischen Arzt.

In der v. Rhoden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

M. Acci Plauti Epidicus, Ad Camerarii veterem codicem recognovit Isidericus Jacob. 4 Bogen. gr. 8. 6 Gr.

Abonnement vom 1. October.

Vielseitigen Anfragen auf öffentlichem Wege zu begegnen, zeigen wir hiermit an, daß auf die mit großem Beifall aufgenommene belletristisch-artistisch-literarische Zeitschrift:

Phönix,

Frühlingszeitung für Deutschland, nebst einem Literaturblatt, herausgegeben von Dr. E. Duller,

vom 1. Octob. an Abonnement à 2 Rthlr. 15 Sgr. — 4 Fl. in allen soliden Buchhandlungen angenommen wird. Bestellungen bittet man gleich zu machen, damit die Exemplare vollständig geliefert werden können. Von dem 1—3. Quartal sind noch wenige Exemplare um den ermäßigten Preis à 5 Rthlr. — 8 Fl. zu haben.

J. D. Sauerländer.

Bei G. C. E. Meyer sen. in Braunschweig sind nachstehende Werke erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versandt worden:

Handbuch der politischen Erdbeschreibung. Nach A. Balbi's Abrégé de Géographie, rédigé sur un nouveau plan, für Deutschland frei bearbeitet und namentlich in Hinsicht auf Topographie, Handels- und Militairgeographie vervollständigt von Dr. K. Andreé. 2 Bände. Lexikon 8tav. Format auf englisch Velinpapier gedruckt. Der 1ste Band enthält: die Einleitung, Europa und das Register zu diesem Bande, auf 64 Bogen eng gedruckt. Der 2te Band enthält: Asien, Oceanien, Africa, America und das Register zu diesem Band auf 54 ebenfalls enggedruckten Bogen. Beide Bände, welche nicht getrennt werden, cartonnirt 5 Thlr. netto.

Nach dem Erscheinen des 1sten Bandes vorbenannten Werkes ist desselben sogleich in: Büchner's liter. Zeitung Nr. 1382, in Pölitz's Jahrbüchern Seite 399 und 400, wie auch im Planeten 1835 Nr. 86. rühmlichst Erwähnung geschehen, und ist dasselbe sowohl seines erschöpfenden Inhalts, als seiner äußern Ausstattung wegen, bestens zu empfehlen.

Erinnerungen aus dem Leben von F. A. Oldenburg. 2 Bde. ord. 8. geh. 3 Thlr.

Politische Satyren des Winzers Paul Louis Courier, aus dem Französischen von J. Sporschil. 1ster Bd. ord. 8. geh. 1 Thlr.

Vaterlandskunde für Schule und Haus im Herzogthum Braunschweig, von A. Ludewig, Schul- und Seminardirector. ord. 8. geh. 10 Sgr.

Mythologisches Handwörterbuch, oder alphabetisch geordnete Erklärung des Wissenswürdigsten aus der Götterlehre der alten Griechen und Römer, Slaven und Deutschen. Ein Geschenk für die wißbegierige Jugend. ord. 8. geh. 8 Sgr.

Beilage zur Zeitung für die elegante Welt.

Neue Bücher,

in der Rubach'schen Buchhandlung zu Magdeburg erschienen und bei Herrn L. Voß in Leipzig zu haben.

Karl Schäffer's

Uebungs-Aufgaben im Briefstyl für Töchterschulen

mit besonders gewähltem Stoff den Kindern die Antworten zu erleichtern und sie im Briefschreiben und andern schriftlichen Arbeiten schnell auszubilden. Preis 12½ sgr. oder 10gr. Courant.

I. (Recension aus dem Magazin für Elementarlehrer.) Eine Sammlung von Briefen aus der Kinderwelt, die dem Zögling zur Beantwortung vorgelegt werden sollen. Die Idee ist sehr ansprechend, die Ausführung aber sehr schwer. Wie leicht verfällt der Erwachsene, wenn er wie Kinder schreiben will, in das Gehaltlose oder Affectirte. Auch Herr Schäffer ist von diesem Fehler nicht ganz frei geblieben; darum verliert aber die Schrift ihren Werth nicht, denn eine große Anzahl dieser Briefe wird zu recht passenden Antworten Veranlassung geben, und ist daher das Buch allen Lehrern, besonders Töchterlehrern dringend zu empfehlen.

II. (Recension aus der Leipziger Literaturzeitung 1833.) Eine zweckmäßige, praktische Anleitung zur Verfertigung gut stylisirter Briefe, sowohl für Knaben als Mädchen, ist eine noch nicht gelöste Aufgabe. „Die Phantasie der Kinder, bemerkt der Verf. Seite 6 ganz richtig, ist gewöhnlich sehr arm und schwer wird es ihnen den Stoff herbeizuschaffen." Als Lehrer einer ersten Töchterklasse entwarf er daher „solche Briefe, worin der Stoff zur Beantwortung leicht von Kindern aufzufinden war." Jeder dieser hier mitgetheilten Briefe nimmt gegen eine Octav-Seite ein, um binnen einer halben Stunde dictirt werden zu können. Der Verf. suchte in diese Briefe Witz und Laune einzumischen, und sie überhaupt in dem kindlich-spielenden Tone abzufassen. Dies verdient keine Mißbilligung u. s. w.

Karl Schäffer's

Uebungs-Aufgaben im Briefstyl für Knaben-Classen an Bürgerschulen

mit besonders gewähltem Stoff, den Kindern die Antworten zu erleichtern und sie im Briefschreiben und andern schriftlichen Arbeiten schnell auszubilden. Preis 12½ sgr. oder 10gr. Courant.

Karl Schäffer's

Uebungs-Aufgaben im Briefstyl für Landschulen,

mit besonders gewähltem Stoff, den Kindern die Antworten zu erleichtern und sie im Briefschreiben schnell auszubilden. Nebst einem Anhange bestehend in Formularen zu Rechnungen, Quittungen, Schuldscheinen, Contracten, Vollmachten und einigen Musterbriefen. Preis 12½ sgr. oder 10gr. Courant.

Th. Krause's Bibelkunde.

Ein Handbuch für Lehrer, Seminaristen und Bibelleser zum Verstehen der heiligen Schrift. Preis 1 Thlr.

(Recension aus der preußischen Volksschul-Zeitung 1831. No. 51.)

Ein herrlicher Wegweiser — ein treffliches Compendium für Lehrer an Volksschulen. Man fühlt es beim Lesen recht lebendig, daß ein Schulmann, ein praktischer Jugendbildner der Verfasser dieses hochwichtigen Handbuches ist. „Die Wissenschaft hat durch die Herausgabe dieses Werkes nichts gewonnen," so werden allerdings rationalistische und supernaturalistische Grübler aufschreien, und ihr zahlreiches Gefolge wird dieses Geschrei kräftig unterstützen; aber wir schlichten Volkslehrer müssen, wenn wir der Wahrheit nicht untreu werden wollen, noch lauter bekennen: „Daß die Praxis durch die Herausgabe dieser sehr gelungenen Schrift viel, sehr viel gewonnen habe." — Druck und Papier sind gut und der Preis von 1 Rthlr. nicht zu theuer.

Dr. F. W. Genthe's

Handbuch der Geschichte der Italiänischen Litteratur.

Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke.

Erste Abtheilung: Prosa. Preis 2 Thlr.

(Recension aus den Blättern f. literar. Unterhaltung 1832. No. 232.)

Die Erwartungen, mit denen wir dies Werk zur Hand nahmen, sind nicht getäuscht worden. Es ist in gleichem Maaße ein Product der fleißigsten Forschung, des Geschmacks und einer ungetrübten parteilosen Kritik zu nennen, das unter den Erscheinungen des Tages einen bleibenden Rang einzunehmen verspricht, wenn derselbe Geist vorurtheilsfreier Prüfung, der sich in dem vorliegenden ersten Bande bewährt, auch die nachfolgenden nicht verläßt. — Der Herausgeber, welcher auf die Anerkennung aller Literaturfreunde gerechten Anspruch hat, stellt in der Vorrede Zweck und Absicht dieses umfassenden Werkes dahin heraus: durch eine gedrängte Geschichte der verschiedenen Litteraturen und durch Mittheilung ausgezeichneter und charakteristischer Bruchstücke daraus, nicht ein Surrogat für die Kenntniß derselben, sondern vielmehr eine Anregung dazu und einen Leitfaden dafür zu geben. Sein Gebiet ist ausschließlich die schöne Litteratur der bezeichneten Völker. Eine kurze ganz pragmatische Geschichte derselben ausreichend zur Charakteristik ihrer Epochen und mit Ausschluß aller Polemik, leitet jede Litteratur ein. Ihr folgt eine Sammlung von Musterstücken aus Prosa und Poesie in treuen Uebersetzungen begleitet von einer kurzen Biographie des Autors. Bei diesem Plane sind für die italiänische, die französische und die englische Litteratur je zwei Bände von circa 30 Bogen berechnet. Die spanischen und portugiesischen Prosaiker werden einen, die Dichter beider Völker einen

zweiten Band füllen; eben dasselbe soll für die holländische, dänische und schwedische Litteratur beobachtet, die provenzale Litteratur aber als Einleitung zur französischen bearbeitet werden. Die Folge dieser Theile ist aus guten Gründen richtig gewählt; allein die einzelnen Bände werden mit besondern Titeln den Liebhabern einzelner Litteraturen zum Kauf gestellt. Dieser Entwurf ist zu loben, und die bescheidene Schätzung, welche den Herausgeber abhält, in seinem Werke irgend etwas ganz Neues und Unerhörtes anzukündigen, gewinnt ihm unser Vertrauen für das, was er zu leisten verspricht. Nach diesem ersten Bande zu schließen, stehen ihm die besten Quellen zu Gebote, die Bearbeitung der Literargeschichte ist durchaus trefflich, durch Bestimmtheit, Kürze und sachgemäßen Ausdruck musterhaft, dabei lückenlos, umfassend und frei von Irrthümern, zu denen vorgefaßte Meinungen, Neuerungssucht und Haschen nach originellen Ansichten so oft verleitet. Beides, Geschichte und Uebersetzung, gehört ihm und seinen Freunden ausschließend an; doch läßt er die Absicht durchblicken, von allbekannten Werken unübertreffliche Uebersetzungen nicht zu verschmähen, um dafür lieber minder bekannte Autoren mit desto größeren Probestücken einzuführen u. s. w.

Dr. F. W. Genthe's
Handbuch der Geschichte der Italiänischen Litteratur.
Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke.

Zweite Abtheilung: Poesie. Preis 2½ Thlr.

Dr. F. W. Genthe's
Handbuch der Geschichte der Französischen Litteratur.
Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke.

Erste Abtheilung: Prosa.

Preis 2 Thlr. 10 sgr. oder 2 Thlr. 8 gr. Courant.

Anleitung zur gründlichen Erlernung des Schachspiels
nach den Regeln der besten Schriftsteller und eigener Erfahrung, für Anfänger bearbeitet, und durch Aufstellung der zweckmäßigsten neuesten Spiel-Arten, Spiel-Eröfnungen und End-Spiele erläutert von J. F. Rust. Preis 21 ggr. (26¼ sgr.)

Auf eine höchst sinnreiche Weise hat der Verfasser des vorliegenden Werkes die Grundzüge zur leichten und gründlichen Erlernung des Schachspiels aufgestellt, und durch die zweckmäßigsten neuesten Spiel-Arten erläutert. Nicht nur Anfänger, sondern auch völlig geübte Schachspieler werden durch die vorzügliche Auswahl der Musterspiele, darin mannichfache Belehrung finden, und es wird die Theilnahme aller Verehrer dieses interessanten Verstandes-Spiels in Anspruch nehmen.

Durch den höchst geringen Preis von 21 ggr. für 14 Bogen wird sich dasselbe vor ähnlichen Werken noch besonders empfehlen.

Der Einsiedler
oder Wilhelms wunderbare Abenteuer, und der Sclav. Zwei Erzählungen zur belehrenden Unterhaltung für die erwachsenere Jugend.

Mit 6 illuminirten Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr.

Der junge Negersclav
und die geraubten Kinder. Zwei Erzählungen zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend.

Mit 6 illum. Kupfern. 1 Thlr.

Kleine Geschichten
zur belehrenden Unterhaltung für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren.

Mit 8 illum. Kupfern. 18 ggr.

Von

C. Hildebrandt.

Der Verfasser ist in diesen drei Schriften dem Grundsatze treu geblieben, den er in früheren Jugendschriften, in Robinsons Colonie, in den Winterabenden, in des Prinz Maximilians Reise, in der Ueberwinterung auf Spitzbergen u. s. w. sich zum Gesetz machte — Angenehmes mit Nützlichem zu verbinden. Auch in diesen Schriften leuchtet seine Bekanntschaft mit jugendlichen Fähigkeiten hervor. Er weiß die Aufmerksamkeit des Kindes nicht nur zu wecken, sondern versteht die noch schwerere Kunst, sie bis ans Ende zu erhalten. Zugleich verschafft er Vätern und Lehrern die günstigste Gelegenheit, das aufmerksame Kind nicht nur mit dem Wissenswürdigen, sondern auch mit dem Nachahmungswerthen bekannt zu machen. Ein Vorzug, der einem großen Theil unserer Jugendschriften fehlt, ob er gleich wohl die Hauptsache ist.

Eunomia.
Eine Sammlung lehrreicher Erzählungen zur Bildung des Geistes und Herzens für die Jugend, besonders für Kinder von 8—12 Jahren.

Mit 8 illum. Kupfern. 1 Thlr. 10 sgr. oder 1 Th. 8 gr. Cour.

Der Verfasser vorstehender Schrift, ein Mann, der seit einer Reihe von Jahren sich mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigt, und als pädagogischer Schriftsteller bekannt ist, zeigt in dieser Schrift, wie gut es ihm gelungen, dem Geiste des Kindes eine befriedigende und nützliche Unterhaltung zu bereiten. Gleich entfernt von dem blos Belehrenden, wie von dem Spielenden, nimmt er auf die Fähigkeiten des Kindes glücklich Rücksicht und auf diesem sichern Wege macht er die Jugend schon auf vieles aufmerksam das zur ersten Grundlage eines künftigen edlen Charakters dient.

Unterhaltendes und belehrendes Bilderbuch für Knaben und Mädchen
von

Heinrich Müller.

(Verfasser von Bitte, Bitte; nützliches Geschenk u. s. w.)

Mit 8 illuminirten Kupfern. Sauber gebunden ¾ Thlr.

Eine gewiß reichhaltige Jugendschrift, in welche der Geist und das Gemüth der Kinder gleiche Nahrung findet. Die Geschichten, Anekdoten, das Merkwürdige aus der Naturgeschichte, die lehrreichen Fabeln und die Lieder zum Auswendiglernen, eignen sich ohne Ausnahme, das Kind auf eine interessante, bildende und auf veredelnde Weise zu beschäftigen. Der durch Kinderschriften längst bekannte Herr Verfasser hat es bewiesen, daß er das Kind versteht und wohlthätig auf dasselbe einzuwirken weiß, wovon auch diese neueste Schrift ein sprechender Beweis ist.

J. Brückner's
zwölf Vorlegeblätter zum Schönschreiben
in deutscher und englischer Currentschrift.

Preis 10 sgr. oder 8 gr. Courant.

Buntes Allerlei,

in merkwürdigen und unterhaltenden Geschichten; biographischen Skizzen; abentheuerlichen Erzählungen; Neuestem aus der Länder- und Völkerkunde, Natur-Merkwürdigkeiten; Anecdoten etc.

11 Bände oder 88 enggedruckte Bogen, brochirt
(Ladenpreis 2 Thaler 18 ggr.)
Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 8 ggr. (1 Thlr. 10 sgr.)
Einzeln jeder Band ¼ Thaler.

Dieses seit dem Jahr 1824 unter dem Titel: **Allgemeiner Volkskalender** erschienene Buch befindet sich bereits in **vielen tausend Händen**, und ist von **Tausenden** gelesen worden, das beweist der ungemeine Absatz der demselben unter dem obengenannten Titel zu Theil wurde, und, ein seltenes Beispiel bei Kalendern! — sogar mehr wie Eine neue Auflage nöthig machte. — Es gehört mit Recht zu den wahrhaften Volksbüchern, und verdient einen Platz in jeder guten Bibliothek, wie sich durch den nachfolgenden Inhalt noch mehr bekunden wird.

Inhalt:

1r Band. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, in der Schlacht bei Fehrbellin. — Der lange Matthies. — Dracula, der Tyrann. — Ueber des Kaisers Bart streiten. — Das Degentragen. — Historische Miszellen. — Großmüthiger Wettstreit. — Die schreckliche Maskerade. — Historische Anekdoten. — Bruchstück aus Las Cases Tagebuch über Napoleons Leben. — Wallensteins Leben. — Konstantinopel. — Die Spanier und ihre religiösen Gebräuche. — Beispiele von hohen und starken Bäumen. — Langer Schlaf. — Der brennende Berg. — Der zitternde Felsen. — Der unterirdische Wald. — Der Brunnen in Boiaval. — Herculanum. — Weibliche Seelengröße. — Wunderbare Prophezeihung. — Elisabeth Vasconellos. — Mord und Selbstmord aus Ehrliebe. — Wunderbare Entdeckung verborgener Missethaten. — Die Papillote. — Rache eines Affen. — Das englische Marketenderpferd. — Stärke eines Tigers. — Die Hunde auf dem St. Bernhard. — Kampf zwischen einem Hirsche und Tiger. — 17 Rezepte zur Land- und Hauswirthschaft. — 7 Mittel bei Krankheiten. — 2 Gedichte. — 42 Anekdoten.

2r Band. Bauern-Empörung in Schweden. — Historische Miszellen. — Dämonis 34jährige Sclaverei. — Edelmuth des Kaisers Alexander. — Entdeckung der Chinarinde. — Mustapha. — Die freien Reichsstädte. — Friedrich der Große als Ehestifter. — Friedrich der Große, ein Vater seines Volkes. — Züge zur Charakteristik Alexanders. — Spanien. — Die große afrikanische Wüste Sahara. — Naturhistorische Miszellen aus Afrika. — Hohes Alter. — Donner und Blitz. — Merkwürdige Gewitter. — Wanderung der Vögel. — Die Mordmaschine. — Die Todesbotin. — Das Gewissen. — Das furchtbare Versprechen. — Die 3 Locken. — Der Gewittersturm. — Der Köhlerknabe. — Der Neu-Foundländische Hund. — Der Elephant. — Der Orang-Utang. — Das kluge Pferd. — Der Baumgarten. — 7 nützliche Rezepte. — 2 Gedichte. — 2 sonderbare Begebenheiten. — 48 Anecdoten.

3r Band. Die erste und größte Lebensgefahr Friedrichs des Großen. — Das Schicksal Magdeburgs im dreißigjährigen Kriege. — Die Weiber von Weinsberg. — Furchtbarer Kampf um eine Königskrone. — Andreas Hofer. — Winterfreuden in Rußland. — Die chinesische Mauer. — Die St. Peterskirche zu Rom. — Die Purra. — Die Canadier. — Sonderbare Tageseintheilung. — Mailand. — Die Schlange Anaconda. — Der Giftbaum. — Kröten im Lehme. — Ein Teich, in welchem das Wasser regelmäßig verschwindet. — Die große Linde bei Neuenstadt. — Ein Erdfall. — Ein Habicht brütet Enteneier. — Liebe und Menschlichkeit, eine Erzählung. — Die unglückliche Reise. — Die menschenfressenden Europäer. — Liebe und Verrath. — Eine merkwürdige Criminalgeschichte. — Der Wiener Scharfrichter. — Das Verborgene. — Abscheuliche Seeräuberei. — Vatermord aus Kindesliebe. — Der Schein trügt. — Das Affengefecht. — Schlauheit der Wölfe und Füchse. — Der Schiffbrüchige und die Kuh. — List eines Reihers. — Trenks Maus. — 10 Rezepte aus der Landwirthschaft. — 9 Mittel bei Krankheiten. — 2 Gedichte. — 2 merkwürdige Begebenheiten. — Erfindungen der Deutschen. — Barclay's Bierbrauerei. — 33 Anekdoten.

4r Band. Aufstand der griechischen Nation. — Greuliches Wüthen der Türken gegen die Griechen. — Der Gouverneur de Vic. — Der Oberst von Fahrenbach. — Die unterseeischen Colombiaden. — Frühere Sclaverei in Griechenland. — Die Verwiesenen in Amerika. — Drei historische Merkwürdigkeiten. — Vertreibung der Franzosen aus Gotha. — Historische Miszellen. — Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach. — Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms, Markgrafen zu Brandenburg. — Albrecht Dürers Ehe. — Der Componist Mehul. — Geschichte der Erdbeben. — Eine Nacht in London. — Ein Tag in Madrid. — Skizze einer großen Jagd. — Zur Geschichte der Urwelt. — Die Alligatorjagd. — Wilde Hunde. — Die Schlange auf der Insel Martinique. — Die Purpurschnecke. — Der Pfeffer. — Ananasflachs. — Leuchten des Seewassers. — Meerkatzen. — Gefecht eines Negerfürsten mit einem Löwen. — Naturgeschichte der Klapperschlangen. — Die Sinnpflanze, eine Erzählung. — Die Reseda. — Eine Perrücke bringt in Lebensgefahr. — Die gefährdete Unschuld kommt durch ein Vergehen gegen den Schuldigen an den Tag. — Der Sonderling. — Die schwarze Frau. — Zur Naturgeschichte der Biber. — 9 Rezepte aus der Landwirthschaft. — Mittel gegen Hautausschläge. — 54 Anekdoten.

5r Band. Betrachtungen über das Weltgebäude. — Die wahre Zeit. — Etwas über den Feldzug in Rußland. — Napoleons Leben im Feldlager. — Der untergeschobene Brief. — Chinesische Kriegslist. — Türkische Tyrannei. — Die griechischen Brander. — Der Mameluk Rustan. — Die Schildwache. — Veranlaßung der Bienen auf Napoleons Krönungsmantel. — Die Gräfin Verdier. — Fontainebleau. — Der Präfect von Hanau. — Ein Hund veranlaßt die Reformation in England. — Ein Spiel Karten rettet die Protestanten. — Vergeltung. — Miszellen. — Züge aus dem Leben des Kaisers Alexander. — Ali Pascha. — Miß Wilson. — Demoiselle Mars. — Bildhauer Ceracchi. — Petersburger Sittentafel. — Kamtschatka. — Haiti. — Der stille Freitag zu Jerusalem. — Englische Sittentafel. — Eine Rathsversammlung der Neger. — Tag und Nacht. — Sitten und Gebräuche der Marokkaner. — Kaledonische Sittentafel. — Gebräuche verschiedener Völker. — Die Pouliah's. — Die Salzminen von Wieliczka. — Die Schlangengrotte. — Die Republik der Vögel. — Der Butterbaum. — Gummi elasticum. — Der junge Dieb, eine Erzählung. — Scheußliche Erscheinung aus der neuesten Zeit. — Menschliche Gräuel. — Der Soldat des Papstes. — Wie fangen die Seevögel ihre Fische? — Klugheit einer Taube. — Belustigende Wolfsjagd in Liefland. — 4 Rezepte zur Landwirthschaft. — 4 Mittel in Krankheiten. — 24 Anekdoten.

6r Band. Gesetze und Strafen der Deutschen im 5ten Jahrhundert. — Die Gottesurtheile. — Die Könige, Herzoge

und Grafen der Deutschen. — Kilian, Emeran, Rupert, Gallus, Bonifacius und Sebaldus, Bekehrer der heidnischen Deutschen. — Burkhard Christoph Graf von Münnich. — Andreas Graf von Ostermann. — Freiherr von Canstein. — Fürst Leopold von Deßau. — Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelm I. — Zur Geschichte der Brautringe. — Geschichte der Hochzeit= und Brautkränze. — Geschichte der Brautführer. — Ueber das Aprilschicken. — Der erste Mai oder die Walpurgisnacht. — Die Bockweihe der alten Slaven und Wenden. — Der Hubertusschlüssel. — Der Mansfelder Thaler. — Ueber Schatzgräberei und Goldmachen. — Allgemeine Rechtskunde. — Gruß-Sitten bei verschiedenen Nationen. — Sitten der Araucaner. — Die indischen Gaukler. -- Die griechische Hochzeit. -- Gebräuche unter den Korsen. -- Europäische Türkei. -- Der Polyp. -- Die Cuicanaraschlange. -- Klugheit und Gelehrigkeit des Büffels. -- Die blaue Quelle. -- Der Talgbaum. -- Der Butterbaum. -- Ameisen an der Südsee. -- Nordamerikanische Froschzüge. -- Der Fluß Tinto in Spanien. -- Der Speik. -- Die Terbys. -- Die Pantherjagd. -- Der weißköpfige Adler. -- Wanderungen der Vögel. -- Naturgeschichte der Eulen. -- Der Koka=Baum. -- Tiger= und Büffelgefecht. -- Mausche Rudel, der Räuberhauptmann. -- Der Leichenzug des Herzogs von Istrien. -- 7 Recepte in der Land= und Hauswirthschaft. -- 2 Mittel bei Krankheiten. -- 33 Anekdoten.

7r Band. Von den alten Völkern, welche die Ufer der Elbe und Weser bewohnten. -- Attila, König der Hunnen. -- Die Vehmgerichte. -- Von den Fehden im 15. Jahrhundert. -- Die Flagellanten oder Geisselbrüder in Deutschland. -- Friedrich des Großen letztes Lebensjahr. -- Christian IV. König von Dännemark und Christina Munk. -- Kaiser Otto der Große und die schrecklichen Hungarn. -- Johann Lange, ein Pommerscher Bauer und Herzog Bogislav von Pommern. -- Ein zweiter Leonidas in Deutschland. -- Heldenmuth Karls XII. Königs von Schweden. -- Schumla. -- Beschreibung der persischen Residenz Teheran. -- Hospitäler für Thiere in Indien. -- Nova Zembla. -- Große Londoner Brauerei. -- Bettler in Hedschas. -- Zweikämpfe in Amerika. -- Etwas aus London. -- Der Eisenbaum. -- Die Thierblume. -- Die wandernden Berge. -- Die Schnupfeninsel. -- Die Perlenfischerei. -- Der Tallipot. -- Sonderbare Backöfen. -- Der Pfefferstrauch. -- Der Oelbaum -- Die Jagd des Beutelthiers. -- Der Zorillo. -- Der Türin. -- Merkwürdiges aus dem Thierreiche. -- Der Savoyarde und der Bär. -- Der Eisbär. -- Uneigennützige Dienstfertigkeit. -- Die Erscheinung des Großvaters. -- Der Geist. -- Zwei wahrhaftige Poltergeschichten. -- Der Glaube an Hexerei. -- Hexenprozesse. -- Propheten und Wahrsager. -- Ueber Prophezeihungen. -- Die Peterskirche in Rom. -- 5 Rezepte zur Land= und Hauswirthschaft. -- 5 Mittel bei Krankheiten. -- 24 Anekdoten.

8r Band. Der eigentliche Himmel. -- Nähere Betrachtung unserer Sonne. -- Die Sterne. -- Die Hauptarten der Sterne. -- Die Zahl der Sterne. -- Von dem Ursprung der Sternbilder. -- Fürst Blücher in Hamburg. -- Alphons de Lamartine. -- Kurze Charakteristik Bolivars. -- Gerechtigkeit auf Anmaßung und Bescheidenheit. -- Johann Elert Bode. -- Kurzer Lebensabriß Karls von Linne. -- Biographische Züge aus dem Leben des alten Deßauers. -- Diebswesen in Spanien. -- Beschreibung eines Auto da Fe in Goa. -- Das heutige Athen. -- Einiges von den Chinesen. -- Gebräuche der Algierer. -- Das neue Jahr der Chinesen. -- Adlerjagd in Schottland. -- Beschreibung von Peking. -- Das Mahagonyholz. -- Merkwürdiger Instinkt eines Vogels. -- Ausgezeichnete Natur=Schönheit. -- Der Vogelteich und der Teich der Kaimans in Brasilien. -- Schreckliches Wetter zu Nordhausen 1582. -- Der Sternreiber. -- Die Wasser= und die Springspinne. -- Gefahren, denen der Mondschein aussetzt. -- Sprache der thierischen Schöpfung. -- Der vergiftende Garten. -- Der Wollenbaum. -- Blüchers Beredsamkeit. -- Die Spanier in Peru. -- Ein neuer Moniteur. -- Soliman el Halebi. -- Gasparoni. -- Giulio, eine Erzählung. -- Kriegs=Scenen, oder die Rettung, eine Erzählung. -- 9 Rezepte zur Land= und Hauswirthschaft. -- 9 Mittel bei Krankheiten. -- 25 Anekdoten und andere Kleinigkeiten zur Kurzweil.

9r Band. Vom Ursprung der Sternbilder. (Fortsetzung). -- Die Bewohner der Sonne. -- Luther auf der Reise. -- Gustav I. König von Schweden. -- Letzte Augenblicke Ludwigs XVI. -- Andenken an die Königin Louise. -- Anekdoten von Suwaroff. -- Das Kaiserthum Marokko. -- Die Quäcker. -- Die Methodisten. -- Die Steinkohlengruben. -- Bettler in London. -- Religionsgebräuche der Russen. -- Besuch bei den Eskimos. -- Die Austern. -- Der Alligator. -- Der größte Adler. -- Die Spinne als Wetterprophet. -- Seeungeheuer. -- Abrichtung wilder Thiere. -- Gefahren der Seereise. -- Schneegraupeln. -- Geschichte des Militär=Waisenhauses zu Potsdam. -- Die Expedition nach Algier. -- Abenteuer in den Gebirgen von Peru. -- Blücher in England. -- 8 Rezepte zur Landwirthschaft. -- 9 Mittel bei Krankheiten. -- 17 Anekdoten.

10r Band. Turnier zu Ruppin 1509. -- Wallenstein vor Stralsund. -- Die Granate. -- Der heilige Antonius. -- Prinz Heinrichs Ruf zur Königswürde in Polen. -- Rührende Scene auf dem Schlachtfelde. -- Kriegslist der Russen. -- Die Recruten. -- Kaiser. -- E. Chr. von Kleist. -- Friedrich II. und der alte Grenadier. -- Gustav III. und die Dalekarlier. -- Scherz und Ernst. -- Magister Stöfler. -- Bonifacius. -- Friedrich II. und Madame Karschin. -- Schöne That eines Preußischen Kriegshelden. -- Volksleben auf Sardinien. -- Charfreitagsprocession in Spanien. -- Getränke verschiedener Nationen. -- Das Thürklopfen in England. -- Ursprung des Pantoffelküssens. -- Das Innere des Serails in Konstantinopel. -- Antwerpen. -- Katakomben bei Palermo. -- Die Seelöwen. -- Die Brodfrucht. -- Der Emgallo. -- Eine Oelquelle. -- Der Rattenkönig. -- Klugheit eines Wolfs. -- Ein Vogel von einer Katze beschützt. -- Klugheit der Katze. -- Instinct eines Schafes. -- Ein merkwürdiger See. -- Die Sargmacher (Volkssage). -- Der geistliche Menschenfreund. -- Eine Scene auf dem Meere. -- Mutterliebe. -- Wetterregeln. -- 14 Rezepte zur Landwirthschaft. -- 12 Mittel bei Krankheiten. -- 24 Anekdoten.

11r Band. Die Schlacht bei Zorndorf. -- Erstürmung von Lübeck. -- Prinz Moritz von Oranien. -- Kriegslist des General Ponto Carrero. -- Friedrich der Große und die Kosacken. -- Der tapfere General Fouque. -- Prinz Heinrich von Preußen. -- Mehemed Ali. -- Große Erfolge aus geringen Mitteln. -- Belohnte Unerschrockenheit. -- General Dörfling. -- General von Treffenfeld. -- Friedrich der Große nach der Schlacht bei Leipzig. -- Der brave General Kayler. -- Edler Zug von Blücher. -- Nachrichten von Arauco. -- Das jetzige Algier. -- Persische Sitte. -- Der Kaffee der Morgenländer. -- Der Russe. -- Lazareth für Thiere. -- Geburts= und Sterbelisten. -- Verhältniß der Menschenzahl. -- Das Pfeifengericht zu Frankfurt. -- Der Oeldieb. -- Der Blitz errettet vom Tode. -- Natürliche Stiefelwichse. -- Der ewige Wind. -- Das Thierconzert. -- Der weiße Fuchs. -- Merkwürdige Brunnen. -- Beobachtungen über die Bienen. -- Die Aepfel von Sodom. -- Die Paramos. -- Der Nachtwandler. -- 8 Erzählungen. -- 11 Rezepte zur Landwirthschaft. -- 13 Mittel bei Krankheiten. -- 21 Anekdoten. -- 24 Scherze.

